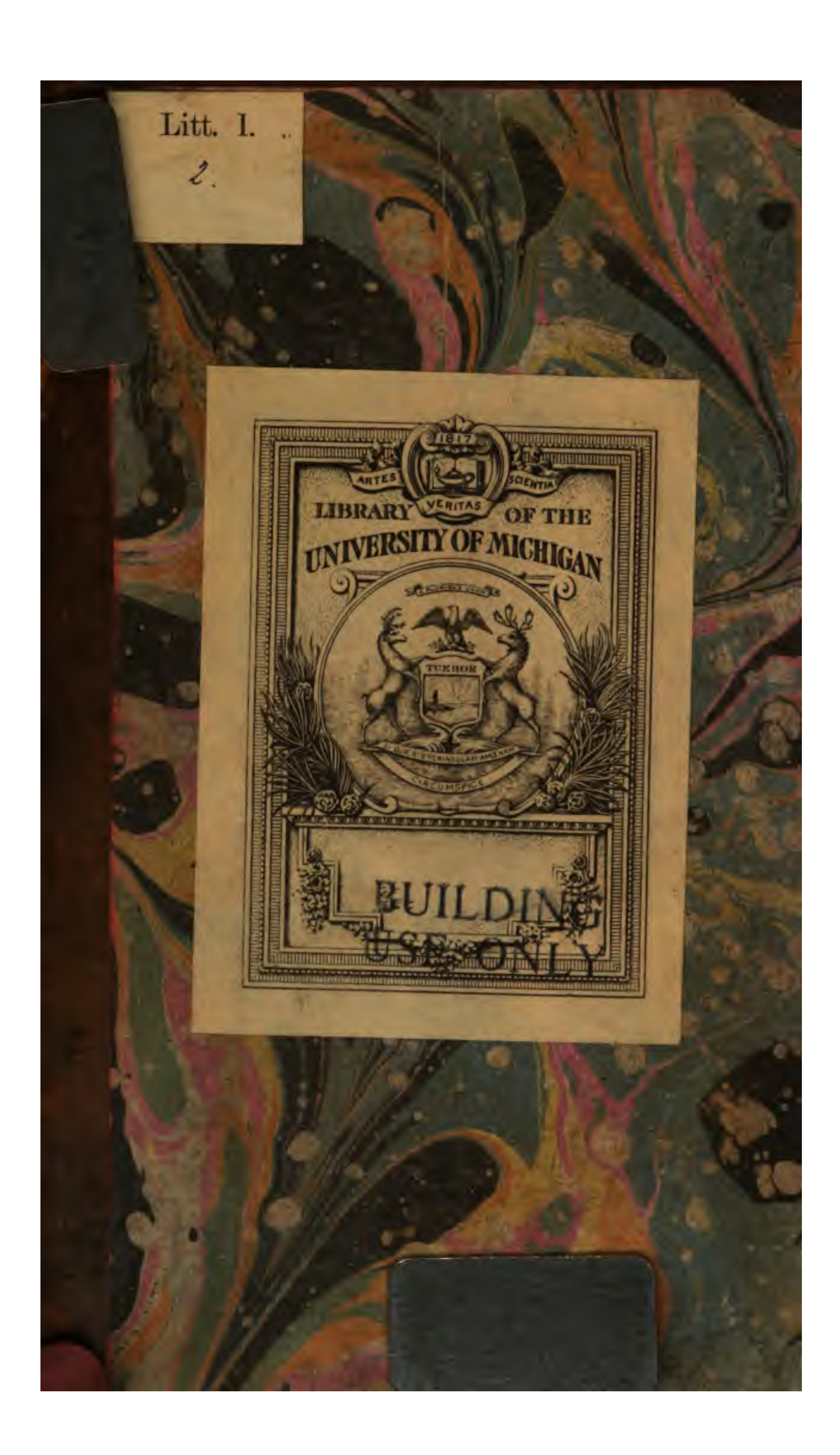
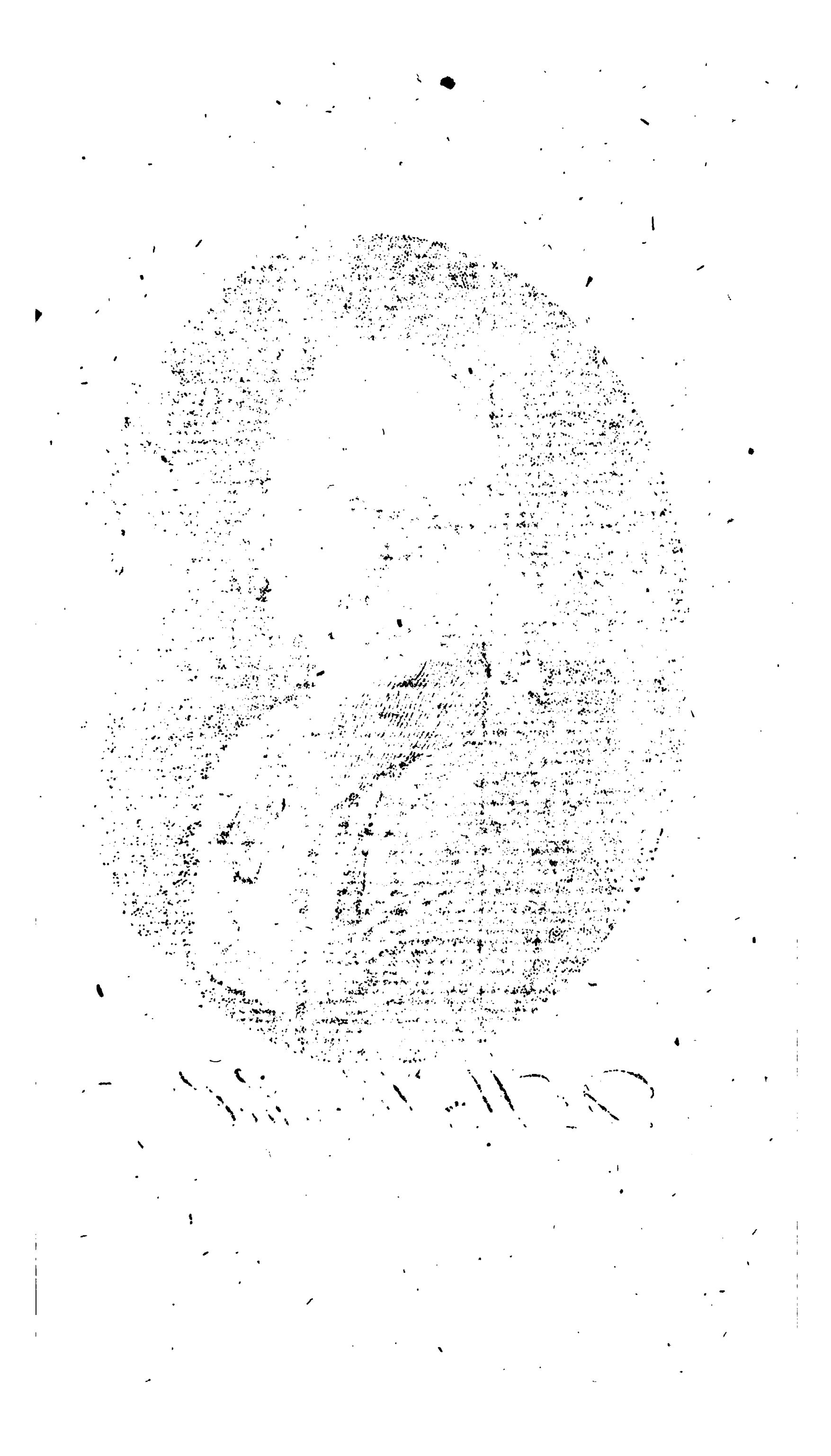


Litt. I.
2.
1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BUILDING
USE ONLY





Dr. W. Herschel

Allgemeine deutsche Bibliothek.





Des acht und achtzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1789.

Verzeichniß

der im ersten Stücke des acht und achtzigsten Bandes enthaltenen recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Protestant. Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrtheit.

3) Arz:

3) Arzneygelahrtheit.

4) Weltweisheit.

5) Schöne Wissenschaften.

6) Schöne Künste.

a) Bildende Künste.

7) Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Kurzer

8) Philologie.

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie.

10) Erziehungsschriften.

11) Münz-

11) [illegible]wissenschaft.

12) Vermischte Nachrichten.

Der

Verzeichniß der recensirten Bücher.

I. Forst-

I.

Forsthandbuch — Allgemeiner theoreretisch-praktischer Lehrbegriff sämtlicher Forsterwissenschaften — Auf Sr. Königl. Majestät von Preussen allergnädigsten Befehl abgefaßt von F. A. L. von Burgsdorff, Königl. Preußischen Geheimen Forstrathe ꝛc. Nebst vielen Tabellen und einer illuminirten Forstkarte. Berlin 1788. Auf Kosten des Verfassers, in gr. 8. 784 Seiten.

Wir ergreifen mit Vergnügen die Feder, um denjenigen Theil des deutschen Publikums, so sich mit Verwaltung der Forsten, entweder mittelbar oder unmittelbar beschäftiget, und denen es Pflicht ist, den beynahe durch ganz Deutschland einreisenden Holzmangel, mit nöthiger, aber auch wissenschaftlicher Thätigkeit entgegen zu arbeiten, ein Buch bekannt zu machen, welches für sie klaßisch und bis itzo das einige ist, so seiner Absicht, das Forstwesen im ganzen Umfange, als eine aus vielen andern zusammengesetzte Wissenschaft vorzutragen, auch vollkommen entspricht. Jägerey und Forstwesen, jenes eine technische Kunst und dieses eine Wissenschaft von so weitem Umfange, sind seit Jahrhunderten mit einander verbunden gewesen. In jenen barbarischen Zeiten, in welchen noch die Großen Deutschlandes dem heiligen Hubertus mit grossem Kostenaufwande, von Zeit zu Zeit ihre solenne Opfer brachten, herrschte der Jäger über den Forst,

 und

und jeder hirschgerechte Jäger fühlte sich geschickt den Forstbedienten zu machen, und glaubte wohl gar, daß seine barbarische Sprache, durch welche er sich als Weidemann von den übrigen Deutschen unterschied, sey die ganze Wissenschaft, die er nöthig habe, um einen Forst zu verwalten, und dieses hieß leider mehr als zu oft — ihn ruiniren zu können. Wir haben schon an einem andern Orte in dieser Bibliothek den Zeitpunkt bestimmt, wann eher es in Deutschland überhaupt und in unsern Landen insbesondre anfing, im Forstwesen Licht zu werden. Friedrich der Einzige strich aus seinem Hofkalender jene Festtage des heiligen Hubertus aus; dieses Beyspiel fand bald Nachahmer, die Jägerey sank — und anstatt die Jäger müßig gehen zu lassen, gebrauchte man sie zu einem viel edlern Endzwecke, man bildete sie zu Vertheidigern des Vaterlandes; und wenn sie hier ihre Pflichten rechtschaffen erfüllt, so wartete auf sie, als Belohnung für ihre dem Staate geleisteten Dienste, die Verwaltung des Forstes. So löblich dieses war, so hatte es doch leider die betrübtesten und zu sehr in die Augen fallenden Folgen für unsere Forste; dieses wurde von unserm liebenswürdigen Könige Friedrich Wilhelm gleich beym Antritt seiner glorreichen Regierung bemerkt, und es erschien die merkwürdige Verordnung, vermöge welcher hinführo **die Forstbedienungen, an geprüfte Subjecte, nicht aber zur Versorgung ferner vergeben werden sollten** (es sollen also nicht mehr die Jäger zugleich Förster, sondern umgekehrt, der Förster zugleich Jäger seyn). Da nun in Zukunft ein Forstbedienter mit den erforderlichen Kenntnissen seines Amtes auch versehen seyn muß, hierinn aber bloße Erfahrung, ohne alle wissenschaftliche Grundsätze, nicht hinlänglich, so erhielt der Herr von B.

den höchsten Königl. Befehl, ein Buch auszuarbeiten, welches diesem Endzwecke entspreche, und so erhielt dieses vor uns liegende Werk sein Daseyn, welches gewiß in dieser Wissenschaft Epoche machen wird. Wir halten es deshalb für Pflicht, unsere Leser ganz damit bekannt zu machen, um sie zu überzeugen, daß dieses Werk gewiß einen großen Einfluß auf die bessere Verwaltung und Verpflegung der Forsten haben werde, und welchen Dank die Nachkommenschaft seinem Urheber schuldig sey.

Das Ganze besteht aus einer Einleitung, vier verschiedenen Abhandlungen, welche wiederum in verschiedene Abschnitte und diese in Kapitel getheilet sind, und denen alsdann der Forst-Kalender angehängt ist. **Im ersten Capitel** der Einleitung wird von der Nothwendigkeit einer gründlichen und geprüften Kenntniß derjenigen, die Forstbedienungen bekleiden sollen, gehandelt. **Zweytes Capitel.** Erklärung des Forstwesens. Dieses ist ein Inbegriff der aus der Forstwissenschaft herzuleitenden und der verfassungsmäßigen Forstgeschäfte überhaupt; welches in 1) das innere und 2) in das äussere Forstwesen eines jeden Landes abgetheilet, jenes ist die Anwendung und der Betrieb der Forstwissenschaft im Walde selbst, bey würklicher Ausübung der Forstwissenschaft in Detail, in Absicht a) der möglichsten höchsten Benutzung, b) der pfleglichen Erhaltung, Ersparung und c) Verbesserung; dieses (das äussere) begreift die allgemeine und besondere Finanz- und Kameraldirektion von jenen; durch die dazu bestimmten Landeskollegia unter Autorität des Regenten. **Drittes Kapitel. Allgemeiner kurzer Begriff von der Forstwissenschaft selbst.** Die reine Forstwissenschaft ist aus vielen angewandten Theilen der Naturkunde, Mathematik, Technologie, Kameral-

meral- und Polizeywissenschaft, auch Jurisprudenz nach genauem Maasse und Ziele, so wohl des Befehlenden als Gehorchenden zusammengesetzt, sie theilet sich dahero in die Lehre der **innern Verwaltung** und in die Lehre der **höhern — zur innern und äussern Direktion** ab. Hierauf bestimmt H. v. B. diejenigen einzelnen Theile im vierten Kapitel obgenannter Wissenschaften, so von einem Förster zu fordern sind, und welche er gründlich zu fassen hat. **Erste Abhandlung**: Ueber die Naturkenntnisse eines Forstbedienten, und die dazu gehörigen allgemeinen ausgemachten und bewiesenen Wahrheiten. Diese Abhandlung zerfällt in zwey Abschnitte; im erstern wird eine kurze allgemeine Naturgeschichte und im zweyten die besondere Forstnaturgeschichte vorgetragen; dieser Abschnitt theilet sich wiederum in folgende Kapitel. **Erstes Kapitel**. Von den Erdarten, ihrem Unterschiede und Eigenschaften, nach verschiedener Lage, in Absicht auf die Holzarten. Diesem ist die erste Tabelle angehängt, so eine kurze Uebersicht der überall vorkommenden einfachen und gemischten Erden, nach ihren unterschiedenen Eigenschaften, ihrer Farbe, Temperatur, dem Clima, der Lage und Exposition der Himmelsgegend, in Absicht der Oberfläche der Erde, bis in derjenigen Tiefe, von ½ bis 8 Fuß, in welcher die Wurzeln der verschiedenen Bäume und Sträuche gelangen können, giebt. Diese Tabelle enthält 805 verschiedene Gesichtspunkte. **Das zweyte Kapitel** beschäftiget sich mit der natürlichen forstmäßigen Eintheilung der deutschen wilden Holzarten, in Laub oder Nadelholz, die entweder sommer- oder immer-grün sind, und nach ihrem Wachsthume in Bau- Baumholz nach drey verschiedenen Größen; ganze — halbe und rankende Sträuche und Erdholz; nachdem jede dieser Gattung gehörig

rig bestimmt ist, so wendet sich der Herr von B. zur Benennung derselben. Wenn unsere Sprache in einem wissenschaftlichen Gegenstande reich ist, so ist sie es gewiß in diesem, aber diese Reichhaltigkeit verursachet auch nicht wenig Verwirrung. Herr von B. hat deswegen im dritten Capitel, welches das forstmäßige Nahmenverzeichnis enthält, solches mit den verschiedenen Provinzialbenennungen versehen, über deren großen Anzahl man allerdings erstaunen muß. Aber noch mehr, wenn wir unsere Leser versichern, daß dieses noch lange nicht alle Nahmen sind, die, zum Schaden der wissenschaftl. Kenntniß, in Deutschland gegebraucht werden. Z. E. so fehlen noch bey Cornus mascula folgende gemeiner härtern: Caneelbeerstrauch, Corle, Corniolen, Dierlein, Dierling, Dierlig, Dientel, Dierlitzerstrauch, Dorrlingsbaum, Fürwitzel, Horkskenbeerstaude, Hörlken, Hornkirschen, Hürrbeere, Kurbeerbaum oder Staude. Korinle, Korrenbaum. Tirrten, welscher Kirschbaum, Zieherleinsstrauch, Ruhrbeerstrauch. Wir enthalten uns mehr Nahmen anzuführen, die in der Forstwissenschaft nicht allein, sondern in der Pflanzenkenntniß überhaupt eben so viel Verwirrung hervorgebracht haben, als weyland jene bekannte Sprachverwirrung im Bau des Thurms hervorgebracht haben soll. Wir wünschten, daß es dem Herrn von B. gefallen hätte, alle diese Provinzialnahmen in alphabetischer Ordnung zu geben, dieses würde ein bequemes Hülfsmittel für viele gewesen seyn, den wahren Nahmen aufzufinden. Wir wenden uns nun zu den Bäumen und Sträuchen selbst, deren Anzahl gerade 100 ist, und die hier nach obiger Abtheilung aufgestellet sind. Da dieses die Summe aller eigentlichen in Deutschland befindlichen wilden Holzarten ist, so glauben wir vielen unsern Lesern einen

meral- und Polizeywissenschaf
genauem Maasse und Ziele,
als Gehorchenden zusammer
ro in die Lehre der innerr
Lehre der höhern — zur
rektion ab. Hierauf be
einzelnen Theile im vierte
senschaften, so von einer
welche er gründlich zu f
lung: Ueber die Natur
und die dazu gehörigen
bewiesenen Wahrheite
in zwey Abschnitte;
meine Naturgeschicht
Forstnaturgeschichte
let sich wiederum in
pitel. Von den E
genschaften, nach
die Holzarten. T
so eine kurze Uebe
fachen und gemi
nen Eigenschaf
Clima, der Lag
in Absicht der !
Tiefe, von ½
verschiedenen
giebt. Die
sichtspunkte
sich mit der
deutschen
die entwei
ihrem W
schiedene
che und

rig bestimmt ist, so wendet sich der Herr von B. zur Benennung derselben. Wenn unsere Sprache in einem wissenschaftlichen Gegenstande reich ist, so ist sie es gewiß in diesem, aber diese Reichhaltigkeit verursachet auch nicht wenig Verwirrung. Herr von B. hat deswegen im dritten Capitel, welches das forstmäßige Nahmenverzeichnis enthält, solches mit den verschiedenen Provinzialbenennungen versehen, über deren großen Anzahl man allerdings erstaunen muß. Aber noch mehr, wenn wir unsere Leser versichern, daß dieses noch lange nicht alle Nahmen sind, die, zum Schaden der wissenschaftl. Kenntniß, in Deutschland gebraucht werden. Z. E. so fehlen noch bey Cornus mascula folgende gemeiner härtern: Caneelbeerstrauch, Corle, Corniolen, Dierlein, Dierling, Dierlig, Dientel, Dierlitzerstrauch, Dorrlingsbaum, Fürwitzel, Horkskenbeerstaude, Hörlken, Hornkirschen, Hürrbeere, Kurbeerbaum oder Staude. Kornele, Korrenbaum. Tirrten, welscher Kirschbaum, Zieherleinsstrauch, Ruhrbeerstrauch. Wir enthalten uns mehr Nahmen anzuführen, die in der Forstwissenschaft nicht allein, sondern in der Pflanzenkenntniß überhaupt eben so viel Verwirrung hervorgebracht haben, als weyland jene bekannte Sprachverwirrung im Bau des Thurms hervorgebracht haben soll. Wir wünschten, daß es de[illegible] von B. gefallen hätte, alle diese Provinzialn[illegible]lphabetischer Ordnung zu geben, dieses wür[illegible]mes Hülfsmittel für viele gewesen seyn, [illegible] Nahmen aufzufinden. Wir wenden [illegible]en Bäumen und Sträuchen selbst, deren [illegible] 100 ist, [illegible] nach obiger Abthe[illegible]llet sind [illegible]e Summe aller [illegible] in De[illegible]hen wilden He[illegible] glaub[illegible] Lesern einen

nen nicht unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir hier das Verzeichnis mittheilen. Acer campestre, der kleine deutsche Ahorn; A. platanoides, der spitz A. A. Pseudo platanus, der Ahorn; Andromeda Polifolia, die rosmarienartige A. Arbutus uva Ursi, die Bärenbeere; Berberis vulgaris, der Berberisstrauch; Betula alba, die Birke; B. alnus, die Eller; B. alnus incana, die weisse Eller; Carpinus betulus, der Hornbaum; Clematis vitalba, die Waldrebe; Cornus mascula, der Korneelkirschenbaum; C. sanguinea, der Hartriegel; Corylus Avellana, der Haselstrauch; Cratægus Aria, der Mehlbaum; Cr. Oxyacantha, der gemeine Weißdorn; Cr. torminalis, der Elzbeerbaum; Daphne mezereum, der Kellerhals; Empetrum nigrum, die Krähenbeere; Erica Tetralix, die Sumpfheide; E. vulgaris, die gemeine Heide; Evonimus Europæus, das Pfaffenhütchen; Fagus sylvatica, die Mastbuche; Fraxinus excelsior, die Esche; Genista Germanica, die kleine stachlichte Ginster, G. Pilosa, die kriechende G. G. Tinctoria, der Färber G. Hedera helix, der Winter-Epheu; Hippophæ rhamnoides, der weidenblättrige See-Kreuzdorn; Ilex aquifolium, die Hülse; Iuniperus communis, der Wachholder; Ledum pallustre, der Kühnpost; Ligustrum vulg. der Liguster; Lonicera periclimenum, das wilde Geisblatt; L. Xylosteum, der Heckenkirschenstrauch; Mespilus Cotoneaster, der Quittenmispelstrauch; M. germanica, der Mispelbaum; Myrica Gale, die Gärbermyrthe; Ononis spinosa, die Hauhechel; Pinus Abies du Roi, die Weißtanne; P. Larix, der Lerchenbaum; P. Picea du Roi, die Fichte; P. sylvestris, die Kiefer; Populus alba, die Silberpappel; P. nigra, die Pappel; P. tremula, die Zitterpappel; Prunus avium, der Vogelkirschbaum; Pr. Cerasus, der Sauer-

kirschen-

kirschenbaum; Pr. Padus, der Traubenkirschbaum; Pr. spinosa; der Schlehendorn; Pyrus Cydonia sylvestris, der wilde Quittenstrauch; Pyr. malus sylvestris, der Holzapfelbaum; Pyr. Pyraster, der Holzbirnbaum; Quercus foemina, die Stieleiche; Q. robur, die Traubeneiche; Rhamnus Catharticus, der Kreuzdorn; Rh. frangula, das Pulverholz; Ribes alpinum, der Straußbeerstrauch; R. nigrum, der schwarze Johannisbeerstrauch; R. rubrum, der wilde Johannisbeerstrauch; R. uvæ crispa, der wilde Stachelbeerstrauch; Rosa alba, die weiße Feldrose; R. Canina, die blasse Feldrose; R. eglanteria, die Weinrose; R. lutea, die gelbe Feldr. R. spinosissima, die Erdrose; R. villosa, die große rauche Hagebutt-Rose; Rubus cæsius, die Ackerbrombeere; R. fructicosus, der hohe Brombeerstrauch; Salix acuminata, die Werftweide; S. alba, die weiße Linde; S. amygdalina, die Mandelweide; S. arenaria, die kleine Sandweide; S. aurita, die salbeyblättrige Weide; S. caprea, die Saalweide; S. fragilis, die Knackweide; S. helix, die gelbe Bachweide; S. Purpurea, die rothe Bandweide; S. rosmarini folia, die Rosmarienweide; S. pentandra, die Lorbeerweide; S. viminalis, die Korbweide; S. vitellina, die gelbe Bandweide; Sambucus nigra, der schwarze Hollunder; S. racemosa, der rothe Hollunder; Solanum dulcamara, die Alpranke; Sorbus aucuparia, der Vogelbeerbaum; Spartium scoparium, die Besenpfrime; Staphylea pinnata, die Klappernuß; Taxus baccata, der Eibenbaum; Tilia cordata, die glattblättrige Winterlinde; T. europaea, die rauchblättrige Sommerlinde. Ulmus campestris, die glatte Ulme; U. sativa, die rauche Ulme; Vaccinium myrtillus, die Heidelbeere; V. oxicoccos, die Moosbeere; V. uliginosum, der Trunkelbeerstrauch; V. vitis idæa, die

Preusselbeere; Viburnum Landana, der Schlingstrauch; V. opulus, der schwalkenbeerstrauch; Viscum album, die Mistel.

Das vierte Capitel enthält die Beschreibungen der Holzarten. Obgedachte 100 Arten werden hier unter ihre 48 Geschlechter gebracht. Die Ueberschrift enthält den deutschen Nahmen (der aber doch öfters von dem von andern angenommenen abweicht. Z. E. Lonicera periclymenum, das wilde Geißblatt, heißt bey andern die geschlungene Lonicere; eben so L. Xylosteum, der Heckenkirschenstrauch, bey andern die Zwerg L. Diese Abweichungen bewogen Rec. die deutschen Nahmen des Herrn von B. obigem Verzeichnis beyzusetzen). Hierauf folget der Geschlechtscharacter, welcher zeiget, was die aufgestellten Holzarten des nämlichen Geschlechts unter einander gemein haben, alsdann das Besondere jeder Art in Absicht 1) ihres Wuchses, 2) der Blüthe, 3) Frucht und Samen, 4) deren Aufgehen, 5) der Wurzeln, 6) des Laubes, 7) der Rinde, 8) des natürlichen Standes und Bodens, 9) der Saatzeit, 10) Pflanzung, 11) des Holzes und der Benutzung, 12) der Zufälle und 13) nöthige Anmerkungen; denen noch bey vielen die Schwere eines Kubikfußes, und das Verhältnis der Kohlen und ihre Güte angezeiget ist. Dieses alles aber hat der Herr von B. nicht allein unter sich, sondern auch mit der obangeführten Tabelle der verschiedenen Erdarten mit einander verbunden, und in eine lehrreiche Tabelle gebracht, vermittelst welcher man mit einem Blicke die ganze Naturgeschichte aller Holzarten und ihr Verhalten nach den so verschiedenen Erdarten und Lage übersehen kann.

Die zweyte Abhandlung beschäftiget sich mit denen erforderlichen mathematischen Kenntnissen eines Forst-

Forstbedienten und deren praktischen Anwendungen und zwar im ersten Abschnitte die angewandte Meßkunst oder Geometrie. Dieser Abschnitt ist bey weitem der kleinste und der Herr von B. verweiset auf die Schriften der Forstgeomtrie eines Hennerts und Wiesenklee, welche bereits, besonders was den ersten anbelanget, recht gut vorgearbeitet haben. Demohnerachtet ist hier dem Herrn von B. einiges entwischt, welches berichtiget zu werden verdient. Z. E. S. 330 muß nicht $\frac{25+21}{2}$ sondern $\sqrt{25.21}$ gesetzt werden. Und ein Baum muß natürlich einen größern Durchmesser haben, aus welchen ein Balkenstück, dessen parallele Seiten 25 und 21 seyn sollen, als wenn die Fläche ein Quadrat, dessen Seite 23 ist, seyn soll; obgleich $25.21 \angle 23^2$ ist. Nicht 23, sondern 25 muß hier in Rechnung kommen. § 238 muß anstatt die Rechnung so $(\frac{17+11}{2})^2$ solche nach $\frac{17^2+11^2}{2}$ gemacht werden. § 243 in 2) ist das Wort quadriren und in 4) das Wort kubiren, wider den Sprachgebrauch genommen. Eine Linie quadriren heißt sie zur 2ten und eine Fläche kubiren heißt sie zur 6ten Dignität erheben, welches beydes aber nicht geschehn soll, denn in 2 soll eine Linie mit einer andern bloß multiplicirt werden, um die Größe einer Fläche, und in 4 soll eine Fläche mit einer Linie multiplicirt werden, um die Größe eines Körpers zu finden, und dieses heißt weder quadriren noch kubiren. Im 245 § weicht Rec. vom Herrn von B. ab. Eigentlich ist jeder Balken und jede Walze, derer beyden Grundflächen nicht gleich groß, eine abgeschnittene Pyramide oder Kegel. Sie auszurechnen muß in jedem Falle gezeiget werden, (obgleich diese Rechnung für den Forstmann zu weitläuftig ist, und eine solche Genauigkeit im Forste nicht nothwendig

wenhig ist), um dem Forstmann das Vorurtheil der Richtigkeit seiner Rechnung zu benehmen. Er muß aber suchen dieser Richtigkeit so nahe als möglich zu kommen, und deshalb muß er hier nach der Formel $\frac{a^2+b^2}{2}$ rechnen. Ein Baum aber, von seinem Stamm bis in den Zapf ist nie ein Kegel, mehrentheils bestehet er aus einer größern oder kleinern Walze, einem weniger oder mehr abgekürzten Kegel, und einem Kegel selbst, in diese würde Recensent den Baum zerlegen, jeden Theil für sich berechnen, diese Theile addiren, und so die Summe des Ganzen bestimmen. Es ist aber doch immer eine große Beschwerlichkeit im Forste selbst zu rechnen, wo man nicht allein und öfters gestöret wird. Rec. bedient sich deshalb zu diesem Geschäfte einer Methode, wo man nur in den mehresten Fällen zu addiren nöthig hat, und wenn ja gerechnet werden mußte, dieses so leicht als möglich ist. Ein 10 Fuß langes und 1 Zoll breites leines Band ist wie ein Werbemaaß mit Papier überzogen, jeder Fuß ist in 10 Theile eingetheilt, und Fuß und Theile sind mit schwarzer Dinte bemerkt. Bey Anzeige eines jeden dieses Theiles ist mit rother Dinte der Flächen-Inhalt angegeben, den ein Kreiß hält, der das beygeschriebene Maaß zu seinem Umfang hat; wenn er nun einen Baum ausmessen soll, so mißt er am Stammende den Umfang, und in der Länge von 10 Fuß nochmahl, addirt beyde auf dem Maaße gefundene Größen zusammen, dividirt sie mit 2, und setzet das Comma eine Stelle weiter zur rechten Hand, so ist der Inhalt dieses Stücks bestimmt; so wird weiter fortgefahren, wäre nun das Ende eine Spitze, so giebt ihm sein Maaß die Grundfläche und Höhe u. s. w. Der Inhalt aller einzelnen Stücke wird alsdann addirt,

so

so ist geschehn, was man verlangt. Man verzeihe Rec. diese kleine Ausschweifung. Der zweyte Abschnitt enthält die Mechanik, in welchem die Lehre von Hebel und Keil vorgetragen ist. Der dritte Abschnitt: die angewandte Civilbaukunst; und zwar im 1sten Kapitel: vom ländlichen Bauwesen überhaupt. Natürlich erstreckt sich dieses nicht weiter, als auf den Verbrauch des Holzes. Vierter Abschnitt: die Wasserbaukunst. Im fünften, von Urbarmachung der fliegenden Sandschollen. Eine sehr vollständige Anleitung zu diesem für den Staat so nutzbaren Geschäfte, und wie die Absicht durch parallele Heckenzäune und Belegung der Fläche mit Kiefern-Reißholz erreichet wird; auch ist hier die Berechnung des Kostenaufwands gezeiget worden. Würde es aber nicht gut seyn, das Klittag Arundo arenaria Lin. mit unter zu säen, welches von so geprüftem Nutzen ist?

Dritte Abhandlung. Ueber die ökonomischen technischen Kenntnisse eines Forsters und deren praktischen Anwendung. Der erste Abschnitt handelt, vom Holzanbau überhaupt und von Eichen, Ulmen, Eschen, Büchen, Ellern, Hornbaum, Ahorn, Birke, Kiefern, Weißtanne, Fichten, Lerchenbaumsaat insbesondere. Der zweyte von der Forstunterhaltung. Der dritte Forstbenutzungen. Dieses ist nun eigentlich derjenige praktische Theil, dessen Kenntniß dem Forstmann äusserst nöthig ist, und deren Mangel, wie leider zu öfters der Fall ist, dem Landesherrn Schaden bringt.

Vierte Abhandlung. Ueber Forst-Kameral- und Forstpolizey-Sachen für Forster. Hierinnen wird von Forstverbesserungs- Forstunterhaltungs- und Benutzungs-Sachen gehandelt; d. h. von der Geschicklichkeit des Forstbedientens in Verwaltung seines Dienstes,

Logik. — Dies mag genug seyn, um sich von dem, was der V. f. unter reiner Philosophie versteht, einen Begriff zu machen. Er zeigt hierauf die Wichtigkeit derselben, und den mannichfaltigen Nutzen, der aus ihrer gehörigen Bestimmung und Behandlung zu erwarten ist. Seiner Meynung nach, ist das einzige Mittel, der Philosophie aufzuhelfen, daß man den reinen Theil derselben verfertige, und ein Organon schaffe, wozu schon Lambert vorgearbeitet, ob es gleich der Philosophie noch an einem Euklides gefehlt, in dem das Unstete der Sprache eine unabänderliche Festsetzung fast zu einem frommen Wunsche machet. "Die Zeichensprache" setzt der Verf. hinzu, "welche Leibnitz so sehn"lich wünschte, könnte uns nur in dem Falle der Mathe"matik gleichstellen, wenn die Definitionen dieser Zei"chen eben so bestimmt und unabänderlich gegeben wä"ren. Aber gerade das ist es, woran es uns fehlt und "immer fehlen wird. Alle Zeichen der Mathematik "beziehen sich auf Vorstellungen des Gesichts und Ge"fühls, und die Definitionen dieser Zeichen können durch "sinnliche Erfahrung zur Evidenz gebracht werden. "Und dieser Probierstein fehlt gerade der Philosophie, "weil er nicht ausser uns ist, sondern wir ihn in uns füh"len." Indessen glaubt er, daß, wenn die Grundsätze dieser Philosophie nur erst gefunden, und die zu wandelnden Wege angedeutet worden, es besonders in Deutschland nicht an Köpfen fehlen werde, die das grosse und wichtige Werk zu Stande bringen können. Und wenn gleich noch immer Fehler dabey unvermeidlich sind, so müßte doch schon die allgemeine Einverständigung über den Gebrauch der Wörter von sehr grossem Nutzen, und der Schritt zur Zeichensprache sehr kurz und leicht zu machen seyn." — Nach des. Rec. Einsicht liefert der Verf. in gegenwärtiger Schrift keinen unbeträchtlichen Beytrag zur Ausfertigung einer solchen

chen reinen Philosophie, wie er sie entwirft, und wird gewiß den mannichfaltigen Nutzen, der sich davon erwarten läßt, befördern helfen; insonderheit scheint mir sein Verdienst in Bestimmung und Festsetzung der philosophischen Sprache nicht unbeträchtlich zu seyn.

Jetzt wollen wir die Grundsätze, die der V. zu erläutern und zu beweisen sucht, mit seinen eignen Worten mittheilen. 1. Alle allgemeine Vorstellungen sind Abstractionen aus den sinnlichen Eindrücken. 2. Alle allgemeine Gedanken sind Abstractionen von den aus sinnlichen Eindrücken durch Verstand erkannten Verhältnissen. 3. Alle sinnlichen Begriffe bestehen aus Vorstellungen und Gedanken. 4. Alle Verstandesbegriffe sind von den sinnlichen abgezogen. 5. Aller Erkenntniß muß folglich Erfahrung zum Grunde liegen. 6. Alle Vernunfterkenntniß besteht in Anwendung der Erfahrung. So wie 7. keine Erfahrung ohne Vernunftgebrauch zur Erkenntniß der Wahrheit führen kann, und umgekehrt; 8. die Vernunft nie mehr objective Gewißheit geben kann, als die Erfahrung enthält. 9. Die anschauende oder intuitive Erfahrung giebt subjective Ueberzeugung, für deren Gewißheit keine Gründe Bürge leisten, und die daher als Kriterium der Wahrheit an und für sich untauglich ist. Sinnlichkeit und Verstand sind ohne Vernunft, wie ein Schiff auf dem Meer ohne Steuermann. 10. Nur dann, wenn die Gesetze der Erfahrung durch Vernunft anerkannt sind, kann anschauende, Erkenntniß objective Gewißheit geben. 11. Die Kenntniß dieser Gesetze kann die Vernunft nur aus der Erfahrung schöpfen. Historische und empirische Erfahrung ist daher ein nothwendiges Ingrediens der Vernunfterkenntniß. Nur dann, wenn die Vernunft die Allgemeinheit einer Erfahrung erkennt, und das was an einer Erfahrung fehlt, durch ander-

Logik. — Dies mag genug seyn, um sich von dem, was
der V. f. unter reiner Philosophie versteht, einen Be-
griff zu machen. Er zeigt hierauf die Wichtigkeit der-
selben, und den mannichfaltigen Nutzen, der aus ihrer
gehörigen Bestimmung und Behandlung zu erwarten
ist. Seiner Meynung nach, ist das einzige Mittel, der
Philosophie aufzuhelfen, daß man den reinen Theil
derselben verfertige, und ein Organon schaffe, wozu schon
Lambert vorgearbeitet, ob es gleich der Philosophie
noch an einem Euklides gefehlt, in dem das Unstete
der Sprache eine unabänderliche Festsetzung fast
zu einem frommen Wunsche machet. "Die Zeichen-
sprache" setzt der Verf. hinzu, "welche Leibnitz so sehn-
"lich wünschte, könnte uns nur in dem Falle der Mathe-
"matik gleichstellen, wenn die Definitionen dieser Zei-
"chen eben so bestimmt und unabänderlich gegeben wä-
"ren. Aber gerade das ist es, woran es uns fehlt und
"immer fehlen wird. Alle Zeichen der Mathematik
"beziehen sich auf Vorstellungen des Gesichts und Ge-
"fühls, und die Definitionen dieser Zeichen können durch
"sinnliche Erfahrung zur Evidenz gebracht werden.
"Und dieser Probierstein fehlt gerade der Philosophie,
"weil er nicht ausser uns ist, sondern wir ihn in uns füh-
"len." Indessen glaubt er, daß, wenn die Grun[illegible]
sätze dieser Philosophie nur erst gefund[illegible] und [illegible]
wandelnden Wege angedeutet wor[illegible]
in Deutschland nicht an Köpfen [illegible]
grosse und wichtige Werk [illegible]
Und wenn gleich noch i[illegible]
lich sind, so müßte [illegible]
ständigung über[illegible]
sem Nutzen, [illegible]
kurz und lei[illegible]
Einsicht li[illegible]
nen unbe[illegible]

chen reinen Philosophie; wie er sie entwirft, und wird gewiß den mannichfaltigen Nutzen, der sich davon erwarten läßt, befördern helfen; insonderheit scheint mir sein Verdienst in Bestimmung und Festsetzung der philosophischen Sprache nicht unbeträchtlich zu seyn.

Jetzt wollen wir die Grundsätze, die der V. zu erläutern und zu beweisen sucht, mit seinen eignen Worten mittheilen. 1. Alle allgemeine Vorstellungen sind Abstractionen aus den sinnlichen Eindrücken. 2. Alle allgemeine Gedanken sind Abstractionen von den aus sinnlichen Eindrücken durch Verstand erkannten Verhältnissen. 3. Alle sinnlichen Begriffe bestehen aus Vorstellungen und Gedanken. 4. Alle Verstandesbegriffe sind von den sinnlichen abgezogen. 5. Aller Erkenntniß muß folglich Erfahrung zum Grunde liegen. 6. Alle Vernunfterkenntniß besteht in Anwendung der Erfahrung. So wie 7. keine Erfahrung ohne Vernunftgebrauch zur Erkenntniß der Wahrheit führen kann, und umgekehrt; [illegible] die Vernunft nie mehr objective Gewißheit geben [illegible] als die Erfahrung ent[illegible]. Die anschau[illegible] oder intuitive Erfahru[illegible]bjective Ueber[illegible]ung, für deren Gewi[illegible] Gründe Bürge [illegible]en, und die daher al[illegible] der Wahrheit an [illegible] für sich untauglich[illegible]lichkeit und Ver[illegible]nd sind ohne Vernu[illegible] Schiff auf dem Meer [illegible]ne Steuermann. [illegible]ann, wenn die Ge[illegible]e der Erfahrung[illegible]unft anerkannt sind, [illegible]nur anschauende [illegible]jective Gewißheit ge[illegible]n. 11. Die [illegible] Gesetze kan[illegible] [illegible]unft nur aus d[illegible]höpfen. [illegible] [illegible]mpirische Er[illegible]r ein not[illegible] [illegible]gredienz de[illegible]tniß. [illegible] [illegible]e Vernu[illegible]heit einer [illegible]nnt, und da[illegible] Erfahrung [illegible]ander[illegible]

 wei-

weitige Erfahrung ersetzen kann, entsteht objective Gewißheit, die aber, da Erfahrung nie ganz allgemein und nothwendig ist, auch nie Allgemeinheit und Nothwendigkeit objectiver Wahrheiten lehren kann. 12. Erfahrung ist daher der einzige Weg, den die Vernunft in Aufsuchung der Wahrheit zu betreten hat; und diese Vernunft ist wieder nichts anders, als das Vermögen, Erfahrungen zum Gegenstande der Erkenntniß zu machen. Durch Vergleichung, Abstraction und Verallgemeinerung des durch Erfahrung gegebnen Stoffes entstehen reine Vernunftwahrheiten, oder die Gesetze der menschlichen Erkenntniß, deren wir uns ohne Erfahrung nie bewust seyn können, und die aus der Erfahrung abgezogen sind. Aequation und Analogie sind die nothwendigen und unentberlichen Hülfsmittel der Vernunft, so wie beyde nothwendige Gedanken und Erscheinungen als gegebne Gegenstände voraussetzen. Erfahrung und Vernunft sind die beyden nothwendigen und unzertrennlichen Erwerbsmittel unserer Erkenntniß." Man siehet aus der Aufstellung dieser Hauptsätze wie viel dem Verf. Erfahrung gilt, und wie ganz allgemein er den bekannten Grundsatz nimmt: Nihil est in intellectu quod non fuit in sensibus, so gar, daß er auch Leibnitzens bekannte Einschränkung: excepto ipso intellectu, doch ohne derselben zu erwähnen, nicht gelten läßt.

Hierauf handelt nun der Verf. zuerst von den Gesetzen des Erkenntnißvermögens und zweytens von den Gesetzen der Dinge, (denn auf diese beyderley Gesetze kommt alles an), da die menschliche Erkenntniß nichts anders als das Product des Erkenntnißvermögens und der demselben gegebnen Dinge ist, es sind aber im Grunde einerley Gesetze; nur gehet der V. wenn er sie als Gesetze des Erkenntnißvermögens aufstellt,

von

von der Sinnlichkeit aus, schreitet darauf zum Verstande und endigt bey der Vernunft; bey Anführung der Gesetze der Dinge nimmt er den umgekehrten Gang, fängt von der Vernunft an, und endigt bey der Sinnlichkeit; von dort gehet er zu dem, was den Erscheinungen zum Grunde liegt, oder wie er es nennt, zur Substanz und endigt bey der nothwendigen und selbstständigen Substanz oder bey Gott. Diese Vorstellungsart empfielt sich durch den Zusammenhang und die Einheit, die dadurch in das Erkenntnißvermögen gebracht wird, so daß Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, nun nicht als objectiv getrennte oder wirklich verschiedene Fähigkeiten des menschlichen Geistes, sondern nur als verschiedene (zum subjectiven Behuf zu unterscheidende) Aeusserungen oder vielmehr Abstuffungen eines und eben desselben Erkenntnißvermögens erscheinen, die daher auch in der Wirklichkeit nie eine ohne die andere sind. — In sofern nun durch des Verf. Theorie, die er von dem menschlichen Erkenntnißvermögen giebt, und durch den bey ihm durchaus herrschenden Grundsatz, daß Sinnlichkeit und Erfahrung bey allem, woraus menschliche Erkenntniß besteht, und erwächset, zum Grunde liegt, diese Einheit der menschlichen Denkkraft in das helleste Licht gesetzt wird, kann man eben diese Einheit und diesen Zusammenhang als den wichtigsten Beweiß seiner Theorie ansehen.

Laßt uns nun näher betrachten, was der V. von den Gesetzen des Erkenntnißvermögens vorträgt. — Er setzt es voraus, daß das Daseyn der Dinge von dem Daseyn des Erkenntnisses unabhängig und für sich bestehend sey, weil der Mensch Erkenntnißvermögen hat, welches auch ohne Erkenntniß vorhanden seyn und bestehen könne. Subjectives Bewußtseyn und objective Dinge machen daher die Bestand-

nen nicht unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir
hier das Verzeichnis mittheilen. Acer campestre,
der kleine deutsche Ahorn; A. platanoides, der spitz A.
A. Pseudo platanus, der Ahorn; Andromeda Polifolia,
die rosmarienartige A. Arbutus uva Ursi, die Bären-
beere; Berberis vulgaris, der Berberisstrauch; Be-
tula alba, die Birke; B. alnus, die Eller; B. alnus
incana, die weisse Eller; Carpinus betulus, der Horn-
baum; Clematis vitalba, die Waldrebe; Cornus ma-
scula, der Kornelkirschenbaum; C. sanguinea, der
Hartriegel; Corylus Avellana, der Haselstrauch; Cra-
taegus Aria, der Mehlbaum; Cr. Oxyacantha, der
gemeine Weißdorn; Cr. torminalis, der Elzbeerbaum;
Daphne mezereum, der Kellerhals; Empetrum ni-
grum, die Krähenbeere; Erica Tetralix, die Sumpf-
heide; E. vulgaris, die gemeine Heide; Evonymus
Europæus, das Pfaffenhütchen; Fagus sylvatica, die
Mastbuche; Fraxinus excelsior, die Esche; Genista
Germanica, die kleine stachlichte Ginster, G. Pilosa,
die kriechende G. G. Tinctoria, der Färber G. He-
dera helix, der Winter-Epheu; Hippophæ rhamnoi-
des, der weidenblättrige See-Kreuzdorn; Ilex aqui-
folium, die Hülse; Iuniperus communis, der Wach-
holder; Ledum pallustre, der Kühnpost; Ligustrum
vulg. der Liguster; Lonicera periclimenum, das wilde
Geisblatt; L. Xylosteum, der Heckenkirschenstrauch;
Mespilus Cotoneaster, der Quittenmispelstrauch; M.
germanica, der Mispelbaum; Myrica Gale, die Gär-
bermyrthe; Ononis spinosa, die Hauhechel; Pinus
Abies du Roi, die Weißtanne; P. Larix, der Lerchen-
baum; P. Picea du Roi, die Fichte; P. sylvestris, die
Kiefer; Populus alba, die Silberpappel; P. nigra,
die Pappel; P. tremula, die Zitterpappel; Prunus avi-
um, der Vogelkirschbaum; Pr. Cerasus, der Sauer-

kirschen-

kirschenbaum; Pr. Padus, der Traubenkirschbaum; Pr. spinosa, der Schlehendorn; Pyrus Cydonia sylvestris, der wilde Quittenstrauch; Pyr. malus sylvestris, der Holzapfelbaum; Pyr. Pyraster, der Holzbirnbaum; Quercus foemina, die Stieleiche; Q. robur, die Traubeneiche; Rhamnus Catharticus, der Kreuzdorn; Rh. frangula, das Pulverholz; Ribes alpinum, der Straußbeerstrauch; R. nigrum, der schwarze Johannisbeerstrauch; R. rubrum, der wilde Johannisbeerstrauch; R. uvæ crispa, der wilde Stachelbeerstrauch; Rosa alba, die weiße Feldrose; R. Canina, die blasse Feldrose; R. eglanteria, die Weinrose; R. lutea, die gelbe Feldr. R. spinosissima, die Erdrose; R. villosa, die große rauche Hagebutt-Rose; Rubus cæsius, die Ackerbrombeere; R. fructicosus, der hohe Brombeerstrauch; Salix acuminata, die Werftweide; S. alba, die weiße Linde; S. amygdalina, die Mandelweide; S. arenaria, die kleine Sandweide; S. aurita, die salbeyblättrige Weide; S. caprea, die Saalweide; S. fragilis, die Knackweide; S. helix, die gelbe Bachweide; S. Purpurea, die rothe Bandweide; S. rosmarini folia, die Rosmarienweide; S. pentandra, die Lorbeerweide; S. viminalis, die Korbweide; S. vitellina, die gelbe Bandweide; Sambucus nigra, der schwarze Hollunder; S. racemosa, der rothe Hollunder; Solanum dulcamara, die Alpranke; Sorbus aucuparia, der Vogelbeerbaum; Spartium scoparium, die Besenpfrieme; Staphylea pinnara, die Klappernuß; Taxus baccata, der Eibenbaum; Tilia cordata, die glattblättrige Winterlinde; T. europaea, die rauchblättrige Sommerlinde. Ulmus campestris, die glatte Ulme; U. sativa, die rauche Ulme; Vaccinium myrtillus, die Heidelbeere; V. oxicoccos, die Moosbeere; V. uliginosum, der Trunkelbeerstrauch; V. vitis idæa, die

Preusselbeere; Viburnum Landana, der Schlingstrauch; V. opulus, der schwalkenbeerstrauch; Viscum album, die Mistel.

Das vierte Capitel enthält die Beschreibungen der Holzarten. Obgedachte 100 Arten werden hier unter ihre 48 Geschlechter gebracht. Die Ueberschrift enthält den deutschen Nahmen (der aber doch öfters von dem von andern angenommenen abweicht. Z. E. Lonicera periclymenum, das wilde Geißblatt, heißt bey andern die geschlungene Lonicere; eben so L. Xylosteum, der Heckenkirschenstrauch, bey andern die Zwerg L. Diese Abweichungen bewogen Rec. die deutschen Nahmen des Herrn von B. obigem Verzeichnis beyzusetzen). Hierauf folget der Geschlechtscharacter, welcher zeiget, was die aufgestellten Holzarten des nämlichen Geschlechts unter einander gemein haben, alsdann das Besondere jeder Art in Absicht 1) ihres Wuchses, 2) der Blüthe, 3) Frucht und Samen, 4) deren Aufgehen, 5) der Wurzeln, 6) des Laubes, 7) der Rinde, 8) des natürlichen Standes und Bodens, 9) der Saatzeit, 10) Pflanzung, 11) des Holzes und der Benutzung, 12) der Zufälle und 13) nöthige Anmerkungen; denen noch bey vielen die Schwere eines Kubikfußes, und das Verhältnis der Kohlen und ihre Güte angezeiget ist. Dieses alles aber hat der Herr von B. nicht allein unter sich, sondern auch mit der obangeführten Tabelle der verschiedenen Erdarten mit einander verbunden, und in eine lehrreiche Tabelle gebracht, vermittelst welcher man mit einem Blicke die ganze Naturgeschichte aller Holzarten und ihr Verhalten nach den so verschiedenen Erdarten und Lage übersehen kann.

Die zweyte Abhandlung beschäftiget sich mit denen erforderlichen mathematischen Kenntnissen eines

Forst-

Forstbedienten und deren praktischen Anwendungen und zwar im ersten Abschnitte die angewandte Meßkunst oder Geometrie. Dieser Abschnitt ist bey weitem der kleinste und der Herr von B. verweiset auf die Schriften der Forstgeomtrie eines Hennerts und Wiesenklee, welche bereits, besonders was den ersten anbelanget, recht gut vorgearbeitet haben. Demohnerachtet ist hier dem Herrn von B. einiges entwischt, welches berichtiget zu werden verdient. Z. E. S. 330 muß nicht $\frac{25+21}{2}$ sondern $\sqrt{25 \cdot 21}$ gesetzt werden. Und ein Baum muß natürlich einen größern Durchmesser haben, aus welchen ein Balkenstück, dessen parallele Seiten 25 und 21 seyn sollen, als wenn die Fläche ein Quadrat, dessen Seite 23 ist, seyn soll, obgleich $25 \cdot 21 < 23^2$ ist. Nicht 23, sondern 25 muß hier in Rechnung kommen. § 238 muß anstatt die Rechnung so $\left(\frac{17+11}{2}\right)^2$ solche nach $\frac{17^2+11^2}{2}$ gemacht werden. § 243 in 2) ist das Wort quadriren und in 4) das Wort kubiren, wider den Sprachgebrauch genommen. Eine Linie quadriren heißt sie zur 2ten und eine Fläche kubiren heißt sie zur 6ten Dignität erheben, welches beydes aber nicht geschehn soll, denn in 2 soll eine Linie mit einer andern bloß multiplicirt werden, um die Größe einer Fläche, und in 4 soll eine Fläche mit einer Linie multiplicirt werden, um die Größe eines Körpers zu finden, und dieses heißt weder quadriren noch kubiren. Im 245 § weicht Rec. vom Herrn von B. ab. Eigentlich ist jeder Balken und jede Walze, derer beyden Grundflächen nicht gleich groß, eine abgeschnittene Pyramide oder Kegel. Sie auszurechnen muß in jedem Falle gezeiget werden, (obgleich diese Rechnung für den Forstmann zu weitläuftig ist, und eine solche Genauigkeit im Forste nicht noth-

wendig

wenig ist), um dem Forstmann das Vorurtheil der Richtigkeit seiner Rechnung zu benehmen. Er muß aber suchen dieser Richtigkeit so nahe als möglich zu kommen, und deshalb muß er hier nach der Formel $\frac{a^2+b^2}{2}$ rechnen. Ein Baum aber, von seinem Stamme bis in den Zapf ist nie ein Kegel, mehrentheils bestehet er aus einer größern oder kleinern Walze, einem weniger oder mehr abgekürzten Kegel, und einem Kegel selbst, in diese würde Recensent den Baum zerlegen, jeden Theil für sich berechnen, diese Theile addiren, und so die Summe des Ganzen bestimmen. Es ist aber doch immer eine große Beschwerlichkeit im Forste selbst zu rechnen, wo man nicht allein und öfters gestöret wird. Rec. bedient sich deshalb zu diesem Geschäfte einer Methode, wo man nur in den mehresten Fällen zu addiren nöthig hat, und wenn ja gerechnet werden mußte, dieses so leicht als möglich ist. Ein 10 Fuß langes und 1 Zoll breites leines Band ist wie ein Werbemaaß mit Papier überzogen, jeder Fuß ist in 10 Theile eingetheilt, und Fuß und Theile sind mit schwarzer Dinte bemerkt. Bey Anzeige eines jeden dieses Theiles ist mit rother Dinte der Flächen-Inhalt angegeben, den ein Kreiß hält, der das beygeschriebene Maaß zu seinem Umfang hat; wenn er nun einen Baum ausmessen soll, so mißt er am Stammende den Umfang, und in der Länge von 10 Fuß nochmahl, addirt beyde auf dem Maaße gefundene Größen zusammen, dividirt sie mit 2, und setzet das Comma eine Stelle weiter zur rechten Hand, so ist der Inhalt dieses Stücks bestimmt; so wird weiter fortgefahren, wäre nun das Ende eine Spitze, so giebt ihm sein Maaß die Grundfläche und Höhe u. s. w. Der Inhalt aller einzelnen Stücke wird alsdann addirt,

so

so ist geschehn, was man verlangt. Man verzeihe Rec. diese kleine Ausschweifung. Der zweyte Abschnitt enthält die Mechanik, in welchem die Lehre von Hebel und Keil vorgetragen ist. Der dritte Abschnitt: die angewandte Civilbaukunst; und zwar im 1sten Kapitel: vom ländlichen Bauwesen überhaupt. Natürlich erstreckt sich dieses nicht weiter, als auf den Verbrauch des Holzes. Vierter Abschnitt: die Wasserbaukunst. Im fünften, von Urbarmachung der fliegenden Sandschollen. Eine sehr vollständige Anleitung zu diesem für den Staat so nutzbaren Geschäfte, und wie die Absicht durch parallele Heckenzäune und Belegung der Fläche mit Kiefern-Reißholz erreichet wird; auch ist hier die Berechnung des Kostenaufwands gezeiget worden. Würde es aber nicht gut seyn, das **Klittag** Arundo arenaria Lin. mit unter zu säen, welches von so geprüftem Nutzen ist?

Dritte Abhandlung. Ueber die ökonomischen technischen Kenntnisse eines Forsters und deren praktischen Anwendung. Der erste Abschnitt handelt, vom Holzanbau überhaupt und von Eichen, Ulmen, Eschen, Büchen, Ellern, Hornbaum, Ahorn, Birke, Kiefern, Weißtanne, Fichten, Lerchenbaumsaat insbesondere. Der zweyte von der Forstunterhaltung. Der dritte Forstbenutzungen. Dieses ist nun eigentlich derjenige praktische Theil, dessen Kenntniß dem Forstmann äusserst nöthig ist, und deren Mangel, wie leider zu öfters der Fall ist, dem Landesherrn Schaden bringt.

Vierte Abhandlung. Ueber Forst-Kameral- und Forstpolizey-Sachen für Forster. Hierinnen wird von Forstverbesserungs- Forstunterhaltungs- und Benutzungs-Sachen gehandelt; d. h. von der Geschicklichkeit des Forstbedientens in Verwaltung seines Dienstes,

und

und Anzeige seiner Pflichten bey rechtschafner Verwaltung seines Amtes. Beyde Abhandlungen, so das praktische Geschäfte des Forstmanns und der Obliegenheiten, das Interesse seines Herrn zu befördern, betreffen, sind von einem solchen Umfange, daß wir die einzelnen Theile übergehen müssen.

Angehängt ist der Forst-Kalender, oder eine kurze Uebersicht der Holzkultur, Forst- und Jagd-Haushaltungs-Geschäfte nach der Zeitfolge. Der Plan eines geometrisch-vermessenen Forstes, so sich hierin befindet, ist sehr gut, und Rez. erinnert sich nie etwas schöneres in dieser Art gesehen zu haben.

Noch müssen wir dem Publico die interessante Nachricht mittheilen, daß Herr Abel in Stuttgardt die Einhundert deutsche Holzarten, so in diesem Handbuche beschrieben sind, in Kupfer gestochen in 4. Heften liefern wird, und daß bey Herr Erhardten in Hannover eine aufgetrocknete natürliche Sammlung eben derselben zu haben ist.

S. k.

II.

D. Christian Gottlieb Selle, Mitglieds der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin, Grundsätze der reinen Philosophie. Berlin, 1788. bey Christian Friedrich Himburg. 8. 180. S.

Der Verf. versteht unter Philosophie die Wissenschaft von den räsonnirten Verknüpfungen der Dinge, die Grössen ausgenommen, und weil diese Wissenschaft nur durch Vernunft möglich ist, so nennt er sie auch

Ver-

Vernunfterkenntniß der Dinge. Sie erfordert Vernunftgebrauch, es müssen also die Grundsätze desselben gegeben seyn. Obgleich nun diese Grundsätze, durch welche philosophische Erkenntniß möglich ist; mit den philosophischen Wahrheiten aus einer und eben derselbigen Quelle der Erfahrung fliessen; so unterscheidet man doch diese Grundsätze und die Regeln, von den dadurch erlangten Kenntnissen, und nennt den Theil der Philosophie der die Grundsätze und Regeln angiebt, den reinen, so wie denjenigen, der sich mit Auffindung und Darstellung der Wahrheiten nach diesen Grundsätzen und Regeln beschäftigt, den angewandten Theil der Philosophie. — Noch von einer andern Seite stellt uns der Verf. die Philosophie und den Unterschied zwischen der reinen und angewandten in folgenden Sätzen dar! Philosophie ist eine Kenntniß der Dinge durch Vernunft; und wenn gleich keine Vernunfterkenntniß ohne Erfahrung möglich ist, so gehören doch blosse empirische Kenntnisse nicht zu den philosophischen. Die Dinge sind entweder in uns, oder ausser uns; jene sind Gegenstände der reinen, diese der angewandten Philosophie. Vernunfterkenntniß der Dinge ausser uns setzt diejenige der Dinge in uns voraus. Die reine Philosophie muß also der angewandten vorhergehen. Durch Abstraction, Vergleichung und Verallgemeinerung der erfahrnen Dinge in uns, gelangen wir zu den Gesetzen des Bewustseyns und der Sprache, nach deren Richtmaaß wir die nicht erfahrnen Noumena zu erkennen im Stande sind. Demnach kann der Gegenstand der reinen Philosophie, in zwey Theile abgesondert werden. Erstlich in denjenigen, der die Gesetze des Bewustseyns lehret, reine Logik, und zweytens in denjenigen, der den philosophischen Gebrauch der Sprache angiebt; Organon oder angewandte

weitige Erfahrung ersetzen kann, entsteht objective Gewißheit, die aber, da Erfahrung nie ganz allgemein und nothwendig ist, auch nie Allgemeinheit und Nothwendigkeit objectiver Wahrheiten lehren kann. 12. Erfahrung ist daher der einzige Weg, den die Vernunft in Aufsuchung der Wahrheit zu betreten hat; und diese Vernunft ist wieder nichts anders, als das Vermögen, Erfahrungen zum Gegenstande der Erkenntniß zu machen. Durch Vergleichung, Abstraction und Verallgemeinerung des durch Erfahrung gegebnen Stoffes entstehen reine Vernunftwahrheiten, oder die Gesetze der menschlichen Erkenntniß, deren wir uns ohne Erfahrung nie bewußt seyn können, und die aus der Erfahrung abgezogen sind. Aequation und Analogie sind die nothwendigen und unentberlichen Hülfsmittel der Vernunft, so wie beyde nothwendige Gedanken und Erscheinungen als gegebne Gegenstände voraussetzen. Erfahrung und Vernunft sind die beyden nothwendigen und unzertrennlichen Erwerbsmittel unserer Erkenntniß.". Man siehet aus der Aufstellung dieser Hauptsätze wie viel dem Verf. Erfahrung gilt, und wie ganz allgemein er den bekannten Grundsatz nimmt: Nihil est in intellectu quod non fuit in sensibus, so gar, daß er auch Leibnitzens bekannte Einschränkung: excepto ipso intellectu, doch ohne derselben zu erwähnen, nicht gelten läßt.

Hierauf handelt nun der Verf. zuerst von den Gesetzen des Erkenntnißvermögens und zweytens von den Gesetzen der Dinge, (denn auf diese beyderley Gesetze kommt alles an), da die menschliche Erkenntniß nichts anders als das Product des Erkenntnißvermögens und der demselben gegebnen Dinge ist, es sind aber im Grunde einerley Gesetze; nur gehet der V. wenn er sie als Gesetze des Erkenntnißvermögens aufstellt,

von der Sinnlichkeit aus, schreitet darauf zum Verstande und endigt bey der Vernunft; bey Anführung der Gesetze der Dinge nimmt er den umgekehrten Gang, fängt von der Vernunft an, und endigt bey der Sinnlichkeit; von dort gehet er zu dem, was den Erscheinungen zum Grunde liegt, oder wie er es nennt, zur Substanz und endigt bey der nothwendigen und selbstständigen Substanz oder bey Gott. Diese Vorstellungsart empfielt sich durch den Zusammenhang und die Einheit, die dadurch in das Erkenntnißvermögen gebracht wird, so daß Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, nun nicht als objectiv getrennte oder wirklich verschiedene Fähigkeiten des menschlichen Geistes, sondern nur als verschiedene (zum subjectiven Behuf zu unterscheidende) Aeusserungen oder vielmehr Abstuffungen eines und eben desselben Erkenntnißvermögens erscheinen, die daher auch in der Wirklichkeit nie eine ohne die andere sind. — In sofern nun durch des Verf. Theorie, die er von dem menschlichen Erkenntnißvermögen giebt, und durch den bey ihm durchaus herrschenden Grundsatz, daß Sinnlichkeit und Erfahrung bey allem, woraus menschliche Erkenntniß besteht, und erwächset, zum Grunde liegt, diese Einheit der menschlichen Denkkraft in das helleste Licht gesetzt wird, kann man eben diese Einheit und diesen Zusammenhang als den wichtigsten Beweiß seiner Theorie ansehen.

Laßt uns nun näher betrachten, was der V. von den Gesetzen des Erkenntnißvermögens vorträgt. — Er setzt es voraus, daß das Daseyn der Dinge von dem Daseyn des Erkenntnisses unabhängig und für sich bestehend sey, weil der Mensch Erkenntnißvermögen hat, welches auch ohne Erkenntniß vorhanden seyn und bestehen könne. Subjectives Bewußtseyn und objective Dinge machen daher die Bestand-

theile der menschlichen Erkenntniß aus. Wir können uns der Dinge auf eine zwiefache Art bewußt werden. Einmal durch Bewußtseyn der Veränderungen, die sie in unserm Erkenntnißvermögen hervorbringen und sodann durch Bewußtseyn ihrer Verknüpfung mit den Gesetzen des Erkenntnißvermögens und der Dinge. Jenes ist Erfahrung, dieses Räsonnement. Wir unterscheiden zwey Arten der Erfahrung und belegen sonach die Erkenntnißkraft mit zwey verschiedenen Nahmen. Wir erfahren die Dinge entweder durch Sinnlichkeit oder durch Verstand. Sinnlichkeit und Verstand sind Modificationen unsers Erkenntnißvermögens, die wir zum Behuf unsrer Erkenntniß subjectivisch unterscheiden, die aber beyde aus einer Quelle fliessen, und deren keine ohne die andre unabhängig und für sich bestehen kann. Selbst bey vielen Thieren ist diese Erkenntnißart wahrzunehmen, und nur die unvollkommneren scheinen auf bloße Sinnlichkeit eingeschränkt zu seyn. — Wir übergehen nun das, was von der Sinnlichkeit, wohin Empfindungen und Vorstellungen gehören, angemerkt wird, weil hier der Hauptsatz des V., daß alles dahin Gehörige Product der Veränderungen unsers Erkenntnißvermögens, und folglich der Erfahrung sey, und daß es mithin gar keine Vorstellungen a priori gebe; und weniger zweifelhaft ist. — Auch die Vorstellung vom Raume, als das Gemeinsame aller Vorstellungen, hält er für ein blosses Abstractum von erfahrnen Vorstellungen, und daher für nichts weniger, als für unabhängig von der Erfahrung. — Verstand. Durch den Verstand erkennen wir die Verhältnisse der Dinge — oder vielmehr in so fern unser Erkenntnißvermögen Verhältnisse des Mannichfaltigen bemerkt, nennen wir dasselbe Verstand. Gedanken nennt der V. die Veränderungen

des

des Erkenntnißvermögens durch diese Verhältnisse; wir denken, in so fern wir uns der Verhältnisse der Dinge bewußt sind. Sinnlichkeit und Vorstellungen gehen also auf einzelne Erscheinungen, in so fern sie von einander getrennt und jedes für sich erkannt wird; Verstand und Gedanken auf Erscheinungen, in so fern sie zusammengenommen, verglichen, ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit u. s. w. betrachtet wird. Nach dieser Eintheilung heißt es dann ferner: "nur das ist *Gegenstand des Denkens*, das nicht auf die äussern Sinne *wirkt*, oder wirken kann. Nur Verhältnisse sind es, die wir denken, und da sowohl Erscheinungen als Gedanken in Verhältnissen stehen, so folgt, daß beyde die Gegenstände des Denkens ausmachen." Hieraus nun ergiebt sich die Misdeutung, als ob der Verstand, unabhängig von der Sinnlichkeit, uns zu Begriffen führen könne; ein Irrthum, worinn man um so mehr bestätigt würde, da wir durch Abstraction die Begriffe so sehr verallgemeinern können, daß es oft schwer genug ist, ihre sinnliche Abkunft zu erweisen. Aber der Irrthum läßt sich leicht entdecken, wenn man bedenkt, daß, um Verhältnisse wahrzunehmen, Dinge gegeben seyn müssen, und daß diese Dinge nie etwas anders, als Erscheinungen und Gedanken seyn können; die Gedanken aber können zuletzt keinen andern Ursprung haben, als Verhältnisse der Erscheinungen. — Jede Erfahrung eines Gedankens läßt eine Veränderung in unserm Verstande zurück, die wir **Begriff** nennen. Und wie die Gegenstände der Gedanken entweder Verhältnisse der Erscheinungen, oder ihre eigne Verhältnisse sind, so unterscheidet man die Begriffe in **sinnliche**, oder **Verstandesbegriffe**, davon sich jene auf die Verknüpfung der Erscheinungen, diese auf die Verknüpfung der Gedanken beziehen. Alle

Begriffe haben ihren Ursprung der Erfahrung zu danken, weil sie Folgen der Einwirkung der Verhältnisse auf unsern Verstand sind."— Dieser letzte Ausdruck scheint etwas unschicklich zu seyn. Im gewöhnlichen Sinn versteht man durch Verhältnisse etwas, das eigentlich im Verstande, nicht in den Dingen ist; indessen versteht der Verfasser ohne Zweifel durch dies Einwirken der Verhältnisse auf den Verstand nichts anders, als den objectiven, in den Dingen befindlichen Grund zu den Verhältnissen, die der Verstand bemerkt, und ein solcher objectiver Grund muß es allerdings geben. Warum aber dieser objective Grund der Verhältnisse etwas so ganz unsinnliches seyn solle, wie der Verf. oben behauptet hatte, läßt sich nicht wohl einsehen. Fliessen Sinnlichkeit und Verstand, als eine stetige Größe durch unmerkbare Nüancen in einander (wie der Verf. zu behaupten scheint, und wie ich ihm völlig beystimme,) so würden wir uns den Verstand nur als eine höhere, mehr umfassende Sinnlichkeit vorzustellen haben; vermittelst deren wir nicht nur einzelne Gegenstände, sondern mehrere zugleich, oder beynahe zugleich wahrnehmen, und da dies nicht ohne Vergleichung geschehen kann, so bemerken wir das Verschiedene und Gemeinsame derselben, und eben dies ist der objective Grund der Verhältnisse, der aber alsdenn gleichfalls ein sinnlicher Gegenstand ist, aber mit diesem Unterschiede, wie mir deucht, daß eines Theils eine grössere Ausdehnung der Sinnenkraft dazu gehöret, um Verhältnisse wahrzunehmen, theils aber nicht eine so gewaltsame Heftigkeit des sinnlichen Eindrucks, damit die hier nöthige Besonnenheit nicht unterdrückt werde, und endlich ein grösserer Beytrag des Erkenntnißvermögens erfordert werde, um Verhältnisse wahrzunehmen, als blosse Erscheinungen zu

empfinden, daher bey Bemerkung der Verhältnisse mehrere Thätigkeit und Freyheit, und gewissermassen Willkühr, als bey Wahrnehmung blosser Erscheinung statt zu finden scheint. — "Die Verhältnisse der Dinge gründen sich auf die Verknüpfung. Hätte jedes Ding ein für sich bestehendes und von den übrigen unabhängiges Daseyn, so würden sie nichts mit einander gemein haben, es würde alle Beziehung wegfallen, und eine Erkenntniß ihrer Gemeinschaft würde unmöglich seyn. Wenn zwey oder mehrere Dinge entweder zu gleicher Zeit, oder zu verschiedener Zeit immer so beysammen sind, daß eines nie ohne das Andere statt findet, so sagen wir, daß die Gegenstände dieser Veränderungen in Verknüpfung stehen. Zwey oder mehrere verschiedene Erscheinungen, die immer zu gleicher Zeit beysammen sind, nennen wir eine Erscheinung, die aus mehrern verknüpften bestehet: die Art der Verknüpfung nennen wir **Realverbindung**. Von zwey verschiednen Erscheinungen, die zu verschiedener Zeit, aber nie eine ohne die andre sind, sagen wir, daß sie sich wie Ursache zur Wirkung verhalten, oder in Causalverbindung stehen. Beyde Arten von Verbindungen bringen wir unter den allgemeinen Begriff physischer Verknüpfung." — Es scheint, daß weder die Verhältnisse (die doch weiter nichts als wahrgenommenes Gemeinsames oder Verschiedenes sind) sich auf Verknüpfungen gründen müssen, noch daß alle Beziehungen der Dinge auf einander, (in unserm Verstande) wegfallen und eine Erkenntniß ihrer Gemeinschaft unmöglich seyn würde, wenn jedes Ding ein für sich bestehendes und von allen übrigen unabhängiges Daseyn hätte, es versteht sich, nach der Vorstellung, die der V. vom Realzusammenhange und von der Causalverbindung angiebt. Nach

dieser Vorstellung ist diese Verknüpfung und dieser Zusammenhang nicht reell, sondern blos idealisch, und der eigentliche Grund alles Zusammenhangs ist nicht eine objective Verknüpfung der Dinge, vermöge der sie, eines durch das andere, und um des andern willen existirten, sondern daß sie immer als gleichzeitig aufeinander folgend, wahrgenommen werden. Wären es auch die disparatesten, getrenntesten Dinge, würden sie aber immer nur zugleich, oder nacheinander wahrgenommen, so würde unser Erkenntnißvermögen, ohne dazu irgend eines objectiven Grundes zu bedürfen, sie untereinander verknüpfen. Nehmen wir nun aber an, daß diese idealische Verknüpfung, vermittelst des Zeitbegriffs, ein Gesetz unsers Erkenntnißvermögens ist, als welches durchaus verknüpfte Vorstellungen erfordert, ferner, daß allen Gesetzen des Erkenntnißvermögens Gesetze der Dinge entsprechen, ja daß diese letztern mit den erstern im Grunde einerley seyn müssen; so dürfen wir auch mit Recht voraus setzen, daß unsern Idealverknüpfungen ein reeller und objectiver Zusammenhang der Dinge zum Grunde liege. Hieraus aber scheint nun ferner zu folgen, daß wir bey Definition der physischen Verknüpfung auch auf jene objective Verbindung Rücksicht nehmen müßten; daß mithin die Begriffe von Realzusammenhang und von Causalverbindung nicht durch das bloße Beysammenseyn und Aufeinanderfolgen erschöpft werden, sondern daß als wesentlicher Bestandtheil proportionirte Verhältnisse der Quantität zwischen den verknüpften Dingen, oder der Umstand, daß die Größe der Wirkung mit der Größe der Ursache genau übereinstimme, dazu erfordert werde, um den Begriff vollständig zu machen. Dieser Umstand würde nämlich, wie mich dünkt, schon näher auf objectiven Zusammenhang hin-

hinweisen. — "Wenn ein Gedanke nicht ohne den andern gedacht werden kann, so nennen wir beyde logisch verknüpft. Das Wesen dieser logischen Verknüpfung scheint mir der V. sehr richtig bestimmt, und daraus sehr wichtige Folgen gezogen zu haben. Die Hauptsache besteht in folgendem: Wir können verschiedene Gedanken entweder in Verhältniß gegeneinander, oder einen concreten Gedanken für sich betrachten. Wenn wir sie im ersten Fall mit einander verknüpfen, so stehet diese Verknüpfung verschiedener Gedanken im Verhältniß der physischen Verknüpfungen, welche sie ausdrücken, und wir können alsdenn für diese Verknüpfung keinen andern Bürgen als die Erfahrung haben. Betrachten wir aber einen concreten Gedanken für sich, so müssen wir auch in demselben etwas Mannichfaltiges oder Verschiedenartiges wahrnehmen; dies Mannichfaltige können wir nun ausheben oder abziehen, und dies zu einem Gegenstande unserer Betrachtung machen. Diese Bestandtheile eines und eben desselben Gedanken stehen nur unter sich und mit dem ganzen Gedanken in logischer Verknüpfung, in so fern es unmöglich ist, weder die Theile ohne das Ganze, noch einen Bestandtheil ohne den andern zu denken. Daher rührt nun diese Nothwendigkeit der logischen Verknüpfung, die aber nicht anders als subjectiv ist und immer einen gewissen Gedanken als gegeben oder als erfahren voraussetzt. Die einzelnen Theile eines Gedanken nennt der Verf. um sie nicht wieder Gedanken oder vielmehr abgezogene Gedanken nennen zu dürfen, in so fern Begriffe, als wir ihre Verbindung erkennen, und ihres Ursprungs wegen Verstandesbegriffe; so wie er sie dann sinnliche Begriffe nennt, wenn die damit verbundenen (sinnlichen) Vorstellungen noch nicht von ihnen abgezogen sind.

Hier-

Hieraus würde nun folgen, daß Gedanken immer nur in physischer Verknüpfung stehen, und logische Verknüpfungen immer nur bey Begriffen eines und eben desselbigen Gedanken statt finden. Alle concrete Gedanken bestehen erstlich aus Vorstellungen, und sodann aus Begriffen, von Zahl, Verschiedenheit, Beysammenseyn, Vorhergehen, Aufeinanderfolgen u. s. f. Allen aber ist der Begriff von Zeit gemein. Wie daher die Vorstellung von Raum, Bedingung und Gesetz der Sinnlichkeit ist (eigentlich doch nur der äussern Anschauung) so kann kein Denken ohne den Verstandesbegriff Zeit statt finden. — Woher haben diese Verstandesbegriffe ihren Ursprung? "aus der obigen Entwickelung erhellet," so antwortet der V. daß der einfachste Verstandesbegriff die Zeit ein Abstractum der Verknüpfung ist, so wie die Begriffe von den Verknüpfungen aus den Verhältnissen der Erscheinungen der Gedanken und der Begriffe von beyden entstehen. "Es klingt in der That sonderbar" setzt der V. hinzu, "das Daseyn der Veränderungen dem Daseyn der Dinge vorzusetzen, durch welche diese Veränderungen erst entstehn. Raum und Zeit sind Dinge, deren zureichender Grund nicht blos in dem Erkenntnißvermögen, sondern auch in den Gegenständen der Erkenntniß zu suchen ist. Weit entfernt das Daseyn der Erfahrung zu begründen, setzen sie vielmehr das Daseyn der Erfahrung voraus. — Jeder Gedanke ist Resultat der Einwirkung der Verhältnisse auf unser Erkenntnißvermögen. Begriffe sind Folgen dieser Veränderungen und können also nicht dem Erkenntnißvermögen an und für sich zukommen. Auch ist offenbar, daß Verstandesbegriffe von den sinnlichen abgezogen sind. Die Begriffe von Wesen, Ursache, Wirkungen und Zeit

würden ohne Gedanken und diese ohne physische Verknüpfungen gar kein Daseyn haben. —"

Erfahrung. Ein sehr wichtiger, ja der wichtigste Begriff in dem System des V. — "In so fern wir uns der Dinge dadurch bewußt sind, daß sie Eindrücke und Veränderungen in unserm Erkenntnißvermögen hervorbringen, erkennen wir sie durch Erfahrung — unmittelbare und mittelbare Erfahrung, jene, wenn das Bewustseyn der Veränderungen durch die Einwirkung der Dinge; diese, wenn es durch die Vorstellungen und Begriffe hervorgebracht wird. Sinnliche und Verstandes-Erfahrung, jene durch das Bewustseyn der Veränderung und der Sinnlichkeit, diese durch das Bewustseyn der Veränderung unsers Verstandes; im ersten Fall erfahren wir eine Erscheinung, im andern einen Gedanken; jene ist auschauend, diese intuitiv, wenn sie unmittelbar; jene historisch, diese empirisch, wenn sie mittelbar sind. — Man hat bisweilen nur für die Sinnlichkeit, nicht aber für den Verstand Erfahrung angenommen. Die Ursache davon war nach des V. Behauptung, eine Verwechselung des Verstandes und der Vernunft. — "Man hat nämlich im voraus dem Verstande das ausschliessende Geschäfte des Urtheiles angewiesen, und aus dieser willkürlichen Bestimmung dreist gefolgert: der Verstand nimmt nichts wahr, er urtheilt nur; wenn indessen jene genaue Verwandtschaft und ununterbrochner Zusammenhang der Sinnlichkeit und des Verstandes, wie ich ihn eben angegeben habe, gegründet seyn sollte, so würde diese ganz unerwiesene Einwendung gegen Verstandes-Erfahrung um so mehr wegfallen. Der V. erinnert übrigens, daß man eine Verstandes-Erfahrung auch aus diesem Grunde annehmen müsse, weil, wenn die Sinnlichkeit die Verhältnisse nicht angeben könne, und

sie

sie doch der Vernunft müßten gegeben seyn, nichts an=
ders als der Verstand übrig bliebe, der dies Geschäfte
übernehmen könne. — Wie verhält sich die Erfahrung
zur Gewißheit? Der V. antwortet? anschauende Er=
fahrung giebt subjective Gewißheit; historische Erfah=
rung giebt historische Gewißheit. Blosse Erfahrung
überhaupt überzeugt uns durch Glauben. Vernunft
ist der einzige Gewährleister **objectiver** Gewißheit.
Indessen ist sie nicht von der Erfahrung unabhängig. —
Die subjective Gewißheit wird entweder durch Sinn=
lichkeit oder durch Verstand gegeben. Im ersten
Fall nennen wir die Gewißheit **physisch**, im andern
mathematisch, oder **demonstrativisch**. Sie sind
beyde subjectiver Natur, also hat man mit Unrecht ei=
nen objectiven Unterschied unter beyden gemacht. Wenn
einmal die Gesetze der Sinnlichkeit und des Verstan=
des mit gleicher Gewißheit gegeben sind, wenn es eben
so gewiß anerkannt ist, daß der Scharlach eine rothe
Farbe ist, als zwey mahl zwey vier sind, dann er=
halten wir auch in beyden Fällen einen gleichen Grund
der Gewißheit u. s. w." — Hierüber wird sich sogleich
Gelegenheit finden, etwas zu erinnern. —

Räsonnement. (Vernunftgebrauch). Wir
haben das Vermögen, das Daseyn der Dinge zu
erkennen, ohne sie zu erfahren. Diese Erkenntniß
heißt Räsonnement. In Rücksicht dieser Fähigkeit
heißt Erkenntnißvermögen **Vernunft**. Der Ver=
nunftgebrauch bestehet darinn, daß wir erkennen: ein
**Ding ist vorhanden, nicht weil es erfahren
ist, sondern weil dasjenige Ding vorhanden
ist, mit welchem es in Verknüpfung stehet.**
Eine solche Erkenntniß nennt man ein **Urtheil**, so
wie dasjenige, wodurch wir das Daseyn eines Din=
ges urtheilen, den zureichenden Grund desselben. Hier

 müssen

müssen der Vernunft zwey Dinge gegeben werden, deren Gewißheit sie voraus setzt: nämlich zuerst die Verknüpfung, nach welcher geurtheilt wird, zweytens dasjenige Ding, aus dessen Verknüpfung das nicht erfahrne Ding soll erkannt werden. Diese Voraussetzungen nennt man Prämissen, so wie die Erkenntniß aus den Prämissen Schluß. Diese Prämissen sind nun entweder Erfahrungssätze, oder selbst schon räsonnirte Erkenntnisse; und will man hier nicht im Zirkel bleiben, so folgt, daß allem Vernunftgebrauche Erfahrungssätze zum Grunde liegen müssen. Der erste Vernunftgebrauch kann noch keine geschlossene Prämissen voraus setzen, weil diese erst aus jenem entstehen. Der Vernunftgebrauch ist daher blosses Supplement der Erfahrung, und kann von dem Daseyn der Dinge nie mehr Gewißheit geben, als nur die Erfahrung gewähren kann. — Aber es kann auch kein Räsonnement durch blosse Vernunft geben; und reine Vernunft ist nichts anders, als die Fähigkeit des Erkenntnißvermögens, zu schliessen. Die Formen der Schlüsse sind von den concreten Schlüssen abgezogen und in Rücksicht ihrer Gegenstände stützen sich alle Schlüsse auf Erfahrung. — Die Erfahrungssätze sind von zweyerley Art. Entweder sie können nur durch Anschauung oder Intuition, oder auch durch historische und empirische Erfahrung erkannt werden. Im ersten Fall sind sie allgemein evident. Im andern Fall sind sie nicht allgemein und nur für denjenigen evident, der sie durch unmittelbare Erfahrung erkennt. — Logische Verknüpfungen können nie anders, als durch Anschauung erkannt werden, folglich haben sie auch für jeden Evidenz, und ihre Beweise bedürfen nicht des Beystandes historischer Erfahrung. — Anders verhält es sich mit physischen Verknüpfungen, deren

Wahr-

Wahrheit nie allgemein durch Anschauung erkannt werden kann, deren Gebiet folglich sehr beschränkt seyn müßte, falls jedes Individuum nur das als Wahrheit anerkennen und gebrauchen sollte, was von ihm anschauend erkannt worden ist. — Durch den hier angegebnen Unterschied ist man verleitet worden, diejenigen Sätze, die eine allgemeine Evidenz haben, von der Erfahrung unabhängig zu erklären, weil keine Erfahrung allgemein sey. Nun kann aber diese Allgemeinheit blos durch Anschauung erfahren werden, und da alle Anschauung Erfahrung ist, so können auch allgemeine und evidente Sätze nur aus der Erfahrung entspringen, obgleich der zureichende Grund davon durch Vernunft erkannt werden muß. — Dies alles was der V. von dem Erfahrungsursprung unsrer Erkenntniß von dem Maasse der Gewißheit und der Gleichheit derselben hier und bey anderer Gelegenheit vorträgt, scheint etwas schwierig und dunkel zu seyn: ich will also versuchen, es wo möglich etwas deutlicher auseinander zu setzen. Die Gegner, die er hier und bey andern Gelegenheiten bestreitet, werden ihm etwa folgendes einwenden! Wenn alle Erkenntniß und folglich auch alle Gewißheit derselben zuletzt auf Erfahrung beruht, so ist nicht einzusehen, wie diese Erfahrung einigen Sätzen, sogleich bey der ersten Wahrnehmung derselben, eine solche einleuchtende Evidenz geben könne, daß wir nicht weiter nöthig haben, um uns von deren allgemeinen Wahrheit zu überzeugen, nach neuen und wiederhohlten Erfahrungen uns umzusehen; wenn wir z. E. erkannt haben, daß das Quadrat der Hypothenuse den zusammengenommenen Quadrat der beyden Catheten gleich sey, so haben wir nicht nöthig, uns noch durch neue Versuche hievon zu überzeugen. — Hingegen, wenn wir das erstemahl

mahl gesehen haben, daß der Magnet das Eisen anzieht, so können wir auf dieser einmahligen Erfahrung noch nicht den allgemeinen Satz bauen, daß der Magnet das Eisen anziehe; ja es scheint, daß, weil wir diese Erfahrung nie ganz allgemein anstellen können, wir auch nie diesen Satz, auf Erfahrung hin, als ganz allgemein annehmen können. Woher nun dieser Unterschied? warum vermag in dem ersten Falle eine einzige Erfahrung so vieles, ja alles, was auch die oftmahligste wiederhohlte Erfahrung in dem andern Falle nicht ausrichten kann? Hier bemerken wir nun zuförderst, daß die Erfahrung dies nur bey gewissen Sätzen, und zwar solchen, welche logische Verknüpfungen betreffen (folglich nach der Erklärung die der Verf. davon giebt, in *analytischen* Sätzen), aber auch dies nur unter dieser Bedingung leisten kann, daß wir den Grund des Erfahrnen einsehen, (folglich unsre Erkenntniß nicht mehr blos Erfahrungs- sondern auch Vernunfterkenntniß sey,) denn alsdann suppliren wir die einstmahlige Erfahrung, durch die Einsicht und das Gefühl: es *muß so seyn, es kann gar nicht anders ausfallen*; so bald uns aber diese Einsicht und folglich auch dies Gefühl fehlt, so werden wir auch hier zu einer neuen Erfahrung unsre Zuflucht nehmen müssen. Nun fragen wir weiter: findet diese Einsicht in die Gründe nur bey logischen oder auch bey physischen Sätzen statt? Ist das erstere, woher erhalten logische Sätze diesen Vorzug? im andern Fall fragen wir: ob denn auch physische Sätze auf eine einzige Erfahrung, als evident und allgemein gültig angenommen werden können? und endlich bleibt noch die Frage: ob und in wie fern man auch dies merkwürdige Privilegium einiger Sätze zuletzt blos der Erfahrung zu verdanken habe? Also zuerst findet die Ein-

sicht: es muß so seyn — nur bey logischen Sätzen statt? um dies auszumachen, müssen wir wissen, worinn sie besteht und woher sie rühret? sie besteht ohne Zweifel in der Erkenntniß, daß das Prädicat des Satzes schon im Subject gegeben sey, und indem es mit dem Subject in einem Satze verknüpft wird, nur daraus entwickelt sey:" sie rühret also aus der eigentlichen Natur analytischer Sätze her, oder von einer so innigen und vollständigen Bekanntschaft mit dem Subject, daß wir auch darinn das Prädicat wahrnehmen. (Dies kommt nun völlig mit dem überein, was der V. oben von Sätzen logischer Verknüpfung gesagt hatte, nämlich daß bey einer solchen Verknüpfung die Bestandtheile oder Begriffe eines und eben desselbigen Gedankens verknüpft werden, wie auch mit dem, was er in der Folge vom Unterschiede analytischer und synthetischer Sätze sagt.) Denn nun wird erkannt, wenn wir anders nicht blos erfahren, sondern auch den Grund des Erfahrnen einsehen, daß, falls das Subject seyn und bleiben soll, was es ist, oder wofür wir es einmal angenommen haben, die Erfahrung nie anders ausfallen könne, als wir sie gefunden haben; d. h. vermöge des Satzes des Widerspruchs muß unsere Erfahrung allgemein oder objectiv gültig seyn. — Kann aber eine solche Einsicht und Evidenz auch wohl bey Sätzen physischer Verknüpfung oder bey synthetischen Sätzen statt finden? Es scheint darauf anzukommen, ob es physische Sätze giebt, die wir vermöge einer völligen und innigen Bekanntschaft mit dem Subject so durchschauen können, daß wir sie gleichsam für uns in analytische verwandeln, oder daß wir das Prädicat als einen nothwendigen Bestandtheil des Subjects darinn wahrnehmen; denn alsdann würde es sich mit ihnen in Ansehung der Gewißheit und Evidenz nicht anders

als

als mit logischen Sätzen verhalten, z. B. wenn wir die Körper so durchaus kennten als wir mathematische Figuren kennen; so aus ihnen alle ihre Eigenschaften, entweder vermöge einer Construction darstellen, oder vermittelst einer Analyse so auseinander legen könnten, als wir es beym Dreyeck oder Cirkel thun können; und folglich einsehen würden, wofern ein Körper noch ein Körper seyn und bleiben soll, so muß er z. B. schwer seyn; alsdann dürften wir nur diese von uns so gleich für nothwendig erkannte Eigenschaft der Körper ein für allemahl erfahren haben, um überzeugt zu seyn, nicht nur daß alle Körper schwer sind, sondern daß sie es auch seyn müssen. Allein eine solche hiezu nöthige Durchschauung physischer Gegenstände ist uns nicht gegeben. Wir können nicht nur nicht a priori einsehen, was ihnen zukommt oder nicht, sondern wenns uns auch die Erfahrung gesagt, können wir doch mit ihrer innern Natur nie so bekannt werden, daß Sätze, die Verknüpfung ihrer Bestandtheile oder Eigenschaften betreffend, für uns logische oder analytische Sätze würden. Aber so scheint es, würden nun auch solche Sätze nie allgemeine und objectiv gültige Sätze werden können, als vermittelst einer unendlichen Wiederhohlung der Erfahrung, und dies nur durch eine Approximation zur Gewißheit, und jenes Gefühl von Nothwendigkeit, worauf apodictische Gewißheit eigentlich beruhet, würde uns immer fehlen müssen. — Indessen giebt es doch physische und synthetische Sätze, wobey dieses Gefühl von nothwendiger Gewißheit statt findet: zwar nicht dadurch, daß wir sie, wie jene logische oder analytische Sätze, auf den Grundsatz der Identität oder des Widerspruchs zurückführen, — wohl aber daß wir sie, auf ein anders Gesetz des Erkenntnißvermögens und der Dinge, nämlich auf den Satz des zureichen-

den Grundes zurückbringen, und zwar so, daß wir einsehen, daß wofern unsre physische Erfahrung nicht durchgehends zutreffen sollte, dieser Satz des z. G. nicht allgemein wahr und gültig seyn könne. Wir wollen z. B. den physischen und synthetischen Satz nehmen: Jeder bewegte Körper wird entweder angezogen oder fortgestoßen oder beydes zugleich. — Wir haben ihn allerdings lediglich der Erfahrung zu danken; allein für denjenigen, der seinen nothwendigen Zusammenhang mit dem Satz des zureichenden Grundes einsieht, erhält er eine Allgemeinheit und Nothwendigkeit, die er für den, der sich blos an die Erfahrung hält, und so lange er sich daran hält, nie erlangen wird. — Dies stimmt nun mit dem, was der V. behauptet, in sofern überein, daß erstlich die subjective Erfahrungs-Gewißheit zu einer objectiven, d. i. zu einer allgemein gültigen übergehet, d. h. wir erkennen, daß jedes menschliche Erkenntnißvermögen diesen Satz als durch Erfahrung und Gründe bewährt, allgemein wahr und gültig anerkennen müsse, in sofern er einem allgemeinen Grundgesetze dieses Erkenntnißvermögens gemäß ist. Zweytens geschieht diese Verwandlung vermittelst der zu der bloßen Erfahrung hinzukommenden Vernunfterkenntniß, nämlich durch Anwendung der Denkgesetze; deren Einsicht gehört aber für die Vernunft, oder vielmehr, wir nennen das Erkenntnißvermögen, in sofern es sich mit Aufsuchung und Anwendung ganz allgemeiner Erfahrungen beym Erkennen, (denn diese ganz allgemeine Erfahrungen sind eben die Gesetze) beschäftigt, Vernunft. — Drittens, diese Gesetze hat die Vernunft von der Erfahrung hergenommen; es beruhet also alles unser Erkennen und Wissen zuletzt auf Erfahrung." Dies versteht der V. nun so: wir finden es, daß unser Erkenntnißvermögen, es mag als Sinnlichkeit,

lichkeit, oder als Verstand, oder als Vernunft sich äussern, schlechterdings nicht anders als den beyden obigen Gesetzen gemäß wirken könne, bey allen unsern Empfindungen, Gedanken, Urtheilen und Schlüssen finden wir immer diese Gesetze wieder; ihre Befolgung ist bey jeder Seelenoperation unausweichlich. — Allerdings sind sie uns daher angebohren und wesentlich, und in sofern ist es freylich wahr, daß sie vor aller Erfahrung vorhanden seyn, und alle Erfahrung erst möglich machen; aber dies gilt keinesweges von ihrer Erkenntniß; diese wird uns nur allererst durch Erfahrung gegeben; und so gewiß wir unser eignes Daseyn und Bewustseyn nur durch Erfahrung kennen, so kennen wir auch unsre ersten Denkgesetze nur aus der Erfahrung, und beyde haben daher für uns keine andere, als Erfahrungs-Gewißheit, aber sie ist eben so stark und unausweichlich, als das Bewustseyn und die Gewißheit von unserm Daseyn ist. — Hieraus folgert der V. nun weiter, daß beyderley Art von Sätzen, sowohl diejenigen, die logische, als die, welche physische Verknüpfungen betreffen, unter gleichen Umständen (was dies bedeute, wird man sich aus dem vorhergehenden erklären können) gleiche Gewißheit haben. Denn beyde gründen sich zuletzt auf Erfahrung; zwar wie es scheint, zunächst nicht auf Erfahrung allein, sondern auf Gesetze; ja sie erhalten eben durch die Verknüpfung mit diesen Gesetzen die objective Gültigkeit und Allgemeinheit; allein diese Gesetze sind wiederum nur aus der Erfahrung hergenommen, und zwar nicht nur aus der unmittelbaren anschauenden, sondern auch vornämlich aus der mittelbaren und historischen Erfahrung, vermittelst der wir eben erkennen, daß es allgemeine, bey allen Menschen ohne Unterschied geltende Gesetze sind; und in dieser Rücksicht nennt der V. die

historische Erfahrung den Anker und die Basis aller Gewißheit. Diese ursprüngliche Gleichheit der Gewißheit hindert nun nicht, daß die Evidenz logischer Sätze leichter, faßlicher, zugänglicher seyn sollte, als diejenige physischer Sätze, insonderheit darum, weil es in eines jeden Vermögen stehet, sich von der Verbindung logischer Sätze mit dem Satze des Widerspruchs durch Intuition zu überzeugen, welches bey physischen Sätzen, die nur selten durch unmittelbare Erfahrung für das eigne Anschauen gebracht werden können, auch nur selten der Fall ist: einige andere Nachtheile bey der Erkenntniß physischer Wahrheiten hier jetzt nicht zu gedenken; aber alles dies verändert an sich die Natur der Gewißheit nicht.— Nichts würde indessen den bisher erklärten Behauptungen des Verf. mehr entgegen stehen, als wenn es wirklich, wie Kant behauptet, ausser den analytischen und synthetischen Urtheilen, noch eine dritte Art von Urtheilen oder Sätzen geben sollte, diese nämlich, welche er synthetische Urtheile a priori nennt, und die uns die Vernunft vermittelst einer reinen Anschauung geben soll, (allein es erhellet schon aus dem Obenstehenden und der V. zeigt es ausführlicher, daß diese das ganze kantische System stützende Hypothese ganz ungegründet sey, daß diese vorgebliche dritte Art von Sätzen nichts weiter, als analytische Sätze sind, daß die Anerkennung ihrer Nothwendigkeit lediglich in der logischen Verknüpfung ihrer Begriffe gegründet sey, und daß das, was Kant Synthese der reinen Vernunft nennt, nichts weiter ist als Anwendung des durch die Erfahrung gegebenen Denkgesetzes) und wenn endlich diese Einwendung gegründet wäre, daß physische und synthetische Sätze durch ein anderes verschiedenes Gesetz, als die logischen und analytischen bewähret würden, wenn es nämlich

wahr

wahr seyn sollte, daß für jene das Gesetz der Caussalität, und für diese dasjenige des Widerspruchs gehöre, und daß diese beyden Gesetze ganz verschieden und von ungleichem Ansehen wären. Was den ersten Punct anbetrift, so scheint es, falls unsre bisherige Vorstellung der Sache richtig seyn sollte, schwerlich zu leugnen, daß man physische Sätze allerdings nur zunächst auf den Satz des zureichenden Grundes; nicht aber unmittelbar auf den Satz des Widerspruchs zurückführen könne. Aber den andern Punct leugnet der V. mit vielem Anschein der Wahrheit, und behauptet, daß beyde im Grunde nur **einen** Grundsatz ausmachen, oder daß sich der Satz des zureichenden Grundes, strenge und bündig aus dem Satze des Widerspruchs beweisen lasse. Es ist gewiß der Mühe werth diesen Erweiß des V. genauer anzusehen. Er setzt dabey zum voraus, daß man diesen berühmten Satz bisher zu einseitig betrachtet; da man ihn blos für ein Gesetz des Verstandes genommen, da er vielmehr ein für alle Modificationen unseres Seelenvermögens, für die Sinnlichkeit und Vernunft so gut als für den Verstand geltendes Grundgesetz sey, nämlich: was wir so empfinden, davon können wir nicht zugleich das Gegentheil empfinden; was wir so gedenken, davon können wir nicht zugleich das Gegentheil denken; und hieraus sey allererst dieser Satz in seiner größten Allgemeinheit abstrahirt und so ausgedruckt worden: ein Ding kann nicht zugleich seyn und nicht seyn. — Nun hält er hiemit den Satz des zureichenden Grundes zusammen. Die Verknüpfung zweyer Dinge besteht darinn, daß das Daseyn des einen Dinges unabhängig von dem andern und für sich bestehend, entweder nicht durch Hülfe der Sinnlichkeit erfahren, oder durch den Verstand nicht gedacht werden könne. Hieraus folgt unmittelbar der Satz des zureichenden Grundes: Dasjenige, was zum Daseyn eines Gedanken gehört,

muß als verknüpft mit demselben erkannt werden, dasjenige, was zum Daseyn einer Erscheinung gehört, muß als verknüpft mit derselben erkannt werden. — Das Gemeinsame beyder Sätze ist: das was zum Daseyn eines Dinges gehört, kann nicht zu gleicher Zeit (wenn es nämlich das Ding seyn und bleiben soll, das es ist) auch nicht da seyn. Und so folgt, setzt der V. hinzu, nach den strengsten Regeln der Logik, daß der Satz des zureichenden Grundes durch den Satz des Widerspruchs bewiesen werde, daß der Satz des Widerspruchs allgemeines Gesetz der menschlichen Erkenntniß sey, und daß es, so wie es nur *eine* Erkenntnißkraft, also auch nur *ein* Grundsatz der menschlichen Erkenntniß gebe." — Man sieht daß bey dieser Deduction des Satzes des zureichenden Grundes, aus dem Satze des Widerspruchs, der V. die Identität, oder das eines und eben dasselbige seyn, auch auf sogenannte verschiedene Dinge, in sofern sie in einer beständigen und unzertrennlichen Verknüpfung stehen, ausdehnt, und auszudehnen sich darum berechtigt hält, weil alle Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit, die wir in einem Dinge, das wir für eins und eben dasselbige halten, wahrnehmen, uns nicht verhindert, solches Ding für eins und eben dasselbe zu halten, so bald dieses Mannichfaltige so innig an einander hängt, daß eines nie ohne das andre ist. Nun wird er sagen, und zwar, wie es scheint, mit Recht: eben das trifft bey jeder Verknüpfung ein, d. h. wir müssen zwey obgleich verschiedene Dinge, so oft sie immer und unauflöslich, entweder synchronistisch oder successiv verknüpft sind, für ein und eben dasselbige halten; denn sollte uns jede wahrgenommene Verschiedenheit oder Mannichfaltigkeit berechtigen, aus den verknüpften Mannichfaltigkeiten

keiten zwey oder mehrere **wirklich** verschiedne, d. i. für sich bestehende unabhängige Dinge zu machen, so heben wir wirklich die Bedingung auf, daß sie nämlich nicht unabhängig jedes für sich bestehen; widersprechen wir uns selbst, und haben das Ding nicht mehr, das wir hatten, und dann würden wir auch nirgend etwas finden, das wir ein Individuum, **ein und eben dasselbige Ding** nennen könnten, denn wo ist irgend ein Gegenstand, in dem sich nicht mannichfaltige entdecken, worinn sich nirgend etwas unterscheiden liesse? genug wenn dies Mannichfaltige nur unauflöslich verknüpft ist, so gehöret es alles zu **einem** Dinge, und macht dasselbe aus, es mag ein Realzusammenhang oder eine Causalverbindung die Einigung machen. —

Nach dieser langen Erörterung, die mir nöthig schien, um das Erfahrungs-System des V. deutlich darzustellen, kann von dem übrigen nur noch wenig angeführt werden. Indessen muß ich doch vor allen Dingen etwas von der practischen Anwendung, die der V. von seinem Erfahrungs-System macht, mittheilen. "Aus erfahrnen Verknüpfungen wird auf nicht erfahrne geschlossen. Zu diesem Schlusse berechtigen wir uns durch folgende Grundsätze: **wo eine Erscheinung ist, da muß auch die damit verknüpfte Erscheinung seyn.** Dies ist der Grundsatz der Vernunfterkenntniß aller physischen Verknüpfungen. **Wo ein Begriff ist, oder gedacht wird, da muß auch der damit verknüpfte Begriff seyn oder gedacht werden.** Auf diesem Grundsatz beruhen alle demonstrativen logischen Verknüpfungen, so wie beyde unmittelbar aus dem Satz des Widerspruchs fliessen. Wenn inzwischen alles Räsonnement nur auf diese Grundsätze eingeschränkt wäre, so würden

den wir durch die Vernunft immer nur das erkennen, was schon durch Erfahrung bekannt war; sie würde nur das Supplement der unmittelbaren nicht der mittelbaren Erfahrung seyn. — Erfindungen nach Regeln der Vernunft wären demnach unmöglich, und nur zufällige Erfahrung könnte uns das Daseyn neuer und unbekannter Dinge lehren. Aber zum Glück dürfen wir noch zwey andere Sätze bey unserm Räsonnement zum Grunde legen, welche den Satz des Widerspruchs zum Bürgen haben. Der erste dieser Grundsätze ist: **Gleiche Dinge haben gleiche Verknüpfungen.** Auf diesem beruhet alle Aequation, und folglich die ganze Mathematik, nur dadurch ist logisches Räsonnement möglich. — Der zweyte Grundsatz ist: **ähnliche Dinge haben auch ähnliche Verknüpfungen.** Auf diesem Grundsatze beruhet die Analogie." Nachdem der V. die weite Ausdehnung und den Nutzen der Analogie angeführt hatte, so zeigt er, daß aller logischer Vernunftgebrauch auf Aequation, so wie der physische und metaphysische auf Analogie beruhet, — in der reinen Philosophie und Mathematik finden nur Gleichungen statt, so wie eine Metaphysik ohne analogische Schlüsse ohne allen Innhalt seyn würde, — und so hätten wir also zwey Maasstäbe, nach welchen Logik und Metaphysik zu richten sind." Ohne mich hier bey den Folgerungen zu verweilen, die der V. in Ansehung der anscheinenden, so sehr verschiedenen Evidenz und Gewißheit logischer und metaphysischer Gegenstände heraus zieht, und wovon das Wichtigste schon oben angeführt ist, mag es genug seyn, nur diese wichtige Folgerung zu bemerken, daß die Metaphysik, wenn sie wahre brauchbare und gegebne Gegenstände behandeln soll, auf demonstrative Gewißheit keinesweges

An-

Ansprüche machen, sondern sich, so wie die Physik, mit analogischer Schlußart und mit derjenigen Gewißheit, die diese gewähren kann, begnügen müsse. Wenn sie dies thut, und die hohen Ansprüche auf strenge Demonstration aufgiebt, alsdann wird auch sie, so wie die Naturlehre, durch Hülfe der Erfahrung, vermittelst analogischer Räsonnements, nützliche Wahrheiten finden und sie immer zu einem so hohen Grade der Wahrscheinlichkeit erheben können, daß wir ihre Lehren zu jedem Behuf unsers Lebens nutzen können. — Der V. der dies mehr als bey einer Gelegenheit zeigt, hat sich nun durch dieses wohl durchgedachte Werkchen, indem er der Metaphysik so ihr eigentliches Ziel gesetzt, und zu einer zweckmäßigen Bearbeitung derselben diese Anleitung gegeben, sich meiner Einsicht nach um wahre und für das Leben brauchbare Philosophie sehr verdient gemacht.

Noch war der Recensent willens zur Prüfung des Erfahrungs-Systems des V. eine etwanige Vergleichung desselben mit dem entgegengesetzten kantischen Vernunft-System anzustellen. Allein da dieser Aufsatz schon so weitläuftig gerathen ist, so muß er dies Vorhaben aufgeben, oder vielleicht nur bis zu einer schicklichen Gelegenheit aufschieben.

Wo

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Protestantische Gottesgelahrtheit.

Christenthum, auf Geschichte festgegründet, für edle Wahrheitsfreunde. Von M. Joh. Aug. Weise, Pfarrern in Ebersgrün im Voigtlande. Gera, 1788. bey Beckmann, 12 Bogen in Octav.

Die Absicht dieser, in einer zu weitschweifigen und zu verwickelten Schreibart abgefaßten, Abhandlung ist die: den Scheingründen ihre Scheinbarkeit zu benehmen, womit man sich bemüht hat, die Geschichte des Stifters der christlichen Religion, und ihrer Einführung in die Welt, der Täuschung verdächtig zu machen; indem er aus dem wirklichen Erfolge, nämlich dem Aufkommen der neuen Religion, (welcher Erfolg sich nicht anders, als bey Voraussetzung der Wirklichkeit der bisher geglaubten Geschichte begreiflich machen läßt,) auf die Wirklichkeit der Geschichte schließt. Nachdem er bemerkt hat, § 1. daß für die durch sich selbst unerschütterliche, auf untrüglicher Wahrheit beruhende, christliche Religion, dem Verehrer derselben bey keinem Angriffe bange seyn dürfe; daß ihm aber eine unwürdige Behandlung derselben unmöglich gleichgültig bleiben könne, dergleichen das Vorgeben der Täuschung und Blendwerke sey, unter deren Begünstigung dieselbe in die Welt eingeführt seyn soll: zeigt er § 2. daß die Einführung des Christenthums in die Welt, die Verbreitung einer Summe so wichtiger und heilsamer Wahrheiten, eine in ihrer Art so einzige Begebenheit sey, daß es bey derselben nicht angehe, die ersten natürlichen Ursachen dieses Erfolges erweißlich darzulegen; wie bey manchen Begebenheiten in der physischen Welt gar wohl und leicht geschehen kann. Vielmehr führe alles im-

mer wieder auf Jesum zurück, der in seinem ausserordentlichen Leben auf der Erde solche Vorkehrungen getroffen hat, die ohne seine Erscheinung auf der Erde im Zusammenhange natürlicher Dinge nicht entstehen konnten. Er bestimmt demnächst, § 3-7. die beyden Hauptpunkte, auf welche gesehen werden muß, wenn man die schnelle Ausbreitung der christlichen Religion, als einen Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit derselben betrachtet. Alsdenn ist erstlich nur vom apostolischen Zeitalter die Rede. Denn theils setzt die in der Folge schon weiter sich erstreckende Ausbreitung, immer diese erste, durch die Bemühungen der Apostel beförderte, zum voraus; theils ist wirklich schon von den Aposteln die christliche Religion in den angesehensten und aufgeklärtesten Städten des römischen Reiches ausgebreitet, wo überall zahlreiche Gemeinen gesammelt wurden. Theils gerieth die Ausbreitung durch das Absterben der Apostel einigermaaßen und auf eine Zeitlang in Stillstand. Zugleich wird hiebey dem unstatthaften Einwürfe des Hierokles begegnet, daß das Christenthum durch die Grausamkeit der christlichen Kayser ausgebreitet worden, welches er durch die Anführung der Gesetze, die vom Jahre 340 bis 368 wider die Heyden gegeben sind, beweisen wollen; da doch schon seit 300 Jahren damals christliche Religion, ohne Beyhülfe menschlicher Macht, ja selbst bey allem Widerstande derselben, ausgebreitet worden; zum Beweise, daß diese Religion des weltlichen Arms zu ihrer Erhaltung nicht bedurfte. Es ist unbillig, Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten christlicher Regenten einer Religion beyzumessen, die nichts enthält, was dazu führen kann. Zweitens, wenn von der Ausbreitung der christlichen Religion die Rede ist, so muß bey dem Worte Religion immer an gesellschaftliche Verbindung, und in so fern sie christliche Religion heißt, immer daran gedacht werden, daß diese Religion auf die Lehre Jesu gegründet, daß die christliche Religionsgesellschaft zum Bekenntnisse der Lehre Jesu vereinigt worden ist. So führt immer die Ausbreitung der christlichen Religion auf die Lehre Jesu zurück, welche den Grund der neuen offenbar historischen Begebenheit einer gestifteten neuen Religionsgesellschaft enthält. Wenn wir nun, so fährt der Verf. § 7-14. fort, die neu aufkommende Religion, "als eine Wirkung der Lehre Jesu, beur-

beurtheilen und aus ihrer Ausbreitung auf die Göttlichkeit der Lehre Jesu schliessen wollen: so müssen wir nicht gerade von unmittelbaren Wirkungen Gottes bey der Ausbreitung der christlichen Religion reden; da wir überhaupt, und besonders, wenn von dem die Rede ist, was im Innern der Menschen seinen Ursprung genommen hat, das mittelbare vom unmittelbaren schwerlich unterscheiden können. Aber eben so wenig ist es erweißlich, daß hier alles bloß ordentliche Natur sey; da uns die Begebenheit, von welcher die Rede ist, auf einen offenbar historischen ersten Grund und Ursprung führt, den wir für außerordentlich erkennen müssen. Nur muß man 1.) nicht meynen, daß durch Wunder an den Seelen der Menschen dieselben zur Aufmerksamkeit auf die christliche Religion gebracht worden. Diese ward vielmehr durch ordentlichen Unterricht, wie andre Lehren und Kenntnisse fortgepflanzt. Noch 2.) der christlichen Lehre zu den ersten Zeiten eine besondre, ihr itzt fehlende Kraft eigen gewesen sey. Ihre Kraft ist zu allen Zeiten dieselbe. Der Hindernisse der Wirksamkeit derselben sind zu einer Zeit und bey einigen Menschen mehr, bey andern weniger. In manchen Stücken hatten jene, in manchen aber haben die jetzigen, mehr Vorzüge oder mehr Mängel. Noch 3.) daß die Ausbreitung der christlichen Religion, durch Wunder in dem Zusammenhange der Welt, zu einer derselben günstigern Einrichtung derselben, bewirkt sey. Wir sehen vielmehr bey dieser Geschichte alles in der Welt seinen ordentlichen Gang gehen. Darum darf man aber doch auch nicht behaupten, daß eben der Zusammenhang der Welt blos natürlicher Weise die christliche Religion in Umlauf gebracht habe. Denn, was man auch alles, und sehr gut und nützlich, z. E. in dem unvollendeten Fragmente in Lessings Nachlaß, über die günstigen Zeitumstände sagen mag: so bleibt doch immer der erste Grund, auf welchem diese Begebenheit beruhet, die erste Quelle, woraus sie hervorgegangen ist, wirklich historisch, nämlich das außerordentliche Leben Jesu. Nun bestätigt die Vergrößerung der christlichen Gesellschaft, und Ausbreitung der christlichen Religion, wirklich die Wahrheit, daß die Lehre Jesu wahr und göttlich ist. Denn dieser Satz beruhet auf der Gewißheit von dem außerordentlichen Leben Jesu; und die vielen Tausend Bekenner des Christenthums

werden

werden nun Zeugen für diesen Satz. Nicht als gebe die Menge der Stimmen den Ausschlag, wenn von Wahrheit die Rede ist; sondern weil diese Lehre, als göttliche Lehre gepredigt, und mit Zeugnissen ihres göttlichen Ursprunges unterstützt ward, durch welche diese Tausende bewogen wurden, ihr Beyfall zu geben: so bestätigen sie die historisch gewisse Existenz der außerordentlichen Thatsachen, auf welche die Apostel untrügbar die Göttlichkeit des Christenthums gegründet haben. Sie haben den Satz, daß das Christenthum göttliche untrügliche Wahrheit sey, sicher angenommen, indem sie ihr Beyfall gaben. Dieß erhellet, noch außerdem, daß das Christenthum als eine göttliche Lehre verkündigt ward, daher, weil die Menschen durchgängig göttliche Auctorität gefordert haben, wenn sie Religionslehre glaubten, und weil sich nur dann die feste Entschlossenheit erklärt, womit sie bey dem Bekenntnisse des Christenthums auch unter den ungünstigsten Umständen beharrten; indem, §. 15. keine politische Verfassung da war, die die Erhaltung bey dem Bekenntnisse befördert hätte, und indem dieß Bekenntniß immer Einsichten und Urtheile voraussetzte, die einen festen Grund haben mußten; zumal es nie an Widerspruch, selbst unter Eheleuten, Aeltern, Kindern, Freunden und Nachbaren, fehlte, der sonst dem blinden Wahne allemal gefährlich ist. § 16 bis 26. zeigt der Verf. weiter, daß wir auf das Zeugniß der Menge der Bekenner des Christenthums nicht den Satz gründen, daß die Lehre, die sie annahmen, Offenbarung von Gott sey; dieß könne freylich dieselbe nicht bezeugen. Aber unmöglich könnten doch wohl so viele Menschen, an allen Orten der aufgeklärten Welt, Irrthum für Wahrheit angenommen haben. (Die Menge möchte, was auch der Verf. dagegen sagt, das wohl nicht beweisen, daß die Lehre nicht Irrthum sey. Wie oft hat der Irrthum den allgemeinsten Beyfall gefunden!) Der Inhalt der christlichen Lehre, die den einigen wahren Gott zu verehren, und die Hoffnung auf ewige Glückseligkeit auf Jesu Leiden, Tod und Auferstehung, Verheißungen und Lehren zu gründen, Anweisung ertheile, sey von der Art, daß er nicht durch das allmählige Maaß der Aufklärung von selbst natürlich entstanden, und auch nicht auf Täuschung gegründet seyn könne. Denn das sey nicht mit Gottes Weisheit zu reimen, daß er

diese

diese Lehren habe durch Täuschung entstehen lassen können.
(Dieß Raisonnement bedeutet sehr wenig. Muhammed hat auch die Lehre von einem Gott, und von einem künftigen Leben, unter den rohen Arabern und andern rohen Völkern ausgebreitet. Gilt denn auch hier der Schluß?) Die Geschichte Jesu sey von Anfang bekannt und als Grund ihres Bekenntnisses von den unzähligen ersten Bekennern des Christenthums bestätigt. (Dieß ist allerdings wahr. Aber der Ausfall, den der Verf. bey dieser Veranlassung auf Semler thut, gehörte hieher nicht. Semler läugnet ja nicht 1. alle Geschichte Jesu; sondern er fragt nur: ob die Evangelien nichts, als zuverlässige Historie enthalten? Wider ihn muß nicht aus solchen Raisonnements, sondern aus historischen Nachrichten disputirt werden. Der Verf. begeht oft den Fehler, zu viel beweisen und behaupten zu wollen, und schwächt dadurch, und durch seinen verwickelten unordentlichen Vortrag, die Kraft mancher wirklich guten Bemerkungen.) Auf die Geschichte Jesu gegründet ist nun, § 27-31, die christliche Lehre Juden und Heyden, als unmittelbare Offenbarung annehmungswürdig gemacht worden; und diese Lehre, § 31-34. bleibt für alle Zeiten unerschütterlich dieselbe, und fest gegründet; weil die Geschichte, worauf ihr Ansehen, und unsre Verbindlichkeit sie zu glauben, beruhet, immer dieselbe bleibt; wiewohl die Apostel in ihrer Lehrart zunächst immer nach ihren Zeitgenossen sich richteten; doch so, daß sie die unveränderliche Bestimmung der christlichen Lehre für alle Zeiten deutlich und oft behaupten. Endlich § 34-36. handelt der Verf. den Satz ab: daß doch die Vorstellung der Christen von dem Zusammenhange der Geschichte und Lehre Jesu nach ihrer Fähigkeit unendlich verschieden seyn müsse. Er sagt ganz richtig: die Anwendung, welche die Apostel davon gemacht haben, muß immer Grundlage bleiben. Wahr und gut gesagt ist auch folgendes, S. 182: "Wenn nur alles "mal Jesus Christus bleibt, Grundfeste des Glaubens, der "Liebe, der Hoffnung: so wird denn auch Geist und Sinn "und Besserung und Leben einen gewünschten Wachsthum "gewinnen; wenn gleich eine unendliche Verschiedenheit blei"ben und, wie in äußeren irdischen Verhältnissen, also auch "in geistlichen und moralischen, zur Verherrlichung des Plans "göttlicher Weisheit, eine unbeschränkte Mannichfaltigkeit

"an-

„troffen werden sollte.“ Mit Recht tadelt er die Gewissensrüge, die Unger gegen Semler anstellte. Aber Semlers Meynung, von dem ganz freyen unendlichen moralischen Umfange christlicher Religion, hätte einer ruhigern Prüfung, und, wie es in manchen Stücken mit Grund geschehen könnte, gründlichern Widerlegung bedurft. — Viele gute Gedanken und Einsichten bemerkt man in dieser Schrift mit Vergnügen; aber es ist unangenehm, sie aus so vielen untergemischten, gemeinen und seichten Raisonnements herauszuheben. Der Verf. scheint die wahren Gründe wohl zu kennen; aber hier hat er wenigstens nicht gezeigt, daß er sie bündig und gründlich abhandeln könne; wie er denn auch ganz davon schweigt, in wie weit die christliche Lehre auch unabhängig von Geschichte, sich selbst als wahr und göttlich rechtfertige! — Unartig ist der Ausfall wider den würdigen Probst Reinhard, in der Vorrede, dessen trefliche Schriften und Predigten der Verf. schwerlich versteht, wenn er ihn des Täuschungssystems verdächtig hält. — Hin und wieder sind schlimme Druckfehler; z. E. S. 73 Z. 8 den Verstand erkennen und preisen, für: der Verstand erkennen und prüfen. S. 73 Z. 5 v. u. vergebliche, für: vorgebliche Offenbarung. S. 119 Z. 7 v. u. Veranstalt für: Voranstalt. Ein Verzeichniß der Druckfehler hat Recensent nicht gefunden.

Da.

Predigten über die evangelischen Texte des ganzen Jahrs zur Beförderung der häuslichen Andacht von Johann August Hermes, Consistorialrath, Inspector des fürstlichen Gymnasiums, und Oberprediger an der St. Nicolaikirche zu Quedlinburg. Erster Band 808 Seiten. Zweyter Band 808 Seiten. Zweyte verbesserte Auflage. Berlin und Stettin 1788, bey Fried. Nicolai.

In langer Zeit hat Rec. keine Predigten mit so großem Vergnügen angezeigt als diese. Schon das erweckt

ein gutes Vorurtheil für sie, daß sie in so kurzer Zeit zum zweytenmal aufgelegt sind. Hr. H. erklärt sich in der lesenswürdigen Vorrede über einige Punkte, welche, wie er schreibt, in die richtige Beurtheilung seiner Arbeit einen Einfluß haben; nämlich zuerst über seine Art zu predigen überhaupt, und hernach über sein Verfahren bey diesen zum Druck ausgearbeiteten Predigten insonderheit. Diese Predigten sollen keine nach den strengen Regeln der Kunst zugeschnittene Reden, sondern ganz freye Betrachtungen über geistliche Wahrheiten seyn, bey welchen die Theile nicht ängstlich numerirt werden, um günstige Gelegenheiten, den Vortrag gemeinnütziger zu machen, nicht fahren zu lassen. Beym Vortrage, oder bey der Wahl der Worte hat der Herr V. auf Faßlichkeit und Popularität gesehen, und so wohl den abgemessenen Periodenbau, der nicht für den Kanzelvortrag gehört, als auch die biblische Sprache, wenn sie nämlich bildlich, folglich unverständlich ist, so allgemein bekannt sie auch seyn mag, vermieden. Dabey hat es ihm sehr am Herzen gelegen, solche Materien jedesmal zu seiner Betrachtung zu wählen, welche nicht nur an sich erheblich, sondern auch für die Bedürfnisse unsrer Zeit anpassend wären. — Diesen Plan, den sich der Herr V. in Absicht auf Form und Materie dieser Predigten entwarf, und dem kein Sachverständiger seinen Beyfall versagen kann, hat derselbe unsrer Meynung nach treflich ausgeführt. Die Forderungen, die er hier an sich selbst thut, sind nichts weniger als neu, aber das kann dem Werthe dieser Predigten gar nicht nachtheilig seyn. Genug, daß sie gegründet sind und unser V. sie erfüllt. Die Materien sind gut gewählt, und wenn wir gleich hier wieder gestehen müssen, daß sie nicht neu sind, so bedenke man, daß das Neue nicht allemal zweckmäßig für die Kanzel ist, und daß es so genannte alte Sachen giebt, die nicht oft genug auf die Canzel gebracht werden können, die wenigstens in einem Buche, welches absichtlich zur Erbauung bestimmt ist, nie fehlen sollten. Neuer und origineller ist der V. in der Ausführung. Der Eingang ist meistentheils sehr kurz und oft vertrit die Erklärung des Evangelii die Stelle des Eingangs. Der Vortrag läuft in einer natürlichen Ordnung fort, und der

V.

V. ist nicht ängstlich darum bekümmert, wenn er die Materien, wovon er nach der Anleitung seines Textes reden will, nicht allezeit unter einen Hauptgedanken bringen kann. Dann zeigt er seinen Zuhörern an, daß er ihnen zwey oder drey Sätze vortragen werde. Dahin gehört gleich die zweyte Predigt am Feste der Erscheinung Christi. Der V. trägt zwey Wahrheiten vor: die erste, Gott kennet, lenket und vernichtet die Anschläge der Gottlosen; die zweyte, er kennet und schützet die Frommen. Am zweyten Sonntage in der Fasten: zwey falsche Meynungen in Absicht der Kraft des Gebets. Am vierten Sonntage nach Trinitatis: drey Sätze. Am fünften: zwey Sätze u. s. w. Bey solcher Entfesselung vom homiletischen Zwang muß der Prediger nothwendig gewinnen, und unser Herr V. hat auch wirklich gewonnen. Rechnet man nun noch dazu die faßliche und doch edle Sprache, in welcher diese Predigten geschrieben sind; die unpolemische Denkungsart und die Weltkenntniß, die überall durchscheint; das so sichtbare Bestreben, nützlich zu werden, und das beständige Hinarbeiten auf diesen Zweck; die Präcision in den Begriffen; die Nichtüberspannung der Forderungen; die Vermeidung alles Spekulativen: so weiß man, was man an diesen Predigten hat. Rec. hätte nun freilich wohl denselben mehr Feuer und Lebhaftigkeit gewünscht, und zwar nur in der Maaße, als es mit der Popularität bestehen kann. Das hat der V. entweder absichtlich vermieden, oder die Ursache davon liegt in seiner Individualität. Der Mangel daran kann ihm also nicht zum Vorwurfe gereichen, und überdem sind doch die Predigten so beschaffen, daß die körperliche Beredsamkeit vieles ersetzen kann. Kurz die Herausgabe derselben macht Herrn Hermes alle Ehre und hat seinen Schriftstellerruhm vermehrt. Rec. freut sich, durch dieses ehrliche Urtheil demselben seine Hochachtung bezeugen zu können.

Ik.

Predigtbuch für christliche Landleute zur häuslichen Andacht, und zum Vorlesen in der Kirche. Auf alle Sonn- und Festtage des ganzen

 Jahrs,

Jahrs, nach den Evangelien. Herausgegeben von Raymund Dapp, Prediger zu Schönebeck ꝛc. Berlin und Stettin, bey Friedr. Nicolai 1788. 791 Seiten in 4.

Eine große Anzahl Leser sind durch das vorhergegangene Gebetbuch eben dieses Verfassers auf dieses Predigtbuch aufmerksam gemacht und ihre Erwartung ist nicht betrogen worden. Recensent glaubt mit Grunde behaupten zu können, daß bis jetzt kein Predigtbuch den hohen Grad der allgemeinen Brauchbarkeit fürs Volk erreicht habe, den man diesem Buch des Herrn Pr. Dapp beylegen muß.

Herr Dapp arbeitet vorzüglich darauf, edelmüthige Unterthanen, redliche Beamte, sorgsame Väter und Mütter, wohlgerathene Kinder, fleißiges und wohlmeynendes Gesinde, exemplarische Ehegatten zu machen; Muthlosigkeit, Neid, Trägheit, abergläubische Furcht, f[illegible]chen Religionseifer, unchristliche Tadelsucht, unnützes Prozessiren, Ungenügsamkeit, Undankbarkeit gegen Gott und Menschen, Empörung gegen die Obrigkeit — mit den ernstlichen Gründen aus Vernunft und Schrift zu bestreiten, und Alles auf eine überaus faßliche, auch dem schwächsten Leser verständliche Weise. Wenn Edelmuth und thätiges Christenthum vom Regenten herab bis auf den niedrigsten Unterthan bey uns waltet: so ist ja wohl der höchste Zweck der Religion erreicht. — Unter den Predigten selbst, die Recensent alle gelesen hat, ist es schwer das Vorzügliche anzugeben. Doch würden die Abhandlungen, von der Kinderzucht, von den Sechswöchnerinnen, von der Muthlosigkeit, über die Mishandlungen Jesu vom jüdischen Volk, von übertriebener Freude und Traurigkeit, von der Pflicht gegen die Armen, von Gehorsam gegen die Obrigkeit, Vorbereitung zum Tode, und von der nützlichen Anwendung der Zeit, besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Qs.

Auswahl religiöser Unterhaltungen, herausgegeben von J. J. B. Trinius, Prediger des hoch-

hochlöblichen von Leipzigerischen Infanterieregiments, und der sämmtlichen Garnison in Halle. Erste Sammlung. Halle bey Joh. Jacob Gebauer, 342 S. 8. 1788.

Der Verfasser hat Bedenken getragen dieser Erbauungsschrift den Titel und die Form der von vielen so herabgewürdigten und kalt aufgenommenen Predigten zu geben, und wo er etwa eine oder die andre von den wirklich gehaltenen unter diese Zahl aufgenommen hat, ihr doch das Gewand und den Zuschnitt der übrigen mitgetheilt. Sie sind allesamt interessant, deutlich, angenehm und gründlich. Wir glauben der Beweise hiervon überhoben seyn zu können, und zur Empfehlung blos die Rubriken der Betrachtungen hersetzen zu dürfen, in der Hofnung, daß sich diese Schrift unter der Menge ähnlicher Andachtsbücher von selbst eine vortheilhafte Aufmerksamkeit und den Beyfall denkender und gutgesinnter Christen verschaffen werde. I) Was ist Religion? II) Ueber Religionsspötterey und deren Thorheit. III) Ueber die Achtung und Bescheidenheit, die man Andersdenkenden in der Religion schuldig ist. IV) Ueber den Werth einer vollkommnen Einsicht in die Religion. V) Das Christenthum macht wahrhaftig glücklich. VI) Wie viel es werth ist, Unsterblichkeit und besseres Leben zu hoffen. VII) Ueber den Zusammenhang des gegenwärtigen und künftigen Lebens. VIII) Das gegenwärtige Leben, eine Reise. IX) Ueber die Veränderung in der Welt. X) Vom Ziele des menschlichen Lebens. XI) Ueber die Verhängnisse Gottes. XII) Von der scheinbaren Unordnung in der göttlichen Regierung. XIII) Von der nöthigen Aufmerksamkeit auf unsern Wandel. XIV) Von dem Zustande der Lasterhaften nach dem Tode. XV) Von der Vorbereitung zum Tode. XVI) Ueber das Glück der christlichen Vergnügsamkeit. XVII) Ueber die blos scheinbare Verschiedenheit der Reichen und Armen. XVIII) Ueber den Werth eines stillen Lebens. XIX) Ueber die jetzt herrschende Verzärtelung. XX) Vom Pflichteifer und dessen Vortheilen. XXI) Ueber das Glück der häuslichen Ein-

tracht. XXII) Von der unfreundlichen Gemüthsart. XXIII) Von der Wirthschaftlichkeit und deren Vortheilen. XXIV) Einige Regeln, wonach sich der Christ bey seinen Vergnügungen zu richten hat.

S.

Die Bibel, ein Werk der göttlichen Weisheit, von Johann Daniel Köppen, Pastor zu Zettemin im königl. preußischen Vorpommern. Zweyter Theil, nebst Register über beyde Theile. Rostock und Leipzig im Verlag der Koppenschen Buchhandlung 1788, 736 S. 8.

Da der erste Theil bereits in dieser Bibliothek eine ausführlichere Recension erhalten hat, und daraus schon der Gang des Verfassers genugsam erhellet; so wird hier eine kürzere Anzeige hinreichend seyn können, die Leser mit dem Inhalte dieses hiermit geschlossenen Werks bekannt zu machen. Dritter Abschnitt. Hat eine Sammlung von Büchern, die wie die Biblische ein solches combinirtes Ganze darstellen, ohne besondern Einfluß Gottes können zu Stande kommen? Erstes Capitel. Von der Bibel und ihrer Entstehung im Allgemeinen. S. 47 nimmt der Verfasser den Josua als Beschreiber seiner eigenen Geschichte an, sagt aber nicht, wo er diese Nachricht her habe. S. 48 verwundert er sich, wie David schon so jung die schönen Psalmen und sogar metrisch habe schreiben können, findet es unbegreiflich, wie im damaligen Zeitalter in Israel auch Hirtenknaben, geringer Leute Kinder, sogar zu den schönen Wissenschaften Anleitung und also eine viel bessere Anführung sollten erhalten haben, als jetzt in den grösten und policirtesten Städten im Allgemeinen nicht Statt findet, und macht daraus den Schluß, es sey bey David eine eigene und besondere Gabe von Gott. — Wir finden nichts das Natürliche überschreitende hierin, außer daß zur Dichtkunst noch ein eignes Talent gehört. Ganze Nationen, z. E. die Araber haben es im Orient in der Dichtkunst weit gebracht, und wo eine

Wissen-

Wissenschaft national wird, da hat ja auch der gemeine Mann, ohne große Cultur und Anführung zu besitzen, daran Antheil. David war überdem als Knabe schon ein geschickter Harfenschläger, und in der alten Welt waren alle Musiker zugleich Dichter. — S. 50 frägt er: Wie wars möglich, daß Johannes und Petrus, die in Jerusalem und Bethsaida vom Griechischen nicht viel mehr hatten fassen können, als etwa in Berlin ein neugieriger Fischerknecht vom Französischen gelegentlich auffängt, nun bald darauf in dieser Sprache so haben schreiben können? — Wieder sehr seltsam gefragt! kamen denn nicht die griechischen Juden zu tausenden jährlich auf die Feste nach Jerusalem, denen diese Landessprache Muttersprache war, und hatten sie nicht die Alexandrinische Uebersetzung der Bibel mehr im Gebrauch als das hebräische Original, woraus sie beständig citiren? konnte dann das Griechische den Palästinern so fremd seyn? S. 54. 55 will er die Jüden als in der Baukunst- und Schiffahrt-kundige, vor allen Völkern des Alterthums erheben, da doch vor Salomo und ihrer Bekanntschaft mit den Tyriern in der Bibel selbst davon keine Spur vorkommt. Nach S. 72 ff. sollen Samuel, Nathan, Jesaias und Esra in der Sammlung und Wahl der biblischen Bücher gerade nach des Verfassers Plan und das, was wir jetzt im Canon finden, ausgesucht haben. — — Und wie viel wäre in den Vermuthungen, wie es mit der Sammlung der Bücher neues Testaments zugegangen sey, hier nicht zu säubern und zu sichten! Zweytes Capitel. Hier soll nun von den in der Bibel ausgeführten Absichten insbesondre eine Untersuchung angestellt werden. Was er da nicht alles an die Genealogie von Christo anzuspinnen weiß, woran noch wol bisher kein Alterthumsforscher gedacht hat. Die in der Bibel erzählten Wunder bringt er unter zwölf Classen, und in ein ordentliches System, welches sich auf alle Hauptgattungen der Dinge erstreckt, und nun, weil sich ein solch System ausspeculiren läßt, müssen manche von ihm angenommene Wunder wahr, und von Gott ihre Aufzeichnung veranstaltet seyn; sollte es auch nur geschehen seyn um der Mannigfaltigkeit halber, und damit Gottes Macht über diese oder jene Creatur sichtbar werde; aus

dem Grunde muß bey ihm Sonne und Mond stille stehen, Bileams Eselin reden, die Raben dem Elias Brod bringen. — Vierter Abschnitt. Von welcher Art der Einfluß Gottes bey der Bibel gewesen. Es wird uns hier unmöglich dem Verfasser weiter zu folgen, da die Materien sich so sehr anhäufen. Hier ist von der Inspiration, von den Vocalpuncten, von den Accenten und Varianten altes und neues in einer sonderbaren Coalition zu sehen, wobey der Critiker alle Augenblicke stutzen und den Kopf schütteln muß. Nach den bisher angegebenen antiquarischen Kenntnissen des Verfassers konnte man freilich glauben, daß er auch noch wol die alte Tradition von der Alexandrinischen Bibelübersetzung für ächt und richtig annehmen würde, aber noch keiner hat wol auf dies Mährchen eine critische Conjectur gebaut, die uns die Verschiedenheit der griechischen Version von unserm Originaltext aufklären sollte, wie hier S. 508 geschicht. „Es kann wol „seyn, schreibt er, daß von der großen Synagoge zu Je„rusalem dem Ptolemäus, dem man eine Uebersetzung „der Bibel nicht abschlagen konnte, um dennoch den heil. „Codex nach ihrer Meynung zu profaniren, nur ein un„punctirter Text ist überlassen worden.“ — Gerade als ob die Verschiedenheit der Lesearten zwischen den LXX und dem Masorethischen heutigen Text blos in den Vocalen zu suchen sey, und nicht jeder, der nur ins Griechische einmal flüchtig hineingeblickt hat, fände, daß da ganz andre Wörter und Redensarten, ja ganz andre Zeilen an vielen Orten müssen gestanden haben. — Bey so vielen Blößen, die Hr. Köppen aus Mangel an Kenntnissen und den gehörigen Hülfsmitteln giebt, war es überhaupt zu viel gewagt, mit bloßem Raisonnement einen Vertheidiger der guten Sache abgeben zu wollen, und seine Stimme zuletzt noch über Orthodoxie und Heterodoxie, über Toleranz und Intoleranz, über die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, und überhaupt über die Phänomene in der neuesten Kirchengeschichte so entscheidend als Eiferer hören zu lassen. Der Wille und die Absicht des Verfassers ist bey diesem mühsamen, weitschweifigen, alltäglichen, mit Wiederholungen und fremden intricaten Materien überladenen Werk wol unverkennbar gut und aufrichtig

richtig — Allein daß er sie glücklich sollte erreicht haben, zumal bey Kennern und Sachverständigen, für welche er doch wol unstreitig seine Arbeit bestimmt hat, daran zweifeln wir. Denn wer die besten Schriften in diesen Fächern gelesen und studirt hat, und dabey nicht ungerecht gegen die vortreflichen Producte unsers Zeitalters seyn will, wird aus dieser neuen Quelle seinen Durst gewiß eben nicht vorzüglich befriedigend stillen können, oder dies Buch für ein Mittel halten, Irrungen zu berichtigen, die hier vielmehr vergrößert werden, und Friede unter den getrennten Parten zu stiften.

S.

Neue Aufklärung über die mosaische Typologie. Auch den Nichttheologen verständlich. Von Joh. Christ. Blasche, der Gottesgel. ordentl. u. d. Weltw. außerordentl. Prof., Jena, in der Crökerschen Buchhandlung 1789, 1 Alphab. u. 12 Bog. in 8.

Rec. entsinnt sich nicht ein Buch gelesen zu haben, dabey er vom Anfang bis zu Ende in den ersten Grundsätzen der Auslegung und deren Anwendung nach seinem ohnmasgeblichen Dafürhalten fast durchaus so sehr entgegengesetzter Meynung seyn mußte als hier. Um nun nach diesem Geständnis dem Urtheil anderer nicht vorzugreifen, so will er den Inhalt, sowohl das vermeintlich Neue dieses Buchs, als auch dessen Gründe anführen, und nur einige kurze Bemerkungen einstreuen. — Der Verfasser behauptete schon in seinem 1782 erschienenen systematischen Kommentar des Briefs an die Hebräer und der messianischen Weissagungen, die Wirklichkeit und Wichtigkeit der Typen im alten Testamente. Diese Erscheinung war etwas sonderbar, da man diesen Theil der alten Dogmatik außer der Kanzel ganz aufgegeben zu haben schien. Wer einen bestimmten Begriff von dem, was eigentliches Vorbild seyn sollte, gefaßt hatte, und die kritischen Beleuchtungen dieses Gegenstandes auch nur aus den ältern

Schriften eines Hugo Grotius, Joh. Spencers, Joh. Lorenz Schmidts, Anton Collins, Samuel Parvisch rc. kannte, gab zwar gern uneigentliche Typen, d. i. leicht aufzusuchende Aehnlichkeiten und Accomodationen zu, aber eigentliche wahre Vorbilder konnte er nirgends auf eine überzeugende Art bewiesen finden. Was heißen denn Typen? Wirkliche Beziehungen der Geschichte und Gebräuche des alten Testaments auf zukünftige Begebenheiten, und zwar so, daß jene diesen sich auf die Zukunft beziehenden Sinn, nicht allein schon damals gehabt, sondern auch dazu bestimmt gewesen wären, die Vorfahren von der Zukunft zu belehren. Nach diesem Maasstabe gerechnet waren sämtliche von Hrn. Blasch in dessen ältern Werke vorgebrachte Sachen theils bloße Aehnlichkeiten, Sinnbilder aber nicht Vorbilder, theils misverstandene biblische Stellen. Mehrere Gelehrte machten ihm in öffentlichen Blättern ihre Zweifel, besonders aber Hr. Dr. Rau in Erlangen in den freymüthigen Untersuchungen über die Typologie 1784. Diese Schrift veranlaßte nun Hrn. Bl. gegenwärtiges Werk zu liefern, welches, wie er sich selbst (S. 35) ausdrückt, die Typologie so scharf, als irgend etwas durch Exegese kann bewiesen werden, beweisen soll.

Der V. stützt die den Messias vorbildende Beschaffenheit des A. T. auf folgende vier Sätze (S. 3), die Rec. mit des Verf. eigenen Worten hiehersetzt. 1) „Die „Stiftshütte und der nach ihrem Muster erbaute Tempel „war hauptsächlich und wesentlich dazu bestimmt, daß „das Volk Israel in denselben sollte versöhnt werden, so „wesentlich, daß ohne die erfolgte Versöhnung kein Got„tesdienst im Gebete statt fand.“ Dabey nimmt der V. (S. 6) an, „alle Opfer wurden, um versöhnt zu wer„den, dargebracht.“ (Antw. Hier ist vors erste auch nicht ein einziger Satz wahr, und zweytens, gesetzt man wolle sie wirklich als wahr zugeben, so folgt noch nicht, daß die Stiftshütte und der nachherige Tempel Vorbilder auf Christum waren. — Die Stiftshütte war Nationaltempel, Jehovens Wohn- Verehrungs- und Unterredungszelt, allgemeiner Vereinigungspunkt des israelitischen Staats. Ferner: außer den Versöhnungsopfern gab es

ja daselbst auch Dankopfer (Schelamim) d. i. Geschenke an die Gottheit, durch die man nach damaligen Kinderbegriffen für Wohlthaten und überhaupt für Jehovens Gunst dankte; Speiseopfer (Mincha); Trankopfer (Schekar); priesterliche Initiationsopfer (2 Mos. 29. 3 Mos. 8); Reinigungsopfer für Kindbetterinnen (3 Mos. 12) u. d. m. wobey nichts von eigentlicher Versöhnung (Kippur) die Rede war. Das S. 6 angeführte Beyspiel beweißt nichts aufs Ganze, weil es der Fall ist, wo des Gesetzgebers rühmliche Gelindigkeit den Armen nicht drücken wollte, und also etwas Mehl statt eines Opferthiers anzunehmen befahl. — Zweytens ist auch die Folge, daß Jesus hierunter verstanden werden müsse, noch nicht einleuchtend, gesetzt man wollte es auch zugeben. Wo ist denn der Character distinctivs, der in der Definition vom Vorbilde liegt? Weder Moses noch die Propheten sagen es, daß die Opfer Christum bedeuteten. Ja Jesus hat es selbst nie gesagt, daß jene alten Geschichten und Gebräuche deshalb geschehen und geübt worden wären, um ihn vorzubilden. Und endlich selbst die sogenannten Versöhnungsopfer waren das gar nicht, was Christi Tod war, denn sie hatten keinen Einfluß auf die Moralität der Menschen; es waren Staatsceremonien, sinnliche Bezeichnung oder Erklärung des Misfallens Gottes, keinesweges aber Aufhebung der Strafe, denn die Strafen des mosaischen Staatsgesetzes wurden ja immer vollzogen. Nur Jehovens Misfallen an der Person hörte auf, so daß man wieder audienzfähig wurde. — Der Verf. macht an vielen andern Stellen die Anwendung von den Opfern auf Christi Tod, daß er stellvertretend sey; nach dem letztgesagten sieht man auch das Ungeprüfte dieser Behauptung ein. Waren jene Opfer nicht Strafe aufhebend, sondern bezeichneten und erklärten nur etwas, so folgt nach des Verf. eigenen Grundsätzen auch nur das nämliche für Christi Tod. — Diese citirte Behauptung nennte der V. S. 16 die Hauptstütze. Der unpartheyische und vom System noch nicht eingenommene Leser urtheile nun selbst ob sie stark oder morsch sey!

Die zweyte Stütze ist folgende: Rec. setzt sie ganz hieher, um ihr nichts von ihrer Stärke zu benehmen.

„2) Das letzte Haus bey dem Haggai Kap. 2, 8—10,
„oder der Tempel, welcher eben das ist, bey dem Zacha-
„ria Kap. 6. Maleachi, Ezechiel, Jesaias u. a. m. kann
„nicht, was man bisher geglaubt hat, für den von Se-
„rubabel wieder hergestellten salomonischen Tempel ange-
„sehen werden, sondern er ist ein metaphorisch also ge-
„nannter Tempel, ein geistlicher, und bezeichnet das
„Reich der Versöhnung, die neue Oekonomie, die Jesus
„durch Leiden und Tod gegründet, durch die Erhöhung
„zur Rechten Gottes vollendet, durch seine Apostel aber,
„als ein Haus oder einen Tempel betrachtet, mit Glau-
„bigen angefüllt hat, und sofort anfüllet und erweitert."
Die hier citirte Hauptstelle lautet wörtlich also: „Die letz-
„te Pracht des Tempels soll größer seyn, als die erste ge-
„wesen ist, spricht Jehova, und ich will an diesem Orte
„Frieden geben." Tempel soll nun hier die Versöhnungs-
anstalt Jesu seyn. Und warum? Weil man keinen Tem-
pel wieder aufgebauet habe, und der Prophet doch gewiß
wahr geweissaget haben müsse, und weil auch ausdrücklich
von Versöhnung hier die Rede sey. — In diesen Be-
hauptungen sind wieder so viel Unrichtigkeiten, daß, wenn
sie Rec. alle hier rügen wollte, die Anzeige zu einer Ab-
handlung anwachsen würde. Rec. will daher erstlich den
wahren Gesichtspunkt dieser Stellen mit einem Fingerzeig
angeben, und dann nur die Hauptverirrung bemerken.
Der israelitische Staat war zur Zeit Salomonis und bey
dem Tempeldienst glücklich; dachten sich in der Folge die
hebräischen Nationalseher großes Staatsglück, oder ver-
suchten sie es auszumalen, so kam immer in den Vorder-
grund des Gemäldes ein prächtiger Tempel — — —
Recht hat also der Verf. wenn er er sagt, die Propheten
redeten weder vom Tempel Salomonis noch vom Tempel
Serubabels, allein eben so wenig dachten sie dabey an die
durch Jesum zu lehrende neue Religion. Sie dachten und
redeten von dem, was sie nennen, von einem Tempel.
Zu einen solchen eigentlichen Tempel passen auch alle Prä-
dikate, die der V. sehr unnatürlich auf die Versöhnungs-
anstalt des neuen Testaments deutet. — Sollten indes-
sen nicht alle Leser diesen freyern Gesichtspunkt des Rec.
annehmen, so werden sie doch noch weit weniger dem Verf.
bey-

beystimmen können, sondern sie müssen; was das erste betrift, lieber dem Hrn. geheimen Justizrath Michaelis, der im Fache der Typologie gewiß recht und altglaubig ist, beypflichten, der den Propheten an Herodis Tempel denken läßt, und in Rücksicht des Uebrigen dürften sie wohl an das höchst Willkührliche und Grundlose eines Quendstädts, Brochmanns und Konsorten denken. Ueberhaupt verdient bey Maleachi 2, vom Verf. Hr. Michaelis nachgelesen zu werden, um sich selbst zu überzeugen, daß der vermeintliche Nachdruck, daß nur von einem Tempel geredet werde, ein Nichts sey. Dergleichen willkührliche Behauptungen nennt der V. (S. 28) das Haupteingrediens des Beweises von der typischen Beschaffenheit des levitischen Gottesdienstes!!

Die dritte Stütze drückt der Verf. so aus: „Da der „Geist Gottes den Propheten das Wort Haus oder Tem„pel in den Mund gab, unter solchen Umständen, wo „es den irdischen Tempel unmöglich zur Bedeutung haben „kann; so ersehen wir daraus die Absicht, die er dabey „hatte, daß man sich die wirklich bezeichnete Sache, das „große Werk und Geschäfte des Mittlers, nach ihrer „Aehnlichkeit mit dem levitischen Tempel, folglich mit „der Idee der Versöhnung denken soll.“ Dieses fällt durch das so eben Gesagte von selbst weg. Auch ist es etwas unlogisch, daß dieses Stück als eine besondere Stütze aufgezählt wird, da es zur vorhergehenden Nummer gehört. Der Verf. mußte dieses selbst fühlen, indem er es mit dem vierten und letzten Stücke (S. 37) zusammennimmt. Er sagt: 4) „War dies die Absicht Gottes; so „wird sich nun aus dem allen beweisen lassen, daß Stifts„hütte und Tempel von Gott selbst zu Sinnbildern (Vor„bildern) vom Messias und seinem Reiche sind bestimmt „gewesen, daß demnach dieselben samt dem levitischen „Gottesdienste Vorbilder in der engern Bedeutung, d. i. „von Gott selbst bestimmte Sinnbilder in der engern Be„deutung, folglich Weissagungen von Messias haben seyn „sollen.“ Da die Prämissen falsch waren, so wird man keine wahre Schlußfolge erwarten. Auch nimmt hier der V. zum Tempel, von dem doch bisher allein die Rede war, noch den ganzen levitischen Gottesdienst hinzu, dadurch

durch er sich in der Folge das große Feld öffnet, alles zu Vorbildern zu machen. Daß außerdem im ganzen Vortrage dieser Hauptstützen weder logischrichtige Klassification, noch bestimmte Sprache herrsche, fällt ohne Recensentens Errinnern jedem in die Augen.

Da es vielleicht manchen Leser interessirt zu wissen, wie weit es der Verf. mit den Vorbildern getrieben hat, so setzt Rec. die vorzüglichsten Stücke hieher. Vorbilder auf Christum waren Ezechiels Tempel, die Priester, Leviten, Opfer ꝛc. Wie der Hohepriester am jährlichen Versöhnungstage das Vorbild des Messias durch seine Versöhnung des Volks Israel war; so waren, sagt der V. S. 85 die Israeliten ein Schatten derer, die durch den erschienenen Heiland sollen versöhnet werden. Ferner in den Umständen der Israeliten bey Anordnung und Einführung ihrer vorbildlichen Religion liegen Bilder der vorgebildeten christlichen Religion in ihrer Entstehung und Einführung. Von S. 91 an werden die einzelnen Stücke des levitischen Gottesdienstes gedeutet. 1) Die blutigen Opfer bezeichnen den stellvertretenden Tod Jesu. 2) Der Hohepriester im Versöhnungsgeschäfte ist Vorbild Christi. 3) Er ist auch belehrendes Bild des Satzes, daß kein Mensch für sich selbst durch seine Handlungen Frieden mit Gott sich erwerben könne. 4) Melchisedech ist ein behülfliches Bild bey dem Vorbilde des Hohenpriesters. 5) Das levitische Gesetz enthält Lehrbilder des sündhaften Zustandes der Menschen von der Empfängnis und Geburt her; 6) Vorbilder der wirklichen und doch unvorsätzlichen und unvermeidlichen und doch strafbaren Sünden. (O Menschenverstand!) 7) Der Aussatz ist eine Abschilderung der Abscheulichkeit des moralischen Verderbens der Menschen in Gottes Augen. 8—11) einzelne Opfer und Osterlam ꝛc. 12) die eherne Schlange ein Vorbild des sterbenden Mittlers. Des Verf. Beweis S. 170 lautet also: „die am „Holze erhöhete Schlange, als Vorbild betrachtet ist der „mosaischen (Blasphischen) Oekonomie gemäß: daher ist „sie auch höchst wahrscheinlich ein Vorbild. Sie hat „aber mit dem am Kreutze erhöheten Mittler, und das „Anschauen derselben voll Zuversicht mit dem Glauben „der Christen die erforderliche Aehnlichkeit, die kein Mensch

„vor-

„vorhersehen konnte, daher ist sie gewiß Vorbild.“ Rec. denkt just umgekehrt: Weil kein Mensch die Aehnlichkeit vorhersehen konnte, so ist es nach der Definition kein Vorbild, sondern jüngere Accomodation, aufgehaschte Aehnlichkeit. 13) Die Speisegesetze sind bedeutungsvoll. 14) Hagar mit Ismael; Sara mit Isaak durch die Personendichtung zu messianischen Weissagungen aufgeführt. 15) Die trostloswarnende und endlich getröstete Rahel Jerem. 31, bedeutet die Juden und Heiden, die sich zu Christo bekehren. In diesem Tone und mit gleichem Geschmack werden mehr biblische Stellen erklärt, bis der Verf. in der vierten Abtheilung auf den Nutzen der Vorbilder kommt. Es ist hier alles nach Rec. Urtheil eine fortgesetzte petitio principii; z. E. durch die Lehre von den Vorbildern würden die christlichen Lehrsätze von der Versöhnung Christi, von dessen stellvertretender Genugthuung festgesetzt, falschen Erklärungen des neuen Testaments vorgebeugt rc. Wer Vergleichung, Bild und Metapher von einem Vorbilde unterscheidet, wird vor den Irrwegen des Verf. gesichert. So wenig jemand, wenn er spräche, Hr. Prof. Blasche in Jena ist in der Typenlehre, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, der große Abraham Calov, Joachim Lange und Richard Kidder, dadurch glauben machen will, daß diese gedachten ältern Gelehrten Vorbilder des neuern Gelehrten gewesen sind, so wenig kann man es überzeugend vom alten Testamente darthun, obgleich manche Vergleichung, Metapher und allegorisches Sinnbild von dem noch ungewissen Verfasser des Briefs an die Hebräer für jüdische Lehrlinge gebraucht wurde. — Besonders rühmenswürdig ist an dem Verf. dieser Schrift der durchaus herrschende, bescheidene, ruhige Ton; nur wenige Stellen wünschten wir, wie z. E. S. 461 Note, dem übrigen gemäßer eingerichtet, obgleich bey diesem Thema Polemik so zu sagen zu Hause ist.

Ad.

Grundriß der Geschichte des alten Testaments, von D. Joh. Friedr. Märklin, Prof. der Theol.

Theol. und Superint. zu Tübingen, bey Heerbrandt 1788, 4 Bog. in 8.

Wer je von einem alten Weibe die biblische Geschichte erzählen hörte, kann sich eine ziemlich richtige Vorstellung von diesem Abriß machen. Häufung der Mirakel, Verweilung bey Kleinigkeiten, Uebergehung des Wichtigern, Einschaltung fremder Sachen, Seufzer über Unglauben und über die Wolfenbüttelschen Fragmente, sind einige der vorzüglichen characteristischen Züge dieser Schrift. Wir würden uns eben so sehr an den Lesern dieser Bibliothek versündigen, als der Verfasser am Publikum, wenn wir durch weitere Belege einer Sache, die ganz Beleg ist, den Raum wichtigern Büchern rauben wollten.

Ad.

Die Bibel alten und neuen Testaments im Auszuge nach ihrem moralischen Inhalte neu übersetzt von M. Christian Friedrich Schneider. Leipzig bey Täubel. Erster Theil 1788, 1 Alph. $1\frac{1}{2}$ Bog. in 8.

Der größte Theil der denkenden Gottesgelehrten ist dahin übereingekommen, daß nicht alle Stücke der Bibel dem Kinde, Landmann, Bürger, studirten Nichttheologen und selbst manchem studirten Pfarrer nützen; daß gedachte Personen gar wohl einige Bücher und viele Stellen entbehren können, ja daß sie, um größere Vortheile zu erhalten, billig überschlagen werden müßten, ob sie gleich dem eigentlichen Theologen und Bibelforscher von großer Wichtigkeit sind. Die schädlichen Folgen vom unweisen Gebrauch der Bibel ohne Auswahl besonders des alten Testaments, sind mannichfaltiger als mancher blinde Eiferer wähnt. Gedankenlosigkeit, Unterdrückung des gesunden Menschenverstandes, Verwirrung der Begriffe, Verleitung zu groben Irrthümern, Abneigung von den

bessern

bessern Theilen der heiligen Schriften, Zweifel an aller Offenbarung, und was das wichtigste ist, Verminderung der Liebe gegen Gott und gegen den Nebenmenschen, so wie die hieraus entspringende kalte Nachlässigkeit in der Ausübung unsrer Berufspflichten sind unverkennbare Folgen. Fragt man: wie kömmt es, daß ein Buch, welches im Ganzen genommen, die wichtigsten Belehrungen zur Glückseligkeit der Menschen enthält, solchen schädlichen Einfluß haben könne; so dürften theilweise Unverständlichkeit und Unanwendbarkeit wohl die beyden Hauptursachen ausmachen. Die Ursachen der Unverständlichkeit liegen nun theils in den unrichtigen Uebersetzungen, theils in den Sachen selbst, die die Bibel vorträgt, und theils in der Art, wie sie sie vorträgt. Daß dieses für den gemeinen Christen unübersteigliche Schwierigkeiten sind, haben selbst altglaubige Eiferer wider die Bibelauszüge, die sie für Zerstümmelungen auszugeben beliebten, dadurch eingestanden, daß sie sagten, gemeine Christen brauchten und sollten nicht alle Theile der h. Schrift verstehen. Können nun aber diese Theile ohne allen Schaden unverstanden bleiben, so können sie auch ohne allen Schaden ungelesen bleiben, denn unverstanden gewähren sie keinen Nutzen, eben weil sie nicht auf eine magische, mirakulöse, hyper- und supernatürliche Weise wirken. Wollte man einwenden, das was der gemeine Mann nicht versteht und auf sich nicht anwenden kann, muß er nur flüchtig lesen, bis wieder etwas Verständliches und Anwendbares kömmt, so heißt das nichts anders, als Verlust des edelsten Gutes, der Zeit, ist Gewinn, welches wegen seiner offenbaren Albernheit keiner weitern Erörterung bedarf, zumal die oben angedeuteten positiven schädlichen Folgen die negativen weit überwiegen. Wenn mancher leselustige gemeine Mann seine Neugierde an den weitläuftigen Beschreibungen der Stiftshütte, des doppelten Tempels, der jüdischen Opfergebräuche, der vielen alten Kriege, der Geschlechtsregister, der Vertheilung Palästinas, mehrerer schlüpfriger Begebenheiten und tausend ähnlicher Dinge, die Kopf und Herz wenig bessern, wenn er selbst die Goldkörner unterm Schutt hervorsucht, so muß man doch auch den minder Leselustigen, aber sich durch Gebrauch

Der Brief an die Galater, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Ein Versuch, von M. Friedrich August Wilhelm Krause. Frankfurt und Leipzig bey Johann Georg Fleischer 1788, 80 S. 8.

Der Verf. ist ein Schüler und wir dürfen, nach Durchlesung dieses Versuchs hinzusetzen, ein würdiger Schüler, des in der gelehrten Welt so allgemein geschätzten Probstes Reinhard in Wittenberg. Er will durch diesen Versuch seinem großen Lehrer einen Beweiß seiner Dankbarkeit geben, und ist Willens alle Briefe Pauli auf diese Art zu bearbeiten — ein Vorsatz, in welchem wir ihn auf alle Art bestärken, — wenn er erst über diesen Versuch das Urtheil unpartheyischer Recensenten wird eingeholet haben. Hier ist das unsrige:

Wir finden die Uebersetzung eben so getreu, als deutlich und fliessend, nur hin und wieder, glauben wir, hätte der V. gleich etwas freyer übersetzen, und dadurch manche Note ersparen können. z. B. Cap. 2, 14. übersetzt er ἐθνικως ζῃν durch: eine heydnische Lebensart führen, und setzt in einer Note hinzu: in Ansehung der äusseren Gebräuche. Würde dieß wohl nöthig gewesen seyn, wenn er, so wie er ἰυδαικως ζῃν in eben diesem Verse durch: die Gebräuche der Juden beobachten übersetzte, auch ἐθνικως ζῃν durch: die Gebräuche der Heyden beobachten, übersetzt hätte? — Anmerkungen fügt der V. nur hinzu, wo der Sinn durch die Uebersetzung nicht genug verdeutlicht wurde, und dieß war die vernünftigste Rücksicht, in welcher er theils den ungeheuren Vorrath von Erklärungen andrer benutzen, theils auch hin und wieder eigne Erklärungen hinzufügen konnte. Inzwischen vermißten wir doch hin und wieder bey sehr schweren Stellen eine Anmerkung. z. B. bey den Worten δι' αγγελων 3, 19. worauf sich dieß bezieht, — und an anderen Stellen.

Wir fügen nur noch unser Urtheil über einige einzelne Stellen hinzu: Cap. 3, 4. τοσαυτα επαθετε εικη; ειγε και εικη. übersetzt der V. so: „so vieles habt ihr also „vergebens erduldet? — ja wohl recht vergebens.“ So

könnte

können und müßte übersetzt werden, wenn V. 4. hinter V. 5. stände. So aber, da V. 5. noch das in V. 1—3 enthaltne, von den Wundergaben, die ihnen nicht wegen Beobachtung des Mosaischen Gesetzes, sondern wegen ihres Glaubens an Christum gegeben wären, hergenommene Argument, fortgeführet wird, so mögte Rec. lieber παχειν in der allgemeinen Bedeutung für experiri nehmen, und εικη durch sine ullo fructu übersetzen. Dann ist der Sinn folgender: „Alle diese herrlichen Erfahrungen hättet ihr „also vergebens gemacht? — Ja wohl vergebens!“ oder ειγε für dummodo: „ja wenns nur noch bloß vergebens „ist, und nicht noch schwerere Strafen darauf erfolgen!“ — Die schwürige Stelle Cap. 2, 4. 5. δια δε τυς παρεισακτυς ψευδαδελφυς, (οιτινες παρεισηλθον, κατασκοπησαι την ελευθεριαν ἡμων, ἡν εχομεν εν Χριστῳ Ιησυ, ἱνα ἡμας καταδυλωσωνται) οις υδε προς ὡραν ειξαμεν τη ὑποταγη, ἱνα ἡ αληθεια τυ ευαγγελιυ διαμεινη προς ὑμας. übersetzt der V. mit Weglassung der Worte οις υδε auf folgende Art: „doch um der falschen „Christen willen, (welche sich heimlich eingeschlichen hatten, „um hinterlistig auf unsre Freyheit zu lauern, und uns „dem Mosaischen Gesetze wieder unterwürfig zu machen) „gab ich eine Zeit lang nach, und leistete Gehorsam, damit „bey euch das wahre Christenthum erhalten würde.“ Allein gegen diese Erklärung erheben sich folgende Schwürigkeiten: 1) ist das Uebergewicht der kritischen Zeugen für die Lesart οις υδε, denn Cod. Claram, der diese Worte wegläßt, kann hier allein nichts entscheiden. 2) Ist die Erklärung wider die Hauptabsicht des Briefs, den Galatern die Entbehrlichkeit der Beschneidung zu zeigen, und wider V. 11—14, wo er Petro über seine Nachgiebigkeit Vorwürfe macht. 3) Ist die Folgerung falsch, er habe den Titus beschneiden lassen, damit das Evangelium unverfälscht bliebe. Grade deswegen hätte er ihn nicht müssen beschneiden lassen. Rec. behält daher die Lesart οις υδε bey, verbindet diese per anacoluthon, welches aus dem langen Zwischensatze entstand, mit δια — ψευδαδελφυς, und übersetzt so: „ich gab den falschen Lehrern im mindesten „nicht nach, damit die Religion unverfälscht bliebe.“ — Bey der schwersten Stelle des ganzen Briefs endlich Cap. 3, 19. 20. schlägt der Verf. einen ganz neuen Weg ein

Die Stelle selbst lautet so: τι ουν ὁ νομος; των παραβασεων ἑνεκα ετεθη, αχρις ὁ ελθη το σπερμα, ᾡ επηγγελται; διαταγεις δι' αγγελων εν χειρι μεσιτου. ὁ δε μεσιτης ἑνος ουκ εστιν· ὁ δε Θεος ἑις εστιν. Der V. übersetzt auf folgende Art: „was soll „denn aber das Gesetz? — Es ist um der Ausschweifungen „willen, bloß auf die Zeit, in welcher der Nachkömmling, „welchem die Verheißung gegeben ist, erschiene, hinzugesetzt, „(der V. ließt also προσετεθη) und in Gegenwart göttlicher „Gesandten, durch einen Mittler gegeben worden: Ist „aber dieser nicht der Mittler dessen, der sich immer gleich „bleibt? — Ja Gott bleibt sich immer gleich.“ Der V. nimmt also die Worte: ὁ — εστιν fragweiße, und ἑις beyde male für ὁ αυτος. Diese Erklärung macht seinem Nachdenken Ehre. Sie kommt der Strothischen, die der V. in dem Anhange über die verschiednen Erklärungen dieser Stelle, anzuführen vergessen hat, nahe. Der nahm ἑις auch für ὁ αυτος, bezog es aber das erstemahl auf die Religion, so daß folgender Sinn herauskäme: „das Gesetz, „welches Gott durch den Mittler Moses gab, sollte Interims-Religion seyn. Dieser Mittler Moses aber ist kein „Mittler einer Religion, die sich immer gleich, immer „geltend bleiben sollte, — wenn gleich Gott, der diese „Religion gab, sich immer gleich bleibt.“ Bey beyden Erklärungen fühlt inzwischen Rec. darin einige Härte, daß ἑις das erstemal ohne weiteren Zusatz von Gott verstanden werden soll, und denkt sich die Sache lieber so: Paulus hatte von einem Mittler bey der Jüdischen Religion gesprochen. Hier fällt ihm ein, daß man doch gewöhnlich nur bey der Christlichen Religion von einem Mittler rede. Hierüber, scheint es, will sich Paulus V. 20 erklären. Rec. supplirt darum bey ἑνος aus V. 19. νομου, und versteht dieß von der Christlichen Religion, und faßt den Sinn so: „Lasset es euch nicht befremden, daß „ich auch Moses einen μεσιτης nenne; es giebt nicht bloß „bey einer (der Christlichen) Religion einen μεσιτης, (suppl. „sondern auch bey einer andern — der Jüdischen.) Gott „aber, (ungeachtet er durch mehrere Mittler Religionen „giebt,) bleibt sich selbst immer gleich.“ So Hammond, Camero, Bahrdt, Koppe, u. a. m. jedoch mit dem Unterschiede, daß sie νομου, was sie ebenfalls suppliren, von der

Jüdi-

Jüdischen Religion verstehen; auf folgende Art: „es giebt „aber nicht bloß bey der Jüdischen Religion einen μεσιτης, „sondern auch bey der Christlichen." Nur dünkt dem Rec. der ganze Gedanke sehr überflüßig, denn daß es bey der Christlichen Religion einen μεσιτης gebe, bezweifelte keiner.

Doch dieß mag genug seyn. Wir wünschten, daß der V. unsre genaue Beurtheilung als einen Beweiß der Aufmerksamkeit betrachten möchte, mit welcher Rec. seinen Versuch durchgelesen hat.

Qr.

Erweis des himmelweiten Unterschieds der Moral von der Religion, nebst genauerer Bestimmung der Begriffe von Theologie, Religion, Kirche und protestantischer Hierarchie, und des Verhältnisses dieser Dinge zur Moral und zum Staate. Von einem unerschrockenen Wahrheitsfreunde 1788, 1 Alph. in kl. 8.

Was will doch wohl dieser höchst paradoxe und gallsüchtige Schriftsteller mit diesem Geschreibsel, welches an verkehrten Begriffen, schiefen Urtheilen, und anstößigen unüberlegten Behauptungen kaum seines gleichen hat? Was will er — der die Religion zur leeren Andächteley und Hof-Etiquette oder Schwärmerey herabwürdiget, damit er sie für unnütz und schädlich erklären, und die Geistlichen zu Heuchlern, Betrügern und Gauklern macht, damit er desto ungesitteter auf sie schimpfen, und das ganze Maaß seines schäumenden Geifers über sie ausschütten kann — und der doch noch immer für gut findet, sich von dieser Andächteley, Hof-Etiquette und Schwärmerey zu nähren, und zu diesen Heuchlern, Betrügern und Schwärmern zu gehören — ja der hier sogar schon zum voraus Gewalt schreyet, damit man ihn ja nicht aus diesen Orden der Heuchler, der Betrüger und der Gaukler stoßen möge, da doch, wenn es sich wirklich damit so verhielte, ein jeder ehrlicher Mann von selbst heraus treten würde? Was will dieser Mann — der Mosen einen Aufwiegler und Betrü-

ger, Jesum den größten und vernünftigsten Naturalisten nennt, und ein jedes Consistorium, das Berlinische selbst nicht ausgenommen, für hierarchisch erkläret? Unterrichten, belehren und bessern kann wohl nicht sein Zweck seyn, sonst würde er nicht durch so offenbare und so bittere Spötterenen und Beleidigungen manchen wider sich aufbringen, den er Achtung schuldig ist, sondern alles Aergerliche und Anstößige meiden, und ohne höhnische Seitenblicke den geraden Gang der unbefangenen Untersuchung gehen. Allein da er unaufhörlich auf Theologie und Religion als eine den Verstand verkrüppelnde, und das Herz verderbende gottlose Menschenerfindung schimpft, und das Wehe! über Fürsten, Minister und alle diejenigen ausruft, welche irgend eine Religion, sie sey von welcher Beschaffenheit sie wolle, schützen, vertheidigen oder lehren, so muß der Mann seinem Feuereifer für seine Paradoxien einmahl wieder Luft machen, und den reißenden Strom seiner Leidenschaften einen Ausgang verschaffen wollen. Er zeigt aber eben dadurch, daß er entweder zu den Unglücklichen gehöret, die durchaus mit ihrem Kopf durch die Wand wollen, oder zu den kleinen eiteln Seelen, die von den lieben Publikum gern bemerkt seyn wollen, liebes Publikum! habe also doch ein Auge auf den Mann, er bittet ja selbst so flehentlich drum —

Gleich anfangs klagt er über die große Verwirrung, welche noch immer in den Begriffen der Menschen, in Ansehung dessen, was Theologie und Religion ist, herrsche, und will also diese Begriffe näher bestimmen. Er schickt zu dem Ende folgende Sätze voraus, worauf er sein Gebäude aufführet, und mit welchen es also auch, wenn man sie widerlegen kann, sogleich fallen muß. Theologie und Religion, sagt er, sind Sachen, welche ihre Beziehung auf die Gottheit haben, wie ein jeder zugeben muß. Und darinn hat er Recht. Eben wenn er hernach durch einen Erschleichungsfehler behauptet (denn bewiese hatte er es noch nicht) daß sie ihre Beziehung blos und allein auf die Gottheit haben, und nun daraus folgert, daß sie für den Menschen und die menschliche Gesellschaft ganz unnütz sind: so hat er offenbar Unrecht. Denn sie haben ihre Beziehung auch auf den Menschen.

Die

Die Astronomie hat ihre Beziehung auf den Himmel und auf die Gestirne, wer wollte aber daraus folgern, daß sie gar keine Beziehung auf den Menschen habe, und für die Bewohner der Erde völlig unnütz wäre. Der andere Satz heißt: Gott ist der zureichende Grund von dem Daseyn der Welt, aber weiter wissen wir auch nicht das geringste von ihm. Denn unsere Vernunft ist mit ihrem Urtheil an die Empfindungen der Sinne gebunden, wo die Sinne nun nichts empfinden, da kann die Vernunft auch gar nicht urtheilen. Der zureichende Grund von einer solchen Welt, wo so viele körperliche und geistige Kräfte, so viel Ordnung und Zusammenhang, so offenbare Absichten zum Besten des Ganzen sind — ist doch wohl ein sehr fruchtbarer Begriff, woraus also auch, wenn wir nicht unsern Verstand ganz aufgeben wollen, alles das mit Recht geschlossen werden kann. Unsere Vernunft ist freilich in so fern an die Sinnen gebunden, daß wir in sinnlichen Dingen, in so fern sie es sind, nach den sinnlichen Schein urtheilen müssen. Aber über Gegenstände des Verstandes und der Vernunft, wird doch wohl auch kein anderer als der Verstand und die Vernunft selbst, nach ihren unwandelbaren Ansehen urtheilen können, und je mehr sich hier die Vernunft von den Banden der Sinnen losmacht, desto richtiger wird sie urtheilen. Ganz neu ist also die Behauptung, daß die Vernunft über das gar nicht urtheilen kann, was nicht durch die Sinne empfunden, das ist gesehen, gehöret, gefühlt, gerochen und geschmeckt werden kann. Die Ehre, diesen Satz erfunden zu haben, gebühret allein dem Verf. und was wird sich nun nicht in Zukunft alles daraus beweisen lassen, wenn er erst den Versuch machen wird! Indessen, vielleicht aus Bescheidenheit, rechnet der Verf. selbst in der Folge so gar viel nicht auf diese seine Erfindung, und thut deshalb in der ganzen Schrift als ob seine Vernunft gar richtig auch über Dinge, welche nicht durch die Sinne empfunden werden können, urtheilen könne. Unsere Vernunft, sagt er nachher (S. 9.), „siehet sich vermöge ihrer eigenen Natur und zufolge des großen überall herrschenden Gesetzes der Causalität, gezwungen anzunehmen, daß das Daseyn der Welt eine Ursach haben

 „muß,

„muß, woraus es stammt.“ Sonderbar! Also sähe sich die Vernunft ja wohl auch gezwungen, zufolge eben dieses Gesetzes, von der Größe der Wirkung auch auf die Größe der Kraft, von der Art der Wirkungen auch auf die Art der Kraft, von dem Daseyn der Weisheit und Güte in der Welt, auch auf die Weisheit und Güte des Urhebers derselben zu schließen — Mithin wüßten wir ja doch wohl mehr von Gott, als bloß daß er ist. Uebrigens hat noch kein wahrer Philosoph und kein Theologe behauptet, wie doch der Verf. vorgiebt, daß wir gar nichts von Gott als sein Daseyn wüßten, sondern man hat nur gesagt, daß wir sein Wesen nicht völlig ergründen können, daß er noch weit mehr ist als wir nach unserer eingeschränkten Denkkraft uns vorstellen können, — und das ist, dünkt mich, sehr begreiflich. Der dritte Grundsatz des Verf. ist (S. 16) „So wie ein jeder Mensch „seinen eigenen Kopf und seine individuelle Vorstellungs„art hat, so wird man auch nicht zwey Menschen finden, „deren besondere Vorstellungen und Lehrmeynungen den „Weltgrund oder die Gottheit betreffend, nicht mehr oder „weniger verschieden ausfallen würden, wenn sie sie genau „angeben sollten.“ Nun freilich, wenn es besondere Vorstellungen und Lehrmeynungen sind, so werden sie auch von denen anderer Menschen verschieden seyn müssen. Aber nun müßte doch erst bewiesen werden, daß ein jeder Mensch ohne Ausnahme dergleichen besondere Vorstellungen und Lehrmeynungen von der Gottheit hat, wovon ich den Beweiß nirgends finde. Scharfdenkende Menschen mögen sich freilich wohl manche Vorstellungen von der Gottheit machen, welche sich andere Menschen nicht davon machen. Aber deshalb sind nun nicht alle Vorstellungen, welche sich ein jeder Mensch von der Gottheit macht, von denen durchaus verschieden, welche sich ein jeder anderer davon macht, wie in der Folge wieder durch einen Erschleichungsfehler behauptet wird.

Wenn die Vorstellungen der Menschen von der Gottheit, wie hier gesagt wird, nur mehr oder weniger verschieden sind, so müssen sie ja auch weniger oder mehr übereinstimmen, das ist für sich klar. Es ist also offenbar falsch, wenn der Verf. in der Folge hieraus schließt, daß ein

ein jeder Mensch seine eigene Theologie und Religion habe, die von der aller übrigen Menschen ganz durchaus verschieden sey. Wenigstens kann man aus eben dem Grunde auch behaupten, daß ein jeder Mensch auch seine eigene Metaphysik, Naturlehre ꝛc. und so gar auch seine eigene Moral habe, die von der aller übrigen Menschen durchaus verschieden ist. Denn auch hier behalten ja die Menschen ihren eigenen Kopf und ihre individuelle Vorstellungsart. Und hieraus würde denn wieder folgen, daß die Moral eben so nicht gelehret, nicht allgemein werden könne; wie das der Verf. von der Theologie und Religion behauptet. Auf dergleichen Absurdidäten führen die Grundsätze des Verf., der sich so gern das Ansehen eines gründlichen philosophischen Schriftstellers geben möchte, der aber bloß durch aberwitzige Antithesen, und paradoxe Gleichnisse (indem er die Theologie mit dem Zenith, und die Religion mit einer Leiter auf dem Kopf vergleicht) dem Leser Staub in die Augen streuet.

Den Inbegriff der besonderen Lehrsätze, Meynungen oder Vorstellungen, welche jemand von der Weltquelle oder der Gottheit hat, nennt er seine Theologie, und die Handlungen und Uebungen, die er deshalb vernimmt und die ihre Beziehung unmittelbar auf die Gottheit haben, nennt er seine Religion (S. 17. 18).

Ob hier gleich Theologie und Religion in einem andern als den gewöhnlichen Sinn genommen wird, so scheint dieser Sinn doch beym ersten Anblick nichts weniger als verfänglich zu seyn. Und doch ist er es. Denn wenn man sich aus dem vorhergehenden erinnert, daß nach der Meynung des Verf. niemand von Gott etwas weiß, als daß er ist; so folgt daraus, daß alle Vorstellungen, welche sich die Menschen von ihm machen, leere Einbildungen oder Geburten der schwärmenden Phantasie sind, die man Theologie nennt. Und wenn er nun wieder unter Handlungen und Uebungen blos äußere (körperliche) Handlungen verstehet, und alle Empfindungen und Gesinnungen davon ausschließt, so folgt daraus, daß die Religion nichts als ein abergläubiges Gepränge, und leere Andächteley sey. Und das ist auch ganz die Meynung des Verf. Nach einer so herrlichen Erfindung kann er nun freilich desto

dreister schliessen, daß die Vorschriften der Religion nicht als wahr erwiesen werden können, (natürlicher Weise, es sind ja leere Einbildungen, woraus sie entspringen) daß sie keinen Nutzen haben, weder für die Gottheit, noch für die menschliche Gesellschaft, noch für den Religionsbekenner (denn sie betreffen ja leere Andächteleyen,) ja daß sie offenbaren Schaden stiften (ganz richtig, eben darum, weil es abergläubige Vorschriften oder Schwärmereyen sind) daß sie bloß die Privatsache des einzelnen Menschen sind; daß keiner darin der Lehrer des erstern seyn könne (weil keiner etwas von der Gottheit weiß) und wie die kühnen Folgerungen weiter heißen mögen. „Was gewinnt die menschli„che Gesellschaft dadurch, frägt der Verf. (S. 69) wenn „einem Kinde eine Hand voll Wasser über den Kopf gegos„sen wird? oder wenn sich ein erwachsener ein Stückchen „ungesäuerten Brods in den Mund stecken läßt, und es „hinterher mit einem Schluck Wein hinunter spühlt? oder „wenn hier einer ein Aschenfleckchen sich an die Stirn ma„chen läßt, dort ein anderer sich auf ein Aschenhäufchen „setzt? oder wenn ein Mensch eine Privatunterredung mit „sich selber hält, worinn er entweder der Weltquelle dafür „dankt, daß sie Weltquelle ist; oder ihre unbekannte Ei„genschaften und Tugenden rühmt, oder sich etwas von ihr „ausbittet, oder sich als eine schlechte Folge von ihr, als „seinem zureichenden Grunde anklagt? was, sage ich, ge„winnt die Gesellschaft?" — Nun folglich, wenn man keine andere als so grasse Ideen mit den Religionshandlungen verbindet, so gewinnt sie wenig oder nichts. Aber wird der unwürdige Geistliche nicht die Verachtung eines jeden gutdenkenden verdienen, der für das Wesentliche bey diesen Handlungen entweder gar keinen Sinn hat, oder der sich absichtlich so stellt, als ob er von dem, was bey dergleichen Religionsfeyerlichkeiten oder Andachtsübungen ihrem Zweck gemäß gedacht und empfunden werden soll, gar nichts wüste, damit er nur allen dem, was Religion heißt, Hohn sprechen kann. Daß Taufe, Abendmahl, Selbstprüfung ꝛc. für die menschliche Gesellschaft keinen physischen Nutzen haben, weiß freylich ein jeder, aber folgt daraus, daß sie auch keinen moralischen haben? Gibt es nicht selbst im gemeinen Leben mehrere äußere Hand-

lungen,

lungen, welche höchst sonderbar scheinen, wenn man sie bloß von ihrer physischen Seite betrachtet (z. B. alle unsere Höflichkeitsbezeugungen) und die doch sehr achtungswerth und sehr nützlich sind von ihrer moralischen Seite? Doch nachdem der Verf. bisher die Religion in bloße leere Andachtsübungen gesetzt hatte, besinnt er sich auf einmahl, daß sie auch von manchen in innere Empfindungen gesetzt werde, was er bey der vorigen Erklärung ganz vergessen hatte; und behauptet nun (S. 75) „daß das, wie die Erfahrung lehre, die unglaublichste Quelle des geistlichen „Stolzes, des Religions- und Menschenhasses, ja nur „allzuoft der unseeligsten Schwärmerey sey, die schon unzählbar Menschen, theils zu den gräulichsten Verbrechen, „die den Weg zum Schafot bahnten, angereitzt, theils um „ihren ganzen Verstand gebracht und als die unheilbarsten „Wahnsinnigen, den Irr- und Tollhäusern zugeführet „habe.“ — Wie? die Empfindung, wie groß Gott ist, und wie nichtsbedeutend wir Menschen sind, sollte Stolz wirken. Die Empfindung, daß Gott unser Vater und wir alle seine Kinder, alle Brüder sind, sollte Menschenhaß hervorbringen? Falsche unwürdige Vorstellungen von der Gottheit, mißgeleitete oder überspannte Religionsempfindungen können freylich großes Unheil anrichten, und haben es auch oft genug angerichtet. Aber sind denn alle Vorstellungen von der Gottheit falsch und unwürdig, alle Religionsempfindungen mißgeleitet und überspannt? Schwärmer giebt es ja überall; darf man sich also wundern, daß es auch in der Religion dergleichen giebt; und ist also wohl die Religion Schuld daran, wenn es dergleichen giebt? Es ist zum Erstaunen, wie der Verf. so disparate Dinge untereinander werfen kann. Der sinnloseste abgeschmackteste Aberglaube und die vernünftigste Vorstellung von Gott; die thörigste bis zum Wahnsinn führende Religionsschwärmerey, und die edelste und würdigste Empfindung der menschlichen Seele, welche sich ganz in den Schranken der vernünftigen Ueberlegung hält — das gilt ihm alles gleich viel; das heißt bey ihm alles Religion, und nachdem er um so die Religion zur leeren Andächteley und Schwärmerey herabgewürdiget hat, wird es ihm freylich überaus leicht, den großen Vorzug zu zeigen, den eine vernünftige

Moral

sind, wo der Mensch so leicht einen Vorwand findet, die Verbindlichkeit zu dieser oder jener Pflicht in einem gegebenen Fall weg zu vernünfteln — warum soll man denn Religion nicht lehren, wie sie Jesus gelehret hat, warum soll man denn nicht die Moral damit verbinden, wie er gethan hat? Warum soll man den Menschen eine Stütze rauben, welche sie so nöthig haben? Was wird insonderheit aus dem rohen großen Haufen werden, der auf die Vorstellungen der Vernunft und der Moral selten höret, wenn er nicht Gottes Befehl deutlich vor sich hat. Was soll uns bey den härtesten und scheinbarsten Beschuldigungen, bey den grausamsten Verfolgungen, bey den heftigsten Schmerzen der Krankheit, bey der Trennung von denen, welche uns die liebsten sind, beruhigen, wenn es nicht am Ende Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit ist? Als die Gefährden (des Engländers) Holwels in der schwarzen Höhle langsam verschmachten mußten, würde es sie aufgerichtet haben, wenn man ihnen auch die schönsten Sentenzen aus der Moral vorgesagt hätte? Als die preußischen Soldaten in der Schlacht bey Roßbach oder bey Leuthen, da sie die Feinde fliehen sahen, das Lied: Nun danket alle Gott ꝛc. sangen, und dem größten Helden Thränen in die Augen kamen, was waren es für Empfindungen, womit die Herzen erfüllt waren, und die an diesem großen Siege, einen so großen Antheil hatten — Empfindungen der Moral oder Empfindungen der Religion? Warum können wir diese Anekdote in der Geschichte des siebenjährigen Krieges kaum ohne Rührung lesen? — Vermuthlich wohl darum, weil religiöse Empfindungen ihren eigenthümlichen Werth haben, der weder weggespottet, noch weggeschimpft, noch wegparadoxirt werden kann. Und wenn nun die ältere Schwester die Religion, sich mit der jüngern der Moral, so lange Jahre hindurch immer gut vertragen hat, warum wollen wir sie denn mit einander entzweyen, und als erklärte Feinde einander gegenüber stellen? Man möchte fast mit Lessing sagen: Laßt uns doch nicht weiser seyn wollen als Jesus und Sokrates!

El.

Kann die Religion der Christen ganz abgeschafft, und dagegen eine philosophische Religion eingeführet werden? als eine Antwort auf die Widerlegung der Schrift des Ritters von Zimmermann über Friedrich dem Großen. Nebst einigen Bemerkungen über des Predigers Schulzens Schrift; Erweiß des himmelweiten Unterschieds der Moral von der Religion; von einem biedern Freunde des Vaterlandes und der Religion. Europa. (ohne Jahrzahl) 7 Bogen in kl. 8.

Der Widerleger des Ritters von Zimmermann, ob er gleich hie und da recht hatte, hatte doch auch wieder Dinge behauptet, welche sich nicht behaupten lassen. Aber dieser Widerleger des Widerlegers macht es nicht besser. Er deklamirt wo er beweisen sollte; glaubt bewiesen zu haben, wo er nur, nach seinem orthodoxen System vorausgesetzt hatte; und weiß überhaupt nicht recht, worauf es bey der ganzen Streitfrage ankommt. Daher schwatzt er in die Creutz und in die Queer ohne den rechten Punkt zu treffen, so gut er es auch vielleicht mit dem Christenthum meynen mag. Bey Gelegenheit kommt er nun auch auf die zuvor angezeigte Schrift über den Unterschied der Moral und der Religion, und da wäre es nun freylich ein Wunder, wenn er bey den vielen Blößen, welche der Verf. derselben giebt, ihm nicht manches treffende entgegen setzen könnte. Aber im Grunde ist er doch der Sache so wenig gewachsen, und hat so dürftige Begriffe von der Moral und von der Religion und ihrem gegenseitigen Einfluß, daß er seinem Gegner wieder eben so viele Blößen giebt, und bisweilen selbst nicht recht zu wissen scheint, was er zu den Behauptungen desselben sagen oder wie er sie widerlegen soll. Unverantwortlich ist es aber, daß er die Verächter aller Religion und die Verehrer der natürlichen Religion in einen Haufen wirft, und sie Deisten nennt, und daß er nun wieder von den Deisten samt und sonders voraussetzt, daß sie ein künftiges Leben nach dem Tode läug-

nen. Ein Mann, der so wenig von der Sache versteht, sollte auch nicht davon schreiben wollen, sondern es lieber andern überlassen.

El.

Deklaration der zu Schilde versammleten Commission zum Defensionswesen der Irreligion, des Unglaubens und der Sittenfreyheit — Fr. u. L. 1788. 38 S. 8.

Soll vermuthlich eine Satyre oder Pasquil seyn, das aber so gerathen ist, daß Recensent, der anfänglich so geneigt war, die Stadt Schilde hier zum Scherz nur genannt zu finden, nach Lesung dieser Schrift den Verfasser für einen wirklichen Schildbürger zu halten genöthigt ist. So sehr macht der Verfasser seiner Vaterstadt Ehre. Wir wissen freilich nicht, gegen wen er diese seyn sollende Satyre gerichtet hat, denn uns ist keine Gesellschaft bekannt, die Religion zu stürzen und Irreligion einzuführen sucht, sehen zwar aus manchen zusammentreffenden Umständen, daß der Verfasser Lavaters und Demarees Hirngespinst von einer solchen Gesellschaft scheint aufgeschnappt zu haben. Zugleich erklären wir, daß wenn wirklich eine Gesellschaft existirte, die das hier gelieferte Glaubensbekenntniß hegte, wir gewiß sie nicht begünstigen, sondern vielmehr eher entgegen zu arbeiten suchen würden, freilich auf eine andere Weise als der Verfasser gethan hat. Denn wer würde mit einem Menschen Gemeinschaft haben wollen, der nach S. 8 von göttlichen und menschlichen Dingen nichts glaubt, als was er selbst siehet, höret, schmeckt, riecht und fühlt; oder Tugend und Laster für gleichgültig, oder erstere für Narrenspossen und letztre für unschuldige Spiele der Natur hielte; der nach S 9. Heucheley und Gleißnerey übte und Ewigkeit und künftige Vergeltung wegläugnete und es für Pflicht hielte, allen öffentlichen Gottesdienst, alle Lehrer und Prediger zu verlachen und zu verhöhnen S. 24. Wenn aber der Verfasser die Meynung einiger neuern Philosophen

phen, die indeß beyläufig ihm gesagt, nicht so ganz neu ist, sondern die er, wenn er Latein nur versteht, der Hauptidee nach, schon in Ciceros Schrift, vom Wesen der Götter, finden kann; wenn er, sage ich, die Idee: daß Clima und Nahrungsmittel einen merklichen Einfluß auf die Bildung des Menschen haben, lächerlich machen will, daß er sagt S. 7, „der Mensch ist blos Maschine „und Materie, ohne Seele und Geist. Folglich so ver„schieden die Fleischspeisen sind, welche der Mensch ge„nießt, so verschieden sind auch die Gedanken desselben, „und so wie sich Rindfleisch gegen Hasenbraten verhält, „so verhalten sich auch die Gedanken 2c. und — Es geht „hiemit eben so zu, wie bey den Kühen, denen die ge„nossene Kräuter in die Milch schlagen u. s. w.", so weiß er entweder nicht, was er schreibt, oder, was freilich wahrscheinlicher ist, er befolgt nur die Gesetze der Schildbürger, da nach S. 14 2c. jeden verboten ist, ein Buch mit Nachdenken zu lesen, das Wahrheit enthält; und wir wünschen nur, daß er nicht gar die Regel befolgt hat, noch je befolgen mag, die wir S. 26 lesen: Keiner müsse über seine wahre Bestimmung, über Wahrheit und Tugend auch nicht das geringste Nachdenken anstellen, den innerlichen Richter des Gewissens aber, da er sich nicht bestechen lasse, durch starkes Bier, Brantewein oder Wein ersäufen.

Zc.

---

2) Rechtsgelahrtheit.

Ueber die Prozeßkosten, deren Vergütung und Compensation, von D. Ad. Dietr. Weber, d. Rechtsgel. o. öff. Lehrer und Beysitzer der Juristenfacultät 2c. zu Kiel. Schwerin, Wißmar und Bützow, in der Bödner. Buchhandl. 1788, 126 S. ohne 3 Bl. Tit. und Zueignungen, und 2 Seiten Inhaltsanzeige.

Mit Recht und überzeugend eifert der Verf. wider die so häufige Compensation der Prozeßkosten. Allein manch-

manchmal gehet er zu weit auf der andern Seite, und will in die Unkosten völlig erklärt wissen, wo es kein gerechter Richter thun wird. Der Verf. will z. B. keine zweifelhafte Rechtsfrage, also auch, wo sonst wegen des ungewissen Rechts die Compensation der Prozeßkosten statt fand, solche dennoch für ungerecht erkennen. Allein wie mancher Gegenstand ist in dem römischen Rechte gar nicht, und in den deutschen Land- und Stadtrechten nur halb, oft sogar mit dem ausdrücklichen Anhang berührt, daß man es bey den gemeinen Rechten lassen wolle, und diese schweigen doch hierüber ganz. Man kann sich also nirgends als bey den Juristen über die Rechtsfrage Bescheids erholen. Diese sind aber unterschiedlicher Meynung. Der eine Richter kann daher, ohne partheyisch zu seyn, diese Rechtslehren und ihre Gründe, ein anderer andere Rechtslehren und Gründe für besser halten. Was der Richter thun wird, kann aber keine Parthie voraus wissen. Nun ist es schon Unglück genug für die Parthie, welche in einer zweifelhaften Sache durch den Ausspruch des Richters eine Sache verliert, wo sie Gründe und Rechtsgelehrte auf ihrer Seite hatte; schon Verlust genug, daß sie ihre Kosten vergebens angewendet hat. Sollte sie auch dem andern blos glücklichern Theile seine Kosten erstatten müssen, wie hart? Uebrigens sollen wir wol keine zweifelhafte Rechtsfragen haben. Allein wir haben sie einmal, und es ist Schwachheit, oder Verstockung, Gebrechen, die offenbar nicht zu läugnen sind, leugnen zu wollen, weil es Fehler sind. Das römische Recht war einmal nicht für uns gemacht; auch das Päpstliche nicht, wenigstens nicht für unsere Bedürfnisse. Ehe aber beyde bey uns sich eingeschlichen, und aus Eifersucht gegen sie im Anfang, in der Folge aber aus Nachahmung teutsche Rechte unter öffentlicher Autorität gemacht wurden, hatte jedes Land, jede Stadt, fast jedes Dorf eigene Sitten und Gewohnheiten, gewis oft gar keine, sondern wie auch Gottes Urtheile nicht mehr entschieden, entschied Willkühr der Richter. Nachdem Landrechte gemacht wurden: wo ist auch nur einer ihrer Verfasser, auf dem der halbe Geist eines Carmers geruhet hätte? Und bey einer aus so heterogenen, fremden und einheimischen, halben und ganzen, nützlichen

und

und unnützlichen Theilen bestehenden Rechtswissenschaft sollten wir, was Theologen, Aerzte und Weltweise bekennen, gar keine zweifelhafte Fragen einräumen? Nur ein Beyspiel von vielen. Ein Landrecht verordnet, daß bey Kaufen Losungen statt finden sollen. Ob sie auch bey Tauschungen statt finden? entscheidet es nicht ausdrücklich. Wie vieles läßt sich nun nicht für und wider sagen? Wenn also ein lösbares Gut vertauscht wird: soll der Löser nicht lösen wollen? oder: wenn er lösen will, soll der andere plötzlich der Losung Platz geben? keiner von beyden kann, (etwa den Fall ausgenommen, daß der Richter schon ähnliche Fälle entschieden hat) wissen, wohin der Ausspruch gehen werde? der, welcher gewinnt, hat also von Glück zu sagen, und mag seine Kosten von Rechtswegen leiden. Freilich sollte es nicht so seyn. Allein es ist einmal so.

Freilich sollte der Gesetzgeber über Fälle, wo kein Gesetz entscheidet, oder zweifelhaft ist, entscheiden, nicht der Richter. Allein lassen die Regierungen, welche solche Gegenstände sich annehmen, sich nicht zählen? Und wenn einmal schon Cajus und Titius in Person mit einander streiten, ist es auch räthlich, daß daß erst vom Gesetzgeber entschieden wird, wer Recht haben solle? Kurz, so lang unsere Gesetzgebung in Deutschland nicht auf einen bessern Fuß kommt: lassen sich die Sätze unsers Verf. vom jure dubio, praejudiciis, responsis und sententiis nicht anwenden. Die weitere Ausführung verbietet der Raum.

Ow.

Ueber das Reichsritterschaftliche Staatsrecht und dessen Quellen. Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen, von Joh. Fried. Brandis, Prof. und Beysitzer der Juristenfacultät zu Göttingen. Göttingen bey Joh. Christian Dieterich, 8. 32 S.

Der Inhalt dieser wenigen Bogen erfordert keine ausführliche Anzeige. Der Verfasser sucht, zum Behuf

auf seiner angekündigten Vorlesungen über das Reichsritterschaftliche Staatsrecht, den Gesichtspunkt festzusetzen, aus welchem die rechtliche Verhältnisse der Reichsritterschaft, als eines Theils des teutschen Staatskörpers, gegen das Oberhaupt und die übrige Glieder des Reichs, so wie die Mitglieder unter sich selbst und gegen ihre eigne kleine Staaten, zu betrachten sind. Er untersucht im Allgemeinen die Natur dieses, in seiner Art einzigen politischen Cörpers, sowohl in sofern er für sich selbst besteht, als in sofern er ein Glied des großen deutschen Staatscörpers ausmacht, und giebt die richtige Quellen an, aus welchen die mannichfaltige darüber entstehende, sowohl theoretische als praktische Streitfragen, entschieden werden müssen. Er zeigt in dieser kleinen Schrift, so wie er schon in seinen andern Schriften gethan hat, die Gabe der gründlichen Untersuchung und lichtvollen Darstellung, in einem angenehmen Vortrage. Seine Vorlesungen werden also nicht anders als mit Beyfall aufgenommen werden können, und der Vorwurf, daß er, ohne Noth, das akademische Lektionsverzeichniß abermahls mit einer neuen Wissenschaft vermehre, kann ihm allenfalls nur von denen gemacht werden, die nicht wissen, wie sehr häufig die Anwendung gerade dieser Wissenschaft dem Praktiker vorkommt, und wie peinlich oft die Lage desselben ist, wenn er, in verwickelten Fällen auf dem schwankenden Boden von Deduktionen und Reichsgerichtlichen Erkenntnissen umher wankt, und nicht ein sichres System hat, auf dem er festen Fuß fassen kann.

Zm.

Das teutsche Gleichgewicht, oder die staatsrechtliche und politische Abwägung der reichszwiespaltigen großen und kleinen teutschen Welt, nach der großen und kleinen, weltlichen und geistlichen teutschen Freyheitswaage. Staatsrechtlich und politisch erwogen: von Christoph Ludwig Pfeiffer, Consulent und Advokat.

Frkf.

Frkf. und Leipzig, bey Tobias Löffler 1788. 8. 186 S.

Die Manier des Verfassers, über einzle Materien des teutschen Staatsrechts und darauf sich beziehende Vorfälle und Verhältnisse, seine Kenntnisse, und mit unter seinen Witz auszukramen, ist aus verschiednen, seit einiger Zeit von ihm herausgekommnen kleinen Schriften, z. E. die teutsche Freyheit, die teutsche Reichsverwirrung, der teutsche Fürstenbund rc. die hier abermals häufig allegirt werden, schon bekannt. Ein unerträglicheres widerwärtigeres Gewäsch läßt sich kaum gedenken. Selbst den Zweck des Verfassers muß man nur errathen. Das Werk ist eine historisch-juristisch-polemisch-satyrische Abhandlung über deutsches politisches Gleichgewicht, welches jedoch bey der Unordnung in Zusammenstellung der Thatsachen, bey der Seichtigkeit der Gründe, bey der Verworrenheit des Vortrags, bey der fehlerhaften Sprache, bey der geschmackwidrigen Schreibart, sowohl in Ansehung der Wahl der Wörter und Wendungen, als der Zusammenfügung der Perioden, und endlich bey der zwecklosen, ekelhaften Ueberladung, mit Nebensachen, und unerheblichen Abschweifungen, womit alles dieses begleitet ist, weder Belehrung, noch Ueberzeugung, noch Unterhaltung gewährt. Sehr charakteristisch sind, so wie schon der Titel, auch die Ueberschriften der Abschnitte, welche denn, statt alles andere, zur Belege des hier gefällten Urtheils dienen mögen. „Erster Abschnitt. Das teutsche „Gleichgewicht nach der staatsrechtlichen großen deutschen „Reichswaage, zwischen dem Kaiser und den gesammten „Ständen des Reichs auf dem allgemeinen Reichstage. „Zweyter Abschnitt: das deutsche Gleichgewicht — nach der „geistlichen und weltlichen großen deutschen Doppelwaage, „der sämtlichen Reichsstände unter sich, und zwar rc. Dritter „ter Abschnitt: Das deutsche Gleichgewicht nach der „staatsklugen großen deutschen Zwietrachtswaage. Vierter „ter Abschnitt: Das deutsche Gleichgewicht, nach der „geistlichen und weltlichen kleinen deutschen Doppelwaage, „oder politischen und gelehrten Zank- wie auch gewöhn„lichen deutschen Proceßwaage rc.

Unter dieser letztern Rubrik kommt auch der Streit zwischen den Orthodoxen und Heterodoxen unsrer (oder vielmehr der Bahrdtischen) Zeiten vor, und es giebt einen Beweiß von dem guten Geschmack des Verfassers, daß er den Zustand dieses Streits nicht besser als durch einen, 16 Seiten langen Auszug aus den „Briefen eines reisen„den Juden über den gewärtigen Zustand des Religions„wesens ꝛc.“ zu schildern weiß. Ueberhaupt ist er ein großer Freund von Autoritäten. Er belegt die bekannteste historische Wahrheiten, und sogar seine witzige Einfälle, mit Citaten und bey dem Lobe Josephs II. und Friedrichs II. (S. 109) beruft er sich, in der Note, auf zwey Lobgedichte, die er selbst verferrigt hat.

Der deutsche Fürstenbund ist dem Verfasser noch immer ein Dorn in den Augen.

Zm.

Betrachtung bey dem Entwurf eines Criminalgesetzbuchs für die preußischen Staaten. Eine gekrönte Schrift, von Hans Ernst von Globig, churf. sächs. Appellationsrath. Dresden und Leipzig, bey J. G. E. Breitkopf 1788. 8. 63 S.

Nach der Vorerrinnerung ist dieses nur ein Auszug aus der im Titel erwähnten Preisschrift, welche von der königl. Gesetzcommission zu Berlin, bey der Austheilung der Preise für die, über die dritte Abtheilung des ersten Theils des, im Entwurf erscheinenden, preußischen Gesetzbuchs eingeschickte Beyträge, gekrönt worden ist. Es ist, bey der gedrängten Kürze desselben, nicht wohl thunlich, davon hier abermals einen Auszug zu liefern, und es würde dies um so weniger zweckmäßig seyn, da theils der, in diesem Fache schon so rühmlich bekannte Name des Verfassers, theils der unverdächtige Stempel, der dieser Schrift, als Zeichen ihres inneren Werths, durch die Zuerkennung des Preißes, aufgedruckt ist, ohnehin jeden Kenner und Jedem, dem der wichtige Gegenstand nicht gleich-

gleichgültig ist, zu Lesung derselben einladen wird. Der erste allgemeine Grundsatz des Verfassers ist, daß der Werth einer jeden neuen Gesetzgebung für einen schon bestehenden Staat, dessen Mitglieder nicht erst unverderbt aus den Händen der Natur gekommen sind, der schon seine verjährte, größtentheils von dem Zufall gebildete, Verfassung, seine Sitten, seinen Nationalcharakter hat, nicht nach dem Maasstabe der absolutmöglichsten Uebereinstimmung mit dem reinen Naturgesetz, sondern nach dem Grade der Annäherung zu einer gewissen hypothetischen Möglichkeit, welche die mannichfaltige Mängel und Gebrechen jener einmal eingeführten Sitten und Verfassungen noch Stadt finden lassen, beurtheilt werden müsse.

Von diesem richtig gewählten sichren Standpunkte geht er aus, um den Entwurf des neuen preußischen Criminalgesetzbuchs von seinen wichtigsten Seiten zu betrachten, und gewisse, durch die Erfahrung bewährte, näher bestimmende Regeln zu finden, nach welcher die Strafgesetze für einen heutigen europäischen Staat, und insbesondre für den Preußischen, abgefaßt werden müßten. So wenig man leugnen kann, daß jener erste allgemeine Grundsatz, und diese näher bestimmende Regeln, bey gedachtem Entwurfe, im Ganzen genommen, allerdings schon angenommen und beobachtet sind; so zeigt doch der Verfasser, mit vielem Scharfsinn, in Ansehung besondrer Arten von Verbrechen und ihres Verhältnisses zu den dafür bestimmten Strafen, verschiedne Mängel in der Anwendung, welche alle Beherzigung verdienen. Recensent kann ihm in seinen Untersuchungen hierüber nicht folgen: aber er glaubt ihnen das Zeugniß schuldig zu seyn, daß sie sich durch richtigen Vorurtheilsfreyen Beobachtungsgeist, tiefes Eindringen in die Natur des Menschen und der bürgerlichen Verhältnisse, Klarheit der Begriffe, und Schärfe der Demonstrationen, aufs vortheilhafteste auszeichnen. Eine Probe von des Verfassers Schreibart sey folgende Schlußbetrachtung: „Die Welt scheint noch nicht reif genug: „— oder vielmehr die wenigen Nationen Europens, welche noch nicht den nagenden Keim des sittlichen und politischen Todes in sich tragen, sind noch nicht so weit in „ihrer Bildung gediehen, — daß man getrost es wagen,

 „dürf-

Vorzüge der christlichen Religion, für jede Staatsverfassung; X. Ueber Despotismus, Sclavensinn und Bürgerfreyheit, mißverstandene Bürgerfreyheit und Despotismus seyen gleich schädlich; daß wahre Bürgerfreyheit im Gehorsam gegen einen guten Regenten und in Befolgung seiner Gesetze bestehe, mag mehr gut gemeynt, als richtig oder richtig ausgedruckt seyn. Die Anhänge, welche von S. 147 bis ans Ende gehen, beziehen sich näher auf die Preisschrift. Der erste enthält ein, jedoch noch unvollständiges literarisches Verzeichnis einiger über die Preisfrage: Welches sind ꝛc. bekannt gewordener Schriften, nebst einigen daraus fliessenden Bemerkungen; unterhaltend ist es, die mancherley vorgeschlagene Mittel, deren der V. 37 zählt, bey einander aufgestellt, und bey jedem die darauf stimmende Abhandlung mit ihrer Zahl angeführt zu sehen, oft möchte man dabey den senioribus vor den majoribus Beyfall geben; hie und da aber sind auch die V. unrichtig verstanden oder angeführt worden. Noch vertheidigt der V. die gewiß aller Erfahrung widersprechende Meynung, daß alle Beweggründe zum Kindermord sich zuletzt in dem gestörten Hang zu ausschweifender Sinnlichkeit und Wollust auflösen, Furcht vor Schande aber nicht Quelle des KM. sey, weil alle in dieser Hinsicht gemachte Anstalten nichts fruchten; wie falsch dieser Schluß sey, bedarf keines Beweises. Im zweyten Anhang: ist Sittenverbesserung durch verbesserte Volks- und Nationalerziehung wirklich ein ausführbares Mittel wider die Verbrechen des Kindermords oder nicht? wird diese Frage bejaht; allein wenn der Verfasser mehr Weltkenntniß und Erfahrung in dem Gang solcher Dinge hätte, würde er gewiß weniger auf dieses Mittel und dessen Ausführbarkeit halten, und sich nicht so sehr von süßen Träumen hinreissen lassen. Im dritten Anhang: über die zweckmäßigste Bestrafung des Kindermords bestreitet der V. ferner, wie in der Preisschrift die Todesstrafe wider den KM. läßt sie jedoch in Fällen von außerordentlicher Bosheit und Grausamkeit zu; er soll mit lebenslänglichem Gefängniß, mit Arbeit, und eben so das Abtreiben der Kinder bestraft werden. Der 4te Anhang von Bestrafung der fleischlichen Verbrechen überhaupt

haupt, bestimmt die Strafen der hieher gehörigen Gattungen von Verbrechen; keines wird nach dem V. mit dem Tode, aber auch der bloße unehliche Beyschlaf an der Weibsperson mit Geld, an der Mannsperson härter mit Gefängniß bestraft. In dem 5ten: Ueber die Zulässigkeit des Concubinats und die Folgen desselben für den Staat; verwirft der V. den Concubinat sowohl als die Ehe zur linken Hand, deren schlimme Folgen er gründlich darstellt; doch wird sich, was die letztern betrifft, manches auch wieder beantworten lassen. Im 6ten Anhang endlich über Staatsbordelle und venerische Krankheiten werden jene mit theologischen, und andern sehr guten Gründen bestritten, und gegen diese wird der Obrigkeit die genaueste Aufsicht empfohlen; auch in Rücksicht der letztern mancher gute Vorschlag gemacht.

Fd.

3) Arzneygelahrtheit.

Maximiliani Stoll, medicinae clinicae p. p. o. in vniuersitate Vindobonensi, Praelectiones in diversos morbos chronicos. Post ejus obitum edidit et praefatus est *Josephus Eyerel.* Vindobonae; typis C. F. Wappler, 1788. 426 S. 8.

Bekanntlich war der Theil des Dreyfaltigkeitshospitals, welchem der unvergeßliche, nur zu frühe uns entrißne Lehrer mit so herzlichtreuen Eifer, vorstand, hauptsächlich nur hitzigen Krankheiten gewidmet; um aber seine Schüler mit den gewiß nicht minder wichtigen, den langwierigen Krankheiten gleichfalls bekannt zu machen, nahm er auch einzelne, mit den schwersten chronischen Uebeln geplagte unter seine Aufsicht mit auf, und sagte dann, in besonderen Stunden seinen Schülern alles dasjenige, was zur richtigen Beurtheilung der verschiedenen Ursachen, ihren Verwicklungen und der Heilmethoden dieser Krankheiten das wesentlich-

wich-

wichtigste ist. Herzlichen Dank sind wir Herrn Eyerel schuldig, daß er — der vertraute Schüler dieses unsterblichen Meisters — hier uns auch diese, jedem lesenden Arzt gewiß sehr willkommnen Abhandlungen treu und unverfälscht liefert, so wie Stoll in seiner practischen Lehrschule sie vorlas. Schade nur ist es, daß wir nicht über alle chronischen Krankheiten die, mit dem hellen practischen Blick eines Stolle, gemachten Beobachtungen und Erfahrungen hier aufgezeichnet finden.

Die Krankheiten, welche der Verf. in diesem Buche, wie man es von ihm gewohnt ist, mit Präcision und eingedrungner, doch reichhaltiger Kürze beschreibt, und deren Curmethoden er so meisterhaft angiebt, sind folgende. — I) der Scorbut. — II) die englische Krankheit. — III) die Scropheln; zu den verlarvten Scropheln rechnet der Verf. unter andern auch die scrophulöse Augenentzündung, die Milchcruste, den bösartigen Kopfgrind u. s. w. — IV) die Wassersucht mit allen ihren verschiednen Arten; bey Gelegenheit der Brustwassersucht macht der Verf. die schöne und practischwichtige Bemerkung, daß das sogenannte Asthma convulsivum — eine eben so gewöhnliche als schwer zu hebende Ursache der Brustwassersucht — selten oder niemalen für einen Nervenzufall zu halten, und als ein solcher zu behandeln sey, sondern meistens, wo nicht immer, von einer, auf diese Theile sich hingeworfnen Gichtmaterie verursacht werde. Die practischen Erinnerungen, welche dieser Abhandlung angehängt sind, hat Rec. zu wiederholten malen mit so innigen Vergnügen gelesen, daß wir unsren Lesern einen Dienst zu erweisen hoffen, wenn wir zur Probe ein Paar dieser Aphorismen hier abschreiben. Hydropem saccatum annosum, non auctum, qui facile fertur non attingito, et omnium minime per purgantia. — Omnis hydropis curatio longa est per se: cave, ad heroica fortioraque auxilia accedas; si intra pacceas septimanas nil profeceris. In hydrope enim non deficere est proficere. — Solventia, subtonica, aperientia, vel sola, vel mixta ita ut aperientibus tonica jungantur, immedicabiles visos hydropes saepe sanant. — Cave hydropem confundas cum graviditate, et vice versa. Erros

ros frequens et ignominiosus. Contingit in clandestine gravidis, ubi tandem vivus hydrops in lucem prodit. — V) Die Lustseuche. Eine vorzüglich schöne Abhandlung. Der Verf. glaubt, daß das Quecksilber gegen das Venusgift helfe, weil es dasselbe gleichsam neutralisire, gleichwie das Quecksilber im Cinnober vom Schwefel getödtet und unkräftig gemacht werde. (Rec. möchte aber lieber der neuerlichst von Hrn. Hunter angegebnen Meynung beypflichten, daß nämlich durch den Reiz, welchen der Mercurius im menschlichen Körper erregt, der Reiz des venerischen Giftes aufgehoben und unschädlich gemacht würde). Bey dieser Gelegenheit spricht der Verf. von einer gelinde wirkenden, im Wasser auflösbaren Zubereitung des Quecksilbers, welche eine große Quantität dieses Halbmetalles enthalte, sagt aber nicht, welche diese Zubereitung sey. Rec. kann nicht umhin Hrn. Eyerel aufzufordern, er möchte, die mit diesem Mittel von Stoll gemachten Erfahrungen um das Quecksilbermittel selbst der gelehrten Welt bekannt machen; wenn anders diese Erfahrungen glücklich ausgefallen und vom Verf. aufgezeichnet sind. — VI) Die Zuckungen, (convulsio). — VII) Die Kinderkrankheiten. Bey dem schweren Zahnen der Kinder räth auch der Verf. neben andern Mitteln, einen Blutigel unter dem Ohr gesetzt, vorzüglich an; anstatt der Blasenmittel will er lieber nur rothmachende Pflaster hier aufgelegt wissen; bey den an dieser Krankheit verstorbnen Kindern fand er Anhäufungen einer wässerichten Feuchtigkeit im Encephalo; daher dann — setzt er hinzu — der Nutzen der Diarrhöe und des Speichelflusses leicht in die Augen fällt. — Daß der Keichhusten nicht ansteckend sey, kann Rec. dem Verf. ohnmöglich zugeben. Da er in seiner Praxi vielfältig es erfahren hat, daß Ammen und Eltern, welche ihre an dieser Krankheit leidenden Kinder häufig geküßt und gewartet hatten, mit derselben befallen sind. — Bey dem Kopfgrind der Kinder zeigt der Verf. das, vor einigen Jahren vom Großherzog von Toscana gekaufte und bekannt gemachte Arcanum gegen diese Krankheit an, welches wir hier mittheilen. Es werden lebendige Kröten in einen stark verglasten und mit einem Deckel fest verschloßnen Topf in einen Backofen gesetzt,

setzt, wenn sie hinlänglich gedörrt sind, herausgenommen und zu Pulver gemacht. Der Kopfgrind wird mit frischen Speck eingeschmiert und hierauf mit obigen Pulver bestreut. 24 Stunden lang soll der Kopf mit Schweinsblase, in Form einer Kappe bedeckt werden und der Grind nach Verlauf dieser Stunden ohne Schmerz abgehn. Hierauf muß man einige Tage noch den Kopf mit Speck reiben, doch ohne von dem Pulver mehr Gebrauch zu machen, bis aber alle Stellen völlig geheilt sind, den ganzen Kopf, das Gesicht ausgenommen, beständig mit Leinewand bedeckt halten, um den freyen Zugang der Luft zu verhindern. — Zum Waschwasser gegen die Sommerflecken rühmt der Verf. hauptsächlich folgenden Essig. Nim in Scheiben geschnittnen Meerrettich (armoracia), gieße so vielen scharfen Essig darüber, daß der Essig einen Finger breit über die Wurzeln hinausragt, und lasse es in einem wohl verschloßnen Glase 14 Tage lang unter der Erde stehen. — VIII) Der Keichhusten, welchen der Verf. unter den Kinderkrankheiten, doch nicht so vollständig, schon abgehandelt hat. Bey der Cur desselben richtet er sich nach der verschiednen herrschenden Constitution der Jahrszeit, sucht den dringensten Zufällen, als z. B. der Peripnevmonie, dem Andrang des Blutes nach dem Kopf u. s. w. abzuhelfen, unterstützt die Kräfte, vermeidet was schädlich ist, und erwartet zur völligen Wegschaffung des Hustens viel von den Naturkräften und der Zeit. — IX. Lehrt uns der Verf. aus der Fülle seines Herzens und seiner Erfahrung die Pflichten des Arztes kennen, welche er 1) gegen sich selbst und seine Kunst, 2) gegen Kranke und die Umstehenden, 3) gegen seine Mitärzte, und endlich 4) gegen sich selbst und die Seinigen in kranken Tagen zu erfüllen hat. Wenn gleich die Wahrheiten, welche in diesem Abschnitt vorgetragen werden, jedem guten Arzte bekannt sind, und tief eingeprägt seyn müssen: so ist es doch ohnmöglich, daß nicht ein jeder aus dem Munde, oder vielmehr aus dem Herzen eines Stolle sie ohne großes Vergnügen wieder anhören sollte. — Die X. und letzte Abhandlung dieses Buchs betrift die vorzüglichsten Krankheiten des Kopfes, nämlich 1) den Kopfschmerz, — 2) den Schwindel, bey dieser Gelegenheit sagt der Verf. unter

in vielen andern schönen practischen Wahrheiten auch viel Wichtiges über die schwere, ja fast ohnmögliche Heilung der Beschwerden, welche aus dem Laster der Selbstbefleckung entstanden sind, und durch dasselbe unterhalten werden. — 3) Den Schlagfluß. — Diese einzige Bemerkung wollen wir nur aus diesem Capitel ausheben, welche viele Aerzte so leicht übersehen, daß nämlich bey schlagflüssigen Kranken der Urin sich sehr leicht in zu großer Menge anhäufe, und die Anwendung des Catheders nothwendig mache. — 4) Die Lähmungen. — Daß Gaßner auch in Wien gelähmte Glieder geheilt habe, sey leicht erklärbar, sagt der Verf., aus der Erschütterung der Nerven und der durch diese, auch in den kleinsten Gefäßen des Körpers vermehrten Würkungskraft und dem Schweiß, welchen die, durch mancherley Gauckeleyen bey dem Patienten erregte Furcht und Hofnungen nothwendig hervorbringen müssen. Was der Verf. über die andern Curen Gaßners urtheilt, wollen wir mit seinen eignen Worten hersetzen. Er sagt S. 374: Haud difficile esset ex principiis psychologicis alios quosdam effectus certe non denegandos, et ab exorcismo Gasneriano productos explicare. — 5) Die Augenkrankheiten, und endlich 6) den Zahnschmerz. — Zur bequemeren Uebersicht des Ganzen hat Hr. Eyerel in tabellarischer Form die hauptsächlichsten in demselben enthaltnen Materien diesem Buche angehängt.

Bd.

D. J. E. Trampels Beobachtungen und Erfahrungen medicinischen und chirurgischen Inhalts. Erstes Bändchen über die Gicht, und über einige Mittel gegen dieselbe. Nebst einer Kupfertafel. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung, 1788. 8½ Bogen in 8.

Die Absicht des Verf. geht dahin, durch diese wenigen Bogen in der Gicht den Gebrauch einiger Arzneyen verdächtig zu machen, welche, zur Unzeit und ohne gehörige Vorsicht, gegen diese, oft den bestgewählten Mitteln

hartnäckig widerstrebende Krankheit angewand, vielen Nachtheil freylich schon mögen bewürkt haben, deren vorsichtige Anwendung aber gewiß manchem practischen Arzte und auch Recens. vielfältige Hülfe in diesem Uebel geleistet hat. — Ohne bey allen seine Gründe anführen zu können, wollen wir nur die Arzneymittel anzeigen, deren Gebrauch der Verf. tadelt. Der hauptsächlichste Grund, von welchen er ausgeht, ist der Satz, den auch Grand schon, (doch nicht im allgemeinen) behauptet, daß man nämlich die Heilung der (einfachen) Gicht der Natur allein überlassen könne und müsse.

Die erste Arzney, dessen Anwendung der Verf. in dem schon eingetretenen Gichtanfall (zu einseitig und also mit Unrecht) tadelt, sind Brechmittel; weil durch den Reiz des Brechmittels, wie er meynt, die Gichtmaterie leicht nach den inneren Theilen hingezogen würde; salzige Laxiermittel zieht er jenen bey weiten vor (reitzen aber diese denn nicht den ganzen Darmkanal und schwächen ihn zugleich? Da die Brechmittel hingegen durch ihren Reiz zur kräftigeren Ausübung ihrer Functionen die ganze Maschine anspornen und beleben?) — Bey jedem Gichtanfall, sagt der Verf. werde die Zunge mit Schleim bedeckt, welcher eine Folge des gichtischen Bluts sey und ohne besondern Geschmack sich überall ansetze. Brechmittel erfordere er nie, weil sie ihn weder ganz vertilgen noch verhindern könnten; mit der Zeit werde er scharf und befördre die kritischen Stuhlgänge, mit welchen eine reine Zunge und der Appetit zurückkehren. — Daß drastische Purgiermittel auch bey der Gicht schädlich seyn, erinnert der Verf. und hierin ist Recens. völlig seiner Meynung. — Mercurialmittel und vornehmlich den Sublimat verwirft der Verf. eben so allgemein; und sollten venerische Zufälle mit der Gicht zusammentreffen, so müsse man, seiner Meynung nach, erst die Gicht heilen, bis man jene durch Quecksilbermittel angreifen dürfe, welche die Säfte verdicken, und die Naturkräfte zur Bearbeitung der Gichtmaterie unempfindlich und unfähig machen (??). — Die schweißtreibenden Arzneyen, Blasenpflaster, der Mohnsaft (der Verf. schreibt Mondsaft) und Aderlassen werden gleichfalls getadelt. Wenn der Körper nun aber durch die eben benannten Arzneyen

neyen in Unordnung gebracht war, hat der Verf. kein Mittel hülfreicher gefunden als den innerlichen und äusserlichen Gebrauch des Meinberger- Wildunger- und Pyrmonterbrunnens, hauptsächlich wenn die Würkung desselben durch körperliche Bewegung, Zerstreuungen, und andre dienliche Arzneyen, als Fieberrinde u. s. w. erhöht wurde. Um die von Gichtmaterie sehr angegriffnen steifen Gelenke wieder geschmeidig zu machen, räth der Verf. gleichfalls die äusserliche Anwendung eines erwärmten Salzwassers (des Meinberger) an, welches durch eine, auch mit Anstrengung nur bewürkte, Bewegung des Gliedes muß unterstützt werden. Um diese Bewegung in hartnäckigen Fällen mit Leichtigkeit zu erlangen, schlägt der Verf. einen Stuhl vor, welcher auf der beygefügten Kupfertafel abgebildet ist. —

Das Guajacharz und das Extract des Eisenhütleins (aconitum napellus) sahe der Verf. nie eine specifisch-hülfreiche Würkung gegen die Gicht äussern (? ?) Der Goldschwefel hingegen bewieß sich bey herumziehenden gichtischen Schmerzen zu 5 Gran, mit 30 Gran Rhabarber, und eben soviel Salpeter, alle Abend genommen, in die Augen fallend wohlthätig. —

Ein dutzend Krankengeschichten, von den Patienten selbst höchst unvollständig und doch weitschweifig aufgesetzt, beschließen dieß erste Bändchen.

Bd.

Funfzig chirurgisch-practische Cautelen für angehende Wundärzte, von Joh. Christoph Jäger, geschwornen Wundarzte in Frankfurt. Frankfurt am Mayn, in der Jägerischen Buchhandlung 1788. 210 Seiten in 8.

Wir müssen mit Recht den Fleiß des Verfassers loben, mit welchem er die, von seiner Praxis ihm übrig bleibenden Stunden zur Belehrung seiner Mitbrüder so nützlich angewandt hat, und sind überzeugt, daß alle angehende Wundärzte, — für welche es eigentlich bestimmt

 ist,

ist, — dieses Buch nicht ohne Nutzen aus der Hand legen werden. Obgleich nicht alle darin enthaltne Cautelen mit gleicher Gründlichkeit und Vollständigkeit abgefaßt sind, so trift man doch in allen, den nach guten Grundsätzen vernünftig verfahrenden und bescheidnen practischen Wundarzt an, dessen wohlgemeynten Vorsichtsregeln man sicher folgen darf.

Bd.

W. Drase's, Wundarztes am Nicolaus- und Catharinen-Hospital zu Dublin, Bemerkungen über die Entbindungskunst in langwierigen und schweren Geburten, nebst sehr unterrichtenden Leichenöfnungen, sowohl vor, als nach der Geburt verstorbner Personen. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. F. Michaelis, der A. D. und Arzt am Johannis-Hospital zu Leipzig. Nebst einem Kupfer. Zittau und Leipzig bey Schöps, 1788. in 8. 260 Seiten und 30 S. Vorrede.

In welcher der Verf. eine höchst flüchtige Uebersicht der bekanntsten Schriftsteller über die Entbindungskunst seinen Lesern mittheilt. — Obgleich den meisten darin abgehandelten Materien die gehörige Vollständigkeit fehlt; so verdient dieses Buch dennoch von Kunstverständigen gelesen zu werden, indem es manche lehrreiche Bemerkungen enthält, hauptsächlich aber der 31 angehängten practischen Fälle wegen, in welchen der Verf. aus seiner 20jährigen Praxi die vornehmsten von ihm unglücklich oder glücklich geendigten Entbindungen aufrichtig und freymüthig herzählt.

In der ersten Hälfte des Buchs giebt der Verfasser 1) allgemeine Bemerkungen über die, in der Schwangerschaft vorkommenden Zufälle, vornehmlich über die Fehlgeburten,

burten, und die mit diesen gewöhnlich verbundenen Blutflüsse, — bey deren Cur Recens. aber die äusserliche Anwendung des kalten Wassers, und den innerlichen Gebrauch der Kannehlstinctur ungerne vermißt hat. — 2) eine — ziemlich unvollständige — Anweisung bey natürlichen und langwierigen Geburten zu helfen; 3) eine, eben so kurze, Anleitung schwere Entbindungen zu endigen; 4) handelt er von den widernatürlichen Geburten und ihrer Behandlung, vom Kaiserschnitt und der Schambeintrennung, von den Krankheiten der Wöchnerinnen, und endlich von den Krankheiten der Neugebohrnen. — Die zweyte, nach dem Gefühl des Recens. bey weiten wichtigste Hälfte des Buchs füllen jene practischen Fälle, und die Leichenöfnungen an, unter welchen, für den ausübenden Geburtshelfer viele äusserst wichtig sind, obgleich er nicht bey allen das Verfahren des Verf. wird billigen können.

Auf der Kupfertafel sind der Roonhuysische, Rechbergerische und der von Simms angegebne Hebel abgebildet.

Bd.

M. Stoll, der Arzneywissenschaft Doctor und öffentlicher Lehrer der practischen Arzneykunde an der hiesigen Universität, über die Einrichtung der öffentlichen Krankenhäuser. Herausgegeben von Georg Adalb. von Berkhen, kaiserl. königl. Truchseß und würkl. Hofrath bey der Hofrechenkammer. Wien, bey Wappler. 1788. 78 Seiten in 8.

Vermuthlich war bey der neuen Anlegung des großen, allgemeinen Krankenhauses in Wien es auch dem V. aufgetragen, seine Meynung und Vorschläge über dessen Einrichtung an den Tag zu legen; und so entstand, denken wir, gegenwärtige Schrift, deren Ausführung vortreflich ausfallen mußte, und auch würklich so ausgefallen ist, wie jeder es von einem Stoll erwartet, der neben den an-

dern dazu erforderten Eigenschaften und Kenntnissen auch den Vorzug noch besaß, daß er Jahre lang einem so musterhaft eingerichteten Spital als Arzt vorgestanden war und das Locale dieser Hauptstadt so genau kannte.

Der Verf. will das Universalhospital in mehrere kleinere abgetheilt haben, nämlich in eines für geschwind heilbare, — 2) für langwierige nicht ansteckende, — 3) für langwierige und zugleich ansteckende, — 4) für unheilbare Kranke, 5) für Schwangere, 6) fur Fündlinge, deren jedes nähere Einrichtung besonders angegeben wird. Hierauf giebt der Verf. seine Vorschriften für das Personale der Aerzte, Wundärzte, Assistenten, Geistlichen, Krankenwärterinnen, des Apothekers u. s. w. — Um unsern Lesern eine Probe von der Manier zu geben, in welcher der Verf. auch diese Materie behandelt hat, wollen wir einiges aus der Instruction für die Aerzte ausheben. „Mit geschwinde vorübergehenden Krankheiten Behaftete kann ein „Arzt nicht mehr als 200 gut besorgen; chronische Kranke „kann er wohl 300 übernehmen. — Ein jedes Spital, „sagt er S. 37, habe seinen eignen Arzt; dieser muß „pünctliche und strenge Dienste thun. Er sey nicht erst „Neuling in der Kunst; er sey aber auch nicht alt, mürrisch und Schlendrianist. . Wenn er Entdeckungen gemacht, und etwas Beträchtliches für die Kunst gethan „hat, so habe er Belohnung und Beförderung; Er bleibe „nicht immer Spitalarzt; auch eiserne Geduld unterliege „einem mühsamen und aussichtslosen Alltagswerke. — „Eben dieß gelte auch von dem Wundarzte. — Die medicinischen und chirurgischen Assistenten sollten vorzüglich „zur Armee, für Physikate und andre medicinische und „chirurgische Dienste befördert werden. Auch die strengste „Aufsicht würde hier, so wie allenthalben gar bald erschlaffen, wenn die Arbeiter nicht durch Belohnung gereizt, „und durch Aussichten, durch Hofnungen eines bessern „Glücks in Athem erhalten würden.“ —

Die Vorschläge, welche der Verf. zur Behandlung der unehelich Schwangeren, der Fündlinge, und zur Vervollkommung der Arzneykunst hinzusetzt, sind, wie das ganze Buch, eben so herzlich, als sie weise und nützlich sind.

Bd.

Critik

4) Weltweisheit.

Critik der reinen Vernunft im Grundrisse von M. Carl Christian Erhard Schmid. Zweyte verbesserte Auflage. Jena, in der Crökerschen Buchhandlung 1788. 8. 202 S.

Wörterbuch zum leichtern Gebrauch der Kantischen Schriften, nebst einer Abhandlung von M. Carl Christan Erhard Schmid. Zweyte vermehrte Ausgabe. Jena in der Crökerschen Buchhandlung 1788. 8. 368 S. und die Abhandlung 52 S.

Wir nehmen die Anzeige der zweyten Ausgabe dieser beyden Bücher zusammen, nicht nur, weil sie beyde von einem Verfasser sind, und beyde die Kantische Philosophie betreffen, sondern auch, weil sie beyde bey ihrer ersten Erscheinung nur Ein Buch ausmachten, indem das nun so ansehnlich vermehrte Wörterbuch in der ersten Ausgabe nur einen Anhang zur Critik der r. V. im Grundrisse ausmachte. Aber auch die Critik selbst ist nicht nur, wie es auf dem Titel angegeben wird, in dieser zweyten Auflage verbessert, sondern auch vermehrt worden, denn da sie vormals nur auf 164 Seiten 338 §§. enthielt, so enthält sie nun auf 202 S. 398 §§. Worin diese Verbesserungen und Vermehrungen hauptsächlich bestehen, giebt der Verf. in der Vorrede an; sie betreffen nämlich insonderheit den praktischen Theil, welchen der V. gänzlich umgearbeitet hat, wozu ihm vermuthlich die nunmehr erschienene Kantische Critik der practischen Vernunft, die er bey der ersten Ausgabe noch nicht benutzen konnte, Anleitung und Stoff gegeben hat. Im speculativen Theil hingegen, sind der Vorrede zufolge, nur kleine Abänderungen vorgenommen. Um desto weniger finden wir es denn nöthig, da wir doch des Hrn. Kants Kritik der praktischen Vernunft nächstens ausführlich anzeigen werden, uns bey den Auszügen aus derselben, aufzuhalten, und lassen es, was den speculativen

Theil anbetrift, bey demjenigen beruhen, was über dieß Buch in der ersten Auflage geurtheilt worden (im 75. Bande). Auch bey dem Wörterbuche, das nun durch die beträchtliche Vermehrung um so geschickter ist, denen, die sich von der Kantischen Philosophie einigen Begrif machen wollen, die Kunstwörter derselben zu erklären, halten wir uns nicht auf, um von der angehängten sehr interessanten Abhandlung noch etwas zu sagen. Sie enthält eine Vergleichung des Kantischen Purismus und des Sellischen Empirismus, so nämlich nennt der V. die entgegengesetzten Lehrbegriffe des Hrn. Kant und des Hrn. Selle, in seinen Grundsätzen der reinen Philosophie, nach welchen der erste eine reine Sinnlichkeit, einen reinen Verstand und reine Vernunft annimmt, dieser aber dieß alles leugnet und alle unsere Erkenntniß ohne Ausnahme aus der Erfahrung herleitet. Der V. nimmt mit Recht an, daß diese Vergleichung und Prüfung beyder Lehrbegriffe durch folgende sieben Fragen durchgeführt werden müsse: I. Was ist nach beyden Systemen Sinnlichkeit, II. Was ist Verstand? III. Was ist Vernunft? IV. In welchem Verhältnisse stehen diese Erkenntnißvermögen unter sich und V, zu den Gegenständen? VI. Was ist erkennbar? VII. zu welcher Art und welcher Stufe der Gewißheit läßt sich die menschliche Erkenntniß bringen? Ich werde von den hier aufgestellten Gegensätzen beyder Lehrbegriffe nur so viel anführen, als unumgänglich nöthig ist, des Verf. Entscheidung zum Vortheil des Kant. Purismus und meine etwanigen Gegenerinnerungen zu verstehen und zu beurtheilen.

In Ansehung der ersten Frage scheint der Unterschied beyder Systeme nur darin zu bestehen, daß der P. eine sogenannte reine Sinnlichkeit annimmt, der E. aber leugnet. Der Begriff des Raums macht diese reine Sinnlichkeit aus, (denn obgleich auch die Zeit dahin gerechnet wird, so ist doch davon bey dieser Vergleichung nicht die Rede, weil diese nur eigentlich und hauptsächlich die Form der innern Empfindung ist, worauf sich Herr Selle wenig oder gar nicht in diesen Grundsätzen der reinen Philosophie eingelassen hat), indem der Raum blos die subjective Form der äußern Sinnlichkeit seye, und folglich nichts Objectives haben oder in nichts Objectiven gegründet seyn soll,

dage-

dagegen nach dem Sellischen Empirismus der Raum nicht blos einen subjectiven, sondern auch einen objectiven Grund habe. — Unwiderlegtich dünkt dem V. der K. Purismus aus diesem Grunde zu seyn, weil es nach der Natur der Sache unmöglich sey, das Object an sich selbst zu erkennen, und aus dessen Einflusse auf die Sinnlichkeit die Entstehung dieser Vorstellungen (von Raum und Zeit) begreiflich zu machen. Allein mir scheint wenigstens aus diesem Grunde der Purismus nicht unwiderleglich zu seyn. Denn so ist der Purismus allgemein, so giebt es gar keine empirische, sondern lauter reine Sinnlichkeit; denn von welcher Empfindung können wir es irgends begreiflich machen, wie sie aus dem Einflusse der Objecte auf die Sinnlichkeit entstanden sey, oder entstehen müsse? Die Vorstellungen von Raum und Zeit hätten also darin nichts auszeichnendes, sie hätten vielmehr diese Unbegreiflichkeit mit allen sinnlichen Empfindungen gemein, und so bewiese sie auch für ihre bloße Subjectivität nichts, was sie nicht für die bloße Subjectivität aller Empfindungen überhaupt bewiese. Doch dies scheint der V. zuzugestehen, wenn er hinzusetzt: „dem„ohngeachtet würde man ihn (den Kant. Purismus) für „grundlos und die Behauptung desselben für einen will„kührlichen Dogmatismus halten müssen, wenn die Be„weise für die Wahrheit desselben nicht zugleich die Unmög„lichkeit darböten, das Gemeinsame der Erscheinungen von „Etwas, das dem Object an sich selbst gemeinschaftlich „zukommt, vernunftmässig abzuleiten." Soviel dem Recens. die Beweise, die für den K. Purismus geführt werden, bekannt sind, sind sie sämtlich nur darauf berechnet, den gerade entgegengesetzten Fall, daß nämlich Raum und Zeit blos objective oder lediglich in den Objecten gegründete Vorstellungen sind, zu widerlegen und auszuschließen; aber sie treffen keinesweges die von vernünftigen Empiristen und unter andern auch vom Hrn. Selle angenommenen Mittelhypothese, daß diese Vorstellungen, nämlich beydes im Subjectiven und Objectiven zugleich gegründet sind. Auch mit dem, was der V. zum Beweis des K. Purismus hier vorbringt, hat es die nämliche Bewandniß. Woher will er Beweise nehmen um die Unmöglichkeit darzuthun, das Gemeinsame der Erscheinungen von etwas, das

dem Object an sich selbst gemeinschaftlich zukommt, vernünftig herzuleiten! Etwa daraus, daß er gesteht und es allenfalls zu beweisen sich getrauet, daß er keine einzige Eigenschaft der Objecte an sich und folglich auch keine gemeinsame Eigenschaft derselben kennet und kennen kann? Aber folgt aus dieser seiner Unwissenheit, daß diese Objecte nun auch wirklich gar keine und auch keine gemeinschaftliche Eigenschaften haben? Ich denke vielmehr, daß das Gegentheil hiervon, so bald man zugesteht, daß sie als reelle Dinge an sich wirklich existiren, unläugbar sey, und wie kann unser subjectives Unvermögen, dies Gemeinschaftliche anzugeben, und das Gemeinschaftliche der Erscheinungen vernünftig oder zur völligen Befriedigung der Vernunft aus dem Gemeinsamen aller Dinge an sich herzuleiten, einen Beweis von der absoluten Unmöglichkeit einer solchen Ableitung abgeben? Ohnedem können wir von keiner einzigen besondern Eigenschaft der Erscheinungen, wie eben erinnert worden, eine solche vernunftmäßige Ableitung aus dem Besondern der Objecte an sich zu Stande bringen, noch irgend ein Besondres dieser Objecte angeben; es würde also, wenn diese Art zu schliessen bündig seyn sollte, alles an den Erscheinungen Bemerkbare ohne Unterschied subjectiv seyn, oder es würde gar keine empirische, sondern lauter reine Sinnlichkeit geben. —

II. Was ist Verstand? Bey den Empiristen ist der Verstand, eben sowol als die Sinnlichkeit, ein Vermögen des Gemüths, verändert und sich seiner Veränderung bewußt zu werden; nur sind die Objecte der Veränderungen, die der Verstand leidet, nicht die einzelnen Dinge, sondern die Verknüpfungen und Verhältnisse derselben — der Verstand verknüpft nicht selbst, sondern er nimmt nur Verknüpfungen der Erscheinungen oder der Dinge wahr, diese wirken auf ihn, verändern ihn, dieser Veränderungen wird er sich bewußt, und so entsteht zuerst ein Gedanke. Der Verstand ist, nach diesem Lehrbegriff nur ein Zweig der Sinnlichkeit und verhält sich wie sie nur leidend, zwar müssen gewisse Grundbestimmungen des Verstandes vorhanden seyn, allein es ist mit der Erkenntniß derselben, so wie mit der Erkenntniß der Grundbestimmungen der Sinnlichkeit bewandt; es giebt nämlich kein sicheres Mit-

tel, den Beytrag, den zu den Gedanken das erkennende Subject, und den, welchen die Dinge an sich dazu leisten, von einander zu unterscheiden. — Nach dem Purismus verhält sich der Verstand, wenn er Gedanken und Begriffe bildet, oder wenn er urtheilt; an sich selbst thätige Objecte wirken nur in so fern auf ihn, daß sie ihm den Stoff oder das Materiale verschaffen, welches er nach den ihm eigenthümlichen blos subjectiven Begriffen und Grundsätzen bearbeitet, und zwar solchergestalt, daß sich nicht nur dies Formale von dem Material sehr gut unterscheiden läßt, sondern daß ihm auch die Objecte oder etwa demselben zukommende Verknüpfungen und Gesetze keinesweges einen Bestimmungsgrund zu seinen Urtheilen angeben, noch daß der Verstand auf irgend etwas Objectives bey seinen Urtheilen Rücksicht nimmt. — Hier ist nun das Resultat, das der V. aus dieser Vergleichung zieht, und das, wie man wohl denken kann, ganz zum Vortheil des Purismus ausfällt. Zuförderst soll uns unser unleugbares Bewußtseyn bezeugen, daß sich der Verstand beym Urtheilen an sich selbst thätig verhalte. — Hingegen läßt sich erinnern, daß, da die Begriffe vom Thun und Leiden sich zwar in abstracto sehr leicht unterscheiden lassen, aber nicht in concreto, wenn nämlich bestimmt werden soll, inwiefern jedes von zwey auf einander wirkenden Dingen thätig oder leidend sey, da im Grunde jedes zugleich thätig und leidend in verschiednen Rücksichten seyn kann, auch diese Schwierigkeit hier Statt finde. Der Sellische Empirismus schließt so wenig alle Thätigkeit des Verstandes beym Urtheilen aus, als der Kantische Purismus alles Leiden desselben ausschließt; wenn anders Thätigseyn so viel heißt, als eine Veränderung begründen, (die Veränderung mag nun in dem Dinge selbst, oder in einem andern vorgehen) Leiden hingegen, eine Veränderung erfahren, wovon der Grund, oder in sofern der Grund in einem andern Dinge liegt. Der S. E. schließt nicht alle Thätigkeit aus, denn da er Grundbestimmungen des Verstandes, folglich einen Beytrag desselben zu den Gedanken zugesteht; so ist ja der Verstand, insofern seine Gedanken auch hierin zum Theil gegründet sind, allerdings thätig, ob er gleich die Verhältnisse und Verknüpfungen,

die

die er bearbeitet und erkennt, sich nicht selbst schaffen kann, sondern sie nehmen muß, wie sie ihm gegeben werden. Der rechnende Verstand ist an seine Formen, Regeln oder Rechnungsarten gebunden, aber er kann sie nicht auf die data, die er berechnen soll, ohne Rücksicht auf deren Beschaffenheit anwenden, nicht die Regel de tri da anwenden, wo er die Regel der Gesellschaft u. s. w. brauchen sollte, aber darum wird ihm beym wirklichen Rechnen Niemand die eigne Thätigkeit absprechen. Aber eben so wenig schließt der K. P. (wenn wir ihn so nehmen, wie ihn der V. hier vorstellt) alles Leiden des Verstandes beym Urtheilen aus, denn der V. gesteht mit ausdrücklichen Worten, „daß „das Erkennen jederzeit Objecte voraussetze, welche auf „das Denkvermögen wirken, nur sollen diese Einwir„kungen die formale Verknüpfungsweise selbst nicht be„stimmen, sondern sie sind nur materiale Bedingung da„von, daß wir Etwas und gerade dieses Etwas verknü„pfen.“ Wo ein Einwirken Statt findet, da ist auch ein Leiden. Es kommt also aller Unterschied des P. v. E. in Absicht auf Verstand, nur auf das Mehr oder Weniger des Leidenden und des Thätigen nur darauf an, ob die Einwirkung der Objecte dem Verstande blos ein Materiale gebe und geben könne, mit dem und aus dem der Verstand vermittelst seiner Formen, d. i. seiner Grundbegriffe und Grundsätze machen kann, was er will, ohne daß er durch eine Beschaffenheit dieser Materialen im geringsten bestimmt werde, welchen von seinen Grundbegriffen oder Categorien er anwenden und subsumiren oder nach welchen seiner Grundsätze er dasselbe bearbeiten müsse: oder damit wir bey unserm obigen Beyspiel bleiben, ob der rechnende Verstand, ohne durch die Beschaffenheit der vorgelegten Aufgabe bestimmt zu werden, blos aus sich selbst Bestimmungsgründe hernehme, dieselbe nach irgend einer der verschiednen Rechnungsarten zu bearbeiten. Verhält es sich so, nun so hat der Purismus Recht; verhält es sich auf die entgegengesetzte Weise, so ist unstreitig der Empirismus der richtigere Lehrbegriff. Ohnedem, wie läßt es sich behaupten, daß es in der Einwirkung der Objecte zwar gegründet sey, daß der Verstand „gerade dieses (und folglich kein ander) Object erkenne,“ und dann doch leugnen, daß

daß diese vom erkennenden Verstande gar nicht abhängige Verschiedenheit der Objecte auf des Verstandes Verknüpfungs- oder Behandlungsweise eben dieser Objecte irgend einen Einfluß habe? Sind sie aber nicht an und für sich verschieden, oder kommt diese Verschiedenheit beym erkennenden und beurtheilenden Verstande gar nicht in Anschlag, nun so muß er die Kunst verstehen, aus allem Alles zu machen, gerade wie, nach der jüdischen Fabel, der Israelit, in der Wüsten aus seinem Manna bald Brod, bald Fische, bald Fleisch, je nachdem er Brod oder Fische oder Fleisch essen wollte, nach seinen Appetit machen konnte. — Der E. soll ferner das Daseyn der ganzen formalen und unveränderlichen Logik gegen sich haben, insofern nämlich derselbe behauptet, daß sich das Formale des Urtheils von dem Materiale nicht scheiden lasse. — Allein, um das Formale, wie es die Logik enthält, von dem Materiale zu scheiden, dazu gehört weiter nichts, als das Gemeinsame, was schlechterdings bey allen Urtheilen, bey allen Operationen des Verstandes Statt findet, zu bemerken, und alsdann dasselbe wissenschaftlich zu ordnen. Dies thut die Logik und dies kann geschehen beym Empirismus so gut, als beym Purismus, und ohne über den Ursprung dieses Gemeinsamen, ob es nämlich lediglich im Verstande, oder auch in einer allgemeinen, allen Objecten des Verstandes gemeinschaftlichen Beschaffenheit gegründet sey, irgend etwas zu bestimmen. So lassen sich sowol die allgemeinen Regeln der Arithmetik, die bey jeder Aufgabe ohne Ausnahme vorkommen, als auch die besondern Regeln, die gewissen Fällen gemeinschaftlich sind, bemerken, und wissenschaftlich ordnen, ohne, daß man nöthig hat, die Frage zu entscheiden, ob und in wiefern diese Regeln im Verstande des Rechners oder in den datis gegründet sind. — Endlich wird dem Empirismus der Vorwurf gemacht, daß er zum Scepticismus führe. — Nach dem Purismus nämlich sollen die Begriffe, da sie eben so nothwendig und allgemein als der menschliche Verstand sind, im ganzen Gebiete seiner Gegenstände als Gesetze gelten, da sie im Gegentheil, nach dem Empirismus, eigentlich nur von den bisher wirklich erkannten Gegenständen gelten, und durch eine immer unsichere Analogie auf künftig zu erkennende

nende Objecte übergetragen werden können; eine nothwendige Folge vom Empirismus sey demnach der Scepticismus in Absicht selbst der allgemeinsten Naturgesetze, hingegen der Purismus führe auf eine Nothwendigkeit der Gesetze des Erkennens und der erkennbaren Gegenstände — dieser dem E. gemachte Vorwurf setzt voraus, daß nach demselben unsere Erkenntnis lediglich von den Objecten, ihren Verhältnissen, ihren Verknüpfungen und Gesetzen abhange, und zwar solchergestalt, daß die Beschaffenheit der Objecte, unserm Verstande als einer reinen Tafel eingedruckt, seine ganze Erkenntnis ausmachen. Denn nur nach dieser Voraussetzung könnte der Fall eintreten, daß ganz andere Objecte mit ganz verschiedenen Verhältnissen und Verknüpfungen nach heterogenen Gesetzen, unserm Verstande eine von der bisherigen gänzlich verschiedene Erkenntniß eindrückten; so lange sie aber dies nicht thun, so lange könnten wir denn auch selbst bey dieser Voraussetzung sicher seyn, daß unsre Erkenntniß objective Gültigkeit und reale Wahrheit habe, denn sie wäre ja das, was sich zur Sicherheit seiner Erkenntniß der strengste Realist nur immer wünschen könnte, der unverfälschte Abdruck der Objecte und ihrer Beschaffenheit. Mit dem Scepticismus hätte es, wie mich dünkt, immer noch so lange Zeit bis nur Objecte vorkämen, die uns an den bisherigen allgemeinen Begriff und Grundsätzen des Denkens, irre machten, die uns nöthigten etwa den Satz des Widerspruchs, oder des zureichenden Grunds aufzugeben. Bevor dies geschieht, wären wir bey unsrer blos objectiv gegründeten Erkenntniß sicher. Allein diese Voraussezzung ist unrichtig. Unsere Erkenntniß ist, nach dem Empirismus, nicht nur objectiv, sondern auch subjectiv gegründet, nämlich nicht nur in den Objecten und ihrer verschiedenen Beschaffenheit, sondern auch in den Grundbestimmungen des Verstandes. Die ihm bisher vorgekommnen Gegenstände lassen sich nach diesen seinen Grundbestimmungen, und nach den hierin wenigstens zum Theil gegründeten allgemeinen Begriffen und Grundsätzen erkennen und beurtheilen, enthalten wenigstens nichts, wodurch der Verstand genöthigt werde, seine bisher logicalische Verfahrungsart aufzugeben. — Sollten künftig

der-

dergleichen vorkommen, so wird sie der Verstand gar nicht bearbeiten, weil sie sich zu seiner Grundbestimmung gar nicht passen, und wir würden alsdann wirklich solche Gegenstände haben, wofür der orthodoxe Theolog seine Religionsgeheimnisse hält, Gegenstände über den Verstand, oder sogar wider die Vernunft: aber für den empiristischen Philosophen sind solche Gegenstände nicht zu vermuthen oder zu fürchten, denn sie müßten ihm in irgend einer sinnlichen Erfahrung gegeben werden: und von ganz heterogenen Dingen, oder die gar wider unsern Verstand sind, ist es nothwendig, daß sie auch über oder gar wider unsre Sinnlichkeit seyn werden. Es hat also auf alle Fälle mit dem angedroheten Scepticismus keine Noth.

III. Was ist Vernunft? Nach dem Empirismus giebt es keine eigne Vernunft, folglich auch keine Ideen dieser reinen Vernunft noch eine Synthese derselben, dahingegen der Purismus dies alles behauptet. — Um diese Gegensätze zu prüfen, müßte man sich erst darüber einverstehen, was reine Vernunft sey, und was dahin gehöre. Sollen es blos die Gesetze der Schlußkunst, oder das was man die Syllogistik nennt, seyn, so kann man eine solche reine Vernunft allenfalls auch nach dem Empirismus zugestehen, es versteht sich blos in Ansehung der Allgemeinheit und ohne Rücksicht auf ihren Ursprung. Gehörte nichts weiter dahin, so würde reine Vernunft nichts anders seyn, als was man leere Vernunft nennen könnte. Allein die Frage ist bedenklicher, ob zu der reinen Vernunft auch die drey bekannten Vernunftideen gehören, die Hr. Kant die psychologische, die kosmologische und theologische nennt, und die seiner Angabe nach, lediglich in der Vernunft selbst, oder den Grundsätzen und Formen der Schlußkunst gegründet seyn sollen! In diesem Falle gebe es nun freilich eine Synthese der reinen Vernunft, wenn dieselbe diese ihre blos subjectiven Ideen bearbeitet und in schulgerechten Schlüssen zusammensetzet; aber dann würde auch diese Synthese ein bloßes Spiegelfechten seyn, das uns zu nichts reellen und objectivgültigen führet, wodurch unser nach reeller Erkenntniß hungriger Geist eben so wenig gesättigt wird, als durch alle Bewegung eines hungrigen aber leeren Magens, der aus Mangel an zu ver-

verdauenden Speisen seine eigne Eingeweide angreift, der Körper genährt wird. Wie aber ?, wenn diese Ideen nun nicht blos subjectiv, sondern auch objectiv sind, sich auf wirkliche ihnen entsprechende Objecte beziehen und darin gegründet seyn sollten, wie der Empirismus behauptet, dann würde Synthesie denselben nicht mehr ein bloßes Spiegelfechten seyn, sondern auf reelle Kenntniß führen. — Welche Parthey hier nun Recht habe, dies zu erörtern, ist dieses Orts nicht, wir bemerken hier nur die Resultate unsers Verf. — Das wichtigste bestehet in folgenden: „der Purismus, wenn die Gesetze der Erschei„nungen von der Vernunft gebraucht werden, um Schlüs„se für das Nichterfahrne daraus zu ziehen, deducirt und „beweiset das Recht dieses Verfahrens, indem er diese „Gesetze als subjective Bedingungen der Erfahrungen, und „daher alles dasjenige, was daraus geschlossen wird, als „gültig für alle Erfahrungsgegenstände vorstellt; woraus „freilich zugleich die Einschränkung der Gültigkeit dieser „Schlüsse auf das Erfahrbare, mit Ausschliessung der „Dinge an sich selbst nothwendigerweise folgt; die Empi„risten hingegen können keinen Schein eines Rechtgrundes „dafür anführen, sie müßten ihn denn daher entlehnen, „daß die Erfahrung diese Schlüsse jederzeit durch den Er„folg bestätige. Allein dieser Erfolg kann eigentlich vor „der Erfahrung desselben, keine objective Gewißheit ver„schaffen, weil diese Erfahrung selbst nach ihrem Lehrbe„griffe nur zufällig ist. Dehnen die Bestreiter aller reinen „Vernunfterkenntniß ihrer eigenen Schlüsse sogar auf das „Daseyn und die Beschaffenheit der Dinge an sich selbst „aus, so fällt auch diese einzige mögliche Bestätigung weg „und es wird alles willkührlich.“ Hierauf läßt sich antworten: obgleich die Erfahrung für mich zufällig ist, so schließt doch diese Zufälligkeit die Gewißheit meiner auf eine beständige Erfahrung gegründeten analogischen Schlüsse nicht aus. — Ob ich gleich die Nothwendigkeit, warum das Feuer brennt, die Sonne alle Morgen aufgeht, alles Brod eine nährende Kraft hat, nicht einsehe und darthun kann, so erwarte ich doch mit einer Gewißheit, die mir keine Demonstration stärker geben kann, daß das Feuer, das mir künftig vorkommen wird, brennet, daß die

die Sonne morgen aufgehen, und das Brod, das ich künftig essen werde, eben die nährende Kraft haben werde, die es bisher gehabt hat, und zwar, wenn ich auch von der Natur der Dinge gar nichts wüßte, und gar keine Rücksicht darauf nehmen könnte oder dürfte, dies ohnstreitig vermöge einer ursprünglichen Anlage meiner Seele, die mich zwingt, von gleichen Erscheinungen unter völlig gleichen Umständen, gleiche Wirkungen, von ähnlichen Erscheinungen, unter ähnlichen Umständen aber ähnliche Wirkungen zu erwarten. Dies berechtigt mich nun genugsam zu dergleichen Schlüssen; ich vermag auch nicht einzusehen, wie solche Schlüsse durch die Behauptung einer reinen Vernunft, zuverläßiger und nothwendiger gemacht werden. Sie können unter keiner andern Bedingung nothwendig (nach dem Purismus) seyn, als in sofern das menschliche Erkenntnißvermögen nicht nur bey einem jeden Subjekt unveränderlich sey; sondern auch bey verschiedenen Subjekten eines und eben dasselbige sey; hingegen beym Empirismus wird die Unveränderlichkeit der Natur der Objekte vorausgesetzt, und hierin ist denn die Gewißheit und Zuverläßigkeit der Schlüsse eben so gut nothwendig gegründet, als nach dem Purismus in der Unveränderlichkeit und Identität des Erkenntnißvermögens. — Aber was berechtigt den Empiristen auf unerfahrbare Objekte, auf Dinge an sich, so gar auf die Gottheit zu schliessen? Nichts anders als eben sein Lehrbegriff, vermöge dessen alle Verstandesbegriffe und Grundsätze, und alle Vernunft-Ideen, nicht nur im Subjektiven, sondern auch Objektiven gegründet sind, sich auf wirkliche Objekte beziehen, folglich nicht blos, was Kant will, nur regulativ, sondern auch zugleich konstitutiv zu gebrauchen sind. Wenn also der Empirist von Erscheinungen und den Gesetzen derselben auf Dinge an sich und auf die Gottheit schließt, so handelt er darinn wenigstens seinem Lehrbegriff gemäß. — Allein der Verf. giebt Hrn. Selle eine Inkonsequenz Schuld, weil er die Maxime behauptet: „ein Schluß, der uns Daseyn von „Dingen lehret, die mit den durch die Erfahrung erkannten „Dingen weder Gleichheit noch Aehnlichkeit haben, ist ohne „allen Grund, folglich falsch.“ Da nun, des Verf. Vorgeben nach, die Dinge an sich, insonderheit aber das unendliche Wesen mit den erfahrbaren Erscheinungen weder Gleichheit noch Aehnlichkeit haben, so sey es ein unbefugtes Verfahren, von diesen auf jene zu schliessen. — Allerdings wäre das ein Wi-

widersprach, wenn Hr. Selle es einräumte, und als Empirist es einräumen müßte, daß Erscheinungen mit Dingen an sich und mit der Gottheit nicht das allergeringste Gemeinschaftliche und Aehnliche haben. Aber dies wird er nicht zugestehen und darf es auch nicht. Nicht in Absicht auf die Dinge an sich, denn nach dem Empirismus sind die Erscheinungen im Grunde nichts anders, als die Dinge an sich selbst, in so fern sie bey ihrem Durchgang durch unsre Sinnlichkeit von denselben modificirt oder verändert werden; aber diese Modifikationen und Abänderungen, man schlage sie auch noch so hoch an, können doch unmöglich eine so völlige Umschaffung der Dinge an sich, in solche Gegenstände seyn, die von dem, was sie eigentlich an sich sind, nicht den geringsten Zug, nicht die mindeste Gleichheit und Aehnlichkeit behalten sollten. So wäre die sogenannte sinnliche Welt eine ganz neue Schöpfung, die an die Stelle der für uns vernichteten Verstandeswelt trete — Nein, die nimmt der Empirist nicht an; kann es nicht, darf es nicht annehmen; denn er weis von ihnen, daß sie existiren, daß es mehrere wirklich verschiedene, folglich endliche Dinge sind (weil sich mehrere wirklich verschiedene Dinge nicht als unendlich denken lassen,) daß sie mit den Erscheinungen und unter sich in Kausalverbindung stehen. Ja selbst die Gottheit, so unendlich sie und so endlich wir und alles Erscheinbare ist, muß dennoch einige Aehnlichkeit mit unserm reellen Wesen, und dem was der Purismus auch zu uns gehörig, als Dinge an sich annimmt, haben; sonst wäre sie ein für uns ganz undenkbarer Gegenstand, kein Gedanke darinn, sondern ein Unding. Aus diesem allein folgt, daß es dem Empirismus nicht ganz an einer Rechtfertigung seiner Schlüsse aus Erscheinungen auf unerfahrbare Dinge fehle.

IV. **In welchem Verhältniß stehen Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft zu einander?** Wenn der Verf. hier bemerkt, daß auch die Puristen die Einheit aller Erkenntnißvermögen in einem Subjekte zugeben, so setzt er hinzu: „nicht als ob sie alle Aeußerungen der Seele aus Einem Princip wirklich zu völliger Befriedigung erklären könnten; sondern weil eine solche Voraussetzung der Vernunft-Idee von systematischer Einheit alles Mannichfaltigen am gemäßesten ist.“ In der That scheint hier der Purismus eine schwache Seite zu haben, insofern wegen der scharfen Absonderung des thätigen und leidenden Princips in der menschlichen Seele,

woven

wovon das letztere blos für die Sinnlichkeit, das erste blos für den Verstand und die Vernunft gehöret; nach demselben die angenommene Einheit der verschiedenen Seelenvermögen mehr ein Behelf und subjektives Bedürfniß ist, als auf wahren Beweisgründen ruhet, um so mehr, da das erkennende Subjekt ein so völlig unbekanntes Etwas seyn soll, daß es, so viel wir davon wissen, allenfalls eben so gut ein Zusammenfluß von mehrern, so gar von nicht denkenden Dingen, als eine wahre denkende Einheit, eben so gut ein immer abwechselndes, als ein bleibendes Etwas seyn mag, und es endlich nach dem Purismus einen so wichtigen Unterschied machen soll, nach welcher dieser Abtheilungen des Erkenntnißvermögens ein Gegenstand betrachtet werde. Hingegen hat in Absicht auf die Einheit des Erkenntnißvermögens, der Empirismus einen unläugbaren Vortheil, indem er diese Einheit weit deutlicher und gründlicher darstellt, und mithin jene Abtheilungen als blos subjektiv und als bloße Behelfe unserer eingeschränkten Fassungskraft, nicht aber als wirkliche Abtheilungen unsers einigen Erkenntnißvermögens erscheinen. Hr. Selle unterläßt auch daher nicht, jene scharfe Grenzscheidung der verschiedenen Seelenvermögen, die einer wirklichen Zerstückelung des menschlichen Geistes sehr nahe kommt, dem Purismus vorzuwerfen, und daraus Beweise wider denselben herzunehmen.

V. Wie verhalten sich diese Erkenntnißvermögen zu den Gegenständen? Ich merke hier an, daß nach der Vorstellung, die in Ansehung dieser Frage, vom Empirismus vom V. gegeben wird, es das Ansehen haben könne, als ob derselbe dem Erkenntnißvermögen alle eigne Grundbestimmung, Form und Verhaltungsgesetze abspreche — dies aber würde in der That eine eben so unstatthafte Hypothese seyn, als die gerade entgegengesetzte: daß nämlich die Dinge an sich, oder die Objekte, auch keine eigenthümlichen Bestimmungen, keinen modum existendi, keine Gesetze hätten; der rechtverstandene Empirismus nimmt beydes an, nur behauptet er, daß die Dinge an sich mit ihren Verknüpfungen und Gesetzen den Erscheinungen, ihren Verknüpfungen und Gesetzen zum Grunde liegen, daß beyder Verknüpfungen einander entsprechen und den Gesetzen der Erscheinungen die Gesetze der Dinge zum Grunde liegen; sie harmoniren folglich mit einander, und können daher nicht wesentlich verschieden, sondern

müssen in der Hauptsache eben dieselbigen seyn. Dabey käme nun der Empirismus immer seinen Hauptsatz behaupten, nämlich, daß es für uns und in Beziehung auf unsere Erkenn[illegible] keinen andern sichern Grund und sonst keine zuverläß[illegible] Quelle des Wissens alles Erkennbaren giebt, als die Erfahrung. — In dem was der Verf. den Purismus auf diese Frage antworten läßt, ist viel schwankendes und vieldeutiges, wie überhaupt in der Erscheinungslehre der Kantischen Schule, z. B. die Sinnlichkeit bestimmt die Art und Weise, und die Verhältnisse ihrer Anschauungen! Was will dies sagen? Bestimmt sie es allein, ohne daß die verschiedene Beschaffenheit der Objekte irgend einen Einfluß in die Vorstellung der Verhältnisse haben? Wenn sie also eine Erscheinung grösser, die andre kleiner, die eine verändert, die andre unverändert, die eine in Ruhe, die andre in Bewegung darstellt; bestimmt dies lediglich die Sinnlichkeit, oder der Verstand, oder trägt auch das Objekt durch seine wirkliche Verschiedenheit etwas zu dieser Verschiedenheit der Erscheinungen bey? Was heißt es, daß der Verstand das Denken derselben bestimme? Hängt es lediglich von den Denkgesetzen, oder auch zugleich von einer Beschaffenheit der Objekte ab, daß der Verstand sie bald in diesem, bald in jenem Verhältnisse, bald verknüpft, bald getrennt, bald als Ursach und Wirkung, bald als Substanz und Accidens denkt? Wenn der Verf. hinzusetzt: „die Form und die Gesetze der Gegenstände, die wir uns vorstellen, hängen also hauptsächlich von dem Vorstellungsvermögen ab;" so ist dies hauptsächlich merkwürdig. Nach den sonstigen fast durchgängigen Aeusserungen der Kantischen Schule, hängt hier alles von dem Verstande ab; er schreibt den Dingen oder der Natur seine Gesetze vor, behandelt sie, als ob sie selbst gar keine Form, keinen eignen modum existendi hätten, sondern ihn erst von ihm selbst erhielten; und eine so unthätige phlegmatische Masse wären, aus der sich gerade alles machen lasse. Hier aber wird durch dies hauptsächlich zugegeben, daß die Objekte doch auch etwas thun; folglich nähert sich hier der Kant. Purismus dem Empirismus, und es kommt nur auf das Mehr oder Weniger des Beytrags an, den die Objekte oder das Erkenntnißvermögen zur Vorstellung machen. Ich denke, wenn nur erst ein etwaniger Beytrag von Seiten der Objekte zugestanden wird, so werde man sich schon mit der Zeit immer mehr nähern.

Diese

Diese Annäherung scheinen auch folgende Worte des Verf. zu bestätigen: „Die (immanenten) Naturgesetze liegen in dem „reinen Verstande; ihre nähere Modifikation liegt in der „reinen Sinnlichkeit, ihre **bestimmteste** Anwendung in „der **empirischen** Sinnlichkeit oder den Empfindungseins „drücken."

VI. Was ist durch dies Vermögen erkennbar? Nach dem Empirismus sind es 1) Erscheinungen, 2) physische Verknüpfungen der Erscheinungen, 3) Dinge in uns, die Hr. Selle, wie uns dünkt, etwas unschicklich, Noumena nennt, d. i. Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Begriffe, Urtheile, Schlüsse, Begehrungen u. s. w. als etwas blos Subjektives, zum Gemüth gehöriges; 4) Logische Verknüpfungen der Noumene — diese erkennen wir analytisch, durch den Verstand. Beständige und allgemeine logische Verknüpfungen, Gesetze der Noumenen und Gedanken erkennen wir durch die Vernunft; 5) das Daseyn der Dinge an und für sich, oder wie Hr. Selle sie nennt, der Substanzen erkennen wir als Bedingung der Möglichkeit des Erkennens überhaupt. — (Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Verf. zweyer Sätze des Hrn. Selle, die ihm unvereinbar scheinen; aber ich halte sie nicht dafür. Der anscheinende Widerspruch der beyden Sätze liesse sich auf folgende Weise heben. Der erste Satz; „Die Noumena sind in den Phänomenen gegründet;" will weiter nichts sagen, als unsre Vorstellungen, Gedanken und Urtheile beziehen sich zunächst auf Phänomene, d. i. auf die Dinge der Objekte, so wie unsre Sinnen sie immer vorstellen und überliefern. Der andre diesem widersprechen sollende Satz: „Den logischen Verknüpfungen liegt etwas Substanzielles im Erkenntnißvermögen zum Grunde;" will sagen, daß gar keine Verknüpfung, keine Einigung der Vorstellungen, Gedanken und Begriffe möglich wäre, wenn nicht in unserm Erkenntnißvermögen eine einigende verknüpfende wahre Einheit wäre, oder wenn keine wahre substanzielle Kraft statt fände. — Und so wären beyde Sätze nach dem Empirismus nahe und mit einander verträglich —). 6) Die Gesetze und Beschaffenheiten der Substanzen an sich, insofern sie die **Substrata** der Erscheinungen sind, denn die Gesetze der Erscheinungen müssen in den **Substratis**, als ihren Kräften gegründet seyn, und sind daher Gesetze der Dinge an sich, nur auf sinnliche Weise wahrgenommen. — Gegen die Ein-

wendungen, die der Verfasser wider diese Voraussetzung macht, ist schon oben das nöthige erinnert — 7) Das Daseyn einer unendlichen Substanz, der Gottheit. Wenn es endliche Substanzen giebt, die den zureichenden Grund ihres Daseyns nicht in sich enthalten, so muß auch eine unendliche, d. i. eine von nichts weiter abhängige Substanz vorhanden seyn — ich halte mich nicht bey den Einwendungen auf, die der Verf. seinem System getreu, dieser Schlußart entgegen setzt. — 8) Prädikate der Gottheit außer ihrer Unendlichkeit. Sie ist von den Substratis der Erscheinungen unterschieden; denn diese sind endlich — die Einwendungen, die der Verf. auch hiegegen macht, sind theils die gewöhnlichen, welche die Kantische Schule allen spekulativen Beweisen für das Daseyn und die Eigenschaften der Gottheit entgegen setzt; theils beziehen sie sich auf Hrn. Selle besondern Vortrag dieser Beweise; ich muß das alles hier übergehen und führe dagegen an, was nach dem Kantischen Purismus erkennbar seyn soll. Das sind nun zuförderst Erscheinungen, ihre Verhältnisse, Verknüpfungen und Gesetze, welche letztere nichts anders sind, als die nothwendigen Gesetze des Erkenntnißvermögens; ferner die Sinnlichkeit mit ihren beyden subjektiven Formen, Raum und Zeit, der Verstand (den er sich sogar auszumessen getraut), mit seinem ganzen eigenthümlichen Vorrath, den Verstandesbegriffen und deren Grundsätzen, die Vernunft mit ihren Ideen der Erkenntniß, und endlich das Gesetz der Sittlichkeit, als ein Produkt einer reinen praktischen Vernunft. Dies machen nun nach dem Purismus die eigentlichen Gegenstände des Erkennens aus, oder sie sind das, was sich nach denselben aus Wahrheitsgründen erkennen läßt; aber außerdem hat der Kant. Purismus noch einen Vernunftglauben, d. i. er erkennt eine Gottheit und einen zukünftigen Vergeltungszustand, nicht als ob er beydes eigentlich erkennen oder mit gehörigen Beweisen darthun könne, sondern aus **sittlichem Bedürfniß**, oder weil der Mensch nicht in dem Sinne wie der K. P. Sittlichkeit nimmt und fordert, sittlich und glückselig werden könnte, wofern wir nicht einen höchsten Weltschöpfer und Regierer und ein zukünftiges Leben glauben. Wenn daher der Kantische Purist die Gottheit zwar nur denken kann, aber spekulative d. i. eigentliche Erkenntnisse oder Wahrheitsgründe für unzulänglich hält, um das Daseyn oder Nichtdaseyn eines Objekts, das diesem Gedanken außer dem Verstande entspräche,

he, zu demonstriren, d. i. objectiv zu erweisen, oder sogar seine Prädicate an sich selbst zu bestimmen; so hat er dafür eine reine Moral und reine Moraltheologie, die ihn für das alles mehr als schadlos hält. Und da der Empirist beydes nicht hat, und nicht haben kann, so behauptet der Purismus vor dem Empirismus einen überaus wichtigen Vorzug. — Ich beziehe mich hier auf das was gegen die reine Sittlichkeit in der Recension der Kantischen Grundlegung zur Metaphisik der Sitten im 66sten Bande der allg. deutsch. Bibl. und gegen die Moraltheologie bey der Anzeige von Hrn. Jacobs Prüfung der Mendelsohnschen Morgenstunden im 82 Bande weitläuftig erinnert worden.

VII. **Zu welcher Art und Stufe der Gewisheit kann die menschliche Seele gelangen?** Das Resultat von des Verf. Beantwortung dieser Frage ist: „daß es nach dem Empiricismus weder durch Verstand noch durch Vernunft überall eine absolut allgemeine und nothwendige Erkenntniß, noch irgend eine andre als comparativ allgemeine subjective und deshalb objectiv genannte Gewisheit gebe. Nach dem Purismus müssen zwar alle einzelne Wahrnehmungen für zufällig, das Daseyn der Erfahrung aber an sich selbst, oder welches einerley ist, der Natur und ihrer Gesetze für eben so allgemein und nothwendig, als das Erkenntnißvermögen gehalten werden. Jede einzelne Anwendung eines solchen Gesetzes auf einen individuellen Gegenstand, läßt Möglichkeit des Irrthums zu; das Gesez aber behält seine Gewißheit, das zwar auch nur subjectiv, dieses aber absolut allgemein und daher objectiv ist. Noch aus einer andern Quelle entspringt objective Gewißheit, nämlich aus der praktischen Vernunft, sofern sie nur praktische Gesetze lehret, die durchaus keine Ausnahme verstatten: ausser dieser apodiktischen Gewißheit der allgemeinen natürlichen und sittlichen Gesetze giebt es noch eine subjectiv nothwendige Ueberzeugung, oder einen Glauben, welcher theils zufällig, theils aber auch absolut nothwendig ist.“ Dem ersten Anschein nach sollte man denken, daß nach dieser Vorstellung, der Kantische Purismus, ob man ihn gleich eines unbeschränkten Skepticismus, oder einer totalen Subjectivität, und beydes gewiß nicht ohne allen Grund beschuldigt hat, alle diese Beschuldigungen vielmehr seinem Gegner dem Empirismus aufbürden könne; und sonach auch hier einen wichtigen Vorzug vor demselben behaupte.

Doch wir müssen die Sache etwas genauer ansehen. Was nun zuerst zufällige Wahrheiten oder Erfahrungssätze anbetrift, so würde auf die an beyde Partheyen ergangene Frage, auf welche Art, in welchem Grade, und warum sie von solchen Wahrheiten z. B. von dem Satze, daß morgen um eine gewisse Zeit die Sonne aufgehen werde, daß das Brod, das sich nach dem Zeugniß aller ihrer Sinne als Brod rechtfertigt, auch seiner nährenden Kraft nach, Brod sey u. s. w. gewiß sind, der Empirist etwa antworten: ich traue meinen Sinnen, als solchen, die mir im gesunden Zustande treulich die Objecte nach ihren Eigenschaften überliefern, theils, weil ich ich ihre Natur für eben so zuverläßig bestimmt; für so beständig als die Natur der äussern Objecte halte, und an einen einförmigen beständigen Lauf der Natur oder der Dinge glaube, theils, weil mein Erkenntnißvermögen so eingerichtet ist, daß ich mich der Erwartung gleicher und ähnlicher Fälle, ich mag wollen oder nicht, nicht erwähren kann, und zwar um so weniger, da diese Erwartung, unter den gehörigen Bedingungen, weder mich noch irgend einen Menschen jemals betrogen hat. Man nenne nun diese meine Gewißheit von den eben angeführten Fällen subjektiv oder objectiv, oder nur comparativ allgemein, dies gilt mir gleichviel, genug sie kann bis zu dem höchsten Grade steigen, daß ich auch mein Leben dafür verbürgen wollte, daß z. B. die Sonne morgen aufgehen werde. — Und der Kantische Purist, was wird dieser antworten: ich rechne auf die Nothwendigkeit der Gesetze meines Erkenntnißvermögens, insonderheit was die obigen Fälle betrift, auf die Unveränderlichkeit der Formen meiner Sinnlichkeit, ohne mich um die Natur und Kräfte der Objecte zu bekümmern, oder im geringsten darauf zu rechnen, weil ich nichts davon weiß; ausserdem gilt auch bey mir die Erwartung gleicher und ähnlicher Fälle als ein Gesetz meines Erkenntnißvermögens für gleiche und ähnliche Erscheinungen. — Auf der einen Seite liegt also bey der Gewißheit Glaube an die Unveränderlichkeit der Natur der Dinge und des Erkenntnißvermögens und ihrer beyder Gesetze; an der andern, Glaube blos an die Unveränderlichkeit der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens und dessen Gesetze zum Grunde. — Des Empiristen Gewißheit ist also subjectiv und objectiv zugleich gegründet; des Puristen aber blos subjectiv. — Was endlich die sogenannten ewigen und nothwendigen Wahrheiten, z. B. die Sätze der

der reinen Geometrie, der allgemeinen Natur und Vernunft gesetze anbetrift, so wird der Empirist auf die Frage, in wie fern und warum er sie für gewiß halte; etwa antworten: ich halte sie für unumstößlich gewiß, weil es analytische Sätze sind, d. i. solche, die eine logische Verknüpfung ausmachen, und die darum nothwendig gewiß sind, weil entweder das Subject und Prädicat nur verschiedne Ausdrücke eines und eben desselbigen Gedanken oder Begriffs sind, oder weil beyde das Subject und Predicat unzertrennliche Theile eines und eben desselbigen Gedankens sind; wie wenn ich sagte: keine Berge sind ohne Thäler möglich, oder wenn es Berge giebt, giebt es auch Thäler, oder zweymal zwey sind vier, da im ersten Falle die Begriffe von Berg und Thal unzertrennliche Theile eines Gedankens, nämlich der Ungleichheit der Oberfläche sind, und im andern vier offenbar nur ein andrer Ausdruck für zweymal zwey ist. In Ansehung geometrischer Wahrheiten, würde der Purist auf die Frage, woher er gewiß sey, nie ein Dreyeck anzutreffen, dessen Winkel mehr oder weniger als zwey rechte ausmachen; antworten: weil das Dreyeck so construirt wird, daß immer seine drey Winkel zwey rechten gleich seyn müssen; und was die nothwendigen Naturgesetze betrift, da würde sich der Purist wieder auf die unveränderlich festgesezte Natur seiner Denkgesetze, der Empirist aber, so wie oben, theils auf die Unveränderlichkeit der Grundbestimmungen seines Erkenntnißvermögens, theils auf die Beständigkeit der Natur der Dinge und die Einförmigkeit ihrer Gesetze berufen — eine größere Sicherheit würde dann der Purist für die sogenannte apodiktische Gewißheit seiner sittlichen Gesetze gleichfalls nicht haben, als er für die Naturgesetze hat, immer aber ist seine ganze Gewißheit nur subjectiv, d. h. nur für solche sinnlichvernünftige Wesen als der Mensch ist, passen und gelten diese Natur- und Sittengesetze, es mag denkende Wesen, denen das was uns Gewißheit, nicht nur Ungewißheit, sondern auch unsre Wahrheit, Unwahrheit ist, und umgekehrt — hingegen in so fern der Empirist bey seiner Erkenntniß und der Gewißheit derselben sehr viel auf die wahre Realität der Objecte rechnet, und dabey das Denken nicht für eine Scheinkraft, sondern für eine substanzielle Kraft hält, die allen höhern Wesen in der Hauptsache gemeinschaftlich ist und seyn muß, hat er für die Gewißheit und Solidität seiner Erkenntnisse so viel Sicher-

 heit,

heit, als sie ein so eingeschränktes Geschöpf, als der Mensch ist, wahrscheinlicherweise nur haben kann.

Uebrigens giebt der Recensent dem Verf. völlig darinn recht, daß diese durch die Hauptprobleme der Vernunftkritik und, wie er gerne zugesteht, mit vielen philosophischen Scharfsinn vom Verfasser durchgeführte Vergleichung des bloßen Empirismus und des Purismus in der Philosophie vielleicht die vornehmsten Data zur Beantwortung der überhaupt und besonders in unserm Zeitalter nicht unwichtigen Frage enthalte: welcher von diesen beyden wesentlich verschiednen Lehrbegriffen in seinen Principien gegründeter, in seinem Zusammenhange bündiger, und in seinen letzten Resultaten dem ganzen Interesse der menschlichen Vernunft günstiger sey. — Nur daß freylich ganz entgegengesezte Beantwortungen der dahin gehörigen Fragen können gegeben werden, über deren Werth die Kenner entscheiden mögen.

Wo.

Franz Xaver Gmeiners, Lehrers der Kirchengeschichte am k. k. Lycäum zu Gräz, Litterargeschichte des Ursprungs und Fortganges der Philosophie. Erster Band. Gräz, bey J. G. Weingand und Fr. Ernst, 1788. 404 Seiten, in 8.

Wir können uns nicht erinnern, jemals etwas seichteres über die Geschichte der Philosophie als dieses Werk gelesen zu haben. Jeder Bogen in demselben enthält mehrere Beweise, daß der Verfasser weder mit den Quellen der Geschichte der Philosophie bekannt sey, noch auch die Fähigkeit besitze, in den Geist irgend eines philosophischen Systems einzudringen, oder den Zusammenhang mehrerer Systeme zu übersehen. Aus den unzähligen Stellen, die unser Urtheil bestätigen würden, wollen wir jetzt nur einige ausheben. S. 16 ff. wird sehr weitläuftig untersucht, ob Adam und Eva Philosophen gewesen seyn? S. 124 heißt es: die Pythagoräer haben sich in vier Sekten getheilt, die durch verschiedene Provinzen zerstreuet worden sind, und von denen die erste die Heraklitäische, die zweyte die Eleatische, die dritte die Sceptische oder Pyrrhonische und die vierte die Epikuräische

genen

gemeinet wird! S. 190 schreibt der Verf. vom Plato: Er habe in seiner Schrift von der Republik die Poesie verworfen, weil ihr ganzes Wesen Nachahmung ist, und die Gegenstände, die sie nachahmet, einen Einfluß auf die Sitten haben können. Auch beweißt der Verf. am angeführten Orte aus der Kirchengeschichte des Fleury, daß man den Plato in Ansehung seiner Lehre von der Gemeinschaft der Weiber im Staate bisher nicht recht verstanden habe. Plato habe nämlich nur gewollt, daß die unverheyratheten Personen des andern Geschlechts ein gemeinschaftliches Gut für alle junge unverheyrathete Männer im Staate seyn sollen, nicht aber diejenigen Frauenzimmer, die einen Mann schon genommen hätten. Hätte der Verf. das 3te und 5te Buch des Plato von der Republik nur flüchtig durchgelesen, so würde er dem Plato nicht solche Abgeschmacktheiten beylegen. Wohlmeynend wollten wir also dem Verf. rathen, daß er das Schreiben über die Geschichte der Philosophie entweder ganz aufgebe, oder wenn es ja fortgesetzt werden müßte, vorher erst die Quellen der Geschichte der Philosophie studierte; seinen Geschmack durchs Lesen guter Schriftsteller über die Geschichte der Philosophie, als eines Meiners, Tiedemanns und anderer, die der Verfasser auch nicht einmal den Namen nach kennt, zu bilden suchte; über den Unterschied einer Geschichte der Philosophen von einer Geschichte der Philosophie gehörig nachdächte, und endlich auch weniger fehlerhaft und dunkel sich ausdrücken lernte, denn sein Styl ist oft nicht erträglich.

Ru.

Beyträge zur Beförderung der Menschenkenntniß, besonders in Rücksicht unserer moralischen Natur. Herausgegeben von C. F. Pockels. Erstes Stück. Berlin, 1788. bey Fr. Vieweg dem ältern. 9 Bog. in 8.

Der Herausgeber hoft, man werde diese neue periodische Schrift, von der jährlich zwey bis drey Stücke herauskommen sollen, nicht unter die Klasse so mancher überflüßigen Journale setzen, mit denen unser liebes Deutschland jetzt überschwemmt ist. Gewiß wird das nicht geschehen, wenn er sei-

nem

nem Platze treu bleibt, und nicht nur die lehrreichsten und interessantesten Abhandlungen über die Natur unserer Leidenschaften und Empfindungen, über den Werth und die Vortreflichkeit der Religion und Tugend u. s. w., kurz über das, was den Menschen vorzüglich als ein moralisches Wesen betrachtet, angeht, aus den besten englischen, französischen und italienischen Schriftstellern, einem Montaigne, St. Evremont, Locke, Hume, Hutcheson u. a. zusammenträgt, sondern auch mit Unterstützung mehrerer aufgeklärten Männer von Zeit zu Zeit noch ungedruckte Untersuchungen über jene Gegenstände liefert. Gegenwärtiges erstes Stück enthält drey Aufsätze: 1) Ueber die Verschiedenheit und Mischung der Charaktere. Hier nur der Anfang. Dieser Aufsatz mag für manche Leser wohl noch ganz unterhaltend, und zum Theil auch lehrreich seyn, sonst aber enthält er lauter bekannte, schon mehrmals gesagte und wiederholte Dinge, die über diesen noch ziemlich dunkeln Winkel der Anthropologie nicht das geringste neue Licht verbreiten. Kein billiger Mensch wird über einen solchen Gegenstand lauter neue Beobachtungen fordern, mit Recht aber, wenn man doch von einem Schriftsteller, der die Kenntniß des Menschen zu befördern verspricht, daß er uns wenigstens Einen Schritt weiter vorwärts bringe, wenigstens einen kleinen Beytrag zu dem Vorhandenen hinzufüge, und nicht blos solche Bemerkungen aus der gemeinen täglichen Erfahrung, die jedermann mit gesunden Augen und nur einiger Aufmerksamkeit auf die Menschen um sich her, von selbst machen kann und muß, zum Besten gebe. 2) Dr. Humes Versuch über die Nationalcharaktere. Diese Abhandlung ist schon einmal deutsch übersetzt in Dr. Humes vermischten Schriften, vierter Theil, S. 324 u. s. w. (Hamb. und Leipz. 1756.) Doch ist gegenwärtige neue Uebersetzung weit geschmeidiger und lesbarer. 3) Ueber die böse Laune. Ein psychologischer Versuch. Keine tiefe Philosophie, aber doch ganz gute, und richtige Bemerkungen. Die Hauptquelle der bösen Laune findet der Verf. im übertriebenen Stolz und Eitelkeit, die sich nie genug von andern geehrt und geschätzt glaubt, und dann in körperlichen Ursachen, in Unmäßigkeit im Essen und Trinken, in der Liebe u. s. w. Vorzüglich gilt das von Leuten, die eine sitzende Lebensart führen. Einen guten Wink giebt die Vermuthung des Verfassers, daß das heut-

heutzutage einreissende, übellaunige Wesen so vieler Jünglinge und Mädchen, vornehmlich eine Folge von den heftigen Ausschweifungen einer Leidenschaft sey, die wir für die heftigste, aber auch für die schädlichste zu halten Ursache haben. Auch der Geist unsers Zeitalters überhaupt trägt viel dazu bey, die Menschen weichlich, empfindlich, kränklich, und sonach auch übellaunig zu machen. Recht sehr gut, setzt der Verf. die höchst schädlichen Folgen dieser Seelenkrankheit ins Licht, und man verschreibt den mit dieser Plage behafteten Personen probate Rezepte.

Nw.

Neue Apologie des Sokrates, oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden, von Johann August Eberhard. Erster Band, neue und verbesserte Auflage. Berlin, bey Nicolai, 1788. 1 Alphabet 9 Bogen, in 8.

Die wiederholten Auflagen dieses vortreflichen Werkes müssen für den, der Vergnügen darüber empfindet, wenn der Geist einer freyen, ernsthaften und unpartheyischen Untersuchung in Religionssachen sich immer weiter verbreitet, eine sehr angenehme Erscheinung seyn. Um den Besitzern der alten Ausgaben auf keine Weise nachtheilig zu werden, hat der würdige Verfasser diesen Band ohne alle beträchtliche Veränderung wieder abdrucken lassen; diese neue Auflage stimmt daher in der Zahl der Seiten mit der vorhergehenden völlig überein. Da indessen schon durch den merkwürdigen Gang, welchen die theologische Litteratur seit der letztern Ausgabe genommen hat, mancherley Verbesserungen und Aufklärungen nicht blos möglich, sondern auch fast nöthig geworden sind: so hat der Verf. diese Zusätze und Erweiterungen, wie er bereits beym zweyten Theile gethan hat, zu einer neuen Fortsetzung bestimmt. Wer wird nicht gern mit dieser Einrichtung zufrieden seyn, und wünschen, daß diese Fortsetzung bald erscheinen möge!

Qz.

Die Leser wissen also, was sie in Zukunft zu erwarten haben, und daß ihnen noch eine ziemlich lange Reihe von Abhandlungen bevorsteht. — In der Vorrede bezeugt der unbekannte Verf., daß sein System der augsburgischen Konfession genau angemessen sey. Wir geben ihm noch das Zeugniß oben drein, daß er im zweyten Stück die Dogmatik fleißig ausgeschrieben, und seine Leser, wider ihr Denken und Erwarten, mit der Erbsünde, Aussöhnung des rachbegierigen Gottes durch Christum, und ewigen Verdammniß nothdürftig unterhalten, auch neben her den socinianischen Unchristen manchen christlich-orthodoxen Seitenhieb gereichet. Rezensent hatte eben die Kantischen Schriften gelesen, als er diese Bogen in die Hände nehmen mußte, und erklärt sich daraus den höhern Grad des Uebelbehagens, das er bey dieser Scharteckenlektüre empfunden hat. Das vom zureichendem Grunde brauchbares und gutes gesagt worden, findet sich in jeder Metaphysik. Was der Verf. von seinem Eigenen hinzugethan, beruht größtentheils auf übel verdauten Begriffen. Doch ist das erste Stück noch erträglicher, als das zweyte. Gott ist nach demselben nicht blos der reelle Grund alles Wirklichen, sondern auch alles Möglichen, dergestalt, daß es lediglich von seinem Willen abhieng, so würde 2mal 2 fünfe geworden seyn. — Auch als Philosoph hält er die Strafgerechtigkeit Gottes, die sich an den natürlichen Folgen sündlicher Handlungen begnügt, ungereimt, und nimmt positive Strafen zu Hülfe, wobey übelverstandene Sprüche der Bibel die Stelle der Beweise vertreten müssen. Manche bekannte Lehren werden mit neuen Worten und Wendungen ausstaffirt. z. B. Alle geistische Geschöpfe stehen, in Ansehung ihrer Willensfreyheit, nicht unter der Regierung Gottes, wohl aber in Ansehung ihrer Werkfreyheit.

Unter diesen Umständen sehen wir der Fortsetzung mit keinem Verlangen entgegen.

Qs.

5) Schö-

5) Schöne Wissenschaften.

Marcus Valerius Martialis in einem Auszuge, lateinisch und deutsch. Zweyter Theil, von *Karl Wilhelm Ramler.* Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung, 1788. 393 Seiten, in 8. (Mit einer Titelvignette.)

Mit wahrem Vergnügen geben wir unsern Lesern von der baldigen Fortsetzung dieses schätzbaren Buchs Nachricht. Hr. Prof. **Ramler** holt in gegenwärtigem Theile die im ersten übergangenen Sinngedichte des 1 — 6ten Buchs nach. (Diejenigen ausgenommen, die sein keuscher und feiner Geschmack verwarf; welches durch die Titelvignette bildlich ausgedrückt wird.) Die Uebersetzungen rühren hier alle von ihm selbst her, und sind, bis auf einige wenige, sämtlich in das Metrum des Originals, so glücklich, als man es nur von einem solchen Uebersetzer erwarten kann, übergetragen. Nur derjenige, der die unsäglichen Schwierigkeiten kennt, die mit der Uebersetzung jedes alten Dichters, und vollends eines Dichters, wie Martial, verbunden sind, ist im Stande das Verdienst dieser Arbeit gehörig zu schätzen. Doch, da der unvermeidlichen Schwierigkeiten ohnehin schon so viel waren, so hätte vielleicht der Verf. mit allem Fug und Recht, sich einer Fessel entziehen können, die ihm, ohne einigen wesentlichen Vortheil zu schaffen, viel vergebliche Mühe machte. Die Uebersetzung würde gewiß nicht schlechter, vielleicht in einzelnen Stellen noch weit besser gerathen seyn, wenn Hr. R. sich bey jedem Stück nach Gefallen ein Sylbenmaas gewählt hätte. Des Hexameters würden wir uns selten, oder gar nicht bedient haben, am allerwenigsten aber des Pentameters, der im Deutschen mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft ist. Vorzüglich dünkt uns der deutsche, immer etwas ungeschmeidige Hexameter zum Epigramm ungeschickt, in welchem beständig viel, oft alles auf die Stellung der Wörter ankömmt. Ohnstreitig liegt fast nur daran die Schuld, daß in der deutschen Uebersetzung manche Verse gezwungener,

 an-

wendungen, die der Verfasser wider diese Voraussetzung macht, ist schon oben das nöthige erinnert — 7) Das Daseyn einer unendlichen Substanz, der Gottheit. Wenn es endliche Substanzen giebt, die den zureichenden Grund ihres Daseyns nicht in sich enthalten, so muß auch eine unendliche, d. i. eine von nichts weiter abhängige Substanz vorhanden seyn — ich halte mich nicht bey den Einwendungen auf, die der Verf. seinem System getreu, dieser Schlußart entgegen setzt. — 8) Prädikate der Gottheit außer ihrer Unendlichkeit. Sie ist von den Substratis der Erscheinungen unterschieden; denn diese sind endlich — die Einwendungen, die der Verf. auch hiegegen macht, sind theils die gewöhnlichen, welche die Kantische Schule allen spekulativen Beweisen für das Daseyn und die Eigenschaften der Gottheit entgegen setzt; theils beziehen sie sich auf Hrn. Selle besondern Vortrag dieser Beweise; ich muß das alles hier übergehen und führe dagegen an, was nach dem Kantischen Purismus erkennbar seyn soll. Das sind nun zuförderst Erscheinungen, ihre Verhältnisse, Verknüpfungen und Gesetze, welche letztere nichts anders sind, als die nothwendigen Gesetze des Erkenntnißvermögens; ferner die Sinnlichkeit mit ihren beyden subjektiven Formen, Raum und Zeit, der Verstand (den er sich sogar auszumessen getraut), mit seinem ganzen eigenthümlichen Vorrath, den Verstandesbegriffen und deren Grundsätzen, die Vernunft mit ihren Ideen der Erkenntniß, und endlich das Gesetz der Sittlichkeit, als ein Produkt einer reinen praktischen Vernunft. Dies machen nun nach dem Purismus die eigentlichen Gegenstände des Erkennens aus, oder sie sind das, was sich nach denselben aus Wahrheitsgründen erkennen läßt; aber außerdem hat der Kant. Purismus noch einen Vernunftglauben, d. i. er erkennt eine Gottheit und einen zukünftigen Vergeltungszustand, nicht als ob er beydes eigentlich erkennen oder mit gehörigen Beweisen darthun könne, sondern aus **sittlichem Bedürfniß**, oder weil der Mensch nicht in dem Sinne wie der K. P. Sittlichkeit nimmt und fordert, sittlich und glückselig werden könnte, wofern wir nicht einen höchsten Weltschöpfer und Regierer und ein zukünftiges Leben glauben. Wenn daher der Kantische Purist die Gottheit zwar nur denken kann, aber spekulative d. i. eigentliche Erkenntnisse oder Wahrheitsgründe für unzulänglich hält, um das Daseyn oder Nichtdaseyn eines Objekts, das diesem Gedanken außer dem Verstande entsprä-

che,

che, zu demonstriren, d. i. objectiv zu erweisen, oder sogar seine Prädicate an sich selbst zu bestimmen; so hat er dafür eine reine Moral und reine Moraltheologie, die ihn für das alles mehr als schadlos hält. Und da der Empirist beydes nicht hat, und nicht haben kann, so behauptet der Purismus vor dem Empirismus einen überaus wichtigen Vorzug. — Ich beziehe mich hier auf das was gegen die reine Sittlichkeit in der Recension der Kantischen Grundlegung zur Metaphisik der Sitten im 66sten Bande der allg. deutsch. Bibl. und gegen die Moraltheologie bey der Anzeige von Hrn. Jacobs Prüfung der Mendelsohnschen Morgenstunden im 82 Bande weitläuftig erinnert worden.

VII. Zu welcher Art und Stufe der Gewißheit kann die menschliche Seele gelangen? Das Resultat von des Verf. Beantwortung dieser Frage ist: „daß es nach dem Empiricismus weder durch Verstand noch durch Vernunft überall eine absolut allgemeine und nothwendige Erkenntniß, noch irgend eine andre als comparativ allgemeine subjective und deshalb objectiv genannte Gewißheit gebe. Nach dem Purismus müssen zwar alle einzelne Wahrnehmungen für zufällig, das Daseyn der Erfahrung aber an sich selbst, oder welches einerley ist, der Natur und ihrer Gesetze für eben so allgemein und nothwendig, als das Erkenntnißvermögen gehalten werden. Jede einzelne Anwendung eines solchen Gesetzes auf einen individuellen Gegenstand, läßt Möglichkeit des Irrthums zu; das Gesez aber behält seine Gewißheit, das zwar auch nur subjectiv, dieses aber absolut allgemein und daher objectiv ist. Noch aus einer andern Quelle entspringt objective Gewißheit, nämlich aus der praktischen Vernunft, sofern sie nur praktische Gesetze lehret, die durchaus keine Ausnahme verstatten: ausser dieser apodiktischen Gewißheit der allgemeinen natürlichen und sittlichen Gesetze giebt es noch eine subjectiv nothwendige Ueberzeugung, oder einen Glauben, welcher theils zufällig, theils aber auch absolut nothwendig ist.“ Dem ersten Anschein nach sollte man denken, daß nach dieser Vorstellung, der Kantische Purismus, ob man ihn gleich eines unbeschränkten Skepticismus, oder einer totalen Subjectivität, und beydes gewiß nicht ohne allen Grund beschuldigt hat, alle diese Beschuldigungen vielmehr seinem Gegner dem Empirismus aufbürden könne, und sonach auch hier einen wichtigen Vorzug vor demselben behaupte.

Doch wir müssen die Sache etwas genauer ansehen. Was nun zuerst zufällige Wahrheiten oder Erfahrungssätze anbetrift, so würde auf die an beyde Partheyen ergangene Frage, auf welche Art, in welchem Grade, und warum sie von solchen Wahrheiten z. B. von dem Satze, daß morgen um eine gewisse Zeit die Sonne aufgehen werde, daß das Brod, das sich nach dem Zeugniß aller ihrer Sinne als Brod rechtfertigt, auch seiner nährenden Kraft nach, Brod sey u. s. w. gewiß sind, der Empirist etwa antworten: ich traue meinen Sinnen, als solchen, die mir im gesunden Zustande treulich die Objecte nach ihren Eigenschaften überliefern, theils, weil ich ich ihre Natur für eben so zuverläßig bestimmt; für so beständig als die Natur der äussern Objecte halte, und an einen einförmigen beständigen Lauf der Natur oder der Dinge glaube, theils, weil mein Erkenntnißvermögen so eingerichtet ist, daß ich mich der Erwartung gleicher und ähnlicher Fälle, ich mag wollen oder nicht, nicht erwähren kann, und zwar um so weniger, da diese Erwartung, unter den gehörigen Bedingungen, weder mich noch irgend einen Menschen jemals betrogen hat. Man nenne nun diese meine Gewißheit von den eben angeführten Fällen subjektiv oder objectiv, oder nur comparativ allgemein, dies gilt mir gleichviel, genug sie kann bis zu dem höchsten Grade steigen, daß ich auch mein Leben dafür verbürgen wollte, daß z. B. die Sonne morgen aufgehen werde. — Und der Kantische Purist, was wird dieser antworten: ich rechne auf die Nothwendigkeit der Gesetze meines Erkenntnißvermögens, insonderheit was die obigen Fälle betrift, auf die Unveränderlichkeit der Formen meiner Sinnlichkeit, ohne mich um die Natur und Kräfte der Objecte zu bekümmern, oder im geringsten darauf zu rechnen, weil ich nichts davon weiß; ausserdem gilt auch bey mir die Erwartung gleicher und ähnlicher Fälle als ein Gesetz meines Erkenntnißvermögens für gleiche und ähnliche Erscheinungen. — Auf der einen Seite liegt also bey der Gewißheit Glaube an die Unveränderlichkeit der Natur der Dinge und des Erkenntnißvermögens und ihrer beyder Gesetze; an der andern, Glaube blos an die Unveränderlichkeit der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens und dessen Gesetze zum Grunde. — Des Empiristen Gewißheit ist also subjectiv und objectiv zugleich gegründet; des Puristen aber blos subjectiv. — Was endlich die sogenannten ewigen und nothwendigen Wahrheiten, z. B. die Sätze der

der reinen Geometrie, der allgemeinen Natur und Vernunft-gesetze anbetrift, so wird der Empirist auf die Frage, in wie fern und warum er sie für gewiß halte; etwa antworten: ich halte sie für unumstößlich gewiß, weil es analytische Sätze sind, d. i. solche, die eine logische Verknüpfung ausmachen, und die darum nothwendig gewiß sind, weil entweder das Subject und Prädicat nur verschiedne Ausdrücke eines und eben desselbigen Gedanken oder Begriffs sind, oder weil beyde das Subject und Predicat unzertrennliche Theile eines und eben desselbigen Gedankens sind; wie wenn ich sagte: keine Berge sind ohne Thäler möglich, oder wenn es Berge giebt, giebt es auch Thäler, oder zweymal zwey sind vier, da im ersten Falle die Begriffe von Berg und Thal unzertrennliche Theile eines Gedankens, nämlich der Ungleichheit der Oberfläche sind, und im andern vier offenbar nur ein andrer Ausdruck für zweymal zwey ist. In Ansehung geometrischer Wahrheiten, würde der Purist auf die Frage, woher er gewiß sey, nie ein Dreyeck anzutreffen, dessen Winkel mehr oder weniger als zwey rechte ausmachen; antworten: weil das Dreyeck so construirt wird, daß immer seine drey Winkel zwey rechten gleich seyn müssen; und was die nothwendigen Naturgesetze betrift, da würde sich der Purist wieder auf die unveränderlich festgesezte Natur seiner Denkgesetze, der Empirist aber, so wie oben, theils auf die Unveränderlichkeit der Grundbestimmungen seines Erkenntnißvermögens, theils auf die Beständigkeit der Natur der Dinge und die Einförmigkeit ihrer Gesetze berufen — eine größere Sicherheit würde dann der Purist für die sogenannte apodiktische Gewißheit seiner sittlichen Gesetze gleichfalls nicht haben, als er für die Naturgesetze hat, immer aber ist seine ganze Gewißheit nur subjectiv, d. h. nur für solche sinnlichvernünftige Wesen als der Mensch ist, passen und gelten diese Natur- und Sittengesetze, es mag denkende Wesen, denen das was uns Gewißheit, nicht nur Ungewißheit, sondern auch unsre Wahrheit, Unwahrheit ist, und umgekehrt — hingegen in so fern der Empirist bey seiner Erkenntniß und der Gewißheit derselben sehr viel auf die wahre Realität der Objecte rechnet, und dabey das Denken nicht für eine Scheinkraft, sondern für eine substanzielle Kraft hält, die allen höhern Wesen in der Hauptsache gemeinschaftlich ist und seyn muß, hat er für die Gewißheit und Solidität seiner Erkenntnisse so viel Sicher-

heit, als sie ein so eingeschränktes Geschöpf, als der Mensch ist, wahrscheinlicherweise nur haben kann.

Uebrigens giebt der Recensent dem Verf. völlig darinn recht, daß diese durch die Hauptprobleme der Vernunftkritik und, wie er gerne zugesteht, mit vielem philosophischen Scharfsinn vom Verfasser durchgeführte Vergleichung des bloßen Empirismus und des Purismus in der Philosophie vielleicht die vornehmsten Data zur Beantwortung der überhaupt und besonders in unserm Zeitalter nicht unwichtigen Frage enthalte: welcher von diesen beyden wesentlich verschiednen Lehrbegriffen in seinen Principien gegründeter, in seinem Zusammenhange bündiger, und in seinen letzten Resultaten dem ganzen Interesse der menschlichen Vernunft günstiger sey. — Nur daß freylich ganz entgegengesezte Beantwortungen der dahin gehörigen Fragen können gegeben werden, über deren Werth die Kenner entscheiden mögen.

Wo.

Franz Xaver Gmeiners, Lehrers der Kirchengeschichte am k. k. Lycäum zu Gräz, Litterargeschichte des Ursprungs und Fortganges der Philosophie. Erster Band. Gräz, bey J. G. Weingand und Fr. Ernst, 1788. 404 Seiten, in 8.

Wir können uns nicht erinnern, jemals etwas seichteres über die Geschichte der Philosophie als dieses Werk gelesen zu haben. Jeder Bogen in demselben enthält mehrere Beweise, daß der Verfasser weder mit den Quellen der Geschichte der Philosophie bekannt sey, noch auch die Fähigkeit besitze, in den Geist irgend eines philosophischen Systems einzudringen, oder den Zusammenhang mehrerer Systeme zu übersehen. Aus den unzähligen Stellen, die unser Urtheil bestätigen würden, wollen wir jezt nur einige ausheben. S. 16 ff. wird sehr weitläuftig untersucht, ob Adam und Eva Philosophen gewesen seyn? S. 124 heißt es: die Pythagoräer haben sich in vier Sekten getheilt, die durch verschiedene Provinzen zerstreuet worden sind, und von denen die erste die Heraklitäische, die zweyte die Eleatische, die dritte die Sceptische oder Pyrrhonische und die vierte die Epikuräische

genen=

genennet wird. S. 190 schreibt der Verf. vom Plato: Er habe in seiner Schrift von der Republik die Poesie verworfen, weil ihr ganzes Wesen Nachahmung ist, und die Gegenstände, die sie nachahmet, einen Einfluß auf die Sitten haben können. Auch beweißt der Verf. am angeführten Orte aus der Kirchengeschichte des Fleurif, daß man den Plato in Ansehung seiner Lehre von der Gemeinschaft der Weiber im Staate bisher nicht recht verstanden habe. Plato habe nämlich nur gewollt, daß die unverheyratheten Personen des andern Geschlechts ein gemeinschaftliches Gut für alle junge unverheyrathete Männer im Staate seyn sollen, nicht aber diejenigen Frauenzimmer, die einen Mann schon genommen hätten. Hätte der Verf. das 3te und 5te Buch des Plato von der Republik nur flüchtig durchgelesen, so würde er dem Plato nicht solche Abgeschmacktheiten beylegen. Wohlmeynend wollten wir also dem Verf. rathen, daß er das Schreiben über die Geschichte der Philosophie entweder ganz aufgebe, oder wenn es ja fortgesetzt werden müßte, vorher erst die Quellen der Geschichte der Philosophie studierte; seinen Geschmack durchs Lesen guter Schriftsteller über die Geschichte der Philosophie, als eines Meiners, Tiedemanns und anderer, die der Verfasser auch nicht einmal den Namen nach kennt, zu bilden suchte; über den Unterschied einer Geschichte der Philosophen von einer Geschichte der Philosophie gehörig nachdächte, und endlich auch weniger fehlerhaft und dunkel sich ausdrücken lernte, denn sein Styl ist oft nicht erträglich.

Ru.

Beyträge zur Beförderung der Menschenkenntniß, besonders in Rücksicht unserer moralischen Natur. Herausgegeben von C. F. Pockels. Erstes Stück. Berlin, 1788. bey Fr. Vieweg dem ältern. 9 Bog. in 8.

Der Herausgeber hoft, man werde diese neue periodische Schrift, von der jährlich zwey bis drey Stücke herauskommen sollen, nicht unter die Klasse so mancher überflüßigen Journale setzen, mit denen unser liebes Deutschland jetzt überschwemmt ist. Gewiß wird das nicht geschehen, wenn er seinem

nem Plane treu bleibt, und nicht nur die lehrreichsten und interessantesten Abhandlungen über die Natur unserer Leidenschaften und Empfindungen, über den Werth und die Vortreflichkeit der Religion und Tugend u. s. w., kurz über das, was den Menschen vorzüglich als ein moralisches Wesen betrachtet, angeht, aus den besten englischen, französischen und italienischen Schriftstellern, einem Montaigne, St. Evremont, Locke, Hume, Hutcheson u. a. zusammenträgt, sondern auch mit Unterstützung mehrerer aufgeklärten Männer von Zeit zu Zeit noch ungedruckte Untersuchungen über jene Gegenstände liefert. Gegenwärtiges erstes Stück enthält drey Aufsätze: 1) Ueber die Verschiedenheit und Mischung der Charaktere. Hier nur der Anfang. Dieser Aufsatz mag für manche Leser wohl noch ganz unterhaltend, und zum Theil auch lehrreich seyn, sonst aber enthält er lauter bekannte, schon mehrmals gesagte und wiederholte Dinge, die über diesen noch ziemlich dunkeln Winkel der Anthropologie nicht das geringste neue Licht verbreiten. Kein billiger Mensch wird über einen solchen Gegenstand lauter neue Beobachtungen fordern, mit Recht aber, wenn man doch von einem Schriftsteller, der die Kenntniß des Menschen zu befördern verspricht, daß er uns wenigstens Einen Schritt weiter vorwärts bringe, wenigstens einen kleinen Beytrag zu dem Vorhandenen hinzufüge, und nicht blos solche Bemerkungen aus der gemeinen täglichen Erfahrung, die jedermann mit gesunden Augen und nur einiger Aufmerksamkeit auf die Menschen um sich her, von selbst machen kann und muß, zum Besten gebe. 2) Dr. Humes Versuch über die Nationalcharaktere. Diese Abhandlung ist schon einmal deutsch übersetzt in Dr. Humes vermischten Schriften, vierter Theil, S. 324 u. s. w (Hamb. und Leipz. 1756.) Doch ist gegenwärtige neue Uebersetzung weit geschmeidiger und lesbarer. 3) Ueber die böse Laune. Ein psychologischer Versuch. Keine tiefe Philosophie, aber doch ganz gute, und richtige Bemerkungen. Die Hauptquelle der bösen Laune findet der Verf. im übertriebenen Stolz und Eitelkeit, die sich nie genug von andern geehrt und geschätzt glaubt, und dann in körperlichen Ursachen, in Unmäßigkeit im Essen und Trinken, in der Liebe u. s. w. Vorzüglich gilt das von Leuten, die eine sitzende Lebensart führen. Einen guten Wink giebt die Vermuthung des Verfassers, daß das

heut=

heutzutage einreissende, übellaunige Wesen so vieler Jünglinge und Mädchen, vornehmlich eine Folge von den heimlichen Ausschweifungen einer Leidenschaft sey, die wir für die heftigste, aber auch für die schädlichste zu halten Ursache haben. Auch der Geist unsers Zeitalters überhaupt trägt viel dazu bey, die Menschen weichlich, empfindlich, kränklich, und sonach auch übellaunig zu machen. Recht sehr gut, setzt der Verf. die höchst schädlichen Folgen dieser Seelenkrankheit ins Licht, und man verschreibt den mit dieser Plage behafteten Personen probate Rezepte.

Nw.

Neue Apologie des Sokrates, oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden, von Johann August Eberhard. Erster Band, neue und verbesserte Ausflage. Berlin, bey Nicolai, 1788. 1 Alphabet 9 Bogen, in 8.

Die wiederholten Auflagen dieses vortreflichen Werkes müssen für den, der Vergnügen darüber empfindet, wenn der Geist einer freyen, ernsthaften und unpartheyischen Untersuchung in Religionssachen sich immer weiter verbreitet, eine sehr angenehme Erscheinung seyn. Um den Besitzern der ältern Ausgaben auf keine Weise nachtheilig zu werden, hat der würdige Verfasser diesen Band ohne alle beträchtliche Veränderung wieder abdrucken lassen; diese neue Auflage stimmt daher in der Zahl der Seiten mit der vorhergehenden völlig überein. Da indessen schon durch den merkwürdigen Gang, welchen die theologische Litteratur seit der letztern Ausgabe genommen hat, mancherley Verbesserungen und Aufklärungen nicht blos möglich, sondern auch fast nöthig geworden sind: so hat der Verf. diese Zusätze und Erweiterungen, wie er bereits beym zweyten Theile gethan hat, zu einer neuen Fortsetzung bestimmt. Wer wird nicht gern mit dieser Einrichtung zufrieden seyn, und wünschen, daß diese Fortsetzung bald erscheinen möge!

Qz.

Etwas

Etwas zur Beherzigung meiner Mitbrüder, von Dallera. Berlin, bey Maurer, 1788. 127 Seiten, in 8.

Allerley Gedanken über Gegenstände, von denen sich freylich mit leichter Mühe gar viel und mancherley denken und sagen läßt; kurze Betrachtungen über Religion, Philosophie, Gesetze, Gesellschaft, Tugend und Laster, Leidenschaften, Glück und Unglück, Stände des Lebens, Vergnügen, Ehre, Politik, Reichthum, den Menschen, die Welt und die Gelehrsamkeit, sind der Inhalt dieser kleinen Schrift. Das schöne Papier, die niedlichen Kupferchen, mit welchen alles auf das freygebigste verziert ist, und der gute Wille des Verf. sind aber freylich an derselben das Beste. Daß es der Verf. mit Tugend, Religion und Menschenwohl herzlich meynt, leuchtet auf allen Seiten hervor. Aber dies ist auch alles. Es fällt von selbst in die Augen, daß sich auf so wenig Seiten über die angegebenen wichtigen Gegenstände auch nur sehr wenig sagen lasse. Hätte indessen der Verf. blos die interessantesten Seiten dieser Objekte zu zeigen, sie in einem neuen Lichte darzustellen, und seinen Gedanken eine lebhafte Einkleidung zu geben gewußt, so würde man immer noch mit ihm zufrieden seyn können. Allein, wer auch nur das ganz Gewöhnliche weiß, was über die genannten Materien gesagt und moralisirt zu werden pflegt, dem ist auch der ganze Inhalt dieser Schrift bereits bekannt; nicht einen einzigen neuen, oder nur neu dargestellten Gedanken wird er hier antreffen. Dagegen fehlt es gar nicht an schiefen, zweydeutigen, nur halbwahren Aussprüchen. So heißt es, um nur einige Beyspiele anzuführen, S. 71: **Die Befriedigung sinnlicher Begierden erzeugt neue, und nie findet also eine Befriedigung Statt.** Abgerechnet, daß hier das Wort **Befriedigung** sehr unbequem in einer doppelten Bedeutung gebraucht ist, so möchte ich wissen, welche neue bey jeden dadurch erzeugt werden, wenn ich die sinnlichen Bedürfnisse der Ruhe durch den Schlaf, und der Wärme im Winter durch das Einheizen befriedige? Gleich auf der folgende Seite heißt es: **Die Menschen mögen verschieden seyn, wie sie wollen, ihr Gefühl für gleiche Sachen ist bey allen gleich.** Dieser Satz sagt entweder gar nichts, oder etwas

falsches. Das Gefühl für gleiche Sachen muß freylich wohl, der Art nach, bey allen gleich seyn, und dies brauchte der Verf. gar nicht zu erinnern, denn es versteht sich von selbst; behauptet er aber diese Gleichheit auch vom Grade des Gefühls, wie will er sich denn vertheidigen, da diese Grade unendlich mannichfältig sind? Die Betrachtung über die Ehre fängt sich mit den Worten an: Die Ehre ist nur der Eitelkeit schmeichelhaft. So! also wird es uns der Verf. gewiß nicht übel auslegen, wenn wir uns hüten, ihn durch unser Lob zur Eitelkeit zu verleiten, und etwas dazu beyzutragen, daß ihm das verächtliche Glück der Ehre durch diese Schrift zu Theil werde.

Qz.

Prüfung der Wahrheit der bisherigen ersten Grundsätze der vorzüglichsten Wissenschaften auch anderer Hauptbegriffe und Lehrsätze in selbigen. Frankfurt und Leipzig, bey Franzen und Große. 1788. Erstes Stück. Zweytes Stück. In fortlaufender Seitenzahl. 158 S. klein 8.

Der Verf. sucht im ersten Stück zu erweisen, daß der Satz des zureichenden Grundes das formelle principium universalissimum sey, und der Satz des Widerspruchs davon mit Recht auszuschliessen.

Er bemühet sich also, die Allgemeinheit des Erstern zu zeigen, die Einwürfe dagegen zu beantworten, und den Satz des Widerspruchs unter den Folgerungen desselben aufzunehmen. Im zweyten Stücke belehret er uns, daß der allererste materielle Grundsatz aller gewissen Erkenntniß darinn zu setzen, daß Gott die metaphysische Grundwahrheit aller metaphysischen Wahrheiten sey. Er giebt also Erklärungen von Gott, und beweiset seine Existenz gegen Zweifler und starke Geister, worüber beyde nicht wenig die Achsel zucken werden.

Im dritten Stück will er den rechten ersten Grundsatz aller moralischen Wissenschaften erhärten, und dann zu den ersten Grundsätzen der besondern Wissenschaften fortgehen.

Die

Die Leser wissen also, was sie in Zukunft zu erwarten haben, und daß ihnen noch eine ziemlich lange Reihe von Abhandlungen bevorsteht. — In der Vorrede bezeugt der unbekannte Verf., daß sein System der augsburgischen Konfession genau angemessen sey. Wir geben ihm noch das Zeugniß oben drein, daß er im zweyten Stück die Dogmatik fleißig ausgeschrieben, und seine Leser, wider ihr Denken und Erwarten, mit der Erbsünde, Aussöhnung des rachbegierigen Gottes durch Christum, und ewigen Verdammniß nothdürftig unterhalten, auch neben her den socinianischen Unchristen manchen christlich-orthodoxen Seitenhieb gereichet. Rezensent hatte eben die Kantischen Schriften gelesen, als er diese Bogen in die Hände nehmen mußte, und erklärt sich daraus den höhern Grad des Uebelbehagens, das er bey dieser Scharteckenlektüre empfunden hat. Das vom **zureichendem Grunde** brauchbares und gutes gesagt worden, findet sich in jeder Metaphysik. Was der Verf. von seinem Eigenen hinzugethan, beruht größtentheils auf übel verdauten Begriffen. Doch ist das erste Stück noch erträglicher, als das zweyte. Gott ist nach demselben nicht blos der reelle Grund alles Wirklichen, sondern auch alles Möglichen, dergestalt, daß es lediglich von seinem Willen abhieng, so würde 2mal 2 fünfe geworden seyn. — Auch als Philosoph hält er die Strafgerechtigkeit Gottes, die sich an den natürlichen Folgen sündlicher Handlungen begnügt, ungereimt, und nimmt positive Strafen zu Hülfe, wobey übelverstandene Sprüche der Bibel die Stelle der Beweise vertreten müssen. Manche bekannte Lehren werden mit neuen Worten und Wendungen ausstaffirt. z. B. Alle geistische Geschöpfe stehen, in Ansehung ihrer Willensfreyheit, **nicht unter der Regierung Gottes**, wohl aber in Ansehung ihrer **Werkfreyheit**.

Unter diesen Umständen sehen wir der Fortsetzung mit keinem Verlangen entgegen.

Qs.

5) Schöne Wissenschaften.

Marcus Valerius Martialis in einem Auszuge, lateinisch und deutsch. Zweyter Theil, von *Karl Wilhelm Ramler*. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung, 1788. 393 Seiten, in 8. (Mit einer Titelvignette.)

Mit wahrem Vergnügen geben wir unsern Lesern von der baldigen Fortsetzung dieses schätzbaren Buchs Nachricht. Hr. Prof. **Ramler** holt in gegenwärtigem Theile die im ersten übergangenen Sinngedichte des 1 — 6ten Buchs nach, (Diejenigen ausgenommen, die sein keuscher und feiner Geschmack verwarf; welches durch die Titelvignette bildlich ausgedrückt wird.) Die Uebersetzungen rühren hier alle von ihm selbst her, und sind, bis auf einige wenige, sämtlich in das Metrum des Originals, so glücklich, als man es nur von einem solchen Uebersetzer erwarten kann, übergetragen. Nur derjenige, der die unsäglichen Schwierigkeiten kennt, die mit der Uebersetzung jedes alten Dichters, und vollends eines Dichters, wie Martial, verbunden sind, ist im Stande das Verdienst dieser Arbeit gehörig zu schätzen. Doch, da der unvermeidlichen Schwierigkeiten ohnehin schon so viel waren, so hätte vielleicht der Verf. mit allem Fug und Recht, sich einer Fessel entziehen können, die ihm, ohne einigen wesentlichen Vortheil zu schaffen, viel vergebliche Mühe machte. Die Uebersetzung würde gewiß nicht schlechter, vielleicht in einzelnen Stellen noch weit besser gerathen seyn, wenn Hr. R. sich bey jedem Stück nach Gefallen ein Sylbenmaas gewählt hätte. Des Hexameters würden wir uns selten, oder gar nicht bedient haben, am allerwenigsten aber des Pentameters, der im Deutschen mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft ist. Vorzüglich dünkt uns der deutsche, immer etwas ungeschmeidige Hexameter zum Epigramm ungeschickt, in welchem beständig viel, oft alles auf die Stellung der Wörter ankömmt. Ohnstreitig liegt fast nur daran die Schuld, daß in der deutschen Uebersetzung manche Verse gezwungener,

andere dunkler, noch andere unpolirter und weniger gerundet sind, als im Original. 3. B. S. 298.

Guter Gast! bewohne nur meinen Garten als Eigner,
Wenn dir ein nackter Platz Erde zum Lager genügt,
Oder wenn du selbst den ganzen Hausrath dir mitbringst:
Denn der meine bekennt siegender Gäste Gewalt.

Dies dürfte man ohne das Original schwerlich verstehen — Die Anmerkungen sind in diesem Theile weit zahlreicher und ausführlicher, als im vorigen: und doch wünschte man ihrer lieber noch mehr, als weniger. Sie beweisen, daß Hr R. ein eben so geschmackvoller Interpret als Dollmetscher der Alten ist. Wir empfehlen sie allen Erklärern als Muster der Klarheit, Präcision und einer klugen Auswahl. Aber zurück auf die Uebersetzung. Alle Stücke, die sich nicht auf besondere Umstände beziehen, nicht Anspielungen oder Wortspiele enthalten, oder blos ein längst verschwundenes lokales Interesse haben; alle Stücke, deren Schönheiten nicht meist von dem lateinischen Ausdruck abhängen, sind vortreflich übersetzt, und gefallen fast eben so sehr als die Originale selbst. Bey denen, die weniger gefallen, liegt die Schuld meistens an den Originalen. Folgende Stücke verrathen es höchstens etwa durch den Inhalt, daß sie Uebersetzungen sind.

Auf den Cotilus.

Daß du ein artiger Herr bist, Cotilus, hör' ich von vielen.
Aber sage mir, was ist denn ein artiger Herr? —
Der ist ein artiger Herr, wer in zierliche Locken das Haar legt;
Wer nach Balsam stets oder nach Zimmetöl riecht;
Wer ägyptische Lieder und gaditanische trillert;
Wer mit geglättetem Arm gaukelnd die Lüfte durchfährt;
Wer vor den Polsterstühlen der Frauen Tage lang sitzet,
Dieser ein Wort in das Ohr flistert und jener ein Wort,
Süße Briefchen schreibt, und von andern geschriebene vorliest;
Wer vor des Nachbars Elbogen sich hütet; wer weiß,
Was für ein Mädchen ein anderer liebt; wer auf Bällen umherschwärmt;
Wer im Circus Hirpins Ahnen bey Namen uns nennt —
Was erzählst du mir da? Das soll ein artiger Herr seyn?
Was für ein läppisches Ding ist doch ein artiger Herr!

An

An die Leukonon.

Wie von dem Bisse des zarten Mädchens ein kräftiger Apfel,
Wie der Saffranduft, welcher die Lüfte durchwürzt,
Wie die gelbliche Blüte der jungen Träubchen am Weinstock,
Wie von dem Schafe gerupft Gras und balsamischer Klee,
Wie das arabische Thal, wie geriebener Agtstein, wie Myrten,
Wie das Weihrauchgewölk von dem entflammten Altar,
Wie nach sanftem Regenschauer die lechzenden Felder,
Wie der Kranz in dem Haar, welches die Narde getränkt:
So, Leukonon, düftet dein Kuß. Wie würd' er nicht düften,
Spröde, gönntest du nur einmal die Lippen mir ganz.

Von der Hündinn des Publius.

Issa, tändelnder als Catullus Sperling,
Issa, rein wie der Kuß der Turteltaube,
Issa, schmeichelnder als ein junges Mädchen,
Issa, köstlicher als des Ganges Perle,
Issa, Publius allerliebste Hündinn,
Scheint zu reden, so bald ihr Stimmchen laut wird;
Merket Leiden und Freuden ihres Herren;
Liegt auf Schulter und Hals ihm, wenn sie schlummert;
Läßt kein Seufzerchen hören, wenn sie schlummert.
Hat sie nöthig ihr Bäuchelchen zu leeren,
So beflecket kein Tröpfchen ihm das Nachtkleid;
Leise wecket sie ihn mit sanftem Füßchen,
Bittet, daß er vom Bett sie niedersetze.
Und wie schamhaft ist unsre keusche Hündinn!
Venus ist ihr noch unbekannt: für dieses
Zarte Jüngferchen ist kein Mann geschaffen.
Daß der Acheron sie nicht ganz ihm raube,
Malt sie Publius ab auf glatter Tafel.
Auf der Tafel ist Issa so getroffen,
Daß sie ähnlicher nicht sich selber seyn kann.
Wenn du neben die Tafel Issen hinstellst,
Siehst du jede von ihnen für die wahre,
Oder jede von ihnen für gemalt an.

So gut die Versification im Ganzen ist, so war es doch bey einer Arbeit von dieser Länge unvermeidlich, daß sich nicht manche kleine Unrichtigkeit hätte einschleichen sollen. Wir führen

führen einige von solchen Versen und ein paar Stellen, mit denen wir nicht ganz zufrieden sind, an; nicht um das Verdienst der Uebersetzung zu schmälern oder ihre Richtigkeit verdächtig zu machen, sondern blos zum Beweis der Aufmerksamkeit mit der wir jedes Stück mit dem Texte verglichen haben.

Ihres Korylos trägt, setze den langen Weg fort —
Blatt tritt wider dich auf, Gorgil, und ruft dir Dieb, Dieb, zu —
Eingesetzet hat, hat dich dein Vater enterbt —
Einen Namen, dem Ohr unsrer Göttinnen verhaßt —
Und aus dem röthlichen Krug goldenen Honigseim schöpft —

Verse ohne Abschnitt kommen auch zu häufig vor. Wenn Rec. die Wahl hat, so zieht er immer einen Vers, in dem eine Sylbe falsch gebraucht ist, einem andern vor, in dem zwar das Metrum richtig beobachtet, der Abschnitt aber vernachläßigt ist. Denn, der Abschnitt bestimmt den beym Lesen nöthigen Ruhepunkt, dessen Mangel sogleich fühlbar wird: (ungerechnet, daß die Abwesenheit desselben die ohnehin im Deutschen schwerer zu treffende Scansion, noch schwankender wird) da es hingegen weit weniger auffallend ist, eine lange Sylbe kurz, oder eine kurze lang gebraucht zu finden, weil nur der allerkleinste Theil der deutschen Redetheile eine in jedem Fall gleiche Qualität hat. — S. 40.

Geheime Verse mußt du suchen, Nachtstücke,
Die keinem als der unberührten Schrift Vater
Bekannt sind —

Nachtstücke möchten fast auf eine ganz andere Idee bringen, als die von rudes curae. Auch die Inversion ist gar zu hart und dunkel. S. 2. censura hätte hier recht glücklich durch Censur gegeben werden können. S. 3. Lasciva est nobis pagina, vita proba est. Unkeusch ist das Blatt, aber der Wandel ist fromm. Dieser Vers verliert von seiner Naivität viel durch das nicht ausgedruckte nobis. S. 5. von dem ganzen Säulengang kann wohl nicht gesagt werden, daß er herabgestürzt sey. S. 7. v. 2. wie du sind ein paar unangenehme Flickwörter, die dem Pentameter ihren Ursprung verdanken. S. 26. lunata pellis. Bemondetes Leder.

Scheint

scheint uns gegen die Analogie. Bemondet müßte nach der Analogie von besonnt, vom Monde beschienen heissen. Richtiger vielleicht nach der Analogie von gestirnt, gemondet. S. 27.

So bald der Ruhm genug hat, fodert ohne Schaam
Das Leben sich den Ueberrest. —

Ohne Schaam drückt eher impudenter als non impudenter aus, und dann hat das deutsche Leben nicht so deutlich den Nebenbegriff des Lebensgenusses als vita. S. 124.

Aber nun er dich sterbend zum Erben des ganzen Vermögens
Eingesetzet hat, hat dich dein Vater enterbt.

Im Deutschen dürfte es wohl selten gute Wirkung thun, erst das beziehende Vorwort und hinterdrein das Substantiv zu setzen. S. 125. wie reimt sich zu deiner Hermione Thais? quid simile est Thais et Hermione? reimt sich ist gewiß nicht der rechte Ausdruck. Der Gedanke des Dichters ist: Was für eine Aehnlichkeit ist zwischen diesen Namen, daß ich sie hätte verwechseln können? Der deutsche Ausdruck verleitet, das, was auf die Namen geht, auf die Personen zu ziehen. S. 134. das Wort Menschlein ist zu trivial, besonders da das lateinische keine ähnliche Idee hat. S. 242. von weißen Sachen sagt man wohl nicht gut, sie färbten. Warum nicht dem Text gemäß? weisses Haar glänzt auf deiner Wange. S. 322. Vormals mußten (o Schmach!) Schänder Verschnittene seyn. Etwas dunkel, und nicht ganz die Nuance des Originals. Mußte es kein Pentameter seyn, so läsen wir: Vormals waren (o Schmach!) sogar Verschnittene — Schänder! — — Doch genug! Wahrscheinlich haben wir wenigstens noch Einen Theil zu erwarten, und wir erwarten ihn mit Begierde.

Pk.

Moralische Kinderklapper für Kinder und Nichtkinder. Nach dem Französischen des Hrn. Monget, von J. C. Musäus. Gotha, 1788. bey Carl Wilh. Ettinger. 8 Bogen, in 8.

Wer je durch Posthume eines Autors, der bey Lebzeiten einigen Namen hatte, getäuscht worden ist, der lasse

 sich

sich ja dadurch nicht abschrecken, diese nachgelaßne kleine niedliche Schrift des sel. Musäus in die Hand zu nehmen. Sie verräth sogleich ihren Urheber, und ist ganz des liebenswürdigen launichten Schriftstellers würdig, dessen letzte Arbeit sie war. Der Herausgeber, Hr. Bertuch, streut ihm in der Vorrede noch eine Blume auf sein Grab, die wir zu seinem Andenken auch in die Allg. deutsch. Bibl. verpflanzen müssen. „Deutschland verliert an ihm einen seiner besten Köpfe, und seine Freunde einen Freund, den sie nicht genug beklagen können. Der glückliche Humor, der ihn als Schriftsteller auszeichnet, war auch in allen Lagen des Lebens sein beständiger Gefährte. Die Hauptzüge seines Charakters waren eine nie getrübte Heiterkeit, der Spiegel einer reinen Seele, herzliche Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit gegen Jedermann, und eine gränzenlose Bescheidenheit. Er war von Herz und Sinn wie ein Kind, und handelte wie ein Mann. Er gehört zu den wenigen glücklichen Menschen, die im Laufe ihres Lebens vielleicht nicht einen Feind hatten. Wer ihn kannte, liebte ihn, und beweint ihn nun." Das letzte Stück ist ein Fragment, das er noch auf dem Krankenbette geschrieben hatte, und das auch da noch die Spuren seiner guten Laune an sich trägt. Es enthält aber diese Kinderklapper kleine moralische Erzählungen, eines gar nicht abgenutzten Inhalts, sondern neu erfunden, und voll feiner, niedlicher Wendungen; wie wohl wir eigentlich über das Verdienst der Erfindung nicht wohl urtheilen können, indem wir die Hochets moraux des Hrn. Monget, Paris 1782, die zum Grund liegen, nicht vor uns haben, und also nicht sagen können, wie viel davon den Franzosen und wie viel dem sel. Musäus gebührt. Einkleidung aber und leichte glückliche Versification in kleinen Zeilen ist doch ganz gewiß des deutschen Dichters Werk. Eigentlich zwar sind wir mit dem Titel nicht ganz zufrieden. Durch Kinderklappern werden sonst nur böse Kinder zum Schweigen gebracht: zu einem so eingeschränkten Nutzen aber sind diese Erzählungen nicht zugeschnitten, und dienen vielmehr dazu, gute Kinder nützlich zu unterhalten und noch mehr zu bilden. Der Zusatz auf dem Titel: für Nichtkinder, war sehr nöthig: denn manche Züge sind wirklich für eigentliche Kinder zu fein, z. E. wenn von einer gutherzigen Frau die Rede ist, die fleißig zu Gevatter gebeten wurde: „Die insolente Bevölkerungszunft, die für ihr Häschen gern ein Gräs-

chen

ken auf fremden Grund und Boden pflückt, hatte sich auch einen Schleifweg zu ihrem guten Herzen gebahnt, und sprang keklich über den Zaun ihrer Gutmüthigkeit." Die Erzählungen sind prosaisch mit untermengten Versen. Die Prosa aber selbst ist so edel, so harmonisch, und größtentheils scandabel und metrisch, daß sie für Poesie gelten kann. Sie haben uns alle so gleich sehr gefallen, daß uns wirklich die Wahl wehe thut, was wir zur Probe abschreiben sollen. — Die Unfolgsamkeit S. 23. wir liefern sie abgekürzt: Eine Mutter wohnt zur schönen Jahrszeit in einem Gartenhaus, wird eiligst zu einem kranken Onkle gerufen, übergiebt Minchen, ihrer Tochter, den Speisekammerschlüssel, um ihn, wenn es nöthig sey, der Marie zu übergeben, verbietet ihr aber, ihn selbst zu probiren, auch mitten in den Garten zu gehen, damit sie keine Biene steche. Minchen verspricht Gehorsam, sitzt aber im Zimmer allein, hat Langeweile —

Wenn ich in den Garten gieng,
Dachte Minchen,
Wer erfährts? es sticht nicht gleich
Mich ein Bienchen:
Doch ich will gehorsam seyn,
Meiner Mutter —
Hätt ich zu der Semmel nur
Etwas Butter!
In der Vorrathskammer steht
Auf der Schüssel
Uebrig satt — ich hab zum Glück,
Hier den Schlüssel.
Möpschen Azor, wirst mich doch
Nicht verrathen!
Dafür soll ein andermal
Dir mein Braten.

Gedacht, gethan! die Näscherin trat ihre Wallfahrt an: der kleine Schlucker gab ihr das Geleite. Sie schließt behutsam auf, stöhrt aller Orten um, und findet nichts für Näscherey. Der Hund scheuchte ein junges Hühnchen auf, das im Auffliegen zwey Gläser zerbricht, und zur Thür hinaus in den Garten fliegt. Minchen nach — aber das Hühnchen kroch durch den Zaun, und war weg. Darauf sumste eine Biene

 dem

dem Kinde um den Kopf, das schlug aus Unbedacht nach ihr und floh Zur Rache ließ das zornige Insekt der Fliehenden den Stachel fühlen, daß eine große Beule, wie ein Taubeney, ihr untern Auge schwoll.

Ungehorsam straft sich selbst,
Armes Mienchen!
Bringt dich um dein Mittagsmahl,
Ums gebratne Hühnchen;
Bringt dich um ein Gläschen Wein,
Aus dem Karavinchen,
Und bey Wasser, Salz und Brod,
Sticht dich noch ein Bienchen.

Dem fügen wir nur noch ein ander Beyspiel einer mütterlichen Bestrafung des Vorwitzes bey. Die Mutter wurde von dem Nährahm in die Küche abgerufen: Husch, saß Nantchen, die kleine Zuschauerin der mütterlichen Blumenschöpfung, auf dem Stuhle — gerieth in die Versuchung, ein Blümchen auf der Stickerey aufblühen zu lassen. Sie durchgrub mit tausend Nadelstichen des Papas Galaweste und schuf die schöne Zeichnung in ein kindisches Chaos um. Die Mama kam und sah den Greuel der Verwüstung an. Des Spiegels Hinterwand bot ihr der Hauszucht strenges Werkzeug dar. Zornmüthig, sprach sie, was hast du gemacht?

Du böses Stück!
Fick, fick, fick, fick!
„Ach, das thut weh!
„Herr Je, Herr Je!
„Ach, das thut weh!
Der kleine Steiß,
So mild und weiß,
Wie Semmelbrod,
Ward feuerroth.
Das nimm zur Lehr,
Thus nimmermehr!

D.

Aus-

Ausstellungen von J. F. Schink. Wien, bey Stahel, 1788. 383 Seiten, in 8.

Unter diesem etwas gesuchten und weniger treffenden Titel beschenkt der rühmlich bekannte Verf. das Publikum mit verschiedenen poetischen und prosaischen, größtentheils gut gerathenen Aufsätzen. Man kann ihm gute Kenntnisse, gesunde Grundsätze, edle und reiche Sprache und die vornehmsten Bestandtheile des Dichtervermögens, Phantasie und Empfindung nicht absprechen. Auch haben seine Gedichte größentheils eine glückliche Versification, und in vielen Fällen kühnes Feuer und Begeisterung. Das Ganze besteht 1) aus einigen Gedichten; 2) Erziehungsscenen, nicht, wie sie seyn sollen, sondern wie sie, leider! sind; 3) magischen Abentheuern des Hrn. Aloysius Edlen von Schwindel; 4) Todesgastmahl. Trauerspiel, Scenen des ersten Akts; 5) kritischen Briefen. Da der Verf. nach seiner Vorrede, ohne Stolz und ohne Demuth beurtheilt und belehrt werden will, und belehrenden Tadel lieber zu hören verspricht als blos gutherziges Lob, so halten wir es für Pflicht auch hierin ihm zu willfahren. Hin und wieder stießen wir auf Stellen, wo die Sprache nicht richtig, rein und edel genug war, bald auch wo Beywörter nicht treffend genug gewählt, oder auch verschiedene Bilder zu nah an einander gestellt, vermöge einer widrigen Wirkung in einander flossen. So fanden wir z. B. **Thale**, statt Thäler, ein **Weibchen Scen'** der Natur, ein vortrefliches **Stücke**, statt Stück, besser, **wie ich**, statt: als ich. **Teufelshand, gemordete Minute, fraß den May, Kette zerrte, dem Schlummer entwickelt.** In der zweyten Ode auf den Wein, welche viel Schwung und viel Wohlklang hat, enthält die 9te Strophe in jeder Zeile ein anderes Bild:

Ha, wie die Seele dann hoch ihre Segel spannt;
Wie den Fittig sie kühn dann in die Sonne taucht!
Und in hoher Begeisterung,
Wie ein Quell vom Gebürge strömt!

Die folgende Neujahrsepistel handelt den Satz ab, daß von jeher, bis jetzt Wahrheit und Irrthum, Weisheit und Dummheit, Vernunft und Schwärmerey miteinander im Streit liege,

 etwas

etwas weitschweifig, aber nicht wenig treffend. Am Ende versichert er, daß seine Bemühung seine Landesleute aufzuklären, ihm, wie es immer geht, nicht allzuangenehm vergolten worden sey, und daß er es von nun an nie wieder versuchen werde. In der folgenden Epistel an Stella redet er die Liebe, welch ihn getäuscht hatte, so an:

Beschlossen ist es, kalte Mörderin
Der Freuden meines Lebens, meiner Ruh, ich will
Vergessen dich! du hast mein Herz vergiftet,
Zerknickt die Blume meiner Jugendkraft
Und alle meine Thätigkeit erwürgt!
Hast mich zum Weibe hin erniedert, das
Den ganzen Tag an seinem Tisch sitzt, seinen Kopf
Gestützt auf beyde Händ' und weint und heult;
Und du gehst kalt vorüber, lachst und freust
Dich, triumphirend, deines Werks, o Pfuy! . . .

Dieses einzige Pfuy vernichtet die Kraft dieser ganzen Rede. Die Erziehungsscenen haben Rec. unter allen am wenigsten gefallen. Sie enthalten einen platten Familienzank mit übertriebenen Charaktern, ohne guten Gang der Handlung und ohne Entwickelung. Besser und mit vieler Laune geschrieben, sind die zwey Abentheuer des Aloysius, eine in unsern Tagen heilsame Satyre. Das Todesgastmahl, ein Akt zu einem Trauerspiel, ist stark und feurig in Gedanken und Ausdruck. Die kritischen Briefe beschäftigen sich mit Friedrichs Situationen, den Schauspielen, mit Chören von den Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stolberg, Göthe's Iphigenie in Tauris, wo der Verf. viel Wahres und Gutes, aber auch freylich vieles, Kunstrichtern schon Bekanntes sagt, und im Ganzen genommen, eine gute Anlage zur Kritik verräth.

Rs.

Das Mädchen von Orleans, aus dem Französischen des Hrn. Voltäre übersetzt. London, im Verlag der Elzevirischen Erben, 1788.

Unter diesem Titel zeigen wir eine der elendesten Uebersetzungen an, welche je in der Werkstatt unserer Alltagsübersetzer

setzer geschmiedet wurden, eine Uebersetzung ohne allen Geschmack, Richtigkeit und Schönheit. Desto mehr Beweise findet man überall von unglaublicher Geschmacklosigkeit und Unwissenheit. Bald stößt man auf Stellen, welche entweder gar keinen, oder falschen, oder dunkeln Sinn geben, bald auf andere, wo die Feinheiten des Galliers unter den Händen des Uebersetzers in gothische Plattitüden ausgeartet sind. Wenn man nun überdem fast keinen der noch so bekannten Namen richtig geschrieben findet, z. B. Rutaloiser, statt Rutuler, Asax, statt Aiax, Scaramantel, statt Scamander, Servatius, statt Servetus, Maupertius, sympathisch rc rc. oder auch die Hähner, statt Hähne, sunge, statt sang, rufte, ließe, stunde, statt rief, lies, stand, vor mit für, denen mit den beständig verwechselt und unzähliche solche Sprachfehler mehr findet, was kann man da anders vermuthen, als daß ein Handwerkspursche nach seiner Wanderschaft, um das Pfund der in etwas erlernten französischen Sprache nicht zu vergraben, sich an dieses Werkchen gemacht habe?

Rs.

---

6) Schöne Künste.

a) Bildende Künste.

Monatsschrift der Academie der Künste und mechan. Wissenschaften zu Berlin, Sechstes Stück. Junius 1788. 5½ Bog. II. Bds 1s St. Julius 1788. 48 Seit. 3 K. II. Bds 2s St. August 1788. 6 Bog. 2 K. II. Bds 3s St. Septbr. 1788. 5 Bog. 7 K. II. Bds 4s St. Octobr. 1788. 6 Bogen, in gr. 4.

Im VIten Stücke. Zuerst erscheint Salomon Geßners episches Schäfergedicht, der erste Schiffer, in Verse gebracht von Karl Wilhelm Ramler. Hierauf Pfeffels Fabel, die Bill. Dann von Hrn. Canonicus Gleim, über Salzmanns Karl

Karl von Karlsberg. IV. Die Fortsetzung über Zeichnung und Composition von Hrn. Gall. Inspector und Rector Puhlmann; Invention und Disposition sind bey der Composition zu beobachten, zur Invention gehöret durch Belesenheit richtige Kenntniß der Geschichte, Sitten, Costume, u. a. m. Zur Disposition oder richtigen Eintheilung der Figuren, gehöret der Entwurf der bedeutensten Züge der Stellungen auf das Papier, und der Versuch, ob solche in Modellen möglich und natürlich sind — alles für den Künstler schön unterrichtend. V. Ueber die Arabeske von dem Herausgeber. Ganz gute Gedanken aber mit einer Art von Wichtigkeit vorgetragen. Die Arabeske, meynt der Verf., thut in der Baukunst ihre schönen Wirkungen, ist aber dennoch wegen der in der Natur nicht befindlichen Abbildungen u. s. w. tadelns; in Malereyen aber, wobey die Seele sich nichts denken kann, verabscheuungswürdig. — In den Kunstanzeigen ist eine Beschreibung eines in Elfenbein vortreflich gearbeiteten Crucifixes, und das fortgesetzte Verzeichniß sämmtlicher Werke des Hrn. Berger.

In des IIten Bds 1ten St. Zuerst H. H. Pfeffels Schach Meledin. Hierauf die Fortsetzung allegorischer Personen von Hrn. Prof. Ramler. Hier werden die Bildungen der Barmherzigkeit, Liebe zu den Kindern, Menschenliebe, kindliche Liebe, der Geschwisterliebe, die eheliche Liebe, die der Geschlechter, die zum Vaterland, zu Gott oder die Andacht, angezeiget. Es folgen die Bilder der Heucheley, falschen Andacht, Arglist, Verläumdung, des Neids, der Zwietracht, des Zorns, der Furcht, Verzweiflung, des Geitzes, der Raubsucht, und Ungerechtigkeit. — III. Ueber Landschaftmalerey vom H. G. J. und R. Puhlmann. Eine sehr schöne und gründliche Abhandlung. Der Maler muß erst die verschiedenen Baumarten und deren Blätter kennen, Pflanzen und Staudengewächse ähnlich, und genaue Umrisse der Berge, auch Thiere, u. s. w. zeichnen können. Dann kann er zusammensetzen auf das Gegeneinanderverhalten Acht haben, und die Luft nach Zeit und Umständen andeuten, noch bis itzo aber fehlet die ganz getreue Nachahmung solcher Sachen, und noch findet man in dieser Art Bilder gerade das Gegentheil, wenn man solche nach der Natur betrachtet. IV. An meinen Freund, den Maler von H. C. Gleim. V. Die Fortsetzung

setzung über die Arabeske von dem Herausgeber. Raphael, meynt er, ist nicht der Erfinder noch Nachahmer dieser geschmacklosen Malerey. Giovanni da Udine ahmte sie nach, Raphael hatte nur die Direction im Vatican, und wenn es dem heiligen Vater, der seiner Heiligkeit unbeschadet einen falschen Geschmack haben konnte, falsche Thorheiten in seiner Residenz zu haben beliebte, so konnte doch wohl der Direktor deshalb nicht in Anspruch genommen werden. Raphael war ein Geschichts- und kein Blumenmaler, er hatte seine Fehler, aber keinen der seinem Geschmacke Schande machte, zu eifriger Liebhaber der Antike war er. Die Statüen, meynt der V., hatten keine Arme zu seinen Zeiten, darum verzeichnete er oft diesen Theil, (dies ist doch von einem bloßen Dilettanten, der noch durch nichts eine sonderliche feine Kenntniß der Zeichnung bewiesen hat, ein sehr dreistes Urtheil über einen Mann, wie Raphael! Hat Hr. R. wohl Beweise davon, hat er je Raphaels Gemälde gesehen?) und seine Kindergestalten sind nicht vollkommen, aber diese sind nicht Fehler des Geschmacks, sondern des Zufalls. (Ein Zufall wäre es, daß Raphaels Kindergestalten so beschaffen sind, wie sie sind? Welches seltsame Geschwätz.) Sollte aber Raphael diese Logen gezeichnet und sogar gemalt haben, würde der Geschmack an diesen Mißgeburten und Ungeheuern einer regellosen Imagination dadurch verzeihlicher? Raphaels Zeitalter war das Zeitalter des Mönchs-Despotismus und der Barbarey. Darum mußte er den Pabst seinen Heliodor anbringen, und vermuthlich den Apollo mit der Geige und Fiedelbogen malen. Müssen wir dieses nachahmen? Blumen- und Laubwerkgemälde schikken sich noch wohl in Garten- und Landhäuser, aber nicht in Palläste. (Seltsames Urtheil.) Da die besten Maler nach Raphael diese Arabeske nicht gebraucht haben, ist es deutlich, daß solche nicht, wie leider itzo, Mode geworden. — — Die Fortsetzung dieser Abhandlung wird willkommen seyn; wenn sich der Verf. nur etwas bestimmter und behutsamer ausdruckt. VI. Abhandlung über die Wirkung des Lichtes in den Schatten, in den Bezug auf die Malerey; aus dem Französischen des Hrn. Cochin, von Hrn. Prof. Brunn. Hier wird ganz wahrscheinlich und der Natur gemäß dieser Grundsatz erörtert und erwiesen, daß die Schatten im Dunkel müssen nicht auf dem Vordergrund der Gemälde seyn; im Gegentheil müssen die Schatten der Gegenstände, die sich

auf

auf dem Vordergrund befinden, zart und reflectirt seyn; die stärksten Schatten aber müssen bey denen Gegenständen angebracht seyn, welche sich auf dem hintern Grund befinden. — Zum Schluß ist in den Kunstanzeigen, die Nachricht von einem neuerlich in Rom verfertigten Gemälde des Hrn. St. Ours aus Genf, welches die Heyrath des Hermann und der Thusnelde vorstellet.

In des IIten Bds 2ten St. Zuerst drey Gedichte von Hrn. Can. Gleim. Hier nach III. Ueber eine harmonische Farben-Tonleiter und die Wirkungen und die Verhältnisse der Farben im Colorit, von Hrn. Rector J. C. Frisch. Der Verf. beweiset hier scharfsinnig, daß der Accord der drey Grundfarben gelb, blau, roth, die Basis aller möglichen Harmonien im Colorit sey, und die nachahmende Kunst entdeckt auf der Oberfläche die Körper dieselben allezeit ungetrennt.* — IV. Etwas über die Holz- oder Formschneiderkunst, und ihren Nutzen für die Buchdrucker, von Hr. J. F. Unger. — Diese Schrift ist auch besonders auf vierzehn Seiten gedruckt worden. — Hier ist nur die Rede von den Vortheilen und Nutzen dieser Kunst, welche durch die Kupferstecherkunst verdränget, und durch die öfters übel getroffenere Wahl der nicht passenden Buchdruckerstöcke verächtlich gemacht worden. Buchdrucker sollen daher, wie der Verf., der gewiß der treflichste jetztlebende Formschneider in Europa ist, selbst Zeichnen und Formschneiderey verstehen, ihre Söhne hierzu aufmuntern und Anleitung dazu geben lassen, wodurch eine geschmackvolle Einrichtung ihrer Drucksachen entstehen wird. V. Beschreibung einer Begräbnißvase. Hier erscheint nun endlich die schon längst versprochene erste Lieferung neuentdeckter Antiken. Diese Vase von Parisischen Marmor ward 1785 bey Rom auf den Prinzl. Chigischen Gütern gefunden; sie ist 7 Fuß hoch, und von schöner Zeichnung. Die allegorischen Bilder sollen anzeigen, daß solche die Asche eines jungen Mädchens enthalten habe. Weil ein Amor weinend, zwischen der Nemesis der Göttin des Verhängnisses, und der Göttin des Frühlings und der Hoffnung, stehend, einen Schmetterling rückwärts über einer Fackel verbrennt, und die auf der andern Seite der Vase stehenden zwey Freundinnen der Verstorbenen, derselben an ihrem Grabe, welches durch eine Säule vorgestellt wird, ein Opfer der Freundschaft brin-

bringen. Da aber bis daher keine so großen Aschenbewahrer vorgefunden worden, so wollten wir lieber diese Vase als ein Denkmal einer geliebten Verstorbenen anzusehen rathen. VI. Die Kunstanzeigen enthalten eine Beschreibung des Bildes eines Italiänischen Malers Vignalis, welches die Aufnahme des Pyrrhus bey dem Glaucias vorstellt; und eines andern des Parmesanischen Mazzuola, Venus sitzt auf des Martis Schoose. Und die Fortsetzung der Kupferstiche des Hrn. R. D. Berger.

In des IIten Bds 3ten St. folget des Hrn. Professors Ramlers Beschluß seiner allegorischen Personen. Verschiedene noch fehlende Bilder der Laster machen den Anfang, Vorstellungen der Künste, und der Wissenschaften folgen hierauf, und die sehr kurze Anzeige derer den Göttern und Göttinnen von den Alten beygelegten Attributen, oder Ehrenzeichen beschliessen diese mühsam zusammengetragene Arbeit. — Zweyte Fortsetzung über die Arabeske von dem Herausgeber. Ein Blick über das Ganze der Arabeske im Vatican, welches ein Ideal blos aus der Einbildung genommen, und die Geschmacklosigkeit selbst ist, die nie, ohne ein ausgezeichneter Feind der Natur zu seyn, in die Bildhauerkunst von den Alten übertragen worden ist. In den Ueberresten der alten Groteske, von welchem Vitruv redet, finden wir zwar den verdorbenen Geschmack, aber doch nicht in dem Maaße verdorben, wie durch Giovanne da Udine. Viele egyptische und griechische Figuren werden itzo Grotesken, nicht weil sie es bey ihrer Entstehung, sondern weil der Schlüssel zu ihrer Enträthselung für uns verloren ist, und ihre Bedeutung nicht kennen. Noch ein Fehler der Neuern in der Architectur wird hier mit Recht gerüget, wenn man die Felder mit brennenden Farben, und die Vorstellungen der Architectur, roth, gelb, u. s. w. malt, wodurch ja der ganze Effekt verhunzt, den die Architectur als Architectur, und erhabene Arbeit als bas relifs auf uns machen sollen. — Es enthält diese Schrift viel Gutes, und wir wünschen, daß des Verf. Endzweck, Deutschland zum guten Geschmack zurückzuführen, und den Nachtheil der Arabeske zu zeigen, erfüllet werde, die freylich auch schon wieder aus der Mode kommen. III. Die Fortsetzung des Melodram nach Ossian, Komala, beschliesset diesen Heft.

In des IIten Bds 4ten St. stehet voran die schöne Ode, von Hrn. G. N. Fischer, Friedrich Wilhelm, dem Freunde des Friedens, am 25sten Septbr. 1787 gewidmet. II. In wie fern Kunstwerke beschrieben werden können? von Herrn Prof. Moriz. Da wir dieses nun als eine weit ausgeholte Vorrede ansehen, und von den Lehren die Kunstwerke zu beschreiben, noch nichts finden, erwarten wir die Fortsetzung, welche wir ein wenig deutlicher und gründlicher wünschen. — III. Ueber den Nutzen, den die bildenden Künste der Gesellschaft leisten, von Hrn. Gall. Inspector und Rektor Puhlmann. Diese vortrefliche Abhandlung enthält im angenehmsten und deutlichsten Vortrag alles, was nur in kurzen über diese wahre Wahrheit zu sagen ist. IV. Einige Gedanken über die Peterskirche in Rom, von Hrn Prof. Villaume. V. Kunstanzeigen als Gandat aus Paris. Bild eine Schweizerische Gegend vorstellend. Und das fortgesetzte Verzeichniß der Bergerischen Kupferstiche.

Zf.

Allegorische Personen zum Gebrauche der bildenden Künstler, von *Karl Wilhelm Ramler*, mit 32 Kupfern, von Bernard Rode. Berlin, 1788. im Verlag der akademischen Kunst- und Buchhandlung, in 4. 12 Bogen.

Diese Schrift kam erst Stückweise in der Monatsschrift der Akademie der Künste ꝛc. zu Berlin 1788 heraus, und erscheinet nun zusammen gedruckt. Da der Inhalt derselben schon in der Anzeige erwehnter Monatsschrift in dieser Bibliothek angezeiget worden, ersparen wir hier diese Wiederholung. — Wir wußten, daß uns nach aller daseyenden Schriften, des Romeyn de Hooghe schwulstigen Werk, auch Winkelmanns ganz fehlgeschlagenen Versuch über die Allegorie, annoch ein wichtiges Buch fehlet, und wenn auch die anderswo versprochenen Vorlesungen über die Allegorie da seyn werden, noch fehlen wird.

Nun glaubten wir in dieser vor uns liegenden Schrift, eine ganze Iconologie, oder wenigstens einen wichtigen Beytrag zu erhalten. — Allein, wir fanden kein System,

keine

keine Vorrede die den Endzweck dieser Schrift anzeiget, sondern allegorische Bilder, ohne Critik, und aller Litteratur-Notiz. — Sulzer in seiner Theorie der schönen Wissenschaften, hat im Artikel Allegorie hiervon am besten geschrieben. Nach diesen Ideen suchten wir hier eine kritische Abhandlung über die Allegorie, welche die zeithero allegorisch behandelte Bilder genau untersuchte, alle falsche Begriffe, die der Kunstdarstellung zuwider, verwürfe, und aus der ungeheuren Menge übertriebener undeutlicher allegorischen Bilder, nun die Vorstellungen, die Jedermann versteht, auswählte. — Zur Künstlerallegorie gehöret, die Kenntniß des allgemeinen Gebrauchs, der alten Bilder, denen man eine neue Bedeutung giebt, alter Sitten und Gebräuche, des Costum, und die rechte Anwendung ähnlicher Fälle aus der Fabel oder Geschichte. Von einem Ramler konnte man hierüber etwas vorzügliches erwarten. Vielleicht liefert er künftig noch ein Werk, wie wir es wünschen.

Al.

7) Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Aufsätze, betreffend die rußische Geschichte. Von J. K. M. d. K. a. R., 6. 7. B. Berlin und Stettin, bey Friedr. Nicolai, 1788. kl. 8. zus. 42 Bog.

Bibliothek der Großfürsten Alexander und Constantin, von J. K. M. d. K. a. R., 8. 9 Th.

Auch unter dem Titel:

Erzählungen und Gespräche von J. K. M. d. K. a. R., 8. 9 Th.

In eben dem simplen Ton und in eben der reizenden Manier, als in der Recension der beyden vorigen B. im 81sten B. 2ten St. näher angezeigt ist, fährt die erhabene Verf. fort,

 die

die rußische Geschichte den beyden jungen Großfürsten zu erzählen. Die Geschichte rückt in diesen 2 B. 67 Jahre fort, vom J. 1157 bis zum Einfall der Mongolen in Rußland, und bis zur Schlacht bey der Kalka im J. 1224.

Rb.

Mémoires du Baron de la Motte Fouqué, Général d'Infanterie Prussienne. Dans lesquels on a inséré sa correspondance interessante avec *Fréderic II.* Roi de Prusse. Deux Tomes. Berlin, chez la Garde. 1788. 8. I. Tom. 19 Bog. II. Tom. 17 Bog.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des königl. preussischen Generals von der Infanterie, Freyherrn de la Motte Fouque. In welchen zugleich dessen merkwürdiger Briefwechsel mit Friedrich *II.* enthalten ist. Zwey Th. Berlin, bey la Garde, 1788. 8. 1r Theil, 18½ Bog. 2r Th. 16½ B. mit dem Pränumeranten-Verzeichniß.

Dieses Buch ist in vielerley Betracht höchst interessant und angenehm zu lesen. Erstlich werden diejenigen, die das Andenken des nie genug zu preisenden Friedrichs verehren, reichliche Nahrung, zu ihren Empfindungen über dessen Herzensgüte bey seiner außerordentlichen Seelengröße finden. Mancher König achtet und belohnt auch wohl einen treuen und geschickten General; welcher König wird aber wohl so viel außerordentlich kleine und süße Gefälligkeiten für einen solchen hegen, auch wenn er sein Jugendgefährte gewesen ist? Welcher König wird mit dem Mann, dessen Grundsätze in Hauptpunkten, in Punkten von denen dieser König gerne spricht, und gut oder vielmehr noch, witzig sprechen zu können glauben muß, nicht nur den ehemaligen unveränderten Umgang unterhalten, bis an dessen Lebensende, sondern in diesem Umgange nie das geringste einfliessen lassen, was der Denkungsart dieses Mannes im geringsten mißfällig seyn kann? Wenn

dies

ses nicht etwas ganz ausserordentlich schönes und edles an einem König scheint, dem fehlt gewiß alle Beurtheilungskraft über Charaktere der Menschen. Der Officier und der forschende Kriegsgeschichtskundige wird auch noch in den Briefen des Königs und des Generals während des siebenjährigen Krieges viel Lehrreiches finden.

Auszüge von allen diesem zu geben, ist nicht möglich: auch selbst nicht von des Generals Leben. Eins wollen wir nur anmerken, daß darinn eine Unwahrheit aus Trenks Lebensbeschreibung dargethan ist, die einen Fingerzeig abgeben kann, was von der Glaubwürdigkeit vieler Thatsachen in diesem sehr zur Ungebühr gepriesenen Buche zu halten ist. Nachdem der Verf. in einer Note 1r Th. S. 28 im Französ. und S. 31 im Deutsch. erstlich den General von allem Verdacht der Grausamkeit überhaupt, besonders gegen den von Trenk, dessen Bewahrung in der Gefangenschaft seine Pflicht war, ganz natürlich gerechtfertigt hat, fügt er hinzu: „Die Bemerkung, die der Hr. v. Tr. bey der Charakterschilderung des Vicekommendanten d'O zu Glaz macht, wo er sagt: der d'O habe die Tochter des Generals Fouque verführt, um sie zur Gemahlin zu erhalten und dadurch sein Glück gemacht, ist eine Unwahrheit, indem Fouque nur die einzige Tochter hatte, welche an den Obersten von Nimschefsky vermählt war, der dem Leser aus den folgenden Briefen des Königs näher bekannt werden wird."

Was die Uebersetzung anbetrift, so läßt sie sich zwar ganz gut lesen, aber sie ist nicht treu. Ueberall sind Einschiebsel, die den Sinn anders bestimmen. Folgendes nur zum Beweise.

Th. 1. S. 5. steht: C'est par une suite de son mécontentement qu'il quitta le service Prussien, & obtint son congé l'année suivante en qualité de Major. Lorsqu'un homme d'honneur est victime de la noblesse de ses sentimens, sa disgrace même sert à rélever son mérite.

S. 7. wird dasselbe so übersetzt.

„Fouque, zur Unzufriedenheit gereizt, verließ die preussischen Dienste, und erhielt den 21sten Jan. 1379 den Abschied als Major. Das Glück bediente sich dieser Gelegenheit, seinen Liebling einer vortheilhaftern Bestimmung näher zu bringen.

gen. Wenn der rechtschaffne und ehrliebende Mann durch den Trieb eines edlen Gefühls in Widerwärtigkeiten geräth, so gewinnt er auch im Unglück."

Der Verfasser heißt Büttner. Daß der Verf. sich selbst übersetzt haben sollte, können wir eben dieser Verschiedenheiten wegen nicht glauben. Auf alle Fälle gefällt uns fast immer das französische besser. Es ist präciser, und die deutschen Einschiebsel sind gemeiniglich falsch, als eben das von dem Glück in der hier angeführten Stelle. Wodurch kam wohl Fouque, beym Heraustreten aus preußischen Diensten, einer vortheilhaftern Bestimmung näher? Wie war Fouque ein Liebling des Glücks? Alles das ist so fade als falsch. Dergleichen kommen sehr oft vor. Wer also französisch kann, der lese das Französische, wenn er unserm Rathe folgen will.

N.

Topographie des Königreichs Böhmen ꝛc. Von Jaroßlev Schaller. IX. Theil, Prag und Wien 1788. in 8.

Dieser Theil enthält den **Pilßner Kreiß**, so 18 Stunden lang, und 12 Stunden breit ist. In dem größten Theile desselbigen wird **deutsch** gesprochen. Die **Schafzucht** ist darinn ansehnlich, daher auch die **Wollmanufakturen** beträchtlich sind, wovon die mehresten Tücher nach Bayern und in die Schweiz gehen. Auch der **Flachsbau** wird stark getrieben, und an verschiednen Orten findet man viele **Strumpfstrickereyen. Eisen- und Blechfabriken** sind ebenfalls vorhanden — gute **Färbereyen** — **Leineweber**, davon im Kreise 777 Meister sind — **Strumpfstricker** 157. Ueberhaupt regiert im ganzen Kreise Industrie genug S. 2—7.

Die königliche freye Kreißstadt **Pilsen** gehört unter die wichtigsten Städte von Böhmen, liegt in einer angenehmen Gegend zwischen den Flüssen **Mieß** und **Bredavke**, und könnte wegen ihrer vortheilhaften Lage zu einer Hauptvestung gemacht werden. Man zählet mit den zwey Vorstädten 457 massive Häuser darinnen. Der Kaiser **Karl IV** hat sie stark privilegiret, S. 13. und noch mehr **Sigismund** im J. 1438, auch

auch Wladislav *II.* 1504. Ferdinand *II.* aber hat sie alle noch übertroffen, durch den Gnadenbrief, den er der Stadt 1627 gegeben hat, S. 22. kurz alle Böhmische Regenten sind gegen die Stadt sehr gnädig gewesen. Bey den Hussitischen Unruhen hat sie viel gelitten, S. 28 f. überhaupt ist die Geschichte der Stadt sehr weitläuftig, und fast zu weitläuftig für eine geographische Beschreibung ausgeführet. Einen merkwürdigen Umstand, wollen wir doch daraus mittheilen. Wie im J. 1634 die Feinde des Feldherrn Albrecht von Waldstein bey Hofe es dahin bringen wollten, (so schreibt der Verf. S. 53), daß man ihm die Oberfeldherrnstelle benehme, verbanden sich die meisten Officiere von seinem Kriegesheere, so damals in Pilsen lag, schriftlich und eidlich, daß sie ihn nicht verlassen, sondern mit Leib und Leben beystehen wollten. Nachdem er aber nebst noch vier andern zu Eger entleibet worden, so befahl der Kaiser, daß auch an den übrigen Mitschuldigen an dem Orte der Verschwörung zu Pilsen die verdiente Strafe vollzogen werden sollte. Darauf sind zu Pilsen auf öffentlichem Markte 7 Obersten, 9 Rittmeister und Hauptleute, und 8 aus den mitschuldigen Bürgern hingerichtet worden, S. 53.

Das Gewerbe der Einwohner besteht in Ackerbau, in Bergwerken, auch in Kaufmannschaft, indem die hiesigen Messen, nach den in Prag, die besten in Böhmen sind, S. 55.

Unter den Kirchen ist die aus lauter Quadern erbauete Erzdechantkirche zu St. Bartholomäi die vornehmste. Sie soll von dem deutschen Orden im J. 1292 erbauet seyn. Der König Ferdinand *III.* wollte hier ein Bißthum errichten, und diese Kirche zu einer bischöflichen erheben, allein die Bürger verbaten weißlich diese Gnade. Sonst sind noch vier Kirchen hier, ein Franciscaner, und ein Dominicanerkloster. Es soll auch 1476 allhier schon eine Buchdruckerey gewesen seyn, die in dem Jahre verschiedene gedruckte Bücher geliefert hat, da doch zu Prag erstlich 1488 die erste Druckerey angelegt worden, so wir kaum glauben, S. 64. Unter vielen Gelehrten, die hier gebohren sind, ist Johannes Dubravius der vornehmste, der als Bischof von Olmütz 1553 gestorben ist, S. 65. Sonst aber hat der Verf. noch viele andere mehr angezeiget, S. 66 f. Der Stadt gehören 32 Dörfer. Es ist kein Land, worinn die Städte so viele Dörfer besitzen, wie

wie Böhmen, aber auch ebenfalls kein Land, worinn die Dörfer so klein sind, wie Recens. aus dieser geographischen Beschreibung des Hrn. Schallers bisher bemerket hat.

Rokizen, eine königliche Stadt von 291 Häusern, in einer bergigten aber doch fruchtbaren Gegend belegen, die sich hauptsächlich vom Ackerbau und von Eisenbergwerken ernähret, S. 73. Zißka hat sie 1421 verbrannt. Es sind vier Kirchen in der Stadt. Der bekannte Johann Rokizana, der 1427 zum Obervorsteher der Hussitischen Geistlichkeit ernannt, im J. 1432 auf dem Landtage zum Erzbischof von Prag gewählet, von dem Domkapitel aber nicht angenommen worden, ist hier gebohren, S. 79. Zur Stadt gehören 10 Dörfer.

Die Kameralherrschaft Gr. Chotieschau, war vormals ein im Jahre 1200 gestiftetes ungemein reiches Frauenkloster Prämonstratenserordens, davon die Güter hier S. 94 rc. verzeichnet sind. Es ist im J. 1782 mit dem Abte und 8 Priestern aufgehoben, S. 99. Weiter die Kameralherrschaft Kladrau, war ein 1108 von dem Herzoge Suatoplink fundirtes Benediktinerkloster, so im J. 1115 mit zwölf deutschen Benediktinermönchen aus dem Kloster Zwiefalten in Schwaben besetzt worden. Die Böhmischen Herzoge haben nach und nach viele Güter daher geschenket. — Aber im J. 1785 ist es gleichfalls einzogen, nachdem jeder Mönch darinn 300 Fl. jährliche Pension erhalten, S. 120. Geschichte des Klosters, S. 126 rc. Mies, eine königliche Stadt von 285 Häusern, hat Silberbergwerke, die von den Einwohnern, größtentheils aber von Fremden betrieben werden. Vormals waren sie sehr ergiebig und berühmt. Hier wird in Böhmischer Sprache, die am häufigsten geredet wird, auch geprediget. Die Dechantkirche gehört jetzo unter dem Patronat des Magistrats, vormals der Maltheserritter. Das vormalige Minoritenkloster, so 1253 von dem Herrn von Schwaneberg gestiftet worden, ist 1785 aufgehoben. Die Stadt besitzet 9 Dörfer und 5 Meyerhöfe, S. 138. Die Fideicommiß-Herrschaft Weseriz, gehörte vormals den Herrn von Kollowrat, anjetzo dem Reichsfürsten von Löwenstein-Wertheim, S. 139. Darinn waren ehedem Quecksilbergruben, die aber nicht mehr betrieben werden. Der Verf. schreibt S. 140, daß viele dergleichen Gruben in Böhmen sind, aber nur noch die einzigen im Berauner-

Kreise

Kreise bey [illegible] betrieben werden, und daher vielleicht vernachläßiget worden, seitdem bey **Idria** in **Krain** das wichtige Quecksilberbergwerk dem Hause Oesterreich jährlich etliche Tonnen Goldes einträgt. Es gehören 72 Ortschaften zu dieser Herrschaft. Fideicommiß-Herrschaft **Hayde** gehört jetzo ebenfalls vorgedachten Fürsten, vormals dem von Schwarzenberg. S. 152. Die Herrschaft besteht aus der kleinen Stadt **Hayde** von 222 Häusern, die sich von etlichen großen Viehmärkten nähret, und 17 Ortschaften. — Die Majoratsherrschaft **Plan** hatten vorher die Grafen **von Schlick** im Besitz, die sie an die Grafen **von Sinzendorf** verkauft haben. Dazu gehört die Stadt **Plan** von 428 Häusern, dabey herum viele ansehnliche Fischteiche liegen, die in der Gegend berühmt sind. In der Stadt war zu den Zeiten der **Grafen von Schlick** eine bekannte **Münzstädte**, worinn die schönen **Anna-Thaler**, **Guldner** und **Groschen** gepräget sind, und noch 36 Ortschaften. Die Reichsgrafen **von Metternich** besitzen anjetzo die Herrschaft **Königswarth**, die vorher dem Hrn. **von Zettwitz** gehörte, deren gesammte Güter nach der Schlacht am weissen Berge confisciret, und an die **von Zettwitz** damals verkauft sind, S. 184. Hierzu gehört das Bergstädtchen **Königswart** von 177 Häusern, und noch 19 Ortschaften.

Die **Herrschaft Tepel** gehört eigentlich dem reichen 1193 fundirten Prämonstrat. Kloster, so nahe bey der Stadt **Tepel** liegt, und vormals 105 Geistliche unterhielte, die aber 1785 auf 18 reduciret sind. Sie besteht aus der kleinen Stadt **Tepel** von 255 Häusern, und noch 75 Ortschaften. In der Herrschaft bey der **Bauernmühle** sind 3 trefliche **Gesundbrunnen** vorhanden, wovon das bekannte **Tepler Salz** herrühret, S. 194. Dergleichen Salzquellen sind auch zu **Huschöwitz** vorhanden, S. 195.

Im ganzen Kreise sind angegeben 11 Städte, 28 Flecken, 64 Herrschaften und Güter, und 819 Dörfer.

Gm.

Geschichte der Israeliten bis auf den Cyrus, zur Ehre und Vertheidigung der Bibel und zur Berichtigung des Wolfenbüttelschen Fragmentisten.

tisten. Nebst einem Anhange, der die alte Geschichte der Assyrer, Meder, Babylonier, Perser, Indier, Phrygier, Hellenen, Pelasger und des Osiris enthält. Von Theodor Jacob Ditmar, Prof. d. Gesch. am vereinigten Berlinschen und Cölln. Gymnas. Berlin, bey Maurer, 1788. 1 Alph. und 9 Bog. in 8.

Abermals ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte des Israelitischen Staats. Allein auch nur Beytrag, nicht aber eine in ihren Theilen sich gleichbleibende, zusammenhängende und vollständige Geschichte. Das Buch enthält mehr kritische Bemerkungen über biblische Angaben, die mit einer vernünftigen Kenntniß von Gott und mit dem natürlichen Laufe der Dinge nicht wohl vereinbar sind, als eine verhältnißmäßig gleichförmige Erzählung der israelitischen Begebenheiten. Man findet hier wichtige Zweifel wider manche alte hergebrachte Schrifterklärung und eine Menge chronologischer, geographischer, antiquarischer und philologischer Vergleichungen, dabey aber auch manche zwar scharfsinnige aber unerwiesene Hypothesen und dem Verf. eigene Etymologien. Als Geschichtsbuch hat es noch die Unbequemlichkeit, daß es weder in Zeitperioden und Kapitel getheilt, noch mit fortlaufender Chronologie, noch einer zur Uebersicht nöthigen Inhaltsanzeige versehen ist. Hiedurch oder auch durch Kolumnentitel und Register würde der Gebrauch des Buchs sehr erleichtert worden seyn, da man es jetzt, so zu sagen in einem Athem, ohne Ruhepunkt vom Anfange bis zu Ende liest, sich nicht recht orientirt, und viele, obgleich gute Sachen, die aber nur als Anmerkungen eine Stelle unter dem Texte verdient hätten, in der Abhandlung selbst, eingeschaltet antrift.

Der Verf. hatte dabey die besondere Absicht, die unter dem Titel: „Uebrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttelschen Fragmentisten" herausgekommenen Zweifel zu lösen, oder, wie er sich ausdrückt, dem Fragmentisten Vorschläge zu einem Vergleiche zu machen. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß in der Bibel Gott Handlungen und Reden zugeschrieben werden, die der göttlichen Majestät unanständig und erniedrigend sind; daß in der Bibel behauptet werde: Gott

sey

sey grausam, rachsüchtig, zornig, strafe die Sünde der Väter an den Kindern, kurz handele unsittlich und ungerecht (Z. E. Richt. 9, 22 f. 20, 23 f. 1 Sam. 6, 19. 15, 3. 2 Sam. 6, 7. u. s. w.) Hier nimmt nun der Verfasser an, es sey, seit den ältesten Zeiten ein beständiger Staatsrath vorhanden gewesen, der sich den Namen Elohim beygelegt (S. 41) und unter dem Namen Jehova verstanden werden müsse. (S. 50. u. a. m.) Diesem Staatsrathe oder geheimen Landeskollegio, nicht aber der Gottheit müsse man jene grausamen und willkührlichen Handlungen zuschreiben. Dieses höchste Staatsministerium des unirten israelitischen Volks, von dem der Hohepriester Präses war, habe sein Amt im Namen und unter der Autorität des Jehova, und als Jehova selbst verwaltet; es habe seine Befehle und Verordnungen, um denselben mehr Nachdruck zu geben, unter diesem Namen ergehen und bekannt machen lassen. — Als Beyspiele mögen hier folgende Stellen, wie sie uns eben wieder zu Gesichte kommen, stehen. Z. E. S. 97. „Wenn es heißt, die Israeliten hätten den Jehova verlassen, wären dem Baal und „der Astaroth nachgelaufen, hätten nachher, wenn sie nachher unter dem Druck gewesen, wieder zum Jehova geschrien, „auch von demselben Hülfe bekommen, aber sich bald wieder, „wenn die Gefahr vorbey gewesen, zu den Göttern der Heiden zurückgewendet, so erkläre ich mir dieses also: Die „Israeliten verliessen die Union oder ihren Hohenpriester, der „ihr gemeinschaftliches Haubt war, und traten mit Völkern, „die dem Baal und der Astaroth dienen, in Verbindung, „sie konnten aber dieser Verbindung ohngeachtet wider ihre „Feinde nicht besiegen, wandten sich also wieder an den „Staatsrath, fleheten denselben um Hülfe an, vergassen aber „auch eben so geschwind den Beystand wieder, den ihnen derselbe jedesmal durch seine Anstalten leistete, und giengen „zur Freundschaft der Kananiter und anderer Nachbarn zurück.“ S. 105. Jephta that das Gelübde, um den Staatsrath zum Freunde zu bekommen, das erste, was ihm bey seiner Zurückkunft entgegen kommen würde, dem Jehova, d. i. dem Hohenpriester zum Geschenk zu machen. Deshalb erschrack auch das Mädchen nicht darüber, daß sie dem Priester zum Geschenk gegeben werden müsse. Mit diesem Gesichtspunkte wird nun die ganze Geschichte durchgegangen, und überall statt Jehova Elohim der hohe Staatsrath oder dessen Präsi-

breit gesetzt. Daß man durch diese Idee in Rücksicht des Schicklichen für Gott viel gewinne, ist nicht zu leugnen, so wie man auch dadurch wieder in eine Menschenwelt kömmt, aus der man durch die alten wörtlichen Erklärungen hinausgezaubert wurde, so daß man sich nicht wundern durfte, wenn mancher denkender Mann in jener Feenwelt alles für Trug und Täuschung hielt. Indessen sind die Beweise für einen Staatsrath wirklich zu schwankend, zumal man sich viele neue Schwierigkeiten schaft, die von selbst wegfallen, wenn man dergleichen Stellen, aus dem mehr erwiesenen besondern Genio der alten Denk- und Sprachart erklärt, wodurch Unschicklichkeit so gut als Mirakel verschwinden. Sind das nicht neue Schwierigkeiten, wenn nun oft dem Staatsrathe Moses wider seinen Willen folgen muß, er, dem als obersten Anführer und Gesetzgeber der israelitischen Union sonst alles Gehorsam war? Sollten wohl Saul, David, Salomo rc. die so unumschränkt herrschten, einem Kollegio, dessen Mitglieder von ihnen abhiengen, oder die sie leicht von sich abhängig hätten erhalten können, respektiren? Sollte es wohl Moses, der sonst sehr consequent handelt, gestattet haben, daß sich ein Kollegium den nämlichen Namen beylege, den das höchste Wesen führte? Laufen nicht beyde, Gott und Staatsrath unter dieser Voraussetzung sonderbar untereinander, wenn z. E. Salomo das einemal den göttlichen Jehova anbetet, und gleich darauf mit dem menschlichen Jehova expostulirt? Denn, daß Jehova Elohim in vielen Stellen nothwendig das höchste Wesen andeute, ist außer allen Zweifel, z. E. 5 Mos. 7, 9: „Wisse Israel, daß Jehova, dein Elohim der „wahre Gott ist, der Höchste, Treue, und Barmherzige rc.“ Recens. kann auch nicht wohl zusammenreimen, was es mit der vom Staatsrathe bewirkten Trennung des Reichs für eine Bewandniß gehabt habe, indem er dadurch so offenbar wider seinen eigenen Vortheil handelte; ferner, wie nach der Trennung des Reichs, zwey von einander unabhängige und feindselige Staatsräthe in Juda und Israel nur ein Jahr hätten dauern können, ohne deutlichere Spuren in der Geschichte zu hinterlassen? In diesem Falle erwartete Recens., daß, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, ein Jehova den andern abgesetzt, oder in Bann gethan hätte; denn man kennt ja das Priesterregiment rc.

Nach

Nach Rec. Urtheil läßt sich das alles natürlicher und leichter aus der Denk- und Sprachart der alten Welt überhaupt und der Hebräer insbesonders erklären. Was Menschen denken, beschliessen und handeln, wird Gott zugeschrieben. Was mittelbar erfolgt, wird Gott unmittelbar zugeeignet. Dabey wird alles dramatisch gebildet, statt nakter Geschichte bedient man sich vielfarbiger Gemälde. Was nicht so erfolgt, wie man es erwartete, das hat Gott verboten, kurz was nicht geht, das hintertreibt Gott mit Worten und Thaten. Nun braucht Moses 2 Mos. 3, 3—6. nicht, nach des Verf. Ausdruck mit Gott zu kapituliren, allein eben so wenig mit dem Staatsrathe. Es ist ausgemalte Gedankenfolge, und so in hundert andern Stellen. Menschen bleiben also immer die handelnden Wesen, nur die Methode zu erzählen, ist verschieden. So fallen die sehr oft vorkommenden Versicherungen des Verf. von selbst weg, daß Gott ohnmöglich so barberisch ꝛc. handeln könnte. — Auf gleiche Weise findet man ja bekanntlich im Homer und andern alten Schriftstellern die Geschichte erzählt, Reden und Handlungen Gott zugeschrieben, die kein vernünftiger Erklärer anders als von Menschen, deren Kräfte von Gott abhängen, versteht. Weder bey Griechen noch Römern noch andern Völkern nimmt man deshalb einen Staatsrath an.

So wenig nun Rec. in dem Punkte eines Staatsraths, welche Idee durch die ganze Geschichte durchflochten ist, mit dem Verf. überein denken kann, wenn sie auch noch plausibeler vorgestellt würde, so sehr muß er ihm in andern Aufklärungen seinen Beyfall schenken, und sowohl Scharfsinn als Freymüthigkeit an ihm rühmen. Der Raum erlaubt nicht alle das Neue und Gute, das darinne zerstreuet liegt, auszuheben und zu prüfen, indessen wollen wir wenigstens einige Gedanken noch hieher setzen. S. 154 f. Davids Volkszählung war nicht sowohl Enrollirung, wie Michaelis annimmt, sondern zweckte auf Vermehrung der öffentlichen Staatseinkünfte. S. 165. nicht alle Israeliten zogen jährlich nach Jerusalem, sondern nur einzelne Deputirte, für diese war der Tempel groß genug, und jeder Stamm hatte den Altar einen Tag, und so wurde die feyerliche Erneuerung der Union in zwölf Tagen vollendet. S. 180. zu Bethel und Dan wurden von Jerobeam nicht goldene Kälber errichtet, sondern Wagen mit ähnlichen Bundesladen wie zu Jerusalem. S. 232. die von

Sal-

Salmanassar nach Palästina geschickten Kolonisten wurden nicht von Löwen geplagt, die durch die Priester sollten vertrieben werden, sondern vom Aussatz.

Der Anhang, der ohngefähr ein Drittheil des ganzen Buchs ausmacht, begreift ähnliche kritische Bemerkungen über die Geschichte der auf dem Titel genannten Völker, die auch so wie jene Hauptabhandlung, nicht aus zehn oder zwanzig neuern Büchern zusammengeschmiedet, sondern aus den Quellen selbst entwickelt worden sind. Indessen möchten wir auch hier zur bequemern Brauchbarkeit des Buchs die oben geäusserten Wünsche wiederholen, und besonders weniger auf Etymologien bauen.

Ad.

Geographisches Handbuch bey Lesung der heiligen Schrift oder anderer vom gelobten Lande redender Bücher, von M. Christ. Aug. Frege. Erster Theil, Gotha, bey Ettinger. 1788. 332 Seiten, in 8.

Zuerst eine hin und wieder zu weitschweifige Einleitung in die Erdbeschreibung Palästinas (von S. 1 bis 132); dann ein nach dem Alphabet eingerichtetes geographisches Wörterbuch, welches sich hier von A bis G. erstreckt. „Je weiter ich (sagt der Verf. S. XIV.) in (der) Kenntniß der alten Geographie fortrückte, desto mehr regte sich in mir der Wunsch, die aus den vortreflichen Werken eines Bachiene, Reland, Cellarius, Bochart, Michaelis, Shaw, Pocock, Fabri ꝛc. gezogenen Bemerkungen für mich zu sammeln und in Ordnung zu bringen. Die damit verknüpfte Mühsamkeit hielt mich nicht ab, den Wunsch auszuführen und ein Ganzes daraus zu machen, dessen Nutzen mir der beste Lohn für die angewendete Mühe war. Meine Arbeit hatte das kaum vermuthete Glück, einsichtsvollen Männern nicht zu mißfallen, deren Urtheil darüber ich mir zu erbitten wagte." Dies ist die Entstehung. — Nach S. XVII. bestimmt der Verfasser sein Buch „dem studirenden Jüngling, dem aufmerksamen Bibelleser aus der mittlern Volksklasse, dem Bürger, Halb- oder Ganz-Gelehrten, der das in vielen Büchern zer-

strente

streute beysammen zu haben, und die geographischen und historischen Nachrichten mit einem Blicke zu übersehen wünscht rc.“ Diesen Zweck kann ein alphabetisch eingerichtetes Buch nicht erreichen; dazu hilft mehr eine Erdbeschreibung, die nach Ländern und Provinzen bearbeitet ist; die freylich für jetzige Zeiten fehlt, da seit J. J. Schmidts bibl. Geographus von 1740 nichts dergleichen erschien. — In der Einleitung vergißt der Verfasser zuweilen, daß er eine Geographie schrieb, denn er bringt alle seine Kollektaneen über die Naturgeschichte, über Mineralien, Bäume, Kräuter, Blumen, vierfüßige Thiere, Fische, Vögel mit hinein; ja selbst Dichterbilder, die davon entlehnt sind, kann er hin und wieder (z. E. S. 89. 90) nicht übergehen. Der S. 122 vorkommende Beweis von der Fruchtbarkeit Palästinas, der aus der tapfern Gegenwehr der Einwohner hergenommen wird, ist äußerst schwankend. — In den hier vorhandenen Artikeln A bis G, die zwar der grössern Anzahl nach, gut ausfallen, finden sich doch mehrere Mängel, die zum Theil in den bekannten biblischen Wörterbüchern (dem deutschen Calmetischen, Hezel Köcherschen rc.) unterrichtender vorhanden sind. Gleich der zweyte Abdon ist mit Ebron einerley; und dabey fehlt die Bemerkung, die hier Aufschluß giebt, daß im Hebräischen die Verschiedenheit beyder Namen gering sey עבדון und עברון Daleth und Resch. — „Elam siehe Persien.“ Hier scheint es, als sollte beydes einerley seyn, welches doch nicht ist. Deshalb müßte wenigstens soviel hier stehen, daß es das Land auf der Ostseite des Tigers sey, und zwar in der Gegend, wo sich dessen Mündung in die See ergießt, daß es zwischen dem Tiger und dem eigentlichen Persien gelegen, daß dessen Einwohner von den Persern durch Abkunft und Sprache verschieden waren, daß Nebukadnezar dieses Elam, aber nicht das eigentliche Persien, bezwungen habe rc. (s. Michaelis spicil. geogr. hebr. T. II. und bey Jerem. 25, 25. Eglath fehlt, das zwar Jes. 15, 5. Jer. 48, 34. von Luthern durch Kuh übersetzt wird, aber der Name einer moabitischen Stadt ist, so wie das dort folgende Wort Schalischija, das man dreyjährig übersetzt, gleichfalls der Name einer Stadt ist, u. s. w. Ueberhaupt sind folgende zwey Stücke keine kleinen Fehler am Buche: einmal daß der Verf. sich seinen Plan nicht bestimmt genug setzte. „Entweder Geographie von Palästina, oder von allen Ländern,

die

chen die rußischen Schiffe nach dem Archipelag nehmen müssen S. 90; oder gar der Vorschlag S. 92 bis 164, daß die Kaiserin den in Rußland gewöhnlichen Kalender abschaffen und einen verbesserten unter dem Namen des Katharinischen einführen soll, wobey eine Art von Abhandlung über die verschiedenen Kalender, nebst einer Berechnung der Jahre, Tage u. vorkommt. Nur eine kleine Anzahl von halb erträglichen Anekdoten findet man; das übrige ist größtentheils aus andern Schriften bekannt, oder schief erzählt, oder höchst unzuverläßig, oder offenbar falsch. Oft verräth der Verfasser seine Unbekanntschaft mit den Ländern, von welchen er schreibt, und mit den Schriften, aus welchen er sich eines bessern hätte belehren können. So setzt er z. B. zu den ehemaligen schwedischen Kornkammern folgende 4 an Rußland gediehene Provinzen, Ehst- und Lettland, Finn- und Ingermannland S. 4 und 13; aber aus jeder Erdbeschreibung konnte er lernen, daß Ingermannland kaum, und das äusserst magere Finnland gar nicht, zu den Kornkammern gehört; ingleichen daß Lettland nur ein Theil von Liefland ist; aber obgleich er sich eine Zeitlang in den dasigen Gegenden aufgehalten hat, so entblödet er sich doch nicht S. 22 zu versichern, daß Liefland ein Distrikt von Lettland sey, (das soll wohl heissen, die ehemaligen Liwen hätten im jetzigen Lettland gewohnt,) und daß man eigentlich Livland schreiben müsse, „von der ehstnischen Benennung Livana Maa Fandland.“ (das ist eine in der ehstnischen Sprache unerhörte Benennung; das letzte soll wohl Sandland heissen. Aber warum wollte der Verf. durchaus Wörter aus fremden Sprachen einmischen? Das Suicelli, welches S. 27 hinter einander zweymal vorkommt, wird jedem, der nur etwas von der rußischen Sprache gehört hat, ein Lächeln erregen.)

Was S. 14 u. f. von den öffentlichen Einkünften aus Lief- und Ehstland nach Anleitung der Taschenbücher zweener Edelleute und andrer Anzeigen, berichtet wird, verräth gleichfalls eine große Unwissenheit. Wie konnte der Verf. S. 17 niederschreiben, die dörptsche Provinz habe i. J. 1748 an die Krone Rußland laut Accord (was für ein Accord?) 15000, die rigaische aber nur 600 Rubel bezahlt. Seine Erklärung über diesen Unsinn S. 18 ist elend, da er nicht einmal den Unterschied zwischen ehstländischen und liefländischen Haaken kennt. Gleichwohl baut er auf solche falsche Angaben

gaben eine lange Berechnung, um zu zeigen, daß die beyden Provinzen Lief- und Ehstland unter der rußischen Regierung unendlich weniger öffentliche Abgaben bezahlt haben als unter der schwedischen.

Viele sogenannte Anekdoten sind ganz ungegründet. So soll z. B. die Kaiserin **Elisabeth**, um die ihr lästig und gefährlich gewordene Chevaliergarde zu verringern, aus derselben zuweilen einen als Obersten zu Feldregimentern geschickt; und die Stelle unbesetzt gelassen haben S. 30. Die Kaiserin **Anna** fand eine Chevaliergarde vor sich, und schafte sie ab; aber **Elisabeth** errichtete eine Leibcompagnie, die bey ihrem Absterben noch vorhanden war. Niemals ist einer davon als Oberster zur Armee versetzt worden, ausser wenn er schon einen Rang bey der Compagnie hatte. — Die Erzählung von den Garderegimentern S. 31, enthält ganz falsche Darstellungen. Es heißt, die dabey befindlich gewesenen deutschen Officiere wären abgedankt oder zu Feldregimentern versetzt, die Garden aber in dem finnischen Krieg gebraucht worden; (bey der dortigen Armee befanden sich von ihnen nur vier Bataillonen und ein paar Escadronen,) wo sie durch Empörungen das Leben des Feldmarschalls **Lacy** und des Generals **Keith** in Gefahr gesetzt, auch letztern endlich veranlaßt hätten, seinen Abschied zu nehmen. Welche Irthümer! Die deutschen Officiere waren gar nicht von der Garde entfernt worden; selbst derselben Commandeure in Finnland, nämlich **Keith** und **Lieven**, als Gardeofficiere, gehörten zu den Deutschen, als unter welche man auch Schottländer rechnet. Mit der erwähnten Empörung verhielt es sich ganz anders als der Verf. berichtet; sie wurde auch gleich geendigt, da man etliche Aufwiegler griff und fortschickte; am wenigsten hatte sie einen Einfluß auf das nachherige Betragen des Generals **Keith**, welcher von einer damals herrschenden Hofpartey beleidigt wurde: aber alle dergleichen Dinge kann Rec. hier nicht auseinander setzen, weil sie zu viel Raum einnehmen würden. — Eben so falsch ist das Vorgeben S. 63, als wären im 7jährigen Krieg, nach dem ersten Einfall in Pommern, durch ein Sterben bey der rußischen Armee 60,000 Mann weggeraft; ingleichen daß alle Ausländer durch einen Eid für sich und ihre Erben, zu ewigen Dienst S. 71, oder nach einer falschen Deutung des angeführten Befehls, zur ewigen rußischen Sklaverey S. 88, wären verpflichtet; auch die

die jungen Edelleute in Ehstland abgehalten worden in ausländische Dienste zu treten, (das ist vermuthlich eine Verwechselung mit den ergangenen Avocatorien,) oder auswärtige Universitäten zu besuchen S. 72 und 85.

Um aus der Menge von angestrichenen Unrichtigkeiten nur noch einige zu berühren, so hat nicht die ehstnische Ritterschaft das Recht über Leben und Tod ausgeübt S. 73, sondern dies thaten die ehstländischen Rittersiühle vermöge des ihnen gegebenen Auftrags. Wenn es von dem Großfürst, nachmaligen Kaiser, Peter *III.* heißt, man habe von ihm alle deutsche Officiere entfernt S. 77, so gilt dies nur von der frühern Zeit, da man ihn an rußische Sitten gewöhnen wollte; nachher war er bekanntermaßen von seinen Holsteinischen Officieren, fast lauter Deutschen, sonderlich lief- und ehstländischen Edelleuten, umgeben: auch sind seine Oberhofmeister S. 79. nicht richtig angegeben worden, denn der erste hieß nicht Beummer, sondern Brümmer, und zwischen Repnin und Schuwalow fehlt noch Tschoglokow. Unerhört ist, daß die Kaiserin Elisabeth dem Oberjägermeister Rasumowsky oder Rosumowski fast die ganze Ukraine geschenkt, man auch von ihm geglaubt und er sich selbst eingebildet habe, daß er Kaiser werden könne S. 82. Und mit welchem Grund heißt S. 90 der Graf Orlow, ein Großadmiral, und die Bewunderung der Völker in Europa, Asia und Afrika? Auch die S. 53 u. f. vorkommenden Nachrichten von den beyden Brüdern von Sievers, bedürfen mancher Berichtigung:, hätte der Verf. die Petersburgschen oder die neuerlich herausgekommenen liefländischen Adreßkalender durchgeblättert, so würde er bald bemerkt haben, daß nicht beyde Brüder sind in den Grafenstand erhoben worden, sondern nur einer, nämlich der Oberhofmarschall; und daß dieser schon 1774 gestorben ist, hätte er unter andern aus Gadebusch liefländischen Jahrbüchern, 4 Th. 2 Absch. S. 290 wissen können: da nun auch der zweyte Bruder, wie man aus neuern liefländischen Schriften sieht, bereits seit geraumer Zeit nicht mehr am Leben seyn muß, so kommen die guten Wünsche für beyde Brüder S. 57 u. f. um viele Jahre zu spät. Inzwischen wird auch wohl zuweilen für Verstorbene gebetet.

Aus der bisherigen kurzen Darstellung, welche das obige Urtheil völlig rechtfertigt, ergiebt sich, daß die gegenwärtigen

statisti-

statistischen, politischen und galanten Anekdoten, nicht allein von statistischen, politischen und galanten, sondern auch überhaupt von historischen, geographischen, biographischen und andern Fehlern wimmeln.

Su.

Bemerkungen über Rußland, in Rücksicht auf Wissenschaften, Kunst, Religion und andre merkwürdige Verhältnisse. In Briefen, Tagebuchsauszügen und einem kurzen Abriß der russischen Kirche nach ihrer Geschichte, (ihren) Glaubenslehren und Kirchengebräuchen. Erster Theil. Erfurt, Keyser, 1788. Ohne den Vorbericht 372 Seiten in gr. 8.

Was der etwas lange Titel ankündigt, das muß man im gegenwärtigen ersten Theil noch nicht suchen, als welcher, außer etlichen andern Anzeigen, hauptsächlich eine in Briefform abgefaßte Beschreibung von Petersburg liefert. Man kann sie, obgleich deren mehrere bereits vorhanden sind, eben nicht als eine überflüßige Wiederholung ansehen, weil wirklich viele gute Nachrichten vorkommen, die in andern fehlen. Da dieselbe schon 1781 ist aufgesetzt worden, so läßt sich leicht vermuthen, daß seit jener Zeit manche Dinge in Petersburg eine andre Gestalt gewonnen haben. In etlichen kurzen Anmerkungen werden vom Herausgeber (wenn er wirklich eine vom Verfasser unterschiedene Person ist,) dergleichen vorgefallene Veränderungen berührt; aber billig hätte es öfterer geschehen müssen.

Von einigen Dingen liefert der Verf., welcher vorher die Stelle eines Haushalters in Ehstland verwaltet, und dann die kaiserliche Residenz besucht hat, ganz artige Nachrichten z. B. von der Münze oder dem Münzhaus, u. d. gl. Am längsten, nämlich von S. 77 bis 185, verweilt er bey der Akademie der Wissenschaften, ihrer Bibliothek, Naturaliensammlung u. s. w., wobey größtentheils bekannte Sachen aber gut erzählt werden.

Die Schilderung von dem Fräuleinstift, welches wider den dasigen Sprachgebrauch, S. 196 das Fräulein- und Demoisellenstift, S. 199 das Kloster, und S. 348 noch unschicklicher das Mädchenstift genannt wird, ist falsch, wenn es S. 197 u. f. heißt: „viele Mädchen wären darinn „durch die Kadetten zu Müttern geworden, und das ganze „Institut ein wahrer korinthischer Venustempel gewesen." Solche boshafte Verleumdungen werden freylich in Petersburg erfunden und Fremden aufgeheftet; man muß sie aber nicht geradezu als Wahrheiten niederschreiben. Gleichwohl ist was der Verf. von den Verbesserungen dieser Erziehungsanstalt rühmt, auch nicht ganz richtig. Der Austritt aus derselben veranlaßt noch immer für manche arme Fräulein immer große Verlegenheit: sie genießen nicht den gemeynten zweckmäßigern Unterricht in häuslichen Geschäften, daher fehlt es oft an Versorgungen, so wie an Verheyrathungen. Die Bürgerlichen, welche jetzt großentheils aus Schreiberstöchtern bestehen, sehen sich oft genöthigt, als Kammerjungfern in adeliche Häuser zu gehen, weil sie zu Gouvernantinnen aus Mangel an Geschicklichkeit, nicht taugen. Vermuthlich werden künftig die weisen Absichten der Kaiserin sichtbarer erfüllt.

Da es in Petersburg einem Fremden schwer fällt, sich von allem genau zu unterrichten; so darf man sich nicht wundern, daß der Verf. manche falsche oder halbwahre Nachricht einmischt. Unter andern irrt er, wenn er S. 200 meynt, nur in Moskow, aber nicht in Petersburg, sey ein Findlingshaus: es ist bekannt, daß ein solches Gebäude anfangs in der Gegend des Fräuleinstifts stand, hernach aber mitten in der Stadt angelegt wurde. Noch irriger ist, wenn er S. 270 berichtet, das kaiserliche Lustschloß Sarskoe Selo führe seinen Namen von der Kaiserin Elisabeth, die auch Sara geheissen habe. Wußte er denn nicht, daß kein rußisches Kind mehr als einen Taufnamen bekommt? Aus neuern Schriften hätte er sich bald belehren können, daß jener Name weder Saras Lustort, noch Zaren- oder Kaisers-Aufenthalt, ausdrücken soll. So sagt er auch Seite 69, die Insel Wasili-Ostrow habe ihren Namen von dem Officier Wasili Kortschmin, welcher sie eine Zeitlang gegen schwedische Ueberfälle sichern sollte. Aber das läßt sich kaum vermuthen; denn

denn die Insel muß doch wohl schon einen Namen geführt haben, ehe der Officier dahin kommandirt wurde. Wenigstens hätte der Verf. die erhaltene Nachricht nur zweifelhaft anführen sollen.

Die S. 172 geäusserte Vermuthung, als möchte die Regierung gern die beyden (eigentlich sind deren mehrere,) den bekannten unglücklichen Iwan *III.* betreffenden Münzen vernichten, gilt blos von der Regierung der Kaiserin Elisabeth. Jetzt findet man in Rußland bey allen Münzenliebhabern sowohl Rubelstücke als kleineres Silbergeld mit Iwans Brustbild. — Da die Gemeinen von der Chevaliergarde, wirkliche Officiere bey Feldregimentern sind, von denselben ihren Gehalt erheben, und nur als commandirte angesehen werden: so hätte der Verf. S. 331 nicht sagen sollen, daß sie Lieutenantsrang bey der Armee haben. Aber noch unschicklicher ist sein Vorgeben S. 334, als stehe ein übercompletter Officier bey der rußischen Armee in Gefahr, Zeitlebens ein Extraordinarius zu bleiben.

Die Bemerkung über die bekannte rußische Horn- oder Jagdmusik S. 369, daß sie sich für Rußland wegen des dasigen Menschenmangels nicht schicke, ist zwar artig, aber nicht passend: denn man nimmt zu derselben bey den Regimentern gemeine Soldaten, die blos in müßigen Stunden auf den Hörnern geübt werden; oder in vornehmen Häusern, einige überflüßige Bedienten. Also würde nichts gewonnen, wenn man auch nach des Verf. Vorschlag anstatt der bisherigen Jagdmusik, eine Orgel von solchen Hörnern vor der Fronte herumführen wollte.

Af.

Reise durch Deutschland, von Johann Baptista Catanev aus Bünden. Ulm, Stettinische Buchhandlung, 1788. 152 Seiten, in 8.

Diese geringfügige Reisebeschreibung kam 1787, unter einem etwas längern Titel, zu Chur bey Otto heraus; und wurde in der allg. d. Bibliothek angezeigt. Jetzt scheint nur ein neuer Titelbogen darum gelegt zu seyn, denn die Seiten kommen bis auf das geringste Wort, mit jener Aus-

 gabe

gabe abgeändert, auch wird von keiner zweyten Auflage etwas erwähnt. Verwunderung würde es verdienen, wenn das deutsche Publikum so wenig Geschmack zeigte, daß ein solches seichtes Werkchen schon im zweyten Jahr einer zweyten Auflage bedurft hätte.

Af.

Bemerkungen über Rußland und die Krimm. Nebst Bemerkungen über das Klima von Rußland, von J. G. King, Doktor der Gottesgelahrtheit. Aus dem Engl. Leipzig, 1788. 291 S. 8.

Mit geringer Erwartung ergriff zwar Rezens. dieses Buch, weil sich nicht einmal der Verleger genannt hat; aber aller Muth entfiel ihm, da er in der kurzen Vorrede folgende Erklärung fand: „Der Titel des Buchs ist etwas verschrie„ben abgesetzt worden. Man sollte glauben, daß das Ganze „aus dem Englischen übersetzt sey, da es doch nur auf King's „Bemerkungen geht. Diese Erinnerung mache ich geflis„sentlich, weil der Herausgeber daran keinen Theil hat." Aber warum ließ denn der Vorredner, wenn er wirklich eine vom Herausgeber verschiedene Person ist, den Titel nicht richtiger abdrucken? oder wenn er schon abgedruckt war, warum nicht denselben wegschneiden, und einen schicklichern an die Stelle setzen? Doch scheint die ganze Erklärung bloße Grimasse, und der Titel absichtlich zu einer Lockspeise gewählt zu seyn. Denn man verkauft hier dem Leser nichts als eine Zusammenstoppelung einzeler, theils guter, theils seichter, aus allgemein bekannten neuen Schriften geplünderter und wörtlich abgedruckter Aufsätze. Nur bey etlichen wenigen werden die Quellen, nämlich Richardson's Briefe, Fabri's geographisches Lesebuch, und Brüce's Reisen, nahmhaft gemacht; aber des historischen Portefeuille gedenkt der Herausgeber mit keiner Sylbe, obgleich er dasselbe auf die unverschämteste Art geplündert, und seine besten Aufsätze daraus genommen hat. Denn

Der ganze 7te Aufsatz, S. 128 u. f. welcher Nachrichten von dem Kopfgelde in Rußland enthält, steht schon wörtlich in des histor. Portef. 7ten Stück, vom J. 1785, S. 16 u. f.

Der

Der 14te, S. 194 u. f. über Rußlands Aerzte u. vergl. steht im 2ten Stück des histor. Portef. vom J. 1786, S. 129 u. f.

Der 15te, S. 213 u. f., von der jetzigen Beschaffenheit der Krim, steht im 3ten Stück des histor. Portef. v. J. 1785, S. 247 u. f. und im 4ten Stück S. 43 u. f.

Der 16te, S. 246, unter der Aufschrift: Uebersicht der Vortheile und Nachtheile, welche für Rußland durch die Besitznehmung der Krim entstehen können, steht im 1sten St. des histor. Portef. vom Jahr 1786, S. 11 u. f.

Andre, z. B. der 3te und 13te Aufsatz, enthalten Dinge, die auch im hist. Portef. nämlich im 12ten und 10ten St. vom J. 1784, obgleich mit etwas veränderten Worten, aus Richardson und Brüce, bereits erzählt sind.

Wenn der Herausgeber durchaus seine Finger zu einem solchen Zusammenstoppeln gebrauchen wollte, so wäre er doch wenigstens verbunden gewesen, aus lauter zuverläßigen Quellen zu schöpfen, dieselben getreulich anzuzeigen, und keinen Unsinn abzuschreiben. Selbst in allgemein bekannten Dingen verräth er eine unerhörte Unwissenheit. So läßt er unter andern S. 85 in einer so genannten Anekdote, den Generalfeldmarschall Grafen von Münnich, da er aus seinem Verbannungsort nach Petersburg zurückkam, am Kayserlichen Hofe den Grafen Ostermann (der schon lange vorher in seiner Gefangenschaft gestorben war), antreffen; und um den Unsinn recht weit zu treiben, untersucht er auf 1½ Seiten die etwanigen Empfindungen jener beyden großen Männer bey der damaligen Zusammenkunft. — Man würde hier einen Druckfehler vermuthen, und Biron anstatt Ostermann lesen, wenn nicht ausdrücklich dabey erwähnt wäre, daß die Kayserin Elisabeth beyde verurtheilt habe, den Kopf zu verlieren. — Eine nicht minder alberne, und von allen Grund entblößte Anekdote, wird S. 88 u. f. von dem bekannten rußischen Generalfeldmarschall Grafen Rumänzow oder Romanzow erzählt; nämlich, derselbe sey, um Kriegsruhm zu erlangen, heimlich aus seinem Vaterland entwichen, als gemeiner Soldat in preußische Dienste getreten, doch nach einiger Zeit entdeckt, und seinem Stande gemäß zu höhern Stufen befördert; endlich aber nach Petersburg zurückberufen worden. Läßt es sich wohl denken, daß er, der einzige

Sohn und Liebling seiner Eltern, den Entschluß sollte gefaßt haben, heimlich zu entfliehen, und aus Trieb nach Kriegsruhm gemeiner Soldat zu werden? Nein, sie gaben ihm, wie Rezens. aus der zuverläßigsten Quelle weis, bey ihrem Aufenthalt zu Berlin, eine völlig deutsche Erziehung; dann brachten sie ihn nach Petersburg in das damalige Kadettenkorps; aus welchem er nach einiger Zeit, als Officier zu dem Feldmarschall **von Münnich**, dann zu einem Feldregiment, endlich zu seinem Vater, als Generaladjutant, folglich als Oberstwachtmeister, kam. In der ganzen Zwischenzeit hat er sich niemals aus seinem Vaterland entfernt. Bald darauf wurde er Oberster.

Mehrere Schnitzer und alberne Erzählungen anzuführen und zu berichtigen, hält Rezens. nicht der Mühe werth. — Gleichwohl entblödet sich der Vorredner nicht, zu äussern, daß diese Zusammenstoppelung sogar dem Statistiker werde angenehm und brauchbar seyn.

Af.

---

8) Philologie.

Chr. G. Heynii opuscula academica, collecta et animadversionibus locupletata. Vol. III. Goetting. apud Jo. Chr. Dieterich. 1788. in 8. 442 Seiten.

Der allgemein bekannte und ausgemachte Werth Heynischer Gelegenheits-Schriften, überhebt uns der Mühe des neuen Bekanntmachens. Gegenwärtiger Band enthält des berühmten Verf. spätere Programmen, bis an die kürzliche Jubelfeyer, eingeschlossen, was diese Feyer selbst betraf. Sie handeln von folgenden Gegenständen: vita antiquissimorum hominum Graeciae ex suorum et barbarorum populorum comparatione illustrata; nebst einem Zusatze, worinn diejenigen, welche über Religionen roher und wilder Völker, oder deren Aberglauben Untersuchungen anstellen, sehr richtig und scharfsinnig erinnert werden, sich nicht von

von den Worten der Reisebeschreiber hinreissen zu lassen, daß sie damit die Begriffe verbinden, welche wir ihnen anhängen, indem einerley Ceremonien oder Worte nicht selten bey uns eine Beziehung auf einen Glauben an göttliche Wesen haben, bey rohen Völkern hingegen nicht. Foedera Carthaginiensium cum Romanis super navigatione et mercatura facta, mit einem Zusatze, worinn außer einigen Folgerungen Grund angegeben wird, warum von Egypten und Alexandrien in diesen Traktaten keine Sylbe vorkommt. ; De Romanorum prudentia in coloniis regendis: de animabus feriis ex Heracliti placito optime ad sapientiam et virtutem instructis, de febribus epidemicis Romae falso in pestium censum relatis, nebst einem Zusatze, welcher erklärt, warum zu Rom in ältern Zeiten bloße Fieber so oft einen so hohen Grad von Ansteckung erhielten. De Leone M. Pontif. Rom. Attilae et Genserico supplice facto, mit einem Zusatze, der von einem Buche des Nicolao Tomaso d'Aquileja, nähere Nachricht ertheilt. De belli Romanorum socialis causis et eventu, respectu ad bellum cum coloniis Americanis gestum habito; Foederatarum rerumpubl. coalitio vix unquam satis fida, ex antiquitate illustrata; cur virgis caesi Romano more, qui mox securi percutiendi essent: Historiae naturalis fragmenta ex ostentis, prodigiis et monstris; Ad indicendam munificentiam regiam in praemiis academicae juventuti constituendis, et ad argumenta certaminis proponenda; Ad promulganda nomina eorum qui praemia in IV. Junii proposita ordinum academicorum judiciis reportarunt; Historiae naturalis fragmenta ex ostentis, prodigiis, et monstris; De foederum ad Romanorum opes minuendas initorum eventis eorumque causis; Demogorgon sive Demiurgus e disciplina magica repetitus: Ad promulganda nomina eorum qui praemia in IV. Jun. proposita reportarunt; Saeculi felicitas in nummis; Res a Phocione in rep. Atheniensium gestae in disceptationem vocatae: Ad promulganda nomina etc. Rerum Chersonesi Tauricae memoria breviter exposita: Georgiae Augustae inaugurationis sacra Anniversaria L. adeoque semi-saecularia solenniora ritu festisque caerimoniis celebran-

da; Oratio in panegyri solemnium semisaecularium Acad. Georgiae Augustae habita.

Wf.

Christoph August Bode, der Weltweisheit ordentl. öffentl. Lehrers zu Helmstädt, Erklärende Umschreibung des sogenannten Predigerbuches Salomo, nach dem Hebräischen Grundtexte, mit summarischen Auszügen aller einzelnen Kapitel dieses Buches. Quedlinburg und Blankenburg, bey Friedr. Joseph Ernst. 1788. 6½ Bogen, in gr. 8.

Wenn man jetzt über das Predigerbuch, oder besser, Lehrbuch Salomons, nach so vorzüglichen Vorarbeiten von Michaelis, Döderlein, Spohn u. a. m. eine neue Arbeit in die Hände nimmt: so erwartet man von derselben wohl mit Recht neue Beyträge, den richtigen Sinn dieses Buches, im ganzen Zusammenhange oder in einzelnen Stellen, genauer oder deutlicher bestimmen zu lernen. Mit dieser Erwartung ergriff auch der Rezensent die obengenannte erklärende Umschreibung; aber seine ganze Erwartung ward auf die unangenehmste Weise getäuscht. Erklärungen sogar, die schon von andern gegeben, und so ganz den Charakter der Sprache und des Buches angemessen sind, daß sie sich einem jeden empfehlen müssen, der unpartheyisch prüft, werden hier verworfen, um die ältern beyzubehalten. Z. E. Der Sinn von Kap. 3, 1 bis 9 wird nach S. 15 so angegeben: „Gott hat überhaupt allem, was in der ganzen Welt „ist und geschiehet, insonderheit aber allen menschlichen Ver„änderungen, Beschäfftigungen und Handlungen, die auf dem „Erdboden geschehen, ihre gewisse und rechte Zeit schon einmal „vorherbestimmt, und der Mensch kann, mit aller seiner Mühe „und Arbeit, in diesem einmal von Gott festgesetzten Weltlaufe „nichts abändern.“ In der That sehr sonderbar, wenn man unter den Dingen, deren rechte Zeit Gott vorher bestimmt hat, und die der Mensch mit aller seiner sauren Mühe und Arbeit nicht abändern kann, auch Würgen, Hassen u. s. w. genannt findet. Ein arger Fatalis-

talismus, an welchem Salomo unschuldig ist, der in diesen Versen durch einzelne Beyspiele zeigen wollte, wie alles Irrdische nur eine Weile währt, und mit dem Entgegengesetzten abwechselt. — Sollte man wohl den S. 5, in Kap. 1, 13. hinein paraphrasirten Satz von einem Lehrer der Weltweisheit erwarten: „Eben dieses Studium der Weltweisheit ist „nun das unselige und mühselige Plagegeschäfte, welches „Gott den gefallenen Menschen nach ihrem Verdienste aufgegeben hat, daß sie zu ihrer Demüthigung sich damit plagen sollen!“ Da sieht einer, was dem Verf. seine Profession der Weltweisheit seyn muß! Uns andern Menschen ist Leibnitz, Mendelssohn, Kant nicht ein Plagegeschäft!

Wie reimt, Kap. 7, 24. die Umschreibung in den Zusammenhang: „Diejenige vollkommene Weisheit, welche vormals, „im Stande der Unschuld, bey den Menschen war, ist nunmehro, nachdem sie durch den Sündenfall verlohren worden, „gleichwie etwas, was allzuhoch ist, von den Menschen zu „weit entfernt, u. s. w.“ Salomo hat dagegen den wirklich weisen und vortreflichen Gedanken ausgedrückt: Auch des weisesten Mannes Einsicht bleibt sehr eingeschränkt. Sie übersieht von dem Vergangenen und von der Zukunft zu wenig, um überall sicher und entscheidend genug urtheilen zu können. — Wer hätte Kap. 12, 1. wo בּוֹרְאֶיךָ im Plurali steht, erwarten mögen, daß man noch im Jahre 1788, in einem solchen Plurali eine Spur der Dreyeinigkeitslehre suchen würde? Der Verf. umschreibt dies Wort: „Den dreymal großen „und allmächtigen Schöpfer, Himmels und der Erden, der „auch dein Schöpfer ist.“ Kap. 12, 11. versteht der Verf. die Worte רֹעֶה אֶחָד von dem allerweisesten Oberaufseher, Beobachter und Regierer aller wahren Weisen unter den Menschen, von welchem alle Weisheitssprüche, durch eben denselben Antrieb, Eingebung und Regierung, mittelbarer Weise gegeben werden. — Außerdem ist alles, selbst das leichteste, unnöthig paraphrasirt, wobey die hebräischen Worte recht auch gepreßt worden sind: z. E. Kap. 2, 3. „Dennoch aber gieng „ich, wie ein recognoscirender Kundschafter, um mein Herz „gleichsam noch ferner herum, und suchte dasselbe völlig auszukundschaften.“ Alles daß, um לָתוּר auszudrücken —

Auch

Auch der deutsche Ausdruck ist vernachläßigt; z. E. ich applaudirte mein Herz; garnisonnirende Kriegsleute; Unsinnigkeit u. dergl. Aus diesen Angaben mag man schließen, ob der Verf. seine in der Vorrede angezeigte Absicht, den wahren und richtigen Verstand des Buches anzugeben, erreicht habe. Er sagt: neue Schrifterklärungen auszustudiren, sey seine Sache nicht; bloß um nur etwas neues angeben zu können und an der Bibel seinen Witz zu üben u. s. w. Seine Ehrerbietigkeit und Hochachtung gegen das geoffenbarte göttliche Wort, verstatte ihm nicht, mit demselben gleichsam zu spielen. — Welche Ausleger hier der Verf. auch meynen mag: so versichert ihn der Rezensent, der Salomons Lehrbuch gewiß so hoch schätzt, als irgend der Verf. es kann, daß nach seiner Einsicht, Michaelis und Döderleins Uebersetzung, die diesem göttlichen Buche schuldige Achtung weit mehr befördern, als des Verf. Umschreibung.

Da.

Lectiones Historicorum latinorum in usum Scholarum edidit J. H. Justus Köppen, Gymn. Hildes. Direct. Hannoverae apud Schmidt, 1788. 183 S. in 8.

Es ist kein übler Einfall, die Erzählung merkwürdiger Begebenheiten bey mehrern Schriftstellern hintereinander mit jungen Schülern zu lesen. So prägt sich nicht nur die Geschichte selbst besser ein; sondern man hat auch Gelegenheit, die vornehmsten Grundsätze der historischen Kritik zu berühren, und den Unterschied im Vortrag, Darstellung und Behandlung fühlbar zu machen. Das gegenwärtige Bändchen, welchem der Verf. mehrere folgen zu lassen verspricht, enthält: I. Historiam belli Catilinarii, aus dem Sallust, Vellejus Paterkulus und Florus. (Diese Ordnung entspricht dem zu bezweckenden Zweck nicht recht. Man müßte wohl mit der kürzern und unvollständigern Erzählung anfangen, wenn beym Fortgang der Lektüre das Interesse sich erhalten soll. Aber welches Interesse kann die Erzählung von Florus noch haben, wenn man dieselbe Begebenheit schon weitläuftiger und besser beym Sallust gelesen hat?) II. Bellum civile Caesaris et Pompeji, aus dem Florus, Eutropius, Cäsar, Vellejus Paterkul

trifolus) Svetonius und Petron. (Schwerlich dürften wir das Gedicht des letztern aufgenommen haben.) III. Cornelii Nep. vita Attici. Auch von diesem sehen wir nicht recht ein, wie es hieher gehöre.

Hi.

Jesaias, neu übersetzt, mit Anmerkungen, von Christian Gotthilf Hensler, der Theologie Professor extraord. zu Kiel. Hamburg und Kiel, bey Carl Ernst Bohn. 1788. Vorrede XVI. S. 415 S. in 8.

Jesaias hat seit ohngefehr funfzehn Jahren vor andern biblischen Büchern das Glück gehabt, von mehrern vorzüglichen Auslegern mit Fleiß und gutem Erfolg bearbeitet zu werden. Hr. Döderlein, Walther, Struensee, Dathe, Lowth, Koppe, Michaelis haben sich, jeder seine eigene Verdienste, um dessen Aufklärung erworben. Doch ist durch ihre rühmlichen Bemühungen die Sache noch nicht so vollendet worden, daß alle weitere Versuche, diesen wichtigen Schriftsteller des hebräischen Alterthums für Leser von so mancherley Zwecken, Stimmungen und Fähigkeiten verständlich zu machen, als überflüßig und keines Dankes werth zu betrachten wären. Wir haben vielmehr bey angestellter Vergleichung gefunden, daß Hr. H. neben seinen ihm wohl bekannten und von ihm auch benutzten Vorgängern aufzutreten befugt war, da seine Arbeit nicht blos aus jener Vorrath zusammengetragen ist, und sich bald an diesen, bald an jenen nur knechtisch anschmiegt, sondern in vielem von ihnen sich merkbar unterscheidet und das deutliche Gepräg der eigenen, von andrer Meynung unabhängigen Untersuchung, und eines genauen, vieljährigen Studiums des hebräischen Originals hat. Hr. H. bestimmte, wie er sich in der Vorr. äussert, seine Uebersetzung vorzüglich zum Gebrauch angehender Philologen, doch so, daß er darneben auch für solche Leser sorgte, die, ohne Kenntniß der Grundsprache zu besitzen, dieses Buch mit Rücksicht auf Religionsgeschichte, oder auf alte Sitten, oder auch als Freunde der Dichtkunst lesen wollen. Die Einrichtung, die er zur Erreichung jener Absichten dem Buche gab, ist diese: Zuerst eine ganz kurze Einleitung, in der einige gute

Winke vorkommen. Bey mehrern Reden des Propheten, sagt der Verf., ist es oft nur schwache Muthmaßung, welche dies oder jenes zum Hauptgegenstand der Rede macht; die Geschichte jener Zeiten verläßt uns hier zu oft. Der Dichter bleibt auch nicht immer bey seinem eigentlichen Gegenstande. Die Fehler seines Volks, und dessen gegenwärtige und bevorstehende Schicksale schweben seinem Gemüthe zu lebhaft vor, als daß er nicht manchmal bey Behandlung anderer Materien (und zwar oft sehr heterogener Materien, von welchen eine Digreßion der Art nicht zu erwarten wäre), jene rügen und an diese erinnern sollte. Die Ordnung, in welcher Jesaias Reden jetzt stehen, richtet sich nicht nach der Zeit, da sie gehalten sind. Seine Schriften standen bey seinem Volk in großer Achtung, vergl. Sirach XLVIII, 22 bis 25. Die Wichtigkeit seiner Weissagungen, besonders der von der Befreyung der Hebräer vom Babylonischen Joche war wohl die Ursache. Im N. Test. werden manche Stellen seines Buchs angeführt; — gemeiniglich aber werden sie von den Verfassern der Schriften des N. Test. (s. 1 Kor. XV, 54. vergl. mit Jes. XXV, 8.), auf andere Gegenstände gewandt, als die der Prophet vor Augen hatte.

Auf die Einleitung folgt die Uebersetzung, die sich gleich weit von Paraphrase und von allzuwörtlicher Uebertragung der Urschrift entfernt, treu ist, und vor andern sich dadurch vortheilhaft auszeichnet, daß sie dem Leser nicht so ganz alles Poetische verwischt, wenn wir gleich wahrgenommen zu haben glauben, daß der Treue unbeschadet, durch einen gewähltern deutschen Ausdruck und durch eine passendere Wortfügung für die Erhaltung der Dichtersprache des Propheten oft noch mehr hätte gethan werden können und sollen. Jedem Kapitel, oder wo mehrere zusammen ein Ganzes ausmachen, ist diesem eine kurze Zergliederung des Innhalts vorangeschickt. Den dritten Platz nehmen die Anmerkungen ein, die einzelne Gedanken, Bilder und Ausdrücke des Propheten weiter, als in der Uebersetzung geschehen konnte, aus der Jüdischen Geschichte und aus dem Geist und Sitten des Morgenlands aufhellen. Sie sind für die, hier vorausgesetzte Leser, nicht zu häufig angebracht; im Gegentheil hätten wir gewünscht, daß angehenden Philologen zu gut, philologische Erläuterungen, deren wir in den Anhängen nur wenige fanden, und für die Freunde der Dichtkunst, Hinweisungen auf so manche vorkommende

mende poetische Schönheiten, reichlicher wären eingestreut worden. Zur Uebersicht dessen, was dem Verf. eigenthümlich ist, dient beydes, das Verzeichniß der abweichenden Lesearten, Abtheilungen und Punktationen, und die Bemerkungen über einzelne Stellen im Jesaias. In den letztern, die uns vorzüglich gefielen, findet man auch die Gründe der Erklärungen des Verf. angezeigt. Da er von diesem Theile seines Buchs annimmt, daß er nur von Kennern der hebräischen Sprache und der Alttestamentlichen Schriften, die mit den vornehmsten Deutungen der meisten Stellen bekannt wären, werde gelesen werden, so sind von ihm die Meynungen andrer nicht immer, sondern nur dann angeführt worden, wenn sie besonders scheinbar waren, oder auf die gegebene Auslegung Einfluß hatten.

Wir geben nun von des Verf. Erklärungen einige Proben: K. I. 7. ושממה כמהפכת זרים verwüstet ist es (euer Feld), wie vom Hagelsturz; vermuthlich nach Michaelis. Hier wird offenbar der eigentlichen Rede des Propheten willkührlich eine bildliche substituirt, ohne daß ein Grund davon angegeben wäre. V. 8. מלונה nicht ganz schicklich Schwebelager. Uebrigens ist die beygesetzte Anmerkung richtig: „Im Morgenland schläft man zuweilen unter freyem Himmel auf einem Tuch, das mit Stricken zwischen Bäumen befestigt wird; s. XXIV. 20. (in dieser Stelle ist Schwebelager schicklicher in dem Zusammenhang als in jener.) Ein solches Schwebelager diente, wie wir hier sehen (dies wird vorausgesetzt), auch denen, die einen Garten bewachten.“ V. 12. 13. verläßt Hr. H. die gewöhnliche Abtheilung der Verse und zieht die Worte רמס חצרי zum 13ten V. „Durchtretet meine Vorhöfe nicht mehr. V. 18. bekömmt dadurch, daß er nach dem Vorgang Hrn. Michaelis fragweise übersetzt wird: „Schneeweis soll eure Sünde seyn (nach eurem Vorgeben), die hochroth ist? die roth, wie Scharlach ist, wie Wolle seyn? das heißt nach der beygefügten Anmerkung: Kann ich eure Schuld (die rothe Farbe, Symbol der Befleckung mit Lastern, so wie die weisse, Symbol der Unschuld), für Unschuld erklären? — einen andern Sinn, als nach den bisherigen Interpretationen. Zum Anfang des Verses: Auf laßt uns rechten! paßte dieß ganz gut; nur gehts es, wie schon Hr. Walther bemerkt hat, des folgenden wegen nicht recht an.

K.

K. II. 20. wird לחפר פרות als ein Wort Bergratten vertirt. Uns dünkt, beyde Wörter werden besser abgetheilt gelassen und als besondere Nomina betrachtet, auf diese Weise: Sie werden ihre güldene und silberne Götzen in die Mauslöcher werfen, sie in die entlegenste Winkel bringen — nicht sowohl zum Zeichen der Verachtung, als vielmehr um sie zu verbergen, damit sie nicht eine Beute der Feinde werden: denn es ist kein Grund vorhanden, warum sie, um Verachtung damit auszudrücken, ihre Götzen gerade den Mäusen und nicht andern Thieren, die hier so gut, wie Mäuse genannt seyn könnten, hinwerfen sollen; da hingegen auf die angegebene Weise übersetzt, die Rede des Propheten eine sehr treffende Satyre auf die Abgötterey ist und so viel gesagt heißt: anstatt Schutz von ihren Göttern zu erhalten, werden sie diese selbst in Höhlen flüchten und von dem Untergang zu retten suchen müssen. Die merkwürdige, durch den Isenbielischen Versuch und dessen Folgen, auch in der Geschichte unsers Jahrzehends besonders wichtig gewordene Stelle K. VII. 14 bis 16. wird auf folgende Art übersetzt und kommentirt:

V. 14. Seht, diese Jungfrau empfängt, gebiert einen Sohn,
Den sie Immanuel nennen mag:

V. 15. Milch und Honig wird man essen,
Bis er schlechtes verschmähn, das beßre vorziehen kann.

V. 16. Doch eh er dies vorzieht, das verschmäht,
Wird öde seyn das Land,
Vor dessen beyden Königen du bebst.

Bey העלמה wird die Anmerkung gemacht, Jesaias zeige auf ein dort gegenwärtiges bestimmtes, damals noch unverehlichtes Frauenzimmer, das in einer hienächst zu vollziehenden Ehe einen Sohn gebähren werde. עמנואל zur Zeit seiner Geburt solle Jerusalem die von Gott verheissene Rettung entweder schon erfahren, oder doch als gewiß voraussehn. Unter יֹאכֵל setzt Hr. H. andre Punkte, und ließt יֵאָכֵל man wird essen, rc. das heißt: bis sich sinnliches Unterscheidungsvermögen bey dem Knaben äußert, etwa im Lauf des zweyten Jahrs, wenn er das erste Jahr, oder etwas mehr zurückgelegt hat. — wird das Land noch die Folgen der feindlichen Verheerungen empfinden; vor diesem Zeitpunkt werden

Aecker

Aecker und Gärten nicht wieder bestellt seyn, und Nahrungs-mittel darreichen. „Jetzt, fährt dann Hr H. fort, mußten die großen Niederlagen, die Juda nach 2 Chron. XXVIII. 5. 6. durch Syrer und Israeliten erlitten, wohl schon erfolgt seyn. Dadurch war das Land so vieler arbeitenden Hände beraubt worden; auch waren die Aecker und Weinberge in Judäa gewiß nach damaliger Kriegssitte hart mitgenommen, so daß eine Zeitlang wenig Wein und Getraide gewonnen werden konnte, und die gewöhnlichen Nahrungsmittel des Volks auf die Milch seiner Heerden, und den in jenen Gegenden häufigen Waldhonig eingeschränkt werden mußten. — Nimmt man diese Auslegung des 15ten V. an, so sagt 16. folgendes: Ehe der Knabe ein Jahr, oder etwas darüber erreicht hat, wird das damascenische Syrien und das Land Israel von Feinden verheert seyn — dieser Umstand, daß die beyden feindlichen Länder schon vor jenem Zeitpunkte verheert seyn werden, ist eigentlich das dem Ahas gegebene Zeichen. Diejenigen Judäer, welche hieran glaubten, erhielten dadurch zugleich die stillschweigende Versicherung, daß die jetzt bevorstehende Belagerung Jerusalems nicht lang werde fortwähren, noch den von den Feinden gewünschten Ausgang nehmen können; denn wenn so bald, vielleicht in weniger als zwey Jahren, jene Länder schon wüste liegen sollten, so war für die Feinde, da sie jetzt noch nicht einmal vor Jerusalem waren, und man damals zur Eroberung einer recht festen Stadt lange Zeit brauchte, gewiß nicht viel Wahrscheinlichkeit, daß der Ort in ihre Hände fallen würde. Schon die Geburt jenes Knaben sollte wohl nach Gottes Absicht dem König und Volk Muth einflößen und die Versicherung geben, daß man von der Belagerung nichts zu befürchten haben werde, wie V. 4 bis 7. bezeugt worden; so wie die Erfüllung der ganzen Weissagung in der Folge einen unwidersprechlichen Beweis gab, daß Jehova wirklich in die Zukunft sehe. — Wir überlassen es der Beurtheilung unsrer Leser, ob und wie diese sehr scheinbare Erklärung mit der Allegation des Matthäus K. I. 22. als worauf sich Hr. H. gar nicht einläßt, vereinigt werden könne.

K. LIII. wird als meßianische Weissagung erklärt. Hr. H. sagt aber: „Wer bisher in so manchen Aussprüchen des Jesaias nicht wahrnehmen konnte, was die meisten christlichen, und oft auch einige jüdischen Ausleger sahen, Schicksale

sale und Wohlthaten des Messias, der wird sie doch heil sehen.“

V. 2. Er hat nicht Schöne der Gestalt, auf die wir sehen,
nicht Ansehen, das wir schätzen möchten.

V. 3. Verachtet ist er, mehr geschwächt, denn Einer,
voll Schmerzen, und an Wunden kenntlich,
ist uns, wie der, der sein Gesicht verhüllt,
ist verschmäht von uns, und nicht geachtet.

במסתר פנים wird aus den Levitischen Begriffen von unreinen Personen erläutert, vermöge deren der Aussätzige den untern Theil des Gesichts verhüllen mußte, 3 Mos. XIII. 45. daher dann das Verhüllen des Gesichts die tiefste Beschämung bezeichnete, vergl. Mich. 3, 7. Nur scheint uns Hr. H. in der Uebersetzung mit dem Wörtgen מַסְתֵּר in Verlegenheit. V. 5. מוסר שלומנו עליו uns zum Seegen ruhet Straf auf ihm; Strafe, die uns Heil bringt. Noch wird dabey angemerkt, daß auch שְׁלוּמֵנוּ geschrieben seyn könnte, und daß die Lesart שלומינו, die nach de Rossi in 32 Handschriften und sehr vielen Ausgaben stehe, aus dem Grund, als der Plural von שלום „auf ihm ruht Strafe, unsere Vergeltung, d. i. von uns verdiente Strafe“ — betrachtet werden müsse, weil in jenem Sinn שלם wie in der mehrern Zahl vorkomme. V. 6. wird הפגיע zu matt übersetzt: „Gott ließ auf ihn unser aller Sünden fallen,“ denn das im hebräischen Ausdruck liegende Bild, von dem Ueberfall eines Raubthiers, gehe dabey ganz verlohren. V. 7. verändert Hr. H. das Niph. נִגַּשׂ ins Kal נָגַשׂ und nimmt zu beyden Verben zwey Subjekte an: das erste bezieht er auf יהוה V. 6. — „Gott fordert die Schuld und er (der Meßias) leidet.“ Alsdenn macht er die Schlußworte des nämlichen V. zum Anfang des folgenden, und übersetzt also: „er öfnet nicht den Mund in seiner Angst, beym Richterspruch, den er empfängt.“ Allein diese Konstruktionsart läßt das praefix. מ nicht zu. לֻקָּח spricht Hr. H. לָקַח aus, und das praef. ו in ממשפט macht er zum suffix von מעצר

und

und liest מעצר ממשפט — Bey den folgenden Wörten dieses V. folgt der Verf. der so natürlichen Erklärung Hrn. Storrs, die er schon 1768 in einer Dissertation über diese Stelle vorgetragen hat: „Wer unter seinen Zeitgenossen merkts, daß er aus dem lebenden Lande hingerafft, um meines Volkes Sünden, der Strafe willen, wird, die ihnen drohte? V. 9. Man bestimmt die Gruft ihm bey Verbrechern, doch neben Reichen wird sein Hügelgrab.“ V. 11. Nach seinem Leiden sieht er jene (Kinder, Verehrer) ישבע ein Labsal ihm! בדעתו ehrt man ihn, so macht er, mein Gesandter, der Schuldlose, viele schuldlos.

So gern wir noch mehrere Proben von der Uebersezzungs- und Erklärungsart Hrn. H. auszögen, so müssen wir uns einschränken, da wir ohnehin schon etwas weitläufig geworden sind. Nur die eine Erinnerung müssen wir uns noch erlauben, daß Hr. H. bey künftigen ähnlichen Arbeiten sich gefallen lassen möchte, mit Veränderungen der gewöhnlichen Punktation und Wörterabtheilung weniger rasch und verschwenderisch zu seyn, und sie nicht so oft da vorzunehmen, wo dessen keine Nothwendigkeit abzusehen ist. Angenehm soll es uns seyn, wenn der Verf. sein Versprechen, nach einem gleichen Plan auch die Weissagungen des Jeremias in einer deutschen Uebersetzung zu liefern, erfüllen wird.

Eb.

Analecta ad historiam rei metallicae Veterum, ad *Chr. Gottl. Heynium* — Auctore *Jo. Gottl. Schneider*, Eloqu. et Philolog. Prof. in Reg. Viadr. Traj. ad Viadr. 1788. 37 S. in 4.

Der Hr. Prof. behauptet das ihm eigne Verdienst, als Humanist die alte Litteratur zum Vortheil nützlicher Realkenntnisse zu benutzen und anzuwenden, auch in dieser Schrift. Sie ist eigentlich eine Nachlese zu den zwey bekannten über die von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Jahre 1783 aufgegebenen Preisfrage, so glücklich ausgefallenen Preisschriften der Herren Florencourt und Reitemeyer, und enthält so wichtige Ergänzungen und Verbesserungen, daß sie als eigne Schrift über diese Frage

angesehen werden kann. Der Hr. Verf. hat seine aus den Alten gesammlete Bemerkungen nach der Ordnung der Metalle geordnet. Die griechischen Schriftsteller erwehnen keines andern Mittels, das Gold zu probiren, als des lydischen Steins, dessen Name schon auf lydische Goldbergwerke führt und der auch wahrscheinlich in Lydien zuerst gebraucht worden ist. Daß auch die Saracenen die Amalgamation des Goldes gekannt haben, von deren Kenntniß unter den Alten der Verf. schon in des Ulloa Beschreibung des mittäglichen Amerika Beweise geliefert hatte, beweiset er mit einer merkwürdigen Stelle aus des Vincenz von Beauvais Specul. natur., einer sehr reichhaltigen und noch nicht genug benutzten Quelle seltener Nachrichten. Lesenswürdig sind die Bemerkungen, die er über die verschiedenen Bedeutungen der Bergmannsausdrücke, Scoria, κίβδος und adamas aus dem Pollux und Plinius gesammlet hat und bemerkenswerth die aus dem letztern mitgetheilten Nachrichten von dem natürlichen electro. Aus einem Epigramm des Martialis, XII, 57. leitet der Verf. die Vermuthung her, daß die aus den spanischen Goldbergwerken gehobene rohe Golderze zur Zeit des Martial zum Theil nach Rom zur Verarbeitung geschickt worden sind. Von dem Silber und dessen Verarbeitung hat der Verfasser wenige Zusätze nachliefern können, aber desto mehrere von den andern Erzen. Von dem Gebrauche des Gallmay zur Zubereitung des Meßings, von welchem Hr. Hofr. Beckmann schon gute Nachrichten gegeben hat, giebt er die neue Aufklärung, daß schon Geber im IX. Jahrhundert des Marcasits zweymal gedacht, auch Abensina den Gebrauch des Zinks zur Zubereitung des Meßings gekannt, aber das Zinkerz acecon lapidem, den Zinkocher tutiam und das aurichalcum oder den Meßing laton genannt habe. Von dem Zinn sehr reichhaltige Nachrichten und Berichtigungen mit Erklärungen, die über viele Stellen der Alten ein besseres Licht verbreiten. Um die Nachrichten des Posidonius vom portugiesischen Zinnerz im Zusammenhang vorzulegen, hat er alles, was Strabo, Diodorus Siculus und Plinius in abgebrochenen Auszügen aus seinen Erzählungen genommen haben, zusammen gestellt und verglichen. Die Stelle des Plinius 35, 16. erklärt der Verf. anders, als die Herren Florencourt und Reitemeyer. Aus dem Vincenz von Beauvais führet er die verschiedenen Namen des Zinns an, welche die Chemiker im IX. Jahrhundert

der gebrauchten, ohne daß man weiß, ob sie die verschiedene Güte oder das verschiedene Vaterland des Zinns mit demselben bezeichnen wollten. Von dem mannichfaltigen Gebrauch des Zinns zu öffentlichen und häuslichen Werkzeugen, zu Gefäßen, enthält diese Abhandlung schätzbare Zusätze zu dem, was die Herren Florencourt und Reitemeyer schon davon gesagt haben, besonders von der Kunst der Gallier, das Zinn auf die ehernen Gefäße so aufzutragen, daß man es kaum vom Silber unterscheiden konnte. Von dem chalybischen und indischen Eisen lesenswürdige Beyträge. Wir würden zu vieles ausheben müssen, wenn wir alles Wichtige und Bemerkenswürdige anführen wollten, was der Verf. mit einer sehr wenigen Schriftstellern eignen Kürze in dieser Abhandlung zusammengedrängt hat. Sie faßt einen wahren Schatz von Aufschlüssen über die Bearbeitung und den Gebrauch der Erze unter den Alten mit vortreflichen Erklärungen und Berichtigungen vieler Stellen des Plinius, Aristoteles und anderer Schriftsteller in sich. Es wäre zu wünschen, daß der Herr Prof. oder ein andrer Kenner die in den drey so glücklich ausgeführten Schriften der Herren Florencourt, Reitemeyer und Schneider zerstreute Bemerkungen in ein Ganzes ordnen und diese wichtige Materie noch einmal in ihrem ganzen Umfange in der Sprache für das große Publikum bearbeiten möchte.

Km.

---

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie.

Gedanken über die Bildung des Basalts, und die vormalige Beschaffenheit der Gebürge in Deutschland, von A. F. von Veltheim, Erb- und Gerichtsherrn auf Herbde, Aderstedt, Groppendorf rc. Großbr. Churf. Braunſ. Lüneburg. Berghauptmanne, Herzogl. Br. Lüneb. Erbküchenmeister, und Ehrenmitgliede verschiedener Akademien der Wissensch. Neue verbesserte Auflage. Braunschweig,

schweig, in der Schulbuchhandl. 1789. in 8. 75 Seiten.

Wem die erste Ausgabe dieser trefflichen kleinen Schrift (allgem. d. Bibl. B. 89. S. 145.) nicht unbekannt geblieben ist, (und das wird wohl nicht leicht der Fall mit einem deutschen Naturkündiger seyn) der wird diese zweyte mit Vergnügen zur Hand nehmen: denn diese hat Vorzüge, wodurch sie sich vor der ältern merklich auszeichnet. Hr. v. B. zeigt gleich im Anfange, daß **Strabo** schon den Basalt genau gekannt habe, wie aus seiner sehr guten Beschreibung erhellet. **Agricola** habe dieser Steinart ihren Namen zuerst wieder zugeeignet; und ob man dieselbe gleich in der Mineralogie aufgenommen habe; so seyen doch bis auf **Desmarest** und Hrn. **Ferber** die Naturkündiger um ihren Ursprung nur wenig bekümmert gewesen. Kaum aber hätten jene die Basalte von Vulkanen hergeleitet, sey es Mode geworden, diesen Lieblingsgegenstand mit Partheylichkeit für diese Meynung, oder die entgegengesetzte, zu behandeln. Die Frucht dieses Kampfes sey eine Menge von Thatsachen, welche über diesen Gegenstand, selbst über die Geogenie, vieles Licht verbreiteten. Dem Hrn. v. B. scheint es kaum glaublich, daß man bey gehöriger Kenntniß mehrerer Vulkanischer und Basaltgebürge, und der davon handelnden Hauptschriften, an der Vulkanität der letztern noch im Ernste zweifeln könne. (Uns scheint dies eben so evident, und eigentlich ists unter uns wohl nur eine kleine mineralogische Schule, die noch dagegen streitet, und die für ihre Hypothese Proselyten durch alle Mittel zu machen sich ein ernstliches Geschäft es seyn läßt. Der Hr. Verf. geht nun nach seiner, aus der vorigen Ausgabe bekannten Art, die verschiedenen Hypothesen durch, führt die Gründe und Gegengründe für jede an, und verstärkt sie noch durch neue Zusätze. Dem Systeme der Uebergänge hold zu seyn, verstatten ihm seine Einsichten nicht; sollte es zu erweisen seyn, dann dünke ihm selbst Deucalion's Geschichte nicht sehr unglaublich. — Nach **Swinburne** zeigten die Inseln, li Galli, offenbar noch jetzo einen durch Revolution auf- und niedergerissenen Crater, welcher durchgehends mit Basaltsäulen angefüllt sey. Die Kunst selbst verschaffe zuweilen basaltähnliche Crystallisation, davon unter andern ein mit Flintglase gefüllter Hafen, der in Hrn. Parker's Glasofen ruhig erkaltete, einen sehr

aus

anschaulichen Beweis gegeben habe. Daß die Basalte ein sehr heftiges Feuer erlitten hätten, davon gebe Wedgewood's Pyrometer den Beweis, durch welches man die vormaligen Grade von Hitze, welche die Körper ausgestanden haben, wieder auffinden könne. (Dieser sinnreiche Gedanke giebt den entscheidenden Weg an, [wenn etwas Entscheidendes hierüber noch nöthig ist.] auf welchem die Feuer- oder Wassergeburt der Basalte unwidersprechlich aufgefunden werden kann.) Wir übergehen so viele andre Gründe, die wir aus der vorigen Auflage, als bekannt voraussetzen, um uns zu dem großen Gemälde zu wenden, das Hr. v. B. von der vormaligen Beschaffenheit der Gebirge zeichnet, und das an Größe und edler Kühnheit dem vom Grafen von Buffon entworfenen gleichet, nur daß es, wenigstens nach Rec. Gefühle, jenes an Wahrheit wohl weit übertrift. Wir finden hier viele Belege zu diesem schauderhaft-schönen Gemälde, (als z. B. die Entstehung der Quecksilbergänge durch Sublimation von einem unterirdischen Feuer, nach Hrn. v. Geroldingen, u. s. w.) und am Ende aufgehäufte Beweise einer erstaunlichen Revolution auf unsrer Erde, die um den Südpol ausbrach, und sich immer weiter nach Norden erstreckte. Als Beyspiele führen wir nur an, daß am Südpole gar kein festes Land ist; daß die unzähligen Inseln dort, jetzt noch Vulkane in Menge aufweisen; daß die großen Weltmeere ihre Hauptrichtung von Süden nach Norden haben: daß in den nördlichen Theilen Gerippe von den größten Land- und Seethieren der Südländer, sogar Hekatomben weise, und ausserdem noch so viele Pflanzen und Thierabdrücke, dort einheimischer Geschöpfe, sich finden: daß hergegen in den Flözgebürgen der südlichen Länder keine absolute Produkte der nördlichen anzutreffen sind, daß nach den so verschiedenen Climaten der Thiere, Amerika mit Africa nie, dagegen aber Asien mit Amerika höchstwahrscheinlich zusammen gehangen habe, u. s. w. Denn wir müßten alles abschreiben, wenn wir alles Merkwürdige über diesen Gegenstand ausheben wollten, da diese paar Blätter mehr an innern Gehalt für den denkenden Kopf haben, als mancher Band mikrologisch-mineralogischer Beschreibungen. Nur sehr Wenige sind fähig, sich eine solche die ganze Erde umfassende Vorstellung selbst zu schaffen, die doch der Natur so angemessen scheint.

Bh.

Rich. Kirwan's physisch-chemische Schriften. Dritter Band. Aus dem Engl. übersetzt von D. Lor. Crell. Berl. u. Stettin, bey Nicolai, 1788. 8. 2 Bog. über ein Alphabet.

Auch mit dieser Uebersetzung macht der Herausgeber Naturkundigen, welche diese reichhaltigen Schriften in der Ursprache nicht verstehen oder nicht erhalten können, ein sehr schätzbares Geschenk. Dieser Band enthält fünf Schriften: 1) Die Streitschriften, welche der Verf. mit Cavendish über die Entstehung der fixen Luft wechselte, mit Antwort und Gegenantwort. S. 1—45. Cavendish behauptete, bey dem Phlogistisiren der Luft entstehe keine fixe, keine bey dem Verbrennen entzündbarer Metallluft mit gemeiner oder dephlogistisirter, keine bey dem Verbrennen des Schwefels und Phosphors; wohl aber bey der Vermischung gemeiner mit Salpeterluft, weil beyde schon fixe Luft enthalten können; dort entstehe Wasser, keine fixe Luft; Metalle ziehen sie bey dem Verkalken nur aus dem Luftkreise an; aber K. sagt, dieser enthalte nur äusserst wenig, und wenn er sie auch enthalte, so folge daraus noch nicht, daß sie das Metall über dem Feuer anziehen müsse, ziehe sie doch der Kalk, wenn er im Ofen stehe, auch nicht an, und doch haben alle Metallkalke fixe Luft, sie müsse daher um so gewisser aus dem brennbaren Wesen des Metalls und der dephlogistisirten Luft gebildet seyn, da man nach dem Verkalken im Metall jenes, und im Luftkreise diese nicht mehr finde; Zinkfeile in ätzender Lauge aufgelöst, mache diese Lauge aufbrausen, Zinkblumen thun das nicht. C. leitet aber das Aufbrausen von dem Austreten der entzündbaren Luft aus dem Zink ab; auch erklärt er sich die Gegenwart der fixen Luft in Metallkalken daraus, daß die Metalle bey dem Verkalken dem Rauch der Brennwaaren ausgesetzt sind, der reich genug an fixer Luft seye; die fixe Luft, die man bey der Destillation des rothen Präcipitats mit Eisenfeile erhalte, komme vom Reißbley im Eisen. K. zeigt aber sehr deutlich, daß dieses in so geringer Menge am Eisen hängt, und so wenig fixe Luft enthält, daß man statt 17 nur $\frac{7}{17}$ fixer Luft hätte erhalten müssen. 2) Bemerkungen über die specifischen Schweren, die bey verschiedenen Graden von Hitze wahrgenommen worden, nebst einer leichten Art, sie auf einen gemein-

meinschaftlichen Maasstab zu bringen, S. 45—92. Die Versuche sind mit einem holen Kegel von weissem Bleche, der an der Grundfläche zehen, an der Spitze $\frac{1}{16}$ Zoll im Durchmesser, und eine senkrechte Höhe von 10 Zollen hatte, angestellt. Bey einer Temperatur von 62° enthielt er 42,961 Würfelzolle Wasser: bey 202° hatte dieses um 12,818 Zolle zugenommen. 3) Versuche mit hepatischer Luft. S. 93—102, die unsre Leser schon aus den chemischen Annalen des Uebersetzers kennen. 4) Ueber die Temperatur verschiedener Breiten. S. 103—232. Diese mit ausnehmendem Fleiße abgefaßte Abhandlung wird auch in der Uebersetzung besonders ausgegeben. 5) Versuch über das Phlogiston und die Bestandtheile der Säuren, die auch das zweyte Stück dieses dritten Bandes ausmacht. S. 237—392. Eine vortrefliche auf Thatsachen und richtige Folgerungen aus ihnen gestützte Schutzschrift für das brennbare Wesen, das mehrere unserer neuern Naturforscher aus der Reihe der wirklichen Dinge sogar gerne ausgestrichen wissen wollen. Das Verhältniß der eigenthümlichen Schwere der dephlogistisirten fand er zur derjenigen der gemeinen = 1103 : 1000, diejenige der brennbaren Luft, wie sie durch Vitriolsäure aus reiner Eisenfeile gewonnen war = 84,5 : 1000, derjenige der laugenhaften = 600 : 1000; diejenige der dephlogistisirten = 985 : 1000; diejenige der Schwefelleberluft = 1106 : 1000; diejenige der Salpeterluft = 1194 : 1000; diejenige der fixen = 1500 : 1000; und diejenige der sauren Schwefelluft = 2265 : 1000; die der phlogistisirte ward wirklich bey dem Verbrennen des Schwefels, Phosphors und dgl. ein Bestandtheil der zurückbleibenden Säure. Vitriolsäure bestehe aus einer Grundlage, die mit brennbarem Wesen gesättigt, zu Schwefel, mit fixer Luft gesättigt, zu feuerfester Vitriolsäure, zum Theil mit jenem, zum Theil mit diesem verbunden, zu flüchtiger Schwefelsäure werde; für alle diese Sätze führt der Verf. Belege an: daß Salpeterluft brennbares Wesen enthalte, schließt er unter andern auch daraus, daß Salpetersäure, indem sie dem Schwefel sein brennbares Wesen entzieht, wenn sie darüber abgezogen wird, größtentheils zu Salpeterluft wird. Salpetersäure hatte, nebst ihren übrigen Bestandtheilen, auch fixe Luft, die sie bey einer heftigen Wirkung des Feuers auf Salpeter zugleich mit der dephlogistisirten von sich gebe; es sey zwar wenig, was dabey wirklich als fixe Luft übergehe, aber ein

Theil, und der grössere, werde bey dergleichen Arbeit durch die noch zurückbleibende Säure zersetzt. Der Verf. nimmt an: sie mache $\frac{4}{5}$ der ganzen Salpetersäure aus; wo sich die Salpetersäure in Salpeterluft und dephlogistisirte zersetze, müsse man stark muthmaßen, daß sich ihr ein anderer Stoff zugeselle. Gleiche Theile von beyden lassen sich durch keine Kunst zur Vereinigung bringen. Cavendish scheine sie zwar ohne fixe Luft erhalten zu haben; aber das Atom von fixer Luft, das zu der geringen Menge Salpetersäure, welche er in seinem Versuche erhielt, nöthig war, hätte wohl in der phlogistisirten Luft stecken können. Käme die dephlogistisirte Luft, die man aus Salpeter erhält, von seinem Wasser, so müßte der Salpeter in 100 Theilen beynahe 54 Theile nur an Wasser halten, und doch macht das Laugensalz wenigstens die Hälfte seines Gewichts aus. Die Luft, die der gemeine Braunstein enthalte, sey fixe Luft; auch gebe er im Feuer beynahe immer zuerst fixe Luft von sich; allein die übrige setze ihr brennbares Wesen ab; und so gehe dephlogistisirte über; zum Verpuffen konnte der Verf. ein Gemenge aus gleichen Theilen entbrennbarter Kochsalzluft und brennbarer Luft nicht, nicht einmal ein Stück Phosphorus mit einem glühenden Eisen darin zur Entzündung bringen; geschah die Vermischung beyder Luftarten über Kalkwasser, so wurde dieses trüb, was Kochsalzsäure über dem gleichen Braunstein abgezogen für sich nicht bewirkt. Zuckersäure sey nicht vorher im Zucker vorhanden, sondern bilde sich aus der eigenthümlichen Grundlage desselbigen, die ihr überflüßiges brennbares Wesen verliere, und sich mit einer reichlichen Menge fixer Luft in verdichtetem Zustande vereinige. Die Widerherstellung der Metallkalke in brennbarer Luft bey der gewöhnlichen Wärme des Luftkreises beweise doch sehr für das brennbare Wesen in den Metallen, denn auch nach denen, welche diese Erzeugung des Wassers annehmen, können jene beyde Luftarten durch ihre Vereinigung mit einander in dieser schwachen Wärme noch kein Wasser bilden. Mennige, die ohne Berührung von Rauch oder Flamme bereitet worden, habe eine vollkommenere Röthe, als andere, und diese habe sie von fixer Luft; ohne Zusatz erhielt doch auch der Verf. in starkem Feuer keine Luft aus frischen; selbst aus Lavoisier's Versuche folge, daß nicht die ganze Kohle, sondern nur ein Theil derselbigen, zur Bildung der dephlogistisirten Luft komme. Gegen die Tabelle Lavoisier's über

über die Verwandtschaft der Metalle mit dem feuerfangenden Stoff, erinnert er sehr richtig, daß Kupfervitriol kein Stäubchen Gold niederschlage (nicht so richtig, daß Zink, Eisen und Zinn nicht in Metallgestalt fälle).

Pr.

Briefe über das Karlsbad, und die Naturprodukte der dortigen Gegend. Mit einem Kupfer. Dresden und Leipzig, bey Breitkopf, 1788. 112 Seiten, klein 8.

Der Verf. dieser an den Graf Rudern gerichteten Briefe nennt sich unter dem Vorberichte Freyherrn zu Racknitz. Er besuchte einigemal, seiner Gesundheit halber, das Karlsbad, und giebt hier seine Bemerkungen in einer guten Schreibart. Der zweete (zweyte) Brief handelt von den Kräften und Bestandtheilen des dasigen Wassers: es sey auflösend, durchdringend, stärkend und die Ausdünstung befördernd. Da das Karlsbad-Wasser fast gar kein geistiges Wesen enthält, und als ein warmes Wasser nicht enthalten kann, da es auch höchst unbedeutend wenig Eisen hat: so sieht man nicht, wo die stärkenden Kräfte herkommen sollten. Glaubersalz ist bey weitem das vornehmste Bestandtheil dieses Wassers, und trägt mehr als das doppelte aller übrigen Bestandtheile aus.

Der vierte Brief beschreibt die Produkte des Mineralreichs um Karlsbad. Hauptsächlich finden sich mehrere Arten von Granit. Der Verf. meynt, der Obelisk vor der Lateranskirche, sey der größte bekannte; aber der, welcher vormals im Campo Martio als Sonnenweiser stand, und den der Rezens. irgendwo in Rom unter einem elenden Schuppen liegend fand, ist der größte, wenigstens die größte Masse. Die verschiedenen Niederschläge des Wassers, Sinter und Inkrustate sind beschrieben unter 20 Nummern. Der Verf. ließ von gewöhnlichem Thon Vasen nach antiken Formen machen, und sie im Sprudel inkrustiren, welches ihnen ein hübsches Ansehn gab.

Ld.

Bey-

Versuche und Bemerkungen über die Ursache der dauerhaften Farben undurchsichtiger Körper, von Eduard Hussey Delaval. Aus dem Englischen übersetzt, nebst einer Vorrede, von D. Lor. Crell. Berlin und Stettin, 1788. in 8. 132 Seiten, ohne die Vorrede von XXVIII. S.

Wenn man von dieser Schrift nicht schon deswegen, weil es ein ausländisches Produkt ist, hier nur eine kurze Anzeige erwartete; so würde doch dieselbe diesmal mehr als blos zu entschuldigen seyn, weil Hr. Crell in dem Vorberichte die Urtheile und Bemerkungen zweyer großen Physiker, der Hrn. Klügel und Lichtenberg, über dieses Buch und ihre eigenen Theorien über die Farben, eingerückt hat. Was von diesen Männern zu erwarten stehe, ist bekannt. Beyde schränken die Behauptungen des Verf. von mehrern Seiten ein. Die Uebersetzung ist von Hrn. Meynecke, der in Helmstädt studirt, gemacht, und Hr. Crell hat sie durchgesehen. Wem es um Aufhellung dieses so schwierigen Gegenstandes zu thun ist, der wird das Buch nicht ungelesen lassen, und er wird viel gutes darinn finden.

Wz.

Fr. August von Wasserberg chemische Abhandlung vom Schwefel. Wien, bey J. P. Krauß, 8. 1788. 375 Seiten.

Im Jahr 1780 gab Hr. Franz von Wasserberg den dritten Theil seiner Institutionum Chemiae heraus, worinn die brennbaren Körper, des Mineralreichs abgehandelt wurden. Aus diesem hat der jetzige Verf. den ersten Abschnitt vom Schwefel wieder ausgehoben, mit mehrern Fleiße ausgearbeitet und durch Einschaltung der neuern Erfahrungen erweitert. Billig hätte doch solches in der Vorrede angeführet werden sollen. Es ist hier eben derselbe Plan beybehalten worden, der bey jener Schrift zum Grunde gelegt war. Nach der Beschreibung des Schwefels wird nämlich dessen Verhalten gegen Luft, Wasser, Feuer, Oele, Weingeist, alkalische Salze, und der aus letzterer Verbindung entstehenden Schwe-

Schwefelleber gegen alle Metalle nach der Ordnung angegeben. Darauf folgt wieder das Verhältniß des Schwefels allein gegen die einfachen Erden, Mineralsäuren und Metalle. Bey den Verbindungsarten des Schwefels mit dem Quecksilber vermissen wir Kriels Methode den mineralischen Mohr auf dem nassen Wege, zu bereiten; bey Verbindung des Schwefels mit Zink, Dehnens neue Beobachtungen, wodurch er deren Möglichkeit zu beweisen sucht; auch fehlt die erwiesene Verbindung des Schwefels im Wasserbley.

Da der Verf. die besten Schriften zu Rathe gezogen, und bey den meisten Arbeiten die verschiedenen Methoden mit den dabey vorkommenden Bemerkungen umständlich beschrieben hat, so ist es sehr lehrreich, das ganze chemische Verhalten des Schwefels — eines Körpers, der besonders in der Metallurgie eine wichtige Rolle spielt — hier zusammen übersehen zu können.

Zh.

Fortgesetzte Magie, oder die Zauberkräfte der Natur, so auf den Nutzen und die Belustigung angewandt worden, von Johann Samuel Halle. Mit sechs Quart-Platten. 1 Alph. 12 Bog. Erster Band. Berlin, bey Pauli. 1788. gr. 8.

„Die gütige Aufnahme (so beginnt die Vorrede) und wiederhohlte Auflage, so die vier Oktavbände meiner Magie, den Trattnerschen Nachdruck derselben ungerechnet, bey „vielen hohen und geneigten Lesern unverdienter „Weise gefunden haben; denn es urtheilt die Buchhändlerische Waagschale blos von dem Uebergewichte des Abganges, „von dem innern Werthe eines Werkes, war ein auffordernder Befehl für mich, diese Arbeit fortzusetzen; und ich biete „dazu meine geringe Kenntnisse (Hm!") mit Ehrfurcht und „Vergnügen auf, um die nützliche Aufklärung der Magischen Naturkräfte, so viel ich kann, zu befördern."
Hr. Halle hat also selbst ganz richtig bemerkt, daß Hohe und niedrige Leser, unverdienter Weise, dieses Buch mit ihrem Beyfall beehret haben, daß aber unter diesen die Rezensenten, und besonders der oder diejenigen, so den Werth dieses Buchs in dieser Bibliothek angaben, nicht mit inbegriffen seyn

werden,

Leben als Supplement herauszugeben: das wird Ihm jeder Verehrer der Wissenschaften Dank wissen.

Ts.

Caroli Guil. Scheele Pharmacop. nuper Köpingensis etc. Opuscula chemica et physica. Latine vertit Godofredus Henr. Schaefer. Vol. I. Edidit et praefatus est D. *Ernestus Benj. Gottl. Hebenstreit*, in Acad. Lips. P. P. E. etc. Lipsiae in Offic. libr. Joh. Godfr. Mülleriana. 1788. 284 Seiten, gr. 8.

Scheelens Nahme und Schriften sind bekannt genug; wir brauchen also von gegenwärtigem ersten Theile der Uebersetzung nur anzuführen, was darinn enthalten ist.

Zuerst ist hier die ganze Abhandlung desselben von Luft und Feuer mit Bergmanns Vorbericht und Kirwans Anmerkungen, nebst Priestleys Sendschreiben, hiernächst dessen neuere Bemerkungen über Luft und Feuer, und die Wassererzeugung, welche sich in den chem. Annalen 1785, 1r Bd, S. 229 ff. und 291 ff. befindet, auch dessen Erfahrungen über die Menge der reinen Luft in unserer Atmosphäre, die Abhandlung vom Wasser, und Reißbley, von der Zerlegung der Mittelsalze durch Kalch oder Eisen, dessen Abhandlung vom Braunstein mit Bergmanns Zusätzen vorhanden. Der zweyte Band soll in nächster Messe nachfolgen.

Zh.

Zweifel gegen die Entwicklungstheorie. Ein Brief an Hrn. Senebier von L** P**, aus der Französischen Handschrift übersetzt von Georg Forster. Göttingen, bey Dietrich. 1788. 199 Seiten, in kl. 8.

Der berühmte Uebersetzer dieser Schrift fand das zum Druck völlig bereitete Original derselben in der Büchersammlung, welche zum Naturalienkabinet der Universität Wilna in Litthauen gehört, unter einem Haufen zerrissener und

als

als unleugbar verworfener Papiere, und ist aus verschiedenen in seinem Vorberichte angeführten Gründen der Meynung, daß **Ludwig Patrin**, dessen aufgeweckte Erzählung seiner Wanderungen auf dem Altai im vierten Bande von **Pallas** nordischen Beyträgen abgedruckt sind, der Verfasser derselben sey. Die Schrift selbst ist nicht eine vollständige Demonstration aller Zweifel, welche gegen Evolutionstheorie vorgebracht werden können, und von den berühmten Vertheidigern der gegenseitigen Meynung, so nun auch neuerlich von dem berühmten Vertheidiger der Theorie des von ihm sogenannten Bildungstriebes in seiner Schrift über diesen Trieb und das Zeugnungsgeschäfte, auch an mehrern andern Orten, größtentheils schon vorgebracht sind; sondern nur eine Reihe von Anmerkungen gegen die Meynungen des für die Vertheidigung der Evolutionstheorie so emsig bemühten **Spallanzani**, und zwar die, welche sein zu Modena 1776 herausgegebenes und von **Senebier** ins Französische übersetztes Werk enthält. Der vorzüglichste Zweck derselben ist, zu beweisen, daß **Spallanzani's** Meynung: „Die Infusionsthierchen erzeugten sich nicht in den Infusionen, sondern kämen aus der Luft, in welcher beständig eine unzählbare Menge von Keimen solcher Thierchen schwebten, in die Aufgüsse als Keime hinein, und würden in dieser zu Thierchen nur entwickelt;“ zu den äusserst unwahrscheinlichen Hypothesen gehöre, und zu behaupten wäre, daß diese Thierchen aus den Ueberbleibseln der organischen Theilchen, in den Aufgüssen generatione spontanea gebildet werden können. Ausserdem erstreckt sich die Schrift auch auf die Entstehung der Samenthierchen, des Schimmels, und das Wiederaufleben vertrockneter Räderthiere, und anderer Zoophyten. Durch die ganze Schrift leuchtet ein heller Kopf hervor, und ohngeachtet der Verfasser seinem Witze manchmal zu sehr freyen Lauf läßt, um sich über seinen Gegner mit beissendem und oft muthwilligem Scherze lustig zu machen, so ist doch diese Schrift keine von denen nicht gar seltenen Streitschriften, die nur verlachen, aber nicht widerlegen. Mit treflichem Scharfsinn hat der Verfasser die Blößen der Gründe seines Gegners aufzudecken, und Gegengründe aufzufinden gewußt, die demselben schwer zu widerlegen seyn mögten. Rec., der keinesweges ein zu eifriger Anhänger der Entwickelungstheorie, aber auch keiner von denen ist, welche sie ganz und gar mit dem Spotte verschreyen, der doch

nur diese und jene ungereimte Behauptung eines ihrer Vertheidiger verdient, hoft für dies Urtheil den Beyfall unpartheyischer Leser.

Uebrigens wäre zu wünschen, daß alle Uebersetzungen sich so gut lesen liessen, als diese, ohne ihnen überall anmerken zu können, daß sie Uebersetzungen sind; und daß alle Uebersetzer dem Texte so treffende, Kenntnisse und Wahrheitsliebe beweisende, Anmerkungen beyfügen mögten. Allein, um diesen Wunsch zu erfüllen, müßte jeder Uebersetzer ein Forster seyn.

Gü.

---

10) Erziehungsschriften.

System der weiblichen Erziehung. Zweyter Theil. Nebst einem Anhange über die Schamhaftigkeit, von Joh. Daniel Hensel. Halle, bey J. Christ. Hendel, 1788. 1 Alph. 5½ Bogen, in 8.

Nicht eigentlich ein System, wornach Eltern oder Lehrer die Erziehung der Töchter einzurichten haben, sondern ein Plan zu weiblichen Erziehungsanstalten ist es, was der Verf. in diesem Theile liefert. Er fängt also mit den Fehlern der weiblichen Privat- oder Hauserziehung an und zeigt, daß, in Ansehung der Bildung und Leitung der Töchter, die Aufsicht selten gut, die Leitung nicht immer richtig, und die Behandlung derselben selten unpartheyisch sey, und in Absicht auf Unterricht, dabey zu viel Zeit unnütz verloren gehe, der Unterricht nicht ordentlich, und methodisch genug, oft sehr kostbar und doch nicht hinreichend sey, und daß es hauptsächlich an Wetteifer fehle. Diese Vorwürfe sind nun gewiß zu einseitig abgezogen und passen nicht auf alle Familien und ihre häusliche Erziehung. Und eben das gilt auch von den gerühmten Vortheilen der öffentlichen weiblichen Erziehung. Bey derselben hätten Andre weniger Gelegenheit zu verderben, was Gutes gestiftet worden ist, (und doch klagen öffentliche Lehrer so oft darüber, daß fremde Beyspiele und Verbreitung fremder Grundsätze so oft wieder verdürben,

was

was sie Gutes bauten;) da geschehe alles nach gewisser Ordnung; die Lehrer lernten ihre Zöglinge besser kennen, (wer kennt sie aber besser als die Mutter?) da könnte leichter Unarten vorgebeugt werden, und Kinder lernten bey Zeiten in Gesellschaft leben, (als wenn die Hauserziehung die Gesellschaft ausschlösse.) In dieser öffentlichen Schule muß für Unterricht in Wissenschaften und Künsten, und in Handarbeiten, für Vergnügungen und Leibesübungen, wohin das Tanzen gehört, gesorgt werden. Der Verf. wünscht auch den Gebrauch eines der Schule eigenen kalten Bades. Die Oberdirektion soll ein Mann, und hierzu werden ganz richtige Gründe angeführt, die Unterdirektion aber ein Frauenzimmer haben. Dieser Frauenzimmerschulen aber sollen dreyerley seyn, für Kinder ganz niederer Stände, in Städten und Dörfern, für die mittlern und für die höhern Stände. Wir überheben uns, was der Verf. von den verschiedenen Einrichtungen dieser dreyerley Schulen, wie nicht weniger von der Beschaffenheit der dabey anzusetzenden Personen, und deren Wahl sagt, auszuziehen. Die Schulen für Kinder höherer Stände sollen eigentlich Institute seyn. Den Sold für die Lehrer auszufinden, ist ihm auf dem Papier leicht: er baut alles auf das erhöhte Schul- oder Pensionsgeld, ohne zu bedenken, wie unsicher ein solcher Fond in den meisten nicht sehr wohlhabenden Orten ist, der Schwierigkeiten der ersten Anlage nicht einmal zu gedenken. Jedoch wir eilen über diese Entwürfe weg, die ohnedem Nichts mehr als Entwürfe bleiben werden, um noch etwas von dem Anhang zu sagen, der von der **Schamhaftigkeit** handelt. Der Verf. hatte in seinem Erziehungsplan einen ziemlich freyen Umgang junger Personen beyderley Geschlechts nicht nur erlaubt, sondern auch verlangt; Belehrung über Erzeugung des Menschen anbefohlen, und heranwachsenden Frauenzimmern sogar gerathen, Geburten beyzuwohnen. Da nun dies mit der strengen Keuschheit, die er gleichwohl fordert, nicht bestehen zu können scheint; so nimmt der Verfasser Anlaß, sich über diese Materie weitläuftiger, aber für einen Leser, der die Jugend kennt, wohl nicht befriedigend, zu erklären. Er nimmt als eine Erfahrungssache an, daß alle bisher vorgeschlagne Besserungsmittel zur wirklichen Besserung solcher Unglücklichen, die einmal mit der Selbstbefleckung angesteckt sind, fruchtlos gewesen sind, daß selbst Abscheu gegen sich selbst, Furcht vor Höllenstrafen, Verwün-

wünschung seines Daseyns, die dringendsten Vorstellungen Anderer, das vortreflichste Gebet um Besserung nichts gegen die Gewalt der Gewohnheit gefruchtet haben. — So hart diese Behauptung ist, so sind wir doch geneigt, dem Verfasser darinn nicht unrecht zu geben. Ein Mittel, setzt er hinzu, sey noch übrig, das sicher gut wirken würde, das aber noch kein Erzieher öffentlich vorzutragen gewagt, und das auch er hier nicht vortragen könne. Wenn wir anders richtig rathen, so möchten wir dem Verf. hierinn wieder Recht geben; obs gleich die Schwierigkeiten sehr groß sind. Zulassung zum Genuß des andern Geschlechts zieht sicher von manchen Wiederholungen des Lasters ab, und schwächt also die Einwurzelung der Gewohnheit. Wir wissen überdem Beyspiele, wo die allzustrenge Entfernung von dem andern Geschlecht, bey angehenden vollsäftigen Jünglingen dieses Laster, ohne fremde Verführung, veranlaßt, und die aus dieser Entfernung entstandene Schüchternheit gegen das andere Geschlecht, solches durch den stellvertretenden Genuß der Einbildungskraft unterhalten hat; aber freylich, wie der Gebrauch dieses Mittels einzuleiten, und vor einem andern Mißbrauch zu sichern sey, wer kann es wagen, darüber Winke oder Vorschläge zu geben? Weil nun die durch das Gift der Selbstschwächung angesteckte Personen nicht zu bessern sind, so gehe sein Absehn blos auf Verwahrungsmittel der noch nicht verdorbnen Jugend. Die meisten, die hiervon geschrieben haben, bauen hierbey viel auf die Schamhaftigkeit, so daß sie den Anblick nakter Theile des Körpers, beym An- und Ausziehen, beym Zusammenliegen und Baden für schädlich halten. Unser Verf. aber ist andrer Meynung: und seine Gründe sind folgende: Weil ganze Völker und einzelne Menschen, die sich weniger bedecken, deswegen nicht unkeuscher leben. Naktheit zu sehen, sey unschädlich, sobald nicht die Ungewohnheit Reiz verursache, vollkommen richtig! Gewisse Theile, wenn wir sie nakt zu sehen gewöhnt wären, würden weniger Begierden erregen; indem wir sie aber nicht, oder versteckt sehen, so kömmt die Einbildungskraft hinzu, giebt dem, was das Auge nicht sieht, einen höhern Werth, und entflammt Begierden, die der gewohnte Anblick weniger würde erregt haben, weil es widersinnig scheine, daß der Schöpfer an dem schönen mit so vieler Weisheit gebauten menschlichen Körper, etwas gemacht haben sollte, dessen wir uns aus Pflicht schämen sollten — will im Grunde

nicht

nicht viel sagen. Weil die ganze Empfindung der Scham kein natürliches, sondern ein erlerntes Gefühl sey, und sich die ganze Menschheit nicht über einerley Dinge schäme, weil sie ihren eigentlichen Zweck, Annehmlichkeit in der Welt und Wohlanständigkeit zu befördern, von schlechten Handlungen abzuhalten, und den Geschlechtstrieb in Zaum zu halten, nicht erfülle, und vielmehr, besonders wenn sie übertrieben wird, Schaden stifte, welcher letzte sehr wohl auch in Absicht auf körperliche Gesundheit entwickelt, auch, nach unsrer obigen Bemerkung, daß sie der Phantasie ein weites Feld lasse, und durch Versteckheit lüstern nach Entdeckungen mache, selbst die Keuschheit durch Unwissenheit in Gefahr setze, und die Selbstschwächung durch Unwissenheit und durch Scham vor dem andern Geschlecht befördere. Daher sey es Pflicht der Erzieher, der Scham weise Gränzen zu setzen, und dazu giebt der Verf. folgende Regeln: 1) Man suche gewisse Benennungen der Geschlechtstheile festzusetzen, die weder an Erzeugung noch an Scham erinnern, (so wie der Name Nase nicht an Riechen erinnert,) damit man ohne Verlegenheit mit Kindern davon sprechen könne. 2) Man gewöhne Kinder von Jugend auf, die Naktheit, wo möglich, an beyden Geschlechtern zu sehen. 3) Man belehre sie, daß die Berührung der Geschlechtstheile höchst gefährlich sey, — so wie man ihnen verbietet, die Augen zu reiben — aber nicht um der Unanständigkeit, blos um der Schädlichkeit willen. 4) Man spreche mit ihnen bey Gelegenheit auch von den Geschlechtstheilen ohne Zurückhaltung, und gebe ihnen auf ihre Fragen, für sie befriedigende Antworten, damit sie nicht nöthig haben, sich dabey mehr einzubilden, als man ihnen sagt. 5) Man lasse ihre Kleidung nicht alle Blöße allzusorgfältig bedecken, damit Naktheit sie nicht reize. 6) Man lasse den Umgang mit dem andern Geschlecht, unter Aufsicht, aber ohne Zwang, zu, damit Gewohnheit den Reiz mindere — um aber möglicher Verführung vorzubeugen, brauche man eine abhärtende Erziehung, und befördere zeitigere Ehen. — Dies möchte wohl das beste und das einzige Mittel seyn, das besser wirken wird, als das viele Reden von Geschlechtstheilen oder gar Entblößungen. — Demohngeachtet glauben wir, daß bey diesem allen doch die ausdrückliche Warnung vor dem frühzeitig: einseitigen Gebrauche der Geschlechtstheile und seine schrecklichen Fol-

gen für das Glück des ganzen künftigen Lebens, nicht unterlassen werden dürfe.

Tb.

Neue Nachricht von der Einrichtung des Friedrichswerderschen Gymnasiums, von Friedrich Gedike. Berlin, bey Unger, 1788. 103 Seiten, in 8.

Diese Nachricht ist zunächst denen bestimmt, die sich als Eltern und Angehörige der jener Unterrichtsanstalt anvertrauten oder künftig anzuvertrauenden Lehrlinge dafür interessiren; wird aber auch, so wie alle Gedikesche Schulschriften, andern Schulmännern lehrreich seyn. Sie werden darinn manche ihrer eignen Ideen realisirt finden, und würden selbst vieles davon realisiren, wenn sie ein solches edeldenkendes Publikum, solche Unterstützung des Ansehens der wichtigsten Staatsmänner, und ein solches Gewicht hätten, als dem Verf. ausser seinen rühmlich bekannten Einsichten und seiner Thätigkeit auch sein bürgerlicher Rang und seine äussern Verhältnisse gewähren müssen. Es ist mehr zu wünschen, als zu hoffen, z. B., daß mehrere Direktoren mit Aufrichtigkeit rühmen könnten, was der Verf. hier rühmt, daß einsichtsvolle Patronen eine Ehre darinn suchen, den Flor der Schulen nach allen Kräften zu befördern und allen billigen Wünschen der Vorsteher und Lehrer zuvorzukommen, daß sie den ersten Lehrer bey der Wahl aller übrigen Lehrer zu Rathe zu ziehen, und gern hiebey auf dessen Vorschläge Rücksicht zu nehmen pflegen. Wie gern würde man mit Dankbarkeit das rühmen, wo es zu rühmen stände?

Ganz übereinstimmend denkt Rec., so wie in allen übrigen Urtheilen und Einrichtungen, so auch darinn mit dem Wunsche des Verf., daß man bey Besetzung der Lehrstellen, wo bisher als an einer Simultanschule die Vakanzen abwechselnd jetzt einem Candidaten der Lutherschen, jetzt einem der Reformirten Confeßion zu Theil werden, nicht mehr auf diesen Confeßions-Unterschied, sondern allein auf die Brauchbarkeit gesehen werden müsse. Worzu noch solch ein Zaun zwischen so verwandten, so gleich aufgeklärten Brüdern? Was brauch-

brauchen wir Protestanten zweyerley Abzeichen? Inzwischen müßte man freylich von beyden Seiten gewiß seyn, daß der Partheygeist aufhören würde: und er würde wahrscheinlich aufhören, wenn keine Partheyen mehr wären.

Eben so ist es nützlich, daß der Schüler nach Verhältniß seiner verschiedenen Fortschritte in jeder Lection zu einer andern ihm angemessenen Klasse angewiesen wird; daß er z. B. in der ersten historischen Klasse, und vielleicht in der zweyten lateinischen, in der dritten Ordnung aber griechischen Lection sitzen muß; daß zu dem Ende alle Privatstunden in öffentliche verwandelt sind, und jeder Schüler ohne Willkühr dafür vierteljährig den Kanon von zwey Thaler Schulgeld zur einer Klasse erlegt; daß zu dem Ende ein jeder Lehrer in verschiedenen Klassen Unterricht übernehmen muß. Aber gegen die Rechtfertigung, daß man den Lehrern nicht bestimmte Fächer der Wissenschaften übertragen, sondern daß ein jeder in allen vorhandnen Fächern den Unterricht besorgen müsse; daß in Einer Lection zugleich vier Lehrer in vier Klassen unterrichten; dagegen behält Rec. doch Zweifel übrig. Es wäre, dünkt ihm, doch wirklich besser, wenn jeder Lehrer sich gewissen Fächern widmete, die er nun mehr durchstudiren könnte, als alle zusammen genommen; daß jeder Lehrer darinne den Anfangskursus bis zur höchsten Klasse fortsetzte, um in jedem Fache mehr nach Einem Systeme fortzufahren, u. s. w. Freylich bleibt die größte Inconvenienz wegen Vertheilung der Stunden: aber auch das liesse sich vielleicht heben, wenn gleich der Entwurf des Planes dadurch, wie nicht zu leugnen, erschweret würde.

Wenn man die gewiß mit vieler Schonung abgefaßten Urtheile des Verf. über die noch nicht ganz vollendete Vorbereitung seiner zur Akademie übergehenden Lehrlinge liest, so sollte man denken, daß dieser schon längst auf Eltern und Vormünder der dortigen jungen Leute den Eindruck gemacht haben müßte, keinen ihrer Söhne oder Pflegesöhne ohne übereinstimmendes Gutheissen eines solchen Direktors abgehen zu lassen. Man kann denken, was der Schade und Mißbrauch des zu frühzeitigen Forteilens zu dem angenehmen Burschenleben anderwärts noch beträchtlicher seyn mag.

Ein ganz neues und wichtiges Institut ist die Errichtung einer königlichen Pepiniere, (— einer Pepiniere? Warum dies neue bey uns Deutschen noch gar nicht im Umlauf gewe-

sene, gar nicht bedeutungsreichere Wort des Auslandes? Pflanzschule, Seminarium, sagt eben das), also einer Pepiniere von Lehrern für gelehrte Schulen, welche das königl. Oberschulkollegium der Direktion des Hrn. Oberschul- und Oberkonsistorialrath Gedike anvertrauet, und für jetzt mit dessen Gymnasium vereiniget hat. Aus dem zur Verbesserung des Schulwesens angewiesenen Fonds ist dazu die jährliche Summe von tausend Thalern bestimmt. Davon werden jetzt fünf Schulamtskandidaten als Mitglieder der Pepiniere, jeder mit einer jährlichen Pension von 120 Thalern salarirt, und hundert Thaler zur Anschaffung pädagogischer und anderer benöthigten Schriften verwandt. Eine Einrichtung, welche dieses Gymnasium hebt, und von thätiger Verwendung des Oberschulkollegiums zeuget.

Tk.

Repertorium für die Pädagogik in Gymnasien und Trivialschulen. Des ersten Bandes erster Theil. Frankfurt am Mayn, bey Herrmann, 1788. 209 Seiten, in 8.

In jenen Gegenden von Oberdeutschland nennt man die Schulen kleiner Landstädte von zwey bis drey Lehrern, in welchen nicht eigentlich bis zur Akademie hin vorbereitet werden soll, Trivialschulen. Die Gymnasien, welche man davon unterscheidet, sind mit mehrern Lehrern und Klassen versehen, und reichen bis zur Akademie aus. Der erste Aufsatz dieser periodischen Schrift, deren Herausgeber, Heyler und Hutten, sich als ein paar würdige Schulmänner hier ankündigen, zeigt die Nothwendigkeit und Absicht eines solchen Repertoriums. Sie rechtfertigen sich darinn erstlich, daß sie neben der allgemeinen Revision und neben dem Braunschweigischen Journale noch mit einem neuen pädagogischen Repertorium auftreten. Und in der That, diese Rechtfertigung müßte fast als überflüßig wegfallen. Denn jene Mitarbeiter des Revisionswerkes und des Br. Journals verlangen gewiß kein Monopolium in diesem Schriftstellerfache. Es ist vielmehr gut, wenn durch mehrere und in mehreren Gegenden die Sache der Menschheit und der Aufklärung rege

rege gemacht wird. Es wird also alles darauf ankommen, daß die Hrn. Herausgeber diese Sache gut führen, und ihre erste Probe läßt uns das von ihnen hoffen. Ihr Plan ist besonders nur für die Erziehung und den Unterricht auf öffentlichen Stadtschulen angelegt, und soll sich über den wahren Zweck derselben, so wie über die verschiedenen Mittel und Hindernisse dieses Zweckes, nach willkührlicher Mannichfaltigkeit verbreiten.

Sehr wahr und offen und unwidersprechlich wird hier von ihnen gelegentlich erwiesen, welchen Nachtheil die enthusiastische Sprache der ersten Erziehungsreformatoren dem Ansehen und der Nutzbarkeit der öffentlichen Schulen zugezogen habe. Man hielt es für philanthropisch, ein allgemeines Gerücht von der völligen Unbrauchbarkeit der bisherigen Anstalten zu erwecken: man sammlete aus zehn Schulen von jeder die Mängel, selbst die zufälligen; setzte sie in ein Bild zusammen, ein Bild der Häßlichkeit, das anekelte und das doch nicht für ungetreu galt, weil hier und da etwas davon ähnelte. Man wollte ein neues Gebäude errichten, und blos zum Gerüste entwandte man allen den alten Wohnungen ihre Strebpfeiler. — Freylich Erziehungstheorie gewann endlich durch diese große Gährung: aber alle die neuen Reformatoren berechneten ihre Grundsätze fast blos auf philanthropinische oder Privaterziehungsanstalten, die nur einem kleinen Theile Menschen zu gute kommen konnten. Aber der armen Schulen, aus denen sich bey ähnlichen Unterstützungen und ähnlichem Rettungseifer Segen in Strömen ableiten ließ, gedachte man nicht. Die Schwierigkeiten, ihnen aus ihren Fesseln zu helfen, fand man zu verwickelt: aber desto größer wäre das Verdienst gewesen, an ihrer Lösung zu arbeiten. Man setzte sich in so vortheilhafte Umstände, unter denen noch keine Schule gearbeitet hat. Der Unternehmer einer neuen Erziehungsanstalt nahm und wählte sich, unter unmittelbarer Protektion der gütigsten Fürsten, seine Mitarbeiter selbst; schrieb ihnen seine Wünsche vor und forderte als Bedingung des Contrakts die eifrige Befolgung derselben; nahm unter sehr remunerirenden Bedingungen Zöglinge an, und entließ sie, wenn sie in seinen Plan nicht paßten; wirkte als Erzieher und Pflegevater weit stärker auf sie; arbeitete nach Laune; veranstaltete ihnen kleine Reisen und andere Veränderungen, die ihm ihr Zutrauen, ihre ganze Folgsamkeit gewinnen mußten; fühlte

nichts von dem despotischen Drucke gewöhnlicher Patronen und Ephoren. Wahrlich kein Wunder, (sagen unsre Herausgeber sehr richtig,) wenn unter diesen und mehreren Umständen mehr geleistet wurde. Und — möchte man hinzusetzen — ein Wunder vielmehr, daß nicht noch mehr geleistet ist. Nur Eins zu berühren: B. bekommt von zwey Fürsten noch 1900 Thaler lebenslängliche Pension für die paar Jahre seiner Wirksamkeit. Vertheilte man diese Summe bey einer öffentlichen Schule nur an zwey bis drey taugliche fleißige Lehrer: sie würden, wenn auch mit wenigerm Geräusch, so lange sie Kräfte hätten, vielleicht weit mehrern Nutzen stiften. Doch Rec. überläßt seine Darstellung lieber dem eignen Nachlesen und der Beurtheilung derer, welche die Schrift interessirt.

Der übrigen Aufsätze sind noch folgende: 2) **Ueber Trivialschulen**; in vielen Stücken verdienen diese Vorschläge allenthalben befolgt zu werden. 3) **Lectionsplan für ein Reichsstädtisches Gymnasium**; erstreckt sich hier nur auf die untern Klassen; von den übrigen in der versprochenen Fortsetzung; fast zu weitschweifig abgefaßt, doch vielleicht absichtlich, um es der Fassungskraft der Herrn Väter verständlich zu machen. 4) **Ueber einige Grundmängel in den untern Klassen.** 5) **Welches ist die beste und geschwindeste Methode, einen Menschen, der in Schulsachen und Sprachen nicht unerfahren ist, zu einem würdigen Schulmanne zu bilden?** Die Antwort ist: Er begebe sich zu einem rechtschaffenen, fähigen und thätigen Schullehrer, und bestrebe sich zu werden, was dieser ist, unter seinen Augen, durch seine Anleitung, seinen Rath und sein Beyspiel. Die beyden letzten Artikel, **Würtembergische Trivialschulnachrichten**, und **Anekdoten und kürzere Nachrichten**, sind für diesmal unbedeutend.

Tk.

Gegenstück zu des Herrn geheimen Canzleysecretär Rehbergs in Hannover Abhandlung, (im Februar und März der Berl. Monatsschrift 1788) über die Frage: Sollen die alten Sprachen dem allgemeinen Unterrichte der Jugend in den höhern Ständen zum Grunde gelegt, oder dem

eigent-

eigentlichen Gelehrten allein überlassen werden? von Johann Daniel Hensel, Halle, 1788. bey Hendel. 94 Seiten, in 8.

So kurz diese Schrift auch ist, so schien sie doch Recens., der sie seiner Pflicht gemäß ganz durchlesen mußte, viel zu lang; indem er sich gleich auf den ersten Seiten in der Hoffnung betrogen sah, hier einen wichtigen Gegenstand von einer neuen Seite mit dem Scharfsinn und der Kenntniß der Sache behandelt zu sehn, die man von einem Schriftsteller zu erwarten berechtigt ist, der es wagt, ein Gegenstück neben Rehbergs vortrefliche Abhandlung aufzustellen. Scharfsinn besitzt der Verf. gar nicht. Denn er zeigt die Sache auch nicht von einer einzigen neuen Seite, sondern alle Gründe, die er Rehbergs Satz zu bestreiten beybringt, sind längst bekannt und beantwortet. Und wenn sie wenigstens noch erträglich vorgetragen und zusammengestellt wären? Aber der Vortrag ist eben so nüchtern, weitschweifig und geistlos, als Rehbergs Vortrag gedrängt und gedankenvoll ist. Daß aber der Verf. mit der Sache selbst fast gar nicht bekannt ist, sieht man auf jeder Seite nur allzudeutlich. Die Frage ist nicht nur, ob es gut, sondern auch, ob es möglich sey, vor der Hand den Unterricht in den alten Sprachen zu entbehren? und diese Möglichkeit hat der Verf. ganz und gar nicht gezeigt. Ihm zu Folge müßte man die Schulen nicht verbessern, sondern gänzlich umschaffen; müßte allenthalben neue Gesetzbücher, und eine neue Religion einführen, bey denen allen die Gelehrsamkeit gänzlich unnütz sey. Daß er von der Sache gar nicht unterrichtet ist, und den wohlthätigen Einfluß der Wissenschaften auf den Geist und die Denkkraft gar nicht kenne, sieht man schon daraus, daß er allenthalben behauptet: alle Zeit die man auf das Erlernen einer Sache wende, sey für das Denken verlohren; historische Kenntniß einer Wissenschaft der Theologie und Philosophie z. B. brauche man gar nicht zu besitzen; das sey bloße Gedächtnißsache, und die Wahrheit bleibe doch Wahrheit, sie möge so neu oder so alt seyn als sie wolle; das historische Wissen führe zum Nachbeten und halte vom eignen Denken ab, u. s. w. Er weiß also nicht, daß man ohne einen Stoff zum Denken doch nicht wohl denken könne, und daß dieser Stoff doch am Ende historisch

nisch erlernt, und mit dem Gedächtniß gefaßt reden muß; das glaubt er, daß man sogleich ein desto größrer Denker sey, je unwissender man in allen Sachen ist? Dieses dürfte wenigstens sein eignes Beyspiel nicht bestätigen. Er weiß ferner nicht, daß alle Aufklärung in die Theologie aus einem vernünftigen Studium der Kirchengeschichte gekommen ist; daß die philosophische Geschichte selbst die beste Anleitung zum Philosophiren giebt, und daß weit entfernt zum Nachbeten und Glauben auf Autoritäten zu führen, wie er meynt, sie vielmehr das sicherste Verwahrungsmittel dagegen ist, und unvermerkt zu dem vernünftigen Scepticismus führt, den er in den Schulen gelehrt wissen will. Er weiß nicht, daß es bey den meisten Beschäftigungen mit wissenschaftlichen Gegenständen bey weitem nicht so sehr auf die Resultate ankomme, als auf die Uebung der Verstandskräfte, und daß, wenn auch alle Gelehrten zusammen genommen, noch keine einzige Wahrheit entdeckt hätten, doch schon das ernstliche Forschen nach derselben ein beträchtlicher Gewinn gewesen sey. Seiner Meynung nach kömmt alles darauf an, Geschäftsmänner zu bilden, wer Lust und Fähigkeit habe mehr zu thun, der werde sich schon von selbst auszeichnen, und diese könnten dann hintennach oder auch zu gleicher Zeit Gelehrte werden. (S. 19.) Nun sey es aber offenbar, daß der praktische Geschäftsmann mit dem Theoretiker so gut als nichts zu thun habe. In der Theologie zum B. komme es ja nach unsrer jetzigen Verfassung blos auf die Formel an, die nicht immer in der Bibel stehe, und um diese zu lehren, brauche er weder hebräisch noch griechisch. Die Moralreligion hange blos von der gesunden Vernunft ab. Die historische Autorität müsse da nicht in die Quere kommen, ohne sie denke man richtiger. (S. 22.) Der Arzt brauche nur so viel Theorie als die Praxis fodre; und wenn der Praktiker nur zum guten Praktiker gebildet sey, so hänge es ja lediglich von ihm ab, wie viel er in der Theorie weiter gehen wolle. (S. 24) Wer seinen Stand freywillig und mit Lust gewählt habe, dem sey seine Berufsarbeit Erhohlung, und er bedürfe weiter nichts. Auch habe der voll auf zu thun, der seinem Amt redlich vorstehen wolle, (S. 32. 34.) und am Ende bleibe es ja jedem unverwehrt, mit seinem Geiste sich noch über das, was gerade sein Beruf fordert, zu erheben. (S. 36.) Es sey freylich nicht zu leugnen, daß die meisten Wissenschaften ihren Ursprung in dem Alterthum geholt

hätten.

hätten. Aber sie nun wieder da zu suchen, gehöre nur für den Historiker. Die reine gesunde Vernunft finde die Wahrheit ohnedas. Hauptsächlich seyen die schöngeisterischen Schriften eines Ovid, Horaz rc. zu gar nichts nütze; denn um die Pandekten zu verstehn, müsse der Jurist doch ein ganz andres Latein lernen; und der Oekonom werde gewiß in Münchhausens Hausvater mehr als im Columella finden. (S. 43. 44.) Vorbereitung sey das Lesen der Alten auch nicht. Denn man lerne ja aus ihnen fast gar nichts, was zum künftigen Fach gehöre. Es sey also bloßer Zeitverlust. (S. 45.) Wenn man sich ja Sprachkenntniß erwerben wolle, so sey ja die Muttersprache dazu gut. So gewinne man die Zeit, die auf das Memoriren der Worte gewand werden müßte, wodurch das Denken unterbrochen und der Kopf zu sehr angestrengt werde. Denn das sey einerley, ob man die einzelnen Vocabeln oder ganze Seiten lerne. (S. 50.) Wenn es auch wahr sey, daß wir in dem Unterricht der Moral noch hinter den Alten sind, wie Rehberg behauptet, so könne man ja nur den Aristoteles und Cicero übersetzen, und ihn mit der Jugend lesen. Denn auf die Sachen, nicht auf die Sprache komme es an. (S. 54.) Für Uebersetzungen stimmt er auch bey den Geschichtsschreibern; und am Ende könne man sich auch wohl mit der neuen Geschichte behelfen. (S. 57.) Die Dichter seyen der Jugend nicht viele nütze. Das versetze sie in die Ideenwelt; so wie auch der republikanische, in den Alten herrschende Geist, dem Jüngling mehr Schaden als Nutzen bringe. Auch ohne Lesung der Alten könne man sich zum Dichter bilden, und das neben bey, in andern Ständen. (S. 52.) Aber der größte Schaden bey der Lektüre der Alten sey dieser, daß die Jugend dadurch unerträglich stolz werde, weil sie Bücher lesen können, die andre nicht lesen. (Hier wird der Verf. so warm, daß man sich kaum des Verdachts erwehren kann, ein Schüler, der mehr lateinisch und griechisch wußte als der Verf., habe ihm etwas naseweis begegnet.) Am Ende des Buchs, — denn wir sind müde, das Einzelne weiter zu verfolgen — meynt der Verf., der Streit sey am leichtesten zu entscheiden, wenn ein Mann von Gewicht seine Meynung frey heraus sage. Und diesen Mann glaubt er schon in — Leßing gefunden zu haben. Denn L. hat ja den jungen Gelehrten geschrieben, wo er sich so sehr über die Sprachgelehrsamkeit lustig macht, (aber auch über Philosophie,

Gei

Geschichte, u. s. w. !!) und im Nathan läßt er die Recha sagen: Ihr Vater liebe die kalte Büchergelehrsamkeit nicht! — Hieraus folgt nun freylich unwidersprechlich, daß Leßing, der große Leßing, Herrn Hensels Meynung war!!

Hi.

Unterhaltungen für junge Leute aus der Naturgeschichte, dem bürgerlichen Leben, und der Kunst, mit Kupfern, von Johann Peter Voit, Archidiaconus und Professor publ. zu Schweinfurt. Zweyter Theil. Nürnberg, 8. bey C. Weigel und Schneider. 1788. (1 Alphabet 2 B. 390 Seiten.)

Dieses Buch hat auch noch einen besondern Titel: **Faßliche Beschreibung der gemeinnützigsten Künste und Handwerke für junge Leute, mit Kupfern;** und kann besonders verkauft werden, welches sehr gut ist. Es hat 48 Kupfer, und beschäftiget sich blos mit Künsten und Handwerken, die, außer den deutlichen Beschreibungen, so gut sich solche ohne Anschauen machen lassen, den Zweck haben, solche noch deutlicher zu machen, und, da sie sehr gut und zweckmäßig eingerichtet sind, diesen Zweck auch erfüllen. Wir erinnern dabey nur, was andere auch schon erinnert haben, daß man, um alles desto leichter aufzufinden, im Texte mit Zahlen oder Buchstaben auf sie hätte verweisen sollen.

Recensent weiß es aus eigener Erfahrung, wie gut es sey, und was es in der Folge bey jeder erwählten Lebensart, für großen und ausgebreiteten Nutzen habe, wenn Kinder frühzeitig mit den gemeinnützigsten und unentbehrlichsten Künsten und Handwerken, besonders wenn es durch Augenschein, und gleich beygefügte Erklärungen geschehen kann, bekannt gemacht werden. Hier sind über folgende die deutlichsten Belehrungen gegeben: über den Müller, Bäcker, Mezger, Bierbrauer, Leineweber, Tuchmacher, Schneider, Kürschner, Schuster, Huf- und Waffenschmiede; Goldschmied, Schlosser, Nagel- und Messerschmied; Zinngießer, Klempner, Färber, Hutmacher, Loh- Roth- und Weißgärber, Sattler, Nadler, Kamm- und Bürstenmacher;

Beut-

Beutler, Seiler, Böttger, Täufer, Tischler, Drechsler, Seifensieder und Lichtzieher, Zimmermann, Maurer, Steinmetz, Brunnen- oder Röhrmeister, Pergamentmacher, Wagner, Windenmacher, Silberarbeiter, Kupferstecher, Steinschneider, Gürtler, Strumpfstricker und Würker, Knopfmacher, Bordenwürker, Zirkelschmied, Barbirer, Bader und Feilenhauer. — Wenn ein junger Mensch davon schon vorläufige Kenntnisse hat; so kann er desto leichter den Beruf wählen, wozu er die innere meiste Neigung und Geschicke zu haben glaubt. Das vorzügliche Gute, was wir mit Ueberzeugung von diesem Buche sagen können, ist bündige Kürze, und lichtvolle Deutlichkeit, worinn es vielleicht viele andere Kinderschriften in Bürgerschulen weit übertreffen mögte.

Ar.

---

11) Münzwissenschaft.

J. G. Kochii Consil. Aul. Seminarii praeceptor. Direct. Reg. Soc. Scient. Goetting. litt. commerc. conjuncti tentamen enucleationis hieroglyphicorum quorundam nummorum. Petropoli MDCCLXXXVIII, ex Typographia imperiali, pagg. 42. 8.

Die lateinische Sprache ist dem Verf. nicht geläufig und seine paradoxen Meynungen bekommen durch den ungleichen, dunkeln und verworrenen Styl ein noch sonderbareres Ansehen. Die hieroglyphischen Münzen sind ihm diejenigen, welche man hebräisch-samaritanische zu nennen pflegt, und die mit einem Mannakrug, Aronsruthe u. s. f. auf der einen Seite, und mit dem Namen Jerusalem, Simon Mathatias, Israel, Sekel nach der gewöhnlichen Erklärung, auf der andern Seite versehen sind. Der Verf. bemerkte eine Aehnlichkeit zwischen den Zügen auf diesen Münzen, und denen, welche man auf einigen Vorstellungen der Isis, welche er aus Montfaucon, so wie die Münzen aus Klemm de nummis Hebraeorum hat in Kupfer stechen lassen, sieht.

Er

Er wurde dadurch zuerst auf die Idee gebracht, daß sie beyde einerley Ursprunges, nämlich aus Egypten sind. Die Charaktere der Münzen werden mit arabischen Buchstaben ausgedruckt, und wenn der Verf. sie recht gelesen und übersetzt hat, (er hat aber seine Manier, sie zu lesen, so wenig als die vorhin angeführte Aehnlichkeit durch Gründe unterstützt) so ist freylich nichts von allem dem darinn gesagt, was man gewöhnlich darinn gelesen hat. Die auf den Münzen befindlichen Zeichen werden mit arabischen Namen belegt, weil, wie er behauptet, (woher mag er aber dieses wohl mit Gewißheit wissen?) die alte egyptische Sprache mit der arabischen und hebräischen verwandt war. Er sieht auf dieser Münze فرع بال Faro bal, einen Palmenzweig. Pharaone sind aber aus der Geschichte, als egyptische Könige bekannt. Die Münze ist also eine Egyptische und Pharaonische. Wie mag der Verf. sich über sein ευρηκα gefreuet haben! Er geht aber noch weiter und betrachtet die Namen der jetzigen Münzen als Hieroglyphen, welche mit den von ihm gefundenen und entzieferten egyptischen eine große Aehnlichkeit haben. Man wird an ein paar Proben genug haben. Real رعل rial, palma mas, Thaler طلع عرب *theli erj* spatha vel palmæ comm. vel طحل عرب *thabal ar* i. e. implevit vas communis palma: harter Thaler videtur ut revera est عر يض i. e. latus et amplus thalerus. Wir haben dieses hieroglyphisch-philologische Spiel mit den eigenen Worten des Verf. dargelegt, weil wir es durch Uebersetzung zu entstellen befürchteten. Des Verf. Verfahren ist uns ein abermaliger Beweis, daß man beym Etymologisiren, wenn man Grammatik und Geschichte nicht achtet, aus allem alles machen kann.

Cc.

12) Bey

12.) Vermischte Schriften.

Friedrich Nicolai öffentliche Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden; nebst beyläufigen Digreßionen, betreffend Herrn Johann August Starck, und Herrn Johann Kaspar Lavater. Ernsthaft, mit unter auch ein wenig lustig zu lesen. Berlin und Stettin 1788. 174 Seiten in gr. 8.

Philo's endliche Erklärung und Antwort auf verschiedene Anforderungen und Fragen, die an ihn ergangen, seine Verbindung mit dem Orden der Illuminaten betreffend. Hannover in der Schmidtschen Buchhandlung 1788. 142 Seiten in 8.

Zwey überaus lesenswürdige Schriften, und beyde in mehr als einer Absicht unterrichtend und lehrreich. Die Veranlassung zu der ersten Schrift ist bekannt genug. Weishaupt schrieb 1782, den 25sten Jänner an einen Freund: "Nicolai ist nun auch beym Illuminatenorden et quidem "contentissimus." Dieser Brief ward in dem Nachtrage zu den Originalschriften der Illuminaten gedruckt; Starck las ihn, und weil er hier einen rechten wichtigen Fund gethan zu haben glaubte, um einen Mann, den er ohne dessen Schuld haßt, dem Publico in einem recht gehäßigen Lichte darzustellen, und sich so zu rächen: so ermangelte er nicht, jene Stelle sogleich mit drey und vier!!!! auszuposaunen, und zugleich, nach der besondern Gabe, welche er besitzt, mit den hämischsten Deutungen und Folgerungen zu begleiten, ganz im Geiste seines Ahnherrn St. Bernhard, schikanenvollen und verdammungssüchtigen Andenkens. Dieses bewog also Hrn. Nicolai, sich über diese Sache ausführlich, genau und völlig genugthuend zu erklären, und Starck mag hier lernen, wie eine solche Erklärung beschaffen seyn müsse, wenn sie aufrichtig und redlich seyn, und dem Publikum genugthun soll. Er wird gerade das Gegentheil von seiner Vertheidigungsart finden; und wenn es ihm je-

mals gefallen sollte, und einmal eine ähnliche, aufrichtige Erklärung über den Verdacht, worin er sich noch immer, troz seiner drey dicken Bände und aller nachher herausgegebener Schriften, befindet, mitzutheilen: so kann er hier ein Muster nehmen, wie er es anzufangen hat. Durch die aufrichtige und deutliche Erzählung, welche Nicolai hier liefert, fallen die Trugschlüsse und hämischen Consequenzen des D. Starck von selbst weg, und dieser Mann erscheint dadurch abermals ganz in dem Character, worin ihn alle seine neuesten Schriften darstellen.

Um jene Nachricht des Hrn. Weishaupt in ihr gehöriges Licht zu setzen, und alle Umstände genau zu bestimmen, wirft der Verf. acht Fragen auf, und beantwortet solche freymüthig, offenherzig, und der Wahrheit gemäs. Wir wollen das Wichtigste daraus kürzlich bemerken:

I. Frage: "Ob es wahr sey, daß ich im Orden "der Illuminaten gewesen?" Diese Frage wird mit Ja beantwortet.

II. Frage: "Ob ich den 25. Jänner 1782, zu der "Zeit, als Hr. Hofrath Weishaupt in einem Privat"briefe von mir schrieb: Ich sey im Illuminatenorden contentissimus, schon im Illuminatenorden ge"wesen sey?" Hierauf lautet die Antwort: Nein.

III. Frage: "Wie ich zum Orden der Illumina"ten gekommen sey?" Das Studium der Menschheit, sagt Hr. N., war ihm, sobald er zu reifern Jahren kam, immer sehr wichtig. Unter den vielen Dingen aber, welche man in der wirklichen Welt vor sich sieht, und die nicht sogleich aus bloßer Theorie zu folgern sind, kann ein aufmerksamer Beobachter wohl schwerlich umhin, auch auf die vielen geheimen Gesellschaften einen Blick zu werfen. Wer glaubt, er könne Gegenstände aus der wirklichen Welt, und am meisten solche, die ihrer Natur nach geheim bleiben sollen, isolirt betrachten, und darüber nach einer, sey es auch der scharfsinnigsten, Theorie ratiociniren, der kennt Welt und Menschen nicht, und wird nie auf richtige und fruchtbare Resultate über Welt und Menschen kommen. Der Verf. sah, noch ehe er einige practische Kenntnisse von geheimen Gesellschaften hatte, ein, daß die Menschen durch das Geheimnis in einer in der Geschichte der Menschheit sonst ganz unberührten Modification, in einer ganz besondern Gestalt und Wendung, erscheinen müßten. Dieß erregte den

Wunsch

Wunsch bey ihm, auch solche geheime Gesellschaften näher und genauer kennen zu lernen. Er drängte sich aber deshalb zu keiner derselben; denn er mogte sich nie aufdringen, und kannte auch den Schaden, welchen unüberlegte Lust zu Geheimnissen bringen kann, schon aus der Erfahrung anderer verständiger Freunde. Aber die Gelegenheiten boten sich ihm ganz natürlich an; er ward in verschiedene geheime Gesellschaften aufgenommen; in verschiedenen weiter geführt; vermehrte seine Kenntnisse dadurch auf mancherley Art; und gesteht freymüthig, daß er um vieles nicht mögte, daß er diese Schritte nicht gethan hätte. Aber nie hat er in geheimen Gesellschaften, so delicat auch die Fälle zuweilen waren, seiner Ueberzeugung entsagt, und nie wider seine Ueberzeugung gehandelt. Denn dieses ist auch in geheimen Gesellschaften sehr wohl möglich. "Uebrigens habe ich durch meine Verbindung mit geheimen Gesellschaften nie irgend eine Art von Absichten auszuführen "gesucht, habe nie weder Geld, noch Fürstengunst, noch "Protection, noch Beförderung, noch Gunst dadurch erlangen wollen. Wohl mögte es Manchem thun, besonders "auch Herrn Starck, wenn er mit reinem Gewissen dies "auch von sich sagen könnte. Aber so viel habe ich erlangt, "daß ich nun mit reifer Sachkenntniß von diesen Gegenständen urtheilen kann, wenn ich gleich schweige; und daß ich "Schwindler übersehen kann, welche mit behenden Taschenspielerkünsten die Gegenstände den Augen entziehen, die "man hauptsächlich sehen müßte, und ein so scheinbares "Blendwerk dagegen vormachen, als hätten sie wirklich eine "Perücke in Mäuse verwandelt, oder einem ein Schloß an "den Mund geworfen, daß er nicht mehr reden könnte. Ich "habe so viel erlangt, daß ich, da ich selbst den geraden "Weg gehe, nun manche Leute übersehen kann, die krumme "Wege suchen; daß ich weiß, was ich von diesen und jenen "Dingen halten soll; daß ich schweigen gelernt habe; daß "ich aber, wenn ich reden soll und muß, nicht ins Gelag "hinein und ohne Kenntnis rede, daß ich nicht, wie manche "andre Leute, mehr sage, als ich weiß, sondern daß ich "mehr weiß, als ich sage." Starck hatte gesagt: Man habe Nicolai'n in einer geheimen Gesellschaft ertappt, der so laut wider geheime Gesellschaften declamirt hätte. Der Verf. zeigt daher, welch ein großer Unterschied zwischen den geheimen Gesellschaften selbst, und unter den Mitgliedern derselben

derselben ist, und bemerkt sehr richtig, daß **blos** daraus, daß Jemand Mitglied einer geheimen Gesellschaft ist, kein vernünftiger und billiger Mann etwas schließen könne, als daß ein solcher allenfalls etwas von geheimen Gesellschaften wissen könnte. Was aber die Beschuldigung betrift, daß der Verf. gegen geheime Gesellschaften laut declamirt haben sollte: so leugnet er solche mit Recht, und zeigt, wie **Starck**, dieser Meister im Verdrehen der Worte eines Andern, eine einzige Stelle in seiner Reisebeschreibung mißbraucht habe, um daraus jene Beschuldigung zu erweisen. "Ich habe, "wenn die Gelegenheit es so fügte, weder jemals überhaupt "geleugnet, daß ich Mitglied einer geheimen Gesellschaft "sey, da ich ja unverheelt mehrmals Versammlungen dieser "Art beygewohnt habe, noch auch, daß ich vom Illuminaténorden unterrichtet worden sey, ob ich gleich nie in einer "Illuminatenversammlung gewesen bin." Wenn man einmal verschiedenen geheimen Gesellschaften beygesellet ist: so hält es nicht gar schwer, auch von einigen andern, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, Nachricht zu erhalten. Auf diese Art lernte der Verf. manche kennen, worin hin und wieder manche Absurdität, und große, ja unglaubliche, Misbräuche zu finden sind. Aber er bekennt, daß kaum eine, aufs gelindeste zu reden, **so ganz Absurdidät**, und näher und ernsthafter betrachtet, **so ganz Misbrauch** zu seyn scheinet, als **Starcks Clericat**. Er nennt es so, weil in den geheimnisvollen Zirkeln beständig allgemein die Meinung gewesen ist, **Starck sey eigentlich die Hauptperson dabey**, und man wohl weiß, daß er auch gern die Ehrfurcht und das hohe Ansehen in Demuth annahm, welches ihm, als einem Mann von so undurchdringlichen Geheimnissen, durch diese allgemeine Meynung zu Theil ward. — Auf der Reise des Verf. im Jahre 1781 war er auch auf den wichtigen Punct von geheimen Gesellschaften aufmerksam, wenn er sich gleich nicht tief darauf einlassen konnte, da sie nicht zur Absicht seiner Reise eigentlich gehörten, und gerade damals **im Felde der Geheimnisse**, sonderlich im südlichen Deutschlande, allenthalben alles **in gewaltsamer Crise** war, daher er sich hütete, nicht darin verwickelt zu werden. Indessen konnte er doch nicht immer Unterredungen über diese Gegenstände vermeiden; und so entdeckte ihm auch ein Mann von Verdiensten, der ihm bis dahin blos als Schriftsteller bekannt gewesen war, die Errichtung des Illumina-

mina-

minatensystems, und lud ihn ein, demselben beyzutreten. Hr. Nicolai war bey den rühmlichen Vorstellungen, welche jener Gelehrte von diesem System machte, etwas kalt, weil er die Ausführbarkeit des Plans aus guten Gründen bezweifelte, und überhaupt damals, aus mancherley Ursachen, eben nicht geneigt war, einer neuen geheimen Gesellschaft beyzutreten; auch nicht einsah, wie er zu den guten Absichten derselben mitwirken könnte. Da aber sein Freund in ihn drang, daß er beytreten mögte, damit er wenigstens einige dahin gehörige Schriften lesen und beurtheilen könnte, und ihm vorstellte, daß zur Mittheilung einiger Schriften nichts erfordert würde, als ein **Revers, und ein Versprechen der Verschwiegenheit**: so ließ er sich dieses endlich gefallen. Da er aber auf der Reise zum Lesen keine Zeit hatte: so wurden ihm erst im April 1782 die drey oder vier ersten Grade nach Berlin zum Durchlesen geschickt. Daß dies sich so verhalte, wird mit dem Briefe seines Freundes vom 23. März 1782 erwiesen. Der Revers wird auch mitgetheilt, und enthält gar nichts, als das Versprechen der Verschwiegenheit. In dem erwähnten Jahre sprach der V. noch außerhalb Berlin mit einem sehr einsichtsvollen und rechtschaffnen Mann, der seit vielen Jahren sein Freund war, vom Illuminatenorden. Dieser Mann war schon etwas weiter darin gekommen, und N. gestand ihm im Vertrauen, daß er über einige ihm damals nicht genau bekannte Umstände ein gewisses sonderbares und nicht unwahrscheinliches Mistrauen hege; daß er verschiedene angewandte Mittel gar nicht billigen könne, auch wenn der Zweck gut sey, wovon er noch gar nicht überzeugt wäre; und daß er, es möge auch damit seyn, wie es wolle, diesen Entwurf zu so vielen wohlthätigen Wirkungen höchstens für einen rêve d'un homme de bien halte, der aber im Großen weder ausführbar sey, noch wahren Nutzen, wenigstens nicht directe, stiften, und wahrscheinlich in sich selbst zerfallen würde. Jener Freund versprach ihm, wenn er gleich anderer Meynung war, zu untersuchen und ihm fernere Nachricht zu geben. Sie sahen einander erst im April oder May 1784, ebenfalls außer Berlin, wieder. Während der Zeit hatte sich N. um den Orden nicht sonderlich weiter bekümmert, weil er auf keine Weise Willens war, in demselben mitzuwirken. Nun versicherte ihn sein Freund abermals von der guten Absicht dieser Gesellschaft, gestand zwar, daß er mit den Schriften derselben noch nicht gänzlich zufrieden sey, stellte ihm aber vor, daß eine Verbesserung

derselben möglich und wahrscheinlich sey, und bewog ihn, die Schriften mit ihm, und noch einem Freunde, in Gesellschaft mit Aufmerksamkeit durchzulesen. Dies geschah, und diese Schriften giengen bis zur dritten Classe, oder zu den kleinen Mysterien, incl. bis zum kleinen Regentengrade, oder Princeps. Sind große Mysterien, oder etwas ähnliches da gewesen, so hat sie N. nicht gesehen. Sein Freund sagte ihm, daß an diesen ihm vorgelegten Manuscripten noch ein oder zwey der höchsten Grade fehlten, welche aber in den nördlichen protestantischen deutschen Ländern gleich als völlig unzweckmäßig verworfen wären. Diese hat N. auch nachher weder gesehen noch gelesen; so wie er überhaupt seit dieser Zusammenkunft im Jahre 1784 weiter nichts von Schriften des Illuminatenordens, als was er damals las, zu Gesichte bekommen, auch sich würklich darum nicht bekümmert hat.

IV. Frage: "Wie weit ich im Orden der Illuminaten gekommen sey?" Sehr richtig sagt der Verf., daß er sich nie als contentissimus damit erklärt habe, und daß selbst, wenn er dieses gethan hätte, dennoch daraus noch keineswegs dasjenige folge, was Starck daraus zu folgern beliebt; denn es käme auch alsdenn doch darauf an, womit er eigentlich contentissimus gewesen. Aus der Beantwortung der vorigen Frage erhellt aber, daß Nicolai den 25ten Jänner 1782, als Weishaupt seinen Brief schrieb, von den Schriften der ersten Grade dieses Systems noch nicht eine einzige Zeile gesehen haben kann, und auch nachher die letzten Grade, welche doch zur Vollständigkeit des Ganzen nothwendig gehören, niemals gesehen hat. Viel eher hätte Schröpfer von Starck schreiben können, daß dieser contentissimus mit ihm sey. "Wahrlich! daß eine Chimäre vom Berlinismus (die nur im "Gehirn Lavaters, Starcks und dergleichen Leute existirt) mit dem Illuminatismus Ein Ding sey, ist nichts "als grundlose, hämische Insinuation verächtlicher Consequenzenmacher; aber daß Clericat und Schröpferianismus, "wo nicht Ein Ding, doch wahrhaftig sehr cogenial sind, "und wie Hr. Starck selbst Schröpfer'n seinen Schatten der Erkenntnis und Gewalt nennet, Eines "Ursprungs sind, und zu Einem Zwecke gehen, scheint "leider! immer deutlicher werden zu wollen, je mehr nach "und nach dasjenige bekannt wird, was Hr. St. erst mit "so vieler Dreistigkeit leugnete, oder mit so vieler Schlauig-

"leit vermänteln wollte." — Alle Umstände zeigen indessen, daß Nicolai gar keine Begierde hatte, im Illuminatenorden weiter zu kommen. Er wartete seit der ersten Eröffnung, welche ihm geschahe, sehr ruhig zwey Jahre, bis man ihm freywillig nähere Kenntnis gab, und nach dieser Zeit, das ist seit dem Frühlinge 1784, hat er auch nicht den geringsten Schritt gethan, um mehr zu erfahren. Von einer Verbesserung, womit protestantische Gelehrte sehr emsig beschäftigt waren, hat er viel gehört, auch etwas sehr weniges davon zufälligerweise gesehen; aber alle Unterredung und Correspondenz darüber ist nur sehr beyläufig geschehen. Auch ist er von dem ganzen Erfolge nicht unterrichtet.

V. Frage: "Ob ich im Illuminatenorden auf "irgend eine Art thätig gewesen, und auf welche "Art?" das ist das wichtigste: Nie ist der Verf. auf irgend eine Art darin thätig gewesen, sondern er hat sich blos leidend verhalten, hat seine Meynung in Unterredungen immer freymüthig gesagt, aber sich nie um das bekümmert, was man vornehmen wollte. Er ist nie in einer Illuminatenversammlung gewesen, hat noch weniger eine solche veranlaßt; hat nie ein Protocoll einer Versammlung aufgenommen, oder auch nur eins gesehen; hat nie monatliche Berichte abgeschickt, und noch weniger dergleichen empfangen; hat nie den Orden empfohlen, oder Jemanden zugeredet, ihm beyzutreten. Vielmehr haben seine Unterhaltungen darüber vielleicht manchen seiner ehemals dafür etwas allzu enthusiastischen Freunde zu etwas kälterer Ueberlegung gebracht. Seine Verbindung mit dem Orden bestand also blos darin, daß ihm gegen den Revers der Verschwiegenheit in den Jahren 1782 und 1784 die obengedachten Schriften zu lesen gegeben worden sind. Und dies ist doch wohl die weitläuftigste Verbindung, worin man mit einem Orden stehen kann. Denn der Verf. sagt gewiß sehr wahr: "Ich wüßte nicht, mit "welchem Orden in der Welt ich auf diese Bedingung mich "nicht verbinden wollte, nur um dessen Schriften zu lesen." Drey oder vier von den Freunden des Verf. wurden neugierig, etwas Zuverläßiges von dem Orden zu wissen. Mit Erlaubniß des Mannes, welcher dem Verf. 1784 die obern Grade lesen ließ, ließ er also jene Freunde in eben dem Jahre die drey oder vier untern, oder sogenannten Minervalgrade,

grade, welche man ihm wieder zugeschickt hatte, lesen, um ihre Meynung darüber zu vernehmen. Sie kamen alle darin überein, daß sie eben so wenig, als der Verf., in der Lage wären, oder Trieb hätten, diesen Orden zu befördern, oder darin thätig zu seyn; und waren auch wirklich darin eben so unthätig, als der Verfasser. Bey der obengedachten Veränderung, welche von Protestanten geschah, nahm dieser auch nicht den geringsten Antheil, unerachtet er dazu ausdrücklich aufgefordert wurde, und die Absicht an sich sehr gut gemeint und wohlthätig ist. "Von einer Absicht, "eine neue Volksreligion einzuführen, den Deismus "oder Naturalismus auszubreiten, etwas wider die "christliche Religion zu unternehmen, oder Verän-"derungen in den Staaten zu veranlassen: davon ha-"be ich von den beyden Personen, von welchen mir alles, "was ich von Schriften des Illuminatenordens kenne, mit-"getheilt wurde, nie ein Wort gehöret. Wenn irgend "jemand (wie es doch nicht geschehen ist), gegen mich eine "Absicht dieser Art hätte merken lassen; so würde ich, ausser "verschiedenen andern wichtigen Ursachen, die ich schon hatte, "im Illuminatenorden keineswegs thätig zu seyn, noch eine "mehr gehabt haben." Es könnte seyn, fährt Herr N. fort, daß Jemand die Idee gehabt hätte, eine enge und consequente Verbindung dieses Ordens würde eine wichtige und für das menschliche Geschlecht wohlthätige Veränderung bewirken. Diese Idee gründete sich vermuthlich auf die ziemlich ausgebreitete Meynung, daß Männer von Genie und Gelehrsamkeit unbeschreiblich grosse Revolutionen zum Besten der Cultur und des Wohlstandes der Menschen veranlassen könnten, sobald sie gemeinschaftlich zu einem gewissen Zwecke handeln wollten. Herr N. aber kann dieser Meynung nicht völlig beypflichten, und seine Gründe verdienen sehr, gelesen zu werden. Seine dreyßigjährigen Beobachtungen sind für die hohe Meynung von dem allgemeinen Einflusse der guten Litteratur auf den Staat und das gemeine Leben eben nicht tröstlich. "Ich traue mir sogar wichtige "Gründe anzugeben, warum unsere deutsche Litteratur auf "unsere Staatsverfassung und auf unser gemeines Leben noch "lange nicht den wichtigen Einfluß haben kann, den die Lit-"teratur z. B. in England und Frankreich hat. Zum Theil "liegt die Schuld freylich an einem grossen Theile unsers "Publicums, welches leider! dieses Einflusses noch allzu un-

"fähig

"fähig ist. Aber es liegen wahrlich auch Ursachen auf der an"dern Seite. — Uebrigens weiß ich auch sehr wohl, wie "schwer es ist, daß sich Männer von Genie und Gelehrsam"keit dauerhaft verbinden. Ich habe schon viele Ewigkeiten "von gelehrten Freundschaften endigen sehen!" Jeder, der Welt und Weltgeschäfte kennt, muß auch finden, daß Veränderungen im Staate schwerlich durch Verbindungen, wie der Illuminatenorden, werden bewirkt werden, wenn er die bisher gedruckten Originalschriften und Correspondenzen dieses Ordens ließt. "Sie sind in so fern die beste Ver"theidigung des Ordens. Mit vielem guten Willen, mit "einigen scharfsinnigen Ideen, mit viel Phantasie, mit ei"nigen excentrischen Entwürfen, und mit inconsequenten Mit"teln, kehrt man die Welt nicht um. Die Originalcor"respondenzen der P. P. Soc. Iesu, oder eines Ordens, "den sie dirigirten, würden ein ganz anderes Ansehen haben."

VI. Frage: "Warum ich im Illuminatenorden "so ganz unthätig geblieben sey?" der Ursachen waren hauptsächlich vier: 1) weil die Geschäfte des Verf. ihm ohnehin alle seine Zeit wegnehmen. 2) Weil er es sich, aus vielen Ursachen zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht hat, in keiner geheimen Gesellschaft, von welcher er etwa ein Mitglied seyn mögte, auf irgend eine Art ein wirkendes Mitglied zu seyn. Aus eben der Ursache sucht er auch in seinen Schriften die delicate Materie von geheimen Gesellschaften so viel möglich zu vermeiden, und kann und will sich über keine, am wenigsten aber über eine, von der er ein Mitglied ist, öffentlich erklären. Auch kann er mit gutem Gewissen darüber schweigen, da er in keiner einzigen thätig gewesen ist, und da er sich zwar verpflichtet halten kann, dem Publico von seinen Handlungen, wenn es nöthig ist, deutliche und genaue Rechenschaft zu geben, aber nicht jederzeit von allen seinen Meynungen und Kenntnissen. Was der Verf. sonst noch bey dieser Gelegenheit sagt, verdient gewiß von Vielen beherzigt zu werden. 3) Weil er, wie er schon gesagt hat, dafür hält, das Illuminatensystem in seiner ganzen Anlage sey mehr ein angenehmer Traum, als ein ausführbarer Plan. Dabey kannte er die Macht der Jesuiten viel zu gut, als daß er nicht gleich einsehen sollte, daß dieselbe durch einen solchen Plan nie gestürzt werden könnte, sondern daß sie vielmehr hundert Mittel in Händen hätten, denselben zu stürzen, um

wirksam zu machen, ja sogar zu ihrem eigenen Nutzen zu drehen. Ueberdies hält er es zwar für seine Pflicht, vor den Jesuiten und ihren schädlichen Schlichen zu warnen, wo er es für nöthig findet; aber es war, selbst wenn er es für möglich gehalten hätte, seiner Lage und seinen Gesinnungen nicht gemäß, sich in eine Verbindung einzulassen, um **irgend etwas**, und am wenigsten diesen so mächtigen Orden, **zu stürzen**. 4) Er wußte, daß in einer andern Verbindung, zu welcher er gehöret, ob er gleich dabey eben so wenig je thätig, und eben so wenig, vielleicht nur, wie er sagt, durch seine eigene Schuld, und wegen Mangel der Fähigkeit, contentissimus ist, gegen den Illuminatenorden war gewarnt worden; und er wußte zum Theil auch die Ursachen davon. Er wollte daher selbst den Schein vermeiden, als wenn er gewillt wäre, einer Verbindung entgegen zu arbeiten, in die er sehr freundschaftlicherweise von Männern war geführt worden, welche er hochschätzt, und die ihm, ob sie es gleich wissen, daß er über manches sehr verschieden denkt, doch ihre Freundschaft nicht entzogen haben.

VII. Frage: "**Woher denn wohl Herr Weis-"haupt die Nachricht erhalten habe, daß ich contentissimus mit dem Illuminatenorden sey?**" das weiß Herr Nicolai nicht. Denn die beyden Männer, welche ihm die Ordensschriften mittheilten, haben ihn versichert, daß sie solches nicht geschrieben hätten. Auch können sie es gar nicht geschrieben haben, wie hier hinlänglich erwiesen wird, und aus dem oben Angeführten auch schon klar ist. Am wenigsten können sie es vor dem 25. Jenner 1782 geschrieben haben, da **Weishaupt** dieses in einem Privatschreiben behauptete; denn damals war Herr N. **noch gar nicht** im Illuminatenorden. Es muß also wahrscheinlich ein Mißverständniß dabey seyn, welches Herr **Weishaupt** selbst untersuchen mag. Vermuthlich hatte dieser erfahren, daß der Verf. die Ordensschriften lesen, und sich deshalb zur Verschwiegenheit verpflichten wollte; und da er gern mehrern Eifer für seinen Orden erregen wollte, und voll der angenehmsten Hofnungen von demselben war, auch vielleicht glaubte, daß **Nicolai's** Name dem Freunde, an den er schrieb, mehr Muth geben würde: so prädicirte er von ihm ein contentissimus, wozu N. selbst ihm **nicht die geringste Veranlassung gegeben hatte**. Herr Weishaupt dachte gewiß damals nicht daran, daß dieser Privatbrief je gedruckt, und noch dazu ein

Gegen-

Gegenstand für die Unartigkeit eines Mannes, wie Starck, werden sollte. Mit Weishaupt selbst hat der Verf. nie in der allergeringsten Verbindung gestanden, hat nie mit ihm, weder directe noch indirecte, correspondirt, und ihn nie gesehen. Aus diesem Allen lassen sich die hämischen Hohnneckereyen, das elende Consequenzmachen, und die groben Unwahrheiten, welche Starck, bey Gelegenheit dieser Aeusserung, sich hat zu Schulden kommen lassen, ihrem wahren Werthe nach beurtheilen. Hat man wohl jemals so wider Starck geschlossen, solche Konsequenzen wider ihn gemacht, wider Starck, der doch Thatsachen und eigenhändige Briefe wider sich hatte, als dieser wider Nicolai schließt und Konsequenzen macht, bloß, weil ein ihm ganz fremder Mann, den er nicht kannte, von ihm in einem Privatbriefe etwas schrieb.

VIII. Frage: "Ob ich denn wirklich (Herr Weis-"haupt möchte nun geschrieben haben, was er woll-"te), im Illuminatenorden contentus oder contentissi-"mus gewesen sey?" Die Höflichkeit und der Anstand erlaubten es nicht, daß der Verf. dem Freunde, welcher ihm die ersten Ordensschriften freywillig mitgetheilt hatte, sogleich das ganze System tief heruntersetzte. Es war auch darin manches Gute, zumal für Baiern, es waren hin und wieder scharfsinnige und wohl überlegte Ideen darin. Auch war die gute Absicht im Ganzen nicht zu verkennen. Indessen machte doch der Verf. dem Mittheiler dieser Schriften gleich anfangs Zweifel, und bezeugte ihm sein Misfallen und seine Bedenklichkeiten über Einiges, obgleich freundschaftlich, doch ganz positiv. Besonders gab er ihm unter andern zu verstehen: "daß ihm der verlangte Ge-"horsam nicht gefiele; daß er es gar nicht für thunlich hiel-"te, die Mittel, deren sich die Jesuiten zur Bosheit bedie-"nen, zur Erlangung des Guten anzuwenden; und daß auch, "wenn sich in die obern Grade unwürdige Menschen, (be-"sonders selbst Jesuiten) einschleichen möchten, bey den be-"sten Absichten der Stifter sehr üble Folgen daraus entste-"hen könnten." Auch bemerkte er ausdrücklich, "daß es "mit seinem moralischen Gefühle streite, daß ungefähr im "dritten Grade vorgeschrieben sey, man solle den jungen Mi-"nervalen, oder Neuaufgenommenen, eine hohe Opi-"nion und grosse Erwartungen vom Orden beybrin-"gen, da man doch in diesem Grade selbst noch nichts gesehen

"haben

"haben könne, was eine solche hohe Opinion rechtfertige."
Und doch war zwischen diesen Erwartungen, welche man im Illuminatenorden machte, woraus Starck sehr sophistisch den Verf. einer Inconsequenz bezüchtigen will, und den Erwartungen, welche jener als frater reverendissimus et illustrissimus ordinis templariorum electus clericus regularis et *arcanam ordinis disciplinam Adeptus* erregte, ein himmelweiter Unterschied, wie hier gezeigt wird. Bey dem Lesen der höhern Grade des Illuminatenordens im Jahre 1784 hatte der Verf. noch mehrere Erinnerungen zu machen. Besonders mißbilligten er und der andere Freund, welcher mit zugegen war, den ihnen vorgelesenen kleinen Priestergrad, (einen grossen Priestergrad, wofern ein solcher vorhanden gewesen ist, hat der Verf. nie gesehen) ausdrücklich. Dieser gefiel ihnen nicht nur nach seiner ganzen Anlage an sich selbst gar nicht, sondern sie mißbilligten besonders die Idee eines Priesterthums noch mehr, insofern sie bey Protestanten eingeführt werden sollte, weil ihnen jedes Clericat wegen dessen, was von Starck's Clericate unter Mitgliedern geheimer Gesellschaften seit mehrern Jahren geglaubt, und im Vertrauen gesagt wurde, als etwas Protestanten sehr bedenkliches vorkam. Dieser Presbyter im Illuminatenorden wollte sich zwar weder, wie Starck, grosser Geheimnisse rühmen, noch weniger, so wie er, iura stolae vom Heil. Bernhard her zu fordern berechtigt seyn, vielmehr waren dabey, so viel sich der Verf. erinnert, keine catholicirende Ideen oder Ceremonien, sondern manche vernünftige christliche Ideen. Aber dennoch mißfiel dieser Grad dem Verf. und seinem Freunde, auch hauptsächlich deswegen, weil solche Ideen öffentlich aus Vernunft und Schrift, nicht aber aus einem geheimen Clericate, geschöpft werden müssen. Der Freund, welcher ihnen die Schriften mittheilte, gab ihnen auch darin Recht, und versicherte, daß eine solche Idee bey den protestantischen Illuminatenversammlungen könne eingeführt, oder von ihnen angenommen werden, daran sey gar nicht zu denken. (Beyläufig wird hier gezeigt, wie boshaft Starck aus dem einzigen Worte: contentissimus, folgere, der Verf. sey Priester im Illuminatenorden geworden, und habe also den in catholischen Landen unbekannten Obern blinden unbedingten Gehorsam angelobt. Diese Folge-

rung

rung ist zugleich höchst absurd, da, wie aus dem gedruckten Nachtrage zu den Illuminatenschriften, und aus der nachher anzuzeigenden Schrift des Philo erhellet, der Priestergrad den 25 Jänner 1782, als Weishaupt jenen Brief schrieb, noch gar nicht existirte, sondern erst entworfen werden sollte!) Der Verf. und sein Freund erklärten indessen ihrem andern Freunde, daß die mancherley Bedenklichkeiten in den vorgelesenen Papieren ihnen noch viel weniger Lust gemacht hätten, im Orden jemals mitwirkende Personen zu seyn, und sie drückten sich darüber sehr deutlich und lebhaft aus. Ihr Freund ließ ihren Bedenklichkeiten Gerechtigkeit wiederfahren, stellte ihnen aber vor, daß man Hoffnung hätte, die Sache würde noch eine andere Gestalt erhalten, und sagte ihnen, daß ihnen beyden ein Amt im Orden zugedacht sey, wodurch sie berechtigt würden, von allem, was vorgienge, genaue Nachricht zu bekommen, wobey sie also Rath geben, und wenn die Sache nicht nach ihrem Wunsche gienge, noch immer das Amt niederlegen, und allenfalls ganz aus dem Orden scheiden könnten. Aber beyde bezeugten einmüthig, daß ihre Geschäfte und die bisherige inconsequente Lage der Sache sie abhielten, ein Amt zu verwalten. Nun drang ihr Freund in sie, daß sie wenigstens zugeben mögten, daß ihre Namen auf der Liste der Aemter vor der Hand stehen bleiben mögten, welches sie keinesweges verbinden würde, thätiger zu seyn, als sie selbst wollten, und ihnen doch das Recht gäbe, sich das, was vorgienge, mittheilen zu lassen, und ihr Bedenken darüber zu geben, wodurch sie denn zugleich das Böse, wenn es sich ja sollte eindringen wollen, verhindern, und sich mit mehrern rechtschaffenen Leuten zur Beförderung des Guten vereinigen könnten. Er zeigte ihnen zugleich, welche erlauchte und vortreffliche Männer schon Aemter in diesem Orden übernommen hätten; und der Verf. nebst seinem andern Freunde konnten zuletzt beyden immer dringenden Bitten nichts anders sagen, als: daß sie es sich zur Ehre schätzen müßten, ihre Namen bey solchen Namen verzeichnet zu sehen, und daß sie sich also dieß wohl könnten gefallen lassen, wenn sie nur nicht verbunden seyn sollten, in dem Amte oder im Orden wirklich zu arbeiten. Demunerachtet aber haben der Verf. und auch, so viel er weiß, sein anderer Freund, nie sich ihres

res [illegible] bedient, nie verlangt, daß man ihnen von dem, was im Orden vorgieng, Nachricht geben sollte, und der Verf. wenigstens hat vom Orden nichts davon erhalten. Man hat ihn dringend aufgefordert, seine Anmerkungen und Bedenklichkeiten schriftlich aufzusetzen und mitzutheilen; aber er hat auch dieß nicht einmal thun wollen. Diese ganze eben erzählte Verhandlung gieng indeß erst 1784 vor sich, und kann also auf das contentissimus, welches Weishaupt 1782 schrieb, da der Verf. noch gar nichts vom Illuminatenorden erhalten hatte, nicht einmal Beziehung haben.

Nach der so deutlichen als vollständigen Beantwortung dieser Fragen wird nun wohl kein vernünftiger Mensch mehr von allen dem Verdachte, welchen Starck auf den Verf. zu wälzen gesucht hat, ein Wort mehr glauben, und eingestehen, daß diese Vertheidigung so beschaffen sey, wie eine wahre Rechtfertigung beschaffen seyn muß, folglich sehr verschieden von der Vertheidigung, welche Starck über den gegen ihn entstandenen ungleich schwerern Verdacht geliefert hat. – Sollte übrigens Jemand noch mehrere Fragen oder Zweifel wissen, welche zur Bestimmung der Nachricht des Hrn. Weishaupt von dem Verfasser noch nothwendig gehören sollten: so fordert der Verf. ihn auf, solche öffentlich bekannt zu machen, und ist erbötig, sie eben so unbefangen und ohne Zurückhaltung zu beantworten. — Bis jetzt hat sich niemand gemeldet.

Der Verf. fährt nun fort, einige Anmerkungen über den Illuminatenorden überhaupt zu machen. Zuförderst bemerkt er, daß über denselben oft höchst schief geurtheilt werde, weil man seine eigentliche Beschaffenheit noch gar nicht untersucht hat, und weil der größte Theil des Publici von geheimen Gesellschaften überhaupt keine richtige Begriffe hat. "Es kann eben so wenig vom Illuminatenor- "den, als von irgend einer andern geheimen Gesellschaft, je- "mand richtig urtheilen, der selbst nicht hinlängliche practi- "sche Begriffe von geheimen Gesellschaften überhaupt, beson- "ders von derselben Geschichte, hat." Der Verf. will die Sache dieses Ordens nicht vertheidigen. Er hat schon vorhin bemerkt, daß er vieles Tadelhafte und viel Unausführbares dabey gefunden hat. Auch ist er bis jetzt noch überhaupt nicht überzeugt, daß durch irgend eine geheime Gesellschaft, bey allem Guten und Angenehmen, welches beson-

ders einige haben, und bey den besten Absichten, im Allgemeinen freye Untersuchung der Wahrheit, Entwickelung der Geisteskräfte, Moralität, echte vernünftige Religion, und die Folge davon, die allgemeine Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, auf eine vorzügliche Art könne befördert werden. Indessen glauben das viele Leute, und machen sich davon ein sehr hohes Ideal. Dieses Ideal wird heutzutage viel allgemeiner für Wahrheit angenommen, als es sich unsere theoretische Philosophen vorstellen können. Dadurch entsteht der so unbeschreiblich weitausgebreitete Trieb zu geheimen Gesellschaften, der unbeschreibliche Eifer in denselben, und hieraus entstand auch sehr natürlich der schnelle Trieb vieler Leute zum Illuminatenorden. Was von den wesentlichen und zufälligen Misbräuchen geheimer Gesellschaften überhaupt gilt, muß auch vom Illuminatenorden gelten, aber nur in gehörigem Maaße, und nach dem Verhältnisse seiner Beschaffenheit. Diese hat man nicht untersucht, und hält beym Tadel kein Maaß. "Denn diese geheime Gesell"schaft war gewiß, so tadelnswürdig sie auch in manchem "Betrachte seyn mag, dennoch sehr viel unschuldiger, als "manche, die ich kenne, und ich kenne deren viele, und ei"nige sehr consequente und engverbundene, die sich bis jetzt "schon zu hüten gewußt haben, daß von ihren Originalschrif"ten entweder nichts bekannt, oder wenigstens nichts im Zu"sammenhange bekannt, und deutlich beurtheilt worden ist." Es ist daher nicht billig, daß man nur allein über die Illuminaten herfällt, diesen die gräßlichsten Absichten andichtet, und den Namen zum Schimpfworte macht, eben so wie die Namen Deist, Aufklärer und Philosoph. Es waren in diesem Orden edle, biedre, hellsehende, religiöse Fürsten. Starck, der sich auf so vielfache Weise unnütz macht, beschuldigt den modernen Tempelherrnorden, um sein Clericat zu entschuldigen. Wenn aber andre etwas über jenen sagen, so schiebt er stets zwey deutsche Fürsten vor, welche dazu gehört haben sollen, und ist unverschämt genug, immer zu insinuiren, daß das, was etwa über den Tempelherrnorden gesagt worden, gesagt sey, um diese edeln Fürsten zu schänden. "Er mag sich hüten, sagt Hr. N., "mit seinem Schimpfen; denn es könnte seyn, daß eben "diese verehrungswürdigen Fürsten auch den Illu"minatenorden gewürdigt hätten, zu ihm zu treten."

Es waren ferner in diesem Orden einsichtsvolle Staatsmänner und Geschäftsleute, welche weit darin gekommen waren, und doch wohl beurtheilen konnten, ob der Staat durch den Orden Schaden leiden könnte. Es waren nicht wenige angesehene einsichtsvolle und aufgeklärte catholische, und eine ziemliche Anzahl protestantischer Gelehrten, Gottesgelehrte und andere, die durch Schriften berühmt und als edle und religiöse Männer bekannt sind, darin, und waren von allen dessen Graden unterrichtet. Daraus folgt doch wohl gewiß so viel, daß die **Umstürzung der christlichen Religion, und die Einführung des Deismus und Naturalismus als Volksreligion**, welche ohnehin, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, eine Chimäre ist und bleibt, von diesem Orden nicht zu befürchten war. Wo sind überhaupt die Leute vom Ansehen, im Staate oder in der gelehrten Welt, in oder außer dem Illuminatenorden, welche die ernste Absicht, den Deismus allgemein zu machen, und die christliche Religion zu stürzen, auf irgend eine Art zu erkennen gegeben hätten? Denn freylich wenn diejenigen, welche Demarees und Starck für Deisten, und Lavater für Atheisten ausgeben, es seyn sollten: so möchte dies wohl die verdientesten Gottesgelehrten und Philosophen unsers Zeitalters treffen, die sehr gute Christen sind, nur aber vernünftige Christen. — Es waren einige protestantische Gelehrte von bekannter Redlichkeit und gründlichen Kenntnissen, welche in der besten Absicht an der schon oben erwähnten Verbesserung des Illuminatenordens arbeiteten. Der Verf. weiß zwar nichts Zuverläßiges von dem Erfolge dieser Verbesserung, indessen kann er Folgendes darüber sagen, und findet nöthig, daß es gesagt werde, um fernern Verleumdungen zuvorzukommen. "Unter den protestantischen Gelehrten, welche seit 3 bis 4 Jahren so eifrig und thätig beflissen gewesen sind, den Illuminatenorden zu verbessern, ist keinesweges auch nur ein Einziger von den vermaledeyten Berlinern befindlich, welchen, wenn man Lavater'n, Starck'en, und ihres Gleichen glauben könnte, der Deismus wie eine verborgene Krätze in allen Gelenken jucken müßte. Es sind vielmehr diejenigen, welche sich am eifrigsten dieser Verbesserung annahmen und noch annehmen, Männer, welche zu Lavater's vertrautesten Freunden gehören." Es ist diskret von Hrn. Nicolai, daß er überhaupt in dieser Schrift niemand nennet;

net; aber neugierig möchte man fast werden, diese Namen zu wissen.

Hier kommt denn der Verf. auf eine ausführliche Digreßion, welche Lavater'n betrift, und so interessant ist, daß wir doch auch davon kürzlich das Hauptsächlichste bemerken müssen. "Es hat bekanntlich diesem berühmten Manne "gefallen, bey der Rückkehr von seiner gleichfalls berühmten "Reise nach Bremen an mehrern Orten manches von na"turalistischen Glaubensbekenntnissen, von Planen "wider die christliche Religion, von deistischen Grund"sätzen und Gesprächen zu seinen vertrauten Zirkeln zu "reden, welche sieben Sachen denn alle, nächst dem leidigen "Teufel, von den bekanntlich in dessen Ketten herumgeführ"ten Berlinern herrühren sollten." Unvermuthet stieß Lavater bey diesen feinen Aeusserungen, als er auch einmal des Verfassers Namen dabey nannte, auf einen Freund desselben, welcher ihm in Ansehung dieses Mannes positiv ins Gesicht widersprach, und dem Verf. zugleich von diesen L. Verunglimpfungen Nachricht gab. Der Verfasser erklärte daher den 19. Aug. 1786. im Hamburgischen Correspondenten Lav. ausgesprengte Nachricht für eine Unwahrheit. Dieser wartete bis zum 14 October, da er, anstatt der Antwort ein in den heftigsten Ausdrücken abgefaßtes Ausforderungsschreiben ergehen ließ, worin er unter andern sagte: "der mag mich vor aller Welt Lügner "und Verläumder nennen, der dieß, (nemlich was er Lavatern von Nicolai gesagt hatte) "mit seinem Namen "sagen darf." Zugleich forderte er diesen Ungenannten "vor "dem ganzen Publico" auf, seine Angabe vor den Augen desselben, oder einiger unpartheyischer Männer, z. B. eines Jerusalem, Zollikofer, u. s. f. zu bewahrheiten. "Bey diesem Aufforderungsschreiben "vor dem ganzen Publico ohne alle Furcht" war aber das Sonderbare, daß unter allen Exemplaren desselben ausdrücklich bemerkt war, es sey nur Manuscript für Freunde. Es ward auch blos an L. Freunde geschickt, welche er freylich gern sein ganzes Publicum seyn lassen mögte. Unglücklicherweise aber (denn L. Anhänger triumphirten schon) sind verschiedene von L. Freunden auch Freunde des Herrn Nicolai, ein Umstand, worauf L. wohl nicht gerechnet haben mogte. Aber auch durch diese hätte der Verf. den Aufsatz wohl nicht erhalten, weil sie glaubten, er kenne ihn, und er

nicht wußte, wo er zu finden war, auch das, was er davon hörte, nicht glaubte, weil er sich solche Dinge von L. nicht vorstellen konnte. Aber L. hatte sein Ausforderungsschreiben auch an den sel. Jollikofer gesandt, und vor diesem, den L. unter andern Männern genannt hatte, vor denen die Sache bewahrheitet werden sollte, hatte der Herr Rittmeister von Blankenburg, der Mann, in dessen Gegenwart L. bey dem Mährchen von dem Herumgehen eines naturalistischen Glaubensbekenntnisses auch Nicolai's Namen genannt hatte, und der Lavatern ins Gesicht widersprochen hatte, schon lange vorher, ehe L. sein Ausforderungsschreiben in seinem vertrauten Zirkel ausstreuete, diesen Vorgang bewahrheitet. Denn wenige Stunden nach jener Unterredung hatte Herr von Blankenburg dem sel. Jollikofer die ganze Geschichte derselben ausführlich erzählt. Dieser edle Mann war schon damals sehr unwillig über diesen Vorfall gewesen, weil er des Verf. Gesinnungen überhaupt, und namentlich auch in diesem Stükke, dessen ihn L. beschuldigt hatte, aus gewissen Unterredungen, welche hier auch angeführt werden, weit besser und von einer ganz andern Seite kannte. Aber noch mehr mußte er erstaunen, als er L. Ausforderungsschreiben in die Hände bekam, das er natürlich gleich dem Herrn von Blankenburg mittheilte. Der ehrwürdige Jollikofer bezeugte darauf in einem Briefe an L. sehr ernstlich sein Mißfallen an dieser unartigen Scene, und Herr von B. unterließ, blos auf Bitte jenes edeln Mannes und aus Achtung für ihn, L. sogleich öffentlich und namentlich zu antworten, so wie auch aus eben der Ursache der Verf. beyder Namen in seinen Anmerkungen über Lavater und P. Sailer nicht nannte. Indessen schrieb Herr von B. doch gleich an L., erinnerte ihn des Gesprächs, und sagte ihm zugleich, wo, wie und wenn es geführt worden sey. Mit unglaublich armseligen Ausflüchten wollte sich Herr L. in seiner Antwort herauswickeln. Während dieser Zeit aber gab er das zweyte Blatt seiner sogenannten Rechenschaft an seine Freunde heraus, welches vom 9 Nov. 1786 datirt ist. Vom 14 October bis zum 9 November hatte sich nun freylich sehr viel in dieser Sache verändert. Denn nachdem Herr von Bl. an L. geschrieben hatte, konnte das Ausforderungsschreiben nicht mehr gelten. Wenigstens hätte dieser, wenn sein so sehr gepriesenes gutes Herz gelten soll, denen, welchen er sein

sein Ausfoderungsschreiben geschickt hatte, ein Erinnerungsschreiben schicken, und darin die Wahrheit bekennen sollen. Aber der ein[illegible]reine L. hütete sich wohl davor. Er ließ vielmehr in seinem angeführten zweyten Blatte die Sache ganz im dunkeln, gestand aber doch, daß Berlin von ihm bey dem Plane, der dem Christenthume gefährlich seyn sollte, klar genannt, an Nicolai aber dabey nicht gedacht worden sey. Nicolai forderte nun in seinen Anmerkungen über Lavater und Sailer, Lavatern auf: "zu "sagen: wie und wann und von wem denn dieser ver"meinte gräßliche Plan in Berlin sey angestiftet worden, "von welchem in Berlin selbst keine lebendige Seele etwas "wisse, oder gehört hätte?" Aber wer auf alles dieses nicht ein Wort antwortete, war Lavater. Freylich konnte er auch nichts antworten. Die bösen Berliner hatten ihn, trotz aller seiner Drohungen und Schmähungen so gedrängt, daß er sich nicht zu retten wußte. Er schwieg also, und gab sich die Miene eines Leidenden. Bald aber eröffnete sich eine neue Scene. Im May 1787 ward der oben angeführte Privatbrief von Weishaupt bekannt, worin steht: "Nicolai sey beym Illuminatenorden et quidem contentissimus." Und seit dieser Zeit fängt Lavater nach und nach wieder an, etwas von der schrecklichen Verbrüderung wider das Christenthum zu reden, die schon ganz vergessen war. Seit vorigem Herbste erfuhr der Verf. von einigen glaubwürdigen Personen, L. wolle itzt allenthalben vorgeben: Er habe in seinem zweyten Blatte durch die neue Verbrüderung, daß der Name Jesus in 20 Jahren nicht mehr religiös solle genannt werden, den Illuminatenorden gemeynt, und eben diesen habe er auch verstanden, da er von einem Spionenorden geredet habe. Der Verf. fragt also hier L. öffentlich: ob die Nachricht, daß er dieses behaupte, wahr sey? Es gewinnt ziemlich das Ansehen, daß L. nur erst hinterher die besagten Dinge auf den Illuminatenorden deuten will, damit sie doch irgend wohin gedeutet werden können, und man nicht gar glauben müsse, der Feuereifer L. habe solche gräßliche Possen in der Heftigkeit seines Grimmes nur erdichtet. Merkwürdig aber ist es doch in Absicht auf das gute Herz L., wenn auch die Sache seinem Scharfsinne Ehre machte, daß seine Behauptung nicht eher bekannt geworden ist, als bis es gedruckt war; Nicolai sey ein Illumi-

luminat. Dieser Mann hat nun einmal das Unglück, bey L. übel angeschrieben zu stehen. L. soll sehr geschäftig seyn, hin und wieder manches von seinem schiefen Kopfe, seinem bösen Herzen, seinen deistischen Grundsätzen, und andern Fehlern, welche ihm L. christliche Liebe leihet, zu erzählen. Auch gesteht der Verf., seinen Unwillen verdient zu haben. "Denn wie kann man, sagt er, dem "Unwillen eines höchsteiteln Mannes, der allenthalben wie "ein Apostel verehrt seyn will, stärker verdienen, als wenn "man ihn der grössesten Ungereimtheiten und Widersprüche aufs deutlichste überweiset, und er merkt, "daß sein Ansehen dadurch sichtbar zu sinken anfängt?" Aber so fein er hier seine Sache gemacht zu haben glauben mag, um dem Verf., ohne ihn einmal zu nennen, eins anzuhängen: so hat ihn das unglückliche Schicksal, das über ihn zu walten scheint, hier abermals betroffen, daß er nämlich, wenn er sich über eine Absurdität vertheidigen will, gemeiniglich in eine andre fällt. Denn unglücklicher Weise für seine christliche Liebe und sein gutes Herz hat er durch jene Deutung in den Zirkel seiner Freunde einen schmerzhaften Schlag gethan, und seine Gegner gehen ganz frey aus. Der böse Nicolai ist im Illuminatenorden nicht im geringsten thätig gewesen; hingegen hegten Freunde L. von dem Illuminatenorden eine weit bessere Meynung, und von dessen gutem Erfolge gewiß weit mehr Hoffnung, als N. "Unter denjenigen, welche sich "die Verbesserung dieses Ordens für die Protestanten am "emsigsten angelegen seyn liessen, war hauptsächlich ein "berühmter Gelehrter, der ein aufrichtiger Freund "L. ist. Auch Jacobi, L. Freund gesteht, an der "Schwelle des Tempels dieses Ordens gestanden zu haben, und urtheilt von demselben auf keine Weise "nachtheilig." Und wenn L. wirklich die schrecklichen Dinge, welche er in seinem zweyten Blatte verkündigt, von Anfang an auf den Illuminatenorden hat gedeutet wissen wollen: "so ist das nicht blos Unklugheit, sondern auch, "aus gewissen Ursachen, die größte unter allen Lächerlichkeiten gewesen, daß er dieß unter allen möglichen "Broschüren, welche er hätte schreiben können, gerade in "seinem zweyten Blatte sagte. Hat er aber die Deutung "erst nachher gemacht: so ist die Lächerlichkeit nicht viel "geringer. Denn er giebt wahrlich auf allen Fall, die Ohr-

feige,

"folge, welche er auszutheilen glaubt, ganz andern Leu-"ten, als welchen er sie geben wollte!" Will L. die gewissen Ursachen näher erfahren, warum es so im höchsten Grade lächerlich gewesen seyn würde, wenn er gerade in seinem zweyten Blatte die Illuminaten für Spione und Verbündete wider das Christenthum ausschreyet, und will er den Verf. herausfordern, die Wahrheit näher zu erläutern, daß L. beste Freunde dem Illuminatenorden beygethan, und einige sogar zu dessen Verbesserung sehr geschäftig gewesen sind, indessen weder Nicolai noch irgend ein Berliner je Hand dazu angelegt hat: so ist der Verf. erbötig, ihm öffentlich alle mögliche Erläuterung darüber zu geben. Indessen räth er ihm, die Sache erst recht genau zu überlegen. "Findet L. dies "aber nicht für gut: so lerne er künftig vorsichtiger handeln, "lerne sich schämen, und denke nochmals ernstlich:

— Pudet, haec opprobria nobis

Et dici potuisse, et non potuisse refelli."

Bis jetzt hat Lavater kein Wörtchen gesagt, um sein so unverantwortliches Betragen zu vertheidigen. Er schämt sich nun vermuthlich, und das ist denn doch besser, als wenn er wie Starck sich aufgeführt hätte. — Man kann gewiß dem Verf. diese Digreßion gegen L. nicht verargen. Denn was sollte ihn verbinden, seinen Character und guten Namen der so geschäftigen christlichen Liebe und dem guten Herzen Lavater's und seiner Speichellecker immerfort Preis zu geben, und zu den verächtlichen mündlichen und gedruckten Neckereyen und Klatschereyen immer zu schweigen?

Nach dieser langen Digreßion berührt der Verf. noch einen sehr wichtigen Punct vom Illuminatenorden, nemlich diesen: Es waren auch Jesuiten im Illuminatenorden, und sind sehr wahrscheinlich noch jetzt in demselben. "Ich könnte verschiedene Jesuiten mit ihrem Ge-"schlechtsnamen, so wie auch mit ihrem Illuminaten-"ordensnamen nennen, nicht weniger auch einige Leute, "welche mir sonst als erklärte Jesuitenfreunde, oder was "man Jesuites de robe courte nennt, bekannt sind." Aus diesem Umstande mögte freylich wohl manches über die schnelle Verfolgung des Ordens, über die Auffindung seiner Schriften und anders Dinge mehr gemuthmaßt werden. Der Verf.

weiß zwar nicht, warum man so unvorsichtig gewesen ist, Jesuiten, die als solche bekannt waren, aufzunehmen. Vermuthlich aber hat man sich überreden lassen, sie hiengen nicht mehr mit dem Jesuitenorden zusammen, wären aufgeklärt, oder was es sonst gewesen seyn mag. Denn man ist noch nicht allenthalben geneigt, die unstreitige Wahrheit als Wahrheit anzunehmen: daß der Jesuitenorden die engste Verbindung ist, aus welcher sich keiner, der je darin war, gänzlich zurückziehen kann, wenn er auch gern wollte, und fast niemals wird er es wollen: so unbeschreiblich stark und consequent ist der Esprit de Corps dieses Ordens. Man kann sich die unstreitige Wahrheit noch nicht anschauend genug vorstellen: daß man keinen Jesuiten, so ein guter Mensch er auch ist, jemals in irgend eine Sache mischen darf, auf welche seine Obern besondere Aufmerksamkeit können geworfen haben, und am wenigsten in Sachen, wo das Wohl und der Schaden des Ordens unmittelbar intereßirt ist. Der Verf. ist aber auch ferner aus Gründen und Erfahrung überzeugt, daß die Vorsicht, keine Jesuiten, die als solche bekannt sind, in geheime Gesellschaften aufzunehmen, zwar etwas, aber nicht viel, helfen wird. Denn es ist gewiß keine geheime Gesellschaft, in welche sie sich nicht, bekannt oder unbekannt, einzudrängen suchen, wenn sie können; und wenn sie von einigen derselben, wie doch jetzt ziemlich allgemein geglaubt wird, die unbekannten Obern seyn sollten, so liegt es wenigstens nicht an ihrem guten Willen, daß sie es nicht von mehrern oder von allen sind. Wenigstens mögte es bey aller Vorsicht schwer zu vermeiden seyn, daß sich ihre Nostri nicht als Mitglieder eindrängen. Denn viele davon sind nicht nur, seit der Aufhebung des Ordens, unbekannt, sondern die bekannten wissen auch allerley sehr wahrscheinlich vorzustellen. Ja einige sind wohl ausdrücklich dazu aufgestellt, daß sie sich mißvergnügt und von unjesuitischer Gesinnung stellen sollen. Und diese sind gerade die gefährlichsten. Andere können sich aus den mit so vieler Schlauigkeit in einander verknüpften Jesuitenbanden nicht herausziehen; und der Orden, wenn es ihm dienlich ist, sie wieder näher an sich zu ziehen, weiß es ihnen schon so nahe zu legen, daß sie ihren Frieden mit demselben allenfalls auf Kosten eines Dritten machen müssen, wovon dem Verf. merkwürdige Beyspiele bekannt sind. Aufgeklärte

geklärte Leute schaden dem Orden gar nicht, so lange sie ihre Aufklärung nicht weiter brauchen dürfen, als es ihnen die Obern erlauben. Solche Leute dienen ihnen sehr gut da, wo Pfafferey und Bigotterie anstößig seyn würden, also auch besonders bey Protestanten. "Wenn ich," sagt der Verf., "nicht von diesen Dingen so auffallende "Beyspiele wüßte, so würde ich hier nicht abermals davon reden." Diese Dinge verdienen gewiß die Aufmerksamkeit gutmüthiger Vorsteher geheimer und anderer Gesellschaften, besonders auch derjenigen, welche etwa noch bis jetzt auf den Grund des Illuminatenordens fortzubauen vermeynen. Man kann übrigens wohl denken, daß der Verf., welcher ohnehin schon viele Ursachen hatte, im Illuminatenorden nicht thätig zu seyn, noch weniger Lust dazu bekam, als er Namen wirklicher Jesuiten auf der Liste erblickte. Sehr bemerkungswürdig hat es ihm auch geschienen, daß verschiedene Jesuiten in Bayern Illuminaten waren, daß man aber, so viel der Verf. hat bemerken können, auf den gedruckten Listen der bayerschen Illuminaten keinen einzigen Namen eines Jesuiten mit abgedruckt hat.

Zur Hebung eines Mißverständnisses, welches Starck geflissentlich gern erregen mögte, als ob der Verf. durch seinen Beytritt zum Illuminatenorden wäre bewogen worden, gegen die heimlichen Machinationen der Jesuiten zu schreiben, und daß er sogar den Illuminaten zu gefallen Erdichtungen gemacht hätte, findet der Verf. nöthig, noch verschiedenes hinzuzusetzen, was alle Aufmerksamkeit verdienet. Durch mancherley zufällige Veranlassungen ward er, noch ehe er vom Daseyn eines Illuminatenordens das Mindeste wußte, mit vielen Dingen genauer bekannt, welche den Jesuiterorden betreffen. Eine solche Veranlassung war folgende: Er war, als er seine bekannte Reise antrat, von der Verfassung der Jesuiten und ihrer noch fortdauernden Wirksamkeit nicht ganz ununterrichtet. Bey seinem Aufenthalte in Wien aber wurden seine Ideen davon auf mancherley Weise sehr berichtiget. Er lernte daselbst die Parteyen der Jesuitenfreunde und Feinde näher unterscheiden. Leute, welche dieser Sachen sehr kundig sind, lehrten ihn, was Jesuites de robe courte sind, und es wurden ihm Verschiedene davon gezeigt. Er hörte daselbst genug von den Intriguen der Jesuiten unter der Kaiserin Maria Theresia, und von ihren Bemühungen und

 schlauen

schlauen krummen Wegen, sich einen Theil ihres vorigen Einflusses wieder zu verschaffen. Besonders sprach hievon der Freyherr von Gebler sehr positiv und offenherzig mit ihm. Dazu gab ein Vorfall die erste Veranlassung, welcher im deutschen Zuschauer, Heft 18. S. 380 mit sehr falschen Umständen erzählt worden ist, und welcher der Wahrheit gemäs dieser ist: Gebler hatte zuerst mit dem Verf. eine freundschaftliche Correspondenz angefangen, welche damals etwa zehn Jahre gedauert hatte. Als dieser nun nach Wien kam, bestimmte ihm G. eine Stunde des Nachmittags, in welcher er, so oft es ihm beliebte, zu ihm kommen, und sich mit ihm unterhalten mögte. Dies geschah auch oft. Die P. P. Jesuiten hatten aber auf den Verf., besonders auf seinen Aufenthalt in Wien, ein aufmerksames Auge geworfen. Seine häufigen vertrauten Besuche bey G., welchem sie damals nicht viel Neigung zu ihrem Orden zuzutrauen Ursache hatten, brachten sie auf den Gedanken, daß da etwas wider sie geschmiedet würde. Erst ein paar Jahre nachher erfuhr der Verf. aus einer untrüglichen Quelle, daß sie glaubten: der Verf. sey auf G. Veranlassung nach Wien gekommen, um ihm protestantische Schulleute für die östreichischen Staaten zu verschaffen, und dadurch die Jesuiten aus den Schulen vollends zu verdrängen. Einige äussere Umstände konnten damals auch diesen Verdacht bestätigen, obgleich im Ernste niemals an einen solchen Entwurf gedacht worden ist. Wenn die Jesuiten nun glauben, daß Jemand etwas wider sie im Schilde führe, so pflegen sie ihn unvermerkt beobachten zu lassen. Das thaten sie denn auch bey dem Verf. in Wien. Ein gewisser fremder Jesuit hatte eine ganz natürliche Veranlassung, mit dem Verf. bekannt zu werden; ihn fast täglich zu sehen, und beyläufig, ganz ohne anscheinende Absicht, zu erfahren, wohin er in den nächsten Tagen gehen, oder was er machen würde. Die Officiosität des Paters fiel dem Verf. auf, und er äußerte solches einem Freunde, der ihm aber antwortete: der Mensch sey gar zu einfältig, als daß er etwas bedeuten sollte. Doch hat der Verf. nachher gefunden, daß solche einfältige Leute von den Jesuiten gerade ihrer Einfalt wegen gebraucht werden, weil man sie nicht für bedeutend hält. Eines Tages war der Verf., nebst verschiedenen angesehenen Geschäftsleuten und Gelehrten, bey G. zu Mittage gebeten. Der Jesuit erfuhr diese Einladung, und es war ihm unangenehm, daß

um sie ihn nicht auch mit getroffen hatte. Er suchte es also dahin zu bringen, daß er auch mit gebeten würde, und der Verf. ward durch einen Dritten bewogen, solches dem Hrn. von G. merken zu lassen. Dieser aber verweigerte es, weil der Jesuit durch seine Gegenwart die ganze Gesellschaft, wo man unbefangen und freymüthig seyn wollte, verstimmen würde. Es ward also gegen den Jesuiten eine Ausflucht gemacht, daß man G. nicht habe sprechen können. Der P. schwieg still. Aber die Malzeit war noch nicht halb vorbey, als ein Bedienter ihn meldete. G. machte eine ernsthafte Miene, ließ ihn aber doch hereinkommen. Er erschien in pontificalibus, worin ihn der Verf. noch nie gesehen hatte, und blieb so lange, als die andern Gäste da. Diese Zudringlichkeit des Jesuiten, und die Verlegenheit eines k. k. Staatsraths, der sich nicht getrauete, einen Jesuiten, welcher sich zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde melden ließ, abzuweisen, setzten den Verf. in Verwunderung, und der veränderte Gang der Unterredung, nachdem er gekommen war, bewiesen, daß G. ganz recht gehabt hatte, da er es abschlug, ihn einzuladen. Nachdem der fremde Jesuit abgereiset war, ward der Verf. mit verschiedenen geistlichen Herren bekannt, von denen er nicht einmal wußte, daß sie Jesuiten waren, und die ihm mancherley Freundschaften bewiesen. Dies that auch ein gewisser Propst. Mit diesem fuhr der Verf. einmal aus, und begegnete auf dem Wege dem Hrn. von Gebler. Als er darauf denselben Abend zu diesem kam, war seine erste Frage: "Wie in aller Welt kommen Sie zu dem "verschmitzten Jesuiten, mit welchem Sie heute fuhren?" Der Verf. erstaunte, denn er wußte nicht, daß der Mann ein Jesuit war. Aber dieser Umstand gab zu sehr interessanten Unterredungen über den Jesuitismus Gelegenheit, wobey der Verf. durch G. von demselben unterrichtet wurde. Dieser schilderte ihm die Macht der Jesuiten in ihrer consequenten und fürchterlichen Verbindung. Er überzeugte ihn, daß dieser Orden, obgleich äußerlich aufgehoben, dennoch innerlich seine vollkommene Consistenz habe. Er erzählte ihm verschiedene von den Mitteln, mit welchen sie ganz unvermerkt zu wirken wissen. Und Gebler war hierin gewiß einer der glaubwürdigsten Zeugen. Er hatte sie auf dem Gipfel ihres Ansehens und bey ihrem Falle, woran er vielleicht einigen Antheil hatte, beobachtet, und war ein vertrauter Freund des Prälaten von St. Dorothea, des letz-

ten Beichtvaters der vorigen Kaiserin, welcher ihr die Aufhebung der Jesuiten zur Gewissenssache gemacht hatte. Da die Kenntnis des Verf. von der Fortdauer des Jesuiterordens also aus einer so vortreflichen Quelle kommt: so ist sie wohl weder Erdichtung noch Hirngespinst, sondern zuverlässig. Aus diesen Nachrichten, die ihm G. gab, entstand eigentlich seine mehrere Aufmerksamkeit auf die Jesuiten bey der Fortsetzung seiner Reise. Auch ist er jetzt beynahe überzeugt, daß dieser Orden ihn auf dieser Reise nicht aus dem Gesichte verlohr. Vielleicht hofte der Orden ihn gar zum Jesuiterfreunde zu machen. Denn er fand an nicht wenig Orten Personen, welche sehr gefällig seine Freundschaft suchten, und fand bey näherer Untersuchung, daß es Jesuiten waren. — Dies war eine von den Veranlassungen, welche der Verf. hatte, den Jesuiterorden kennen zu lernen. Er hatte aber deren noch mehrere, welche er hier weder anführen konnte noch wollte. Er ist auch völlig überzeugt, daß er bey der Schilderung der wahren Beschaffenheit desselben in seiner Reisebeschreibung keinen einzigen Zug gebraucht hat, der falsch ist.

Am Schlusse dieser Schrift fordert der Verf. alle wirkliche Illuminaten von Weishaupt an bis auf den geringsten, ingleichen jedem andern, der etwas vom Illuminatenorden weiß, öffentlich auf, zu sagen;

"Ob von dem, was ich von meinem Betragen im Illu„minatenorden und von diesem Orden überhaupt gesagt „habe, ein einziges Wort falsch sey; ob irgend et„was im Illuminatenorden mit mir vorgegangen ist, oder „ob ich irgend etwas darin gethan habe, was ich hier nicht „aufrichtig erzählt hätte; und ob ich irgend etwas ver„heelet hätte, welches ich, insofern das Publicum davon „unterrichtet seyn mußte, zum vollständigen Zusammen„hange und deutlicher Einsicht der Sache hätte erzählen „müssen? Ich ersuche dieselben; alles, was sie im „Illuminatenorden von mir wissen, bekannt zu „machen und zu beweisen!"

Es ist nun Ein Jahr beynahe verflossen, seitdem diese Schrift erschienen ist, und weder Hr. Weishaupt, noch sonst jemand aus dem Illuminatenorden hat derselben widersprochen. So vertheidigt sich ein Mann, welcher sich seiner Rechtschaffenheit und seiner guten Sache bewußt ist! Das ist die Sprache der Wahrheit und der Unschuld! Und nun untersuche man,

nach

nach dieser freymüthigen und offenherzigen Erzählung: was die Leute, denen des Verf. Freymüthigkeit im Wege steht, sich alles gegen ihn erlauben, und was die Menschen verdienen, welche sich wahre Niederträchtigkeiten gegen ihn erlauben, nur um ihr Müthchen zu kühlen. Nun lese jeder unbefangene Leser noch einmal die Beschuldigungen durch, welche Starck gegen ihn, besonders in seinem Nachtrage S. 143 ff. gegen ihn gehäuft hat: so wird er den verächtlichsten und hämischsten Consequenzmacher erblicken. Wer aber überhaupt Starck's und des Verf. Vertheidigung mit einander vergleichen will, der wird bald finden, auf welcher Seite Wahrheit ist, und wo Verdacht ist und bleibt. Rec. hat bey dieser Schrift des Hrn. Nicolai gesehen, was die Stimme der Wahrheit für Kraft hat. Denn noch ist ihm Niemand vorgekommen, der sie, wenn er auch vorher und aus mancherley Ursachen gegen den Verf. eingenommen war, nicht mit Vergnügen gelesen, und als ein Meisterstück einer Vertheidigungsschrift anerkannt hätte.

Wir kommen nun zu der zweyten Schrift, welche wir oben angeführt haben, und die gleichfalls den Illuminatenorden betrift. Ihr Verfasser ist der durch mehrere Schriften bekannte Freyherr von Knigge, welcher sich als Philo an mehr als einer Stelle dieser Schrift zu erkennen giebt. Auch diese Schrift ist mit seltener Offenherzigkeit und Freymüthigkeit abgefaßt, und verdient gleichfalls sehr grosse Aufmerksamkeit. Der Verf. fand es bisher aus guten Gründen, welche er angiebt, nicht für nöthig, sich über seinen Antheil an den Illuminatenorden zu rechtfertigen, so lange er dem Publico nicht genannt war. Auch Nicolai hatte ihn so wenig, als ein andres Mitglied, in seiner vorhin angeführten Schrift genannt. Diese erhält indessen hier von dem Herrn von K. das Zeugniß, "daß daraus in jedem Betrachte der redliche freymüthige Mann hervorleuchte, und daß ihr Verfasser nach der strengsten Wahrheit seine Verhältnisse gegen den Illuminatenorden bekannt gemacht habe;" ein Zeugniß, welches um desto wichtiger ist, da Herr von K., wie aus dem Folgenden erhellen wird, eine Hauptperson in diesem Orden war. Nachdem aber der Freyherr von Bassus in seiner gedruckten Vorstellung an die Standehäupter der Republik Graubünden des Verf. Namen verschiedenemal erwähnt hatte, und er in einem Zeitungsblatte abermals öffentlich aufgefordert war: so

trug

trug er weiter kein Bedenken, hier die Geschichte seiner Verbindung mit dem Illuminatenorden zu erzählen. Der Verf. ward früh von der Krankheit unsers Zeitalters, der Begierde nach geheimen Verbindungen und Orden, befallen. Schon in seines Vaters Hause hörte er als Kind täglich mit Enthusiasmus von Freymaurerey und geheimen Wissenschaften reden, und sein Vater war oft von Leuten umgeben, welche vom Steine der Weisen und dergleichen Sächelchen redeten. Als Knabe entwarf er schon Gesetze zu Verbindungen, und hieng sich mit andern Knaben ein Kreuz ins Knopfloch. Auf Universitäten gehörte er zu einem Orden, der manche lobenswerthe Absichten hatte, schloß sich auch an ein paar kleinere Damenorden, und ließ sich, sobald er nur einigermaßen das dazu erforderliche Alter hatte, 1772 bey der Loge der strikten Observanz in Cassel als Freymaurer aufnehmen. Kleine Fehler, welche der Jugend meistens ankleben, und seine sonderbare damalige politische Lage machten, daß er immer Lehrling blieb. Dies verdroß ihn, und er legte sich aufs Forschen, las freymaurerische Schriften, und fand einen Verräther, welcher ihm die Einrichtung aller Grade des Systems der strikten Observanz erzählte, und von dem verborgenen Obern und Clerikern grosse Vermuthungen bey ihm erregte. Nun wollte er sein Fortrücken im Orden unentgeldlich ertrotzen; aber das wollte nicht glücken, und er fand sich dadurch nicht wenig beleidigt. 1777 zog er nach Hanau. Hier ward gerade eine Loge, unter dem Schutze eines sehr eifrigen fürstlichen Bruders errichtet, worin man den Verf. mit aufnahm, ihn schnell durch die Grade des Systems zu führen versprach, und es ihm überließ, die Receptionsgelder nach seiner Bequemlichkeit zu bezahlen. Er ergriff daher die Sache mit heissem Eifer, und erlangte es bald, daß man ihn in dem sogenannten hohen Orden, unter dem Namen a cygno, aufnahm. Nun fieng er an, die so gepriesenen höhern Wissenschaften zu studiren. Ohne bestimmte Geschäfte, durstig nach Weisheit, gekitzelt von der eiteln Idee, sich mit höhern Dingen, als andere gemeine Leute, zu beschäftigen, und eine grosse Rolle in der Freymaurerwelt zu spielen, und dadurch Einfluß in der bürgerlichen zu bekommen, forschte er immer weiter, weil er erhabene Gegenstände im Hintergrunde vermuthete. Es geriethen ihm alte Manuscripte in die Hände, er lernte die obern, und zwar sehr seltene Grade anderer Freymaurerer

zweige kennen, und kam in Bekanntschaft mit dem sel. Schröder in Marburg, welcher auch den kältesten Mann für Theosophie, Magie, und Alchymie in Bewegung zu setzen fähig gewesen wäre, und der Verf. war kein kalter Mann, sondern ein sehr warmer, phantastischer, brausender Jüngling von 25 Jahren. Begierig reisete er auf Abentheuer aus. Wo in einem Hause die Magd oder der Bediente, oder beyde miteinander, von einem bösen Geiste geplagt wurden; wo ein schlauer Mönch in dem Rufe stand, die Seelen der Verstorbenen citiren, und Schatten aus den Gräbern hervorrufen zu können; wo ein alter Mann abgesondert von der Welt lebte, und leichtgläubige Thoren zu seinen Schmelztiegeln herbeylockte: da blieb der hochwürdige Bruder a cygno nicht fern.

Bald kam er also in den Ruf, dies mystische Fach zu treiben, und dieser Ruf verfolgte ihn bis in seinen einsamen ländlichen Aufenthalt bey Frankfurt am Mayn, wohin er 1780 zog; ja, eben diese einsame Lebensart bestärkte die Gläubigen in jener Meynung von ihm. So gieng denn kein vacierender Geisterseher, kein reisender Geheimnißjäger, kein bettelnder Goldmacher sein Haus vorbey. Practisch trieb er indessen die Alchymie nicht stark; ein halbes Dutzend kleiner silberner Caffeelöffel ist alles, was er sich daran gewandt zu haben erinnert. Aber den Jargon der Mystiker lernte er bald auswendig; halb glaubte, halb zweifelte er; halb wurde er belogen und verführt, halb belog und verführte er Andere, nicht um zu betrügen, sondern um seine Schwäche nicht zu verrathen, und die Meister nicht zu verscheuchen, von denen er zu lernen hoffte. Enthusiastisch für Alles, was Mysterien hieß, war ihm das Unverständlichste fast immer das Ehrwürdigste. Nie ist er zum Rosenkreuzer aufgenommen worden: denn er hielt die deutschen Rosenkreuzer für unecht und unwissend; aber diese alte Verbrüderung war ihm, seit Schröder's Eröffnungen, äusserst werth geworden. Natürlich war auch die Idee eines Priesterthums einer seiner Lieblingsbegriffe, "und wer mir damals, auf eine Art, welche diesen Begriffen geschmeichelt, den Antrag gemacht hätte, Jesuit zu werden, der würde nicht so gar viel Widerstand bey mir gefunden haben." (Ein überaus merkwürdiges Geständniß, welches zeigt, wohin dergleichen Dinge führen können! Hat man denn wohl nicht Ursache dagegen zu warnen?)

Ueber-

Ueberaus merkwürdig ist auch das, was der Verf. gleich nachher hinzusetzt: "Wenn jeder, der eine ähnliche Rol-"le gespielt hat, oder noch spielt, statt hier die Nase "über mich zu rümpfen, oder mitleidig die Achseln "zu zucken, die Hand auf das Herz legen, und eben "so offenherzig beichten wollte: so könnten, glaube "ich, Wahrheit und Redlichkeit dabey gewinnen."

Jene Stimmung des Verf. wurde noch dadurch befestiget und erhöht, daß herbe Selenleiden, und wirklich, wenn man seine unerfahrne Jugend mit in Anschlag bringt, größtentheils unschuldig auf ihn losgestürmte Schicksale sein Herz äusserst weich, und empfänglich für Schwermuth und Schwärmerey gemacht hatten. Mit diesen Empfindungen kämpften seine Thätigkeit, sein unruhiger Geist, Jugend, Leichtsinn, Eitelkeit und Ehrgeiz. Eine Probe von seinen damaligen Handlungen und Grundsätzen giebt eine Schrift, welche er damals abfaßte: Allgemeines System für das Volk, welche, wie er izt gesteht, voll Prätension und Plattitüden, ein Gemische von gesunder Vernunft und von Unsinn, von Deismus und Schwärmerey, ist. So sah es mit dem Verf. aus, als durch die Schrift: der Stein des Anstosses das Publicum von dem Tempelherrnsysteme unterrichtet wurde. Das war ein harter Schlag für Manche, für die dieses System einen grossen Werth hatte. Es wurden, um diese Wunde zu heilen, Anstalten zu einem allgemeinen Convente gemacht, und der Verf. wollte sich da auch durch Vorschläge hervorthun. Er entwarf einen Plan, worin er Mittel vorschlug, alle Systeme in gewissen Hauptpuncten zu vereinigen, jedem Grade einen nützlichen Wirkungskreis anzuweisen, die Cassen durch weise und treue Verwaltung zu grossen Zwecken zu nutzen, und für das mystische Fach eine eigene forschende Classe zu gründen, deren Arbeiten und Meynungen aber keinen Einfluß auf das Wirken des Ordens haben sollten. Er schickte den Plan ein, bekam höfliche Briefe darüber; aber er glaubte bald zu sehen, wie wenig die edeln Absichten der durchlauchtigsten Chefs durch reinen Eifer und weise Ueberlegung von den Brüdern unterstützt würden; wie Privatabsichten den Sectengeist anfeuerten; und wie einige Leute durch heimliche Machinationen dem ganzen Convent zur Beförderung der finstern Aussichten gewisser verborgenen Gesellschaften zu nutzen suchten. Kurz, er verzweifelte daran, auf diesem Convente etwas Nützliches

zu Stande gebracht zu sehen. Daß er übrigens von der stricten Observanz im Ganzen keine nachtheiligen Gedanken hegte, beweist er mit Stellen aus seinen Briefen und Schriften. Indeß er nun über seine Absichten und Besorgnisse mit verschiedenen Freymaurern redete, machte er im Jul. 1780 in der Loge zu Frankfurt Bekanntschaft mit Diomedes, welcher von den Illuminaten in Bayern abgeschickt war, um für diese Verbindung in protestantischen Colonien zu werben. Diesen lernte er als einen liebenswürdigen Mann kennen, sprach oft mit ihm über seine Wünsche einer gänzlichen Reform des Freymaurerordens, und sagte ihm, daß er entschlossen sey, mit einigen vertrauten Brüdern ein eigenes System auszuarbeiten und zu gründen. Nun sagte ihm Diomedes (der Marquis C.): es existire schon eine Gesellschaft, welche das Alles schon erreicht hätte, was er suche. Der Verf. erstaunte; erhielt aber zur Antwort: daß eben in dieser Verborgenheit die größte Stärke der Gesellschaft bestände u. s. f. Dieß und ein Wink auf die damals in grossem Zeitungsrufe stehende Fortschritte der Aufklärung in den kayserlichen Staaten, welche, wie der Verf. meynte, schwerlich ohne geheime Triebfedern hätten zu Stande kommen können, vollendeten die Ueberzeugung des Verfassers. Er bat um die Aufnahme, unterschrieb den Revers, bekam die Papiere der Minervalclasse, und erhielt eine Addresse an den redlichen Celsus nach München. Mit dem Verf. zugleich hatte der Marquis drey sehr liebe und gute Männer in Frankfurth am Mayn angeworben, und mit diesen machte der Verf. nun gemeinschaftliche Sache. Aber die magern Papiere der Minervalclasse, und der despotische Befehlshaberton machten einen übeln Eindruck auf sie. Die drey Freunde, welche bestimmte Berufsgeschäfte und keine Zeit hatten, Schulexercitia zu machen, und quibus licet Zettel zu schreiben, traten daher zurück. Der Verfasser aber trieb das Wesen noch eine Zeitlang, und erhielt endlich im November 1780 einen Brief von Weishaupt, worin ihm dieser meldete: die Obern hätten ihm befohlen, fernerhin mit dem Verfasser zu correspondiren; dieser solle daher gar nicht mehr nach München schreiben, und den Inhalt seiner Briefe vor Jedermann geheim halten. Diese Briefe athmeten nun freylich einen ganz andern Geist, und setzten den Verf. in Feuer. W. forderte von ihm, ehe er ihm Grade mittheilen könnte, die über die Minervalclasse hinaus

wären,

wären, daß er erst Versammlungen von dieser Pflanzschule anlegen sollte. Dies that der Verf., und lud die besten unter allen nur bekannten Freymaurern ein. Auch glückte dies so, daß er in kurzem eine große Anzahl edler, vornehmer, gelehrter und wichtiger Männer zu Minervalen angeworben hatte. W. war entzückt darüber. Der Verf. theilte allen den Geist mit, den ihm W. eingehaucht hätte. Auf das Ehrenwort dieses Mannes gestützt, verpfändete der Verf. auch das seinige für die Größe und Güte der Sache; schrieb jener mit Wärme vom Orden: so schrieb dieser mit dem heißesten Enthusiasmus; verhieß jener ein Elysium: so versprach dieser, seinem Temperamente gemäs, ein Paradies. Zwar sah der Verf. bald, daß seine Lebhaftigkeit darin vielleicht zu weit gegangen wäre; aber die Phantasie der Neuaufgenommenen malte das Bild, welches er ihnen angelegt hatte, noch dazu mit eigenen Farben aus. Jeder wollte im Orden finden, was er begehrte; und das, meynte er am Ende, hätte ihm der Verf. versprochen, und dieser müsse es ihm schaffen. Die Sache griff indessen unglaublich schnell um sich, und der Verf. konnte bald die kleinen Details nicht mehr übersehen. Es wurden nun viele aufgenommen, die gar keine Subjecte für eine solche Verbindung waren, und der Verf. hatte es bald mit mehreren hundert Menschen zu thun, die alle durch ihn befriedigt und belehrt, durch ihn Alles erlangen wollten, was nur ihr Herz wünschte. Jeder wollte haben, niemand geben. Wollte ein Forstmann wissen, was für Holzarten in diesem oder jenem Boden am besten gedeihen könnten; wollte ein Chemiker wissen, welche Art Phosphor zu machen die beste sey: so mußte der Orden ihnen Auskunft geben. Viele forderten Beförderungen, Geldvorschüsse, Pränumerationen, ingleichen Heyrathen und Vergleiche negotiirt, Prozesse sollicitirt u. s. f. Fragte einer bey den vermeyntlich existirenden erlauchten Obern an, so antwortete W.: Jede Provinz müsse für ihre Leute selbst sorgen; und so fiel Alles allein auf den Verf. zurück. Dieser erfuhr bey der Gelegenheit, was ein Mensch zu thun vermögend ist. Oft mußte er, um Eine Anfrage zu beantworten, an zehn Personen schreiben; aber es gieng doch, und Jeder wurde befriedigt, und Jeder glaubte an die Allmacht des Ordens. Ohne Bedienung und Reichthum vergab er, durch die vielen Austauschungen von Hülfsleistungen der Mitglieder unter einander, ohne daß sie zuweilen wußten, für wen

sie

sie arbeiteten, Ehrenstellen, Pfründen, Würden, und theil-te im Namen der Obern, die nicht existirten, die Gunstbezeugungen des Glücks, nach seiner Ueberzeugung, an die Würdigsten aus. Zwar hatte er fast immer einige von den jüngern Brüdern in seinem Zimmer sitzen, die mit Abschreiben beschäftigt waren, so wie er auch zwey beeydigte Copisten unterhielt; aber die Hauptsachen mußten doch durch ihn selbst geschehen. Seine Gesundheit nahm dabey merklich ab, und sein Geldbeutel konnte die Ausgaben nicht tragen. Denn er schlug, so wie Weishaupt, Vortheile, die man ihm anbot, aus. Wenn er nun gleich erkannte, wie mit jedem Tage die Macht des Ordens Gutes zu thun wuchs: so konnte er sich's doch nicht verhelen, daß eben diese Maschine in den Händen böser Menschen, die sich, früh oder spät, einmal hinaufdrängen konnten, ein höchstgefährliches Werk hätte werden müssen. Es blieb daher stets sein herrschender Gedanke, diesem Unglücke vorzubauen. Damals schien den Mitgliedern in München die Partey der Jesuiten und der deutschen Rosenkreuzer gleich gefährlich für die Welt. Man schickte ihm daher Documente, welche gegen die Erstern zeugten, und diese ließ er in Schlözer's Briefwechsel einrücken. Als man ihn darauf mit noch genauern Nachrichten versehen hatte, schrieb er die Schrift: **Ueber Jesuiten, Freymaurer und deutsche Rosenkreuzer**, blos aus Eifer für die gute Sache der Vernunft und Freyheit. **Weishaupt** erhob ihn um diese Zeit ausserordentlich, und schickte ihm auch einen Theil seines kleinen Illuminatengrades, der in der That sein Meisterstück war, und der den Besten unter denen, welche der Verf. aufgenommen hatte, so sehr gefiel, daß sie eine Zeitlang an keine weitere Beförderung im Orden dachten. An Verdrießlichkeiten konnte es indessen auch nicht fehlen. Der Verf. mußte deshalb, nach den verschiedenen Stimmungen der Leute, um ihnen den Orden interessant zu machen, vielfältig andere Gestalten annehmen, welches freylich in die Länge auf seinen Character sehr üble Eindrücke gemacht haben würde. Er mußte oft seine wahren Gesinnungen verbergen, zu der Sprache eines Jeden sich herablassen; und aus diesem Gesichtspuncte muß man, wenn man billig verfahren will, manche Aeusserungen in seinen Briefen, welche sich unter den Originalschriften finden, beurtheilen. In catholischen Ländern hatten fast alle Mitglieder einerley Bedürfniß, nämlich den Sturz des geistli-

„darauf gestützten Pflichten losgesprochen hatte, glaubte ich „nun mehr als genug gethan zu haben. Ich gab alle Hoff„nung auf, mit dem Convente im Ganzen einig zu werden, und „es blieb also vor wie nach beschlossen, mit der Zeit einzelne „Mitglieder und einzelne Logen zu stimmen, zu gewinnen, „und indeß zu verhindern, daß Schwärmerey und Betrug „mächtigern Einfluß, als wir, und daß sie nicht den Mau„rerorden in ihre Gewalt bekämen." Nach gehaltenem Convente nahmen mehrere von den Männern, welche da gewesen waren, mit Eifer das Illuminatensystem an. Die Ausarbeitung desselben ward vollendet, und der Verf. theilt hier davon einen kurzen Entwurf mit, welchen man mit Vergnügen lesen wird. Alle Grade bis zum schottischen Rittergrade sind ganz so, wie sie aus des Verf. Hand gekommen sind, von einem Unbekannten unter dem Druckorte Edessa (Frankfurt am Mayn) und dem Titel: der ächte Illuminat, herausgegeben worden. Das von Weishaupt herausgegebene verbesserte System der Illuminaten, enthält Aufsätze, welche dem Verf. ganz fremd, und, so lange er Mitglied war, nicht eingeführt gewesen sind. Aus dem hier gegebenen Entwurfe erhellt auch, wie ungegründet der Vorwurf gewesen ist, den Manche, und besonders Starck, dem Illuminatenorden gemacht haben, daß er auf die Umstürzung der christlichen Religion bedacht gewesen sey. Der Verf. wollte gerade das Gegentheil, nämlich diese Religion befestigen. Auch verschwindet aller Verdacht bey dem Priestergrade, wenn man lieset, was der Verf. davon sagt. Man muß vielmehr gestehen, daß derselbe allerdings sehr nützlich werden konnte.

Uebrigens wurde für die Aufnahme in alle Grade nichts bezahlt. Wo Versammlungen der Pflanzschule waren, da überließ man es den Mitgliedern, unter sich einig zu werden, auf welche Art sie die Unkosten für Briefporto und dergleichen bestreiten wollten. Den Freymaurerlogen des Ordens überließ man die Bestimmung und Anwendung der Receptionsgelder auf die im Orden gewöhnliche Weise, doch aber lag ihnen ob, dem schottischen Capitel Rechnung abzulegen. An höhere Obere wurde nie das Geringste eingeschickt, und in der Mysterienclasse war vom Gelde gar nicht die Rede. — Sobald der Verf. sein System mit der Genehmigung der Areopagiten zurückerhalten hatte, führte er es ein, und fieng auch an auf die Freymaurerey zu wirken.

Er

Er errichtete Logen. Die höhern Grade wurden mit Enthusiasmus aufgenommen. Jeder war zufrieden; der Verf. gab alle Direction ab, freuete sich seines Werks, und arbeitete als untergeordnetes Mitglied. Ja, er berichtete an seine eigenen Untergebenen, welche er zu Obern angesetzt hatte. Aber die andern Areopagiten erfüllten den geschlossenen Vertrag nicht. Weishaupt konnte die Idee, der befehlende General zu seyn, nicht vergessen. Kaum waren daher die Grade eingeführt, als er dem Verf. ohne weitere Umstände selbst gemachte Veränderungen, Zusätze, und Umschaffungen zufertigte, mit dem Verlangen, sie seinen Untergebenen mitzutheilen. Der Verf. verweigerte solches aus Gründen, die er anführt; aber sie vermogten bey W. nichts. Beyde gaben nicht nach; von beyden Seiten mischten sich, wie der Verf. mit edler Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit gesteht, Leidenschaften ins Spiel; die übrigen Areopagiten handelten auch ganz willkührlich und eigenmächtig; es entstanden Unordnungen und Parteyen; man errichtete, ohne Vorwissen des Verf. den eclectischen Freymaurerbund; man hörte seine Vorstellungen nicht; schlechte Menschen hetzten W. auf; man spottete der Drohungen des Verf. und seiner Ohnmacht; gab ihm Befehle, wie einem Schulknaben; ein Congreß zur Vergleichung der Streitigkeiten wurde von W. hintertrieben; der Verf. setzte sich mit Fleiß außer Stand, sich jemals von niederer Rachsucht zu Schritten, welche andern nachtheilig werden könnten, verleiten zu lassen, und schloß endlich den 1. Jul. 1784 einen Vergleich mit dem Orden, dessen Bedingungen folgende waren: 1) man gab ihm ein feyerliches Document, daß er freywillig ausgetreten sey, und man mit Dankbarkeit seinen bisherigen Eifer in Ausbreitung desselben erkenne; 2) man versprach durch ein Circular allen nachtheiligen und falschen Gerüchten von ihm zu widersprechen, und allen Brüdern zu befehlen, ihn künftig in Ruhe zu lassen; 3) er lieferte den Rest aller Ordenspapiere aus, versprach Verschwiegenheit, und den menschenfreundlichen Absichten des Ordens nicht entgegen zu arbeiten. Der Verf. betheuert zugleich heilig: daß er an allem, was seit dem 1. Jul. 1784 im Orden der Illuminaten und denselben betreffend Gutes und Böses vorgefallen ist, auch nicht den mindesten entfernten Antheil habe. "Ich habe aller Wirksamkeit für "geheime Verbindungen entsagt, und darüber öffentlich in

 "mei-

"meinen Schriften mein Glaubensbekenntniß ablegte." Am Schlusse fordert er Jeden auf, ihm zu beweisen, "daß er "in diesen Blättern, deren Hauptinnhalt er, wenn die Sa"che wichtig genug wäre, mit einem Eyde erhärten könnte, "eine einzige falsche Thatsache erzählt hätte."

Unsere Leser werden aus dieser Anzeige von der Freymüthigkeit und Offenherzigkeit dieser Vertheidigungsschrift urtheilen können. Wir haben immer die eigenen Worte des Verfassers beybehalten. Uebrigens will und kann Rec. über das, was in dieser Schrift beyläufig von der Freymaurerey gesagt worden ist, nicht urtheilen, da er, als ein Profaner, davon keine Kenntnisse hat. Aber so viel ist gewiß, daß diese Schrift auf Herrn Starck, und Demarees wegen ihrer so unbilligen Beschuldigungen der Illuminaten, und wegen ihrer hämischen Konsequenzenmacherey nicht eben das vortheilhafteste Licht wirft.

Q. m.

Abgenöthigte Fortsetzung des Anti-St. Nicaise als eine Beleuchtung des von dem Herrn D. Starck herausgegebenen Krypto-Catholicismus, insofern er die stricte Observanz, ihre verehrungswürdigste Obern und mich anzugreifen für gut gefunden hat, von C. F. Keßler von Sprengseysen. Leipzig bey Jacobäer 1788. 336 Seit. 8.

Beleuchtung der letzten Anstrengung des Herrn Keßler von Sprengseysen, seine verehrungswürdige Obern, die Berliner, und sich selbst vor aller Welt zu vertheidigen. Nebst einigen Erwägungen, das neue Betragen der Berliner betreffend. Von Dr. Johann August Starck. Dessau und Leipzig, in Commißion bey Köhler, (1788) 215 Seit. 8.

Da unsere Bibliothek es sich einmal zum Gesetz gemacht hat, Schriften, welche die Freymaurerey betreffen, weder anzuzeigen, noch zu beurtheilen; so haben wir von diesem Gesetze auch in Ansehung des Anti St. Nicaise keine

keine Ausnahme machen wollen. Was in demselben von Herrn Starck vorkömmt, ist ohnehin bekannt genug, und wir haben darauf auch unsere Leser, bey der Beurtheilung der vorhergegangenen Schriften, welche diese berühmte Streitsache betreffen, oft verwiesen. In Ansehung der abgenöthigten Fortsetzung des Anti St. Nicaise aber, welcher Starck eine besondere Schrift entgegengesetzt hat, müssen wir von der Regel abweichen; jedoch betrachten wir jene nur in so fern sie diesen Mann betrift, und übergehen Alles, was in derselben hin und wieder von blos freymaurerischen Sachen vorkömmt. Hr. Keßler von Sprengseysen lehnt zuförderst den Vorwurf ab, daß er nicht nöthig gehabt habe, eine Vertheidigung seiner Obern zu schreiben, indem er die beleidigendsten Stellen, welche im St. Nicaise gegen diese vorkommen, aushebt. Hierauf beweiset er, daß er dem Dr. St. nichts Schuld gegeben habe, was nicht schon vorher von demselben war gesagt und geschrieben worden. Bey dieser Gelegenheit erinnert er, daß die Ausflucht desselben, als habe er in Frankreich wegen seiner Arbeiten bey der Bibliothek zu Paris eine Pension erhalten, nicht hinlänglich sey. Denn in seinem Briefe ist nicht die Rede von der Besoldung, die er als Interprete à la bibliotheque du Roi erhalten sollte, oder erhalten hätte, sondern von einer Pension des Clergé de "France. Was würde er wohl sagen," setzt der V. hinzu, "wenn "ich die Erlaubniß hätte, einen Brief vorzuweisen, in wel"chem ein durchgängig anerkannter rechtschaffener Mann mir "schreibet, daß der Comte de Querchy, der damals fran"zösischer Gesandter am englischen Hofe war, ihm, als von "einem gewissen Gelehrten, der auch bey der königl. franzö"sischen Bibliothek angestellt werden sollte, die Rede war, "gesagt habe, dieser könne die nämliche Besoldung erhalten, "wie M. Starck zu Paris, bis auf die Pension, die "dieser vom Clergé de France erhielte, welche er ihm "nicht verschaffen könne." Hierauf nimmt der Verf. die Vertheidigungsschrift seines Gegners vor, geht solche durch, und beleuchtet das, was in derselben ihn betrift. Wir heben nur das Merkwürdigste aus den Antworten aus. S. 124 ff. wird mit Stellen aus St. eigenen Briefen erwiesen, daß er unbekannte Obern hatte. S. 134 läßt der Verf. einen Brief eines Clerikers, des Hrn. von Vegesack abdrucken, worin folgende merkwürdige Stelle vorkömmt: "Ich bin "seit 1749 im Orden der Tem—pel—h—errn, in

"Frankreich aufgenommen, mithin kenne ich das Innere "des Ordens so genau, wie jemand; ehe Sie Sehr Ehrwür"diger das schwache Licht der ersten Stufe erblickt hatten. "Spaßen Sie nur mit der Ph—l—s—ph—sch—n □. "Wissen Sie, was C—p—t—l—m Cl—r—c—r—m "Or—d—n—s T—mpl—r—o—r—m— ist? Kennen "Sie dessen Ansehn, dessen Vorzüge? so wird Ihnen nicht "entgehen, daß Leute, die das Glück gehabt haben, von sol"chem zu seyn, sich nicht nur nicht mit Schalen beschäfti"gen, sondern weiter sehen, als unsere Brüder, die R—t—r." Scheint dieser Brief nicht auch nach Frankreich hinzuweisen, welches doch St. ableugnet? S. 144 f. erregt der Verf. eine Bedenklichkeit wegen der sonderbaren Schicksale des Hrn. St., und meynt, daß sein Lebenslauf eher dem Lebenslaufe eines Soldaten ähnlich sähe, welcher von seinen Obern befehligt wird, als dem Lebenslaufe eines Geistlichen. S. 150 ff. rügt der Verf. es, daß St. jetzt den Hrn. von Vegesack zum Haupte der Cleriker machen will, und zeigt abermals, daß seine eigenen Briefe diesem seinem nunmehrigen Vorgeben geradezu widersprechen. S. 155 wird abermals ein Brief des Hrn. v. Vegesack geliefert, worin derselbe erzählt, daß die Einrichtung der Loge zu Wismar schon über 3000 Rthlr. gekostet, und gleichwohl keiner von den Brüdern dazu einen Pfenning gegeben habe. Dabey setzt er hinzu: "Sie werden wohl fragen, woher wir "das Geld nehmen, das ist ein Geheimnis Cl—r—c—r—m "T—mpl—r—r—m, so selbst den erfahrensten "R—tt—rn nie bekannt wird." Merkwürdig genug! Was bewog denn unbekannte Leute auf eine Loge in Wismar, welche ganz Deutschland, Preußen und Kurland mit ihrem Lichte erleuchten wollte, so viel Geld zu wenden? Da waren doch wohl Absichten! — S. 166 nimmt der Verf. es für wahr an, daß Starck nicht Verfasser des St. Nicaise sey, versichert aber, daß er im vorigen Herbste zu Frankfurt überzeugt worden wäre, daß er der Herausgeber dieses Buchs sey. S. 174 versichert der Verf., Briefe in Händen zu haben, worin behauptet wird, daß St. eine Tonsur habe, und in der Vorrede erbietet er sich, auf Verlangen desselben, einen Eyd darüber in die Hände seines Herrn, oder wen derselbe dazu bevollmächtigen wird, abzulegen. Er überläßt es zugleich den Verfassern dieser Briefe, ob sie sich nennen wollen. — Wie Hr. St. Documente braucht, kann

man

man S. 193 ff. sehen. Durch ein einziges an eine unrechte Stelle gesetztes Comma hat er in einem Brief einen ganz Wahrheitswidrigen Sinn hineingebracht. Aehnliche Kunstgriffe werden ihm hier öfterer bewiesen. Man sehe S. 197-203. Auch wird S. 198 ff. 209 ff. bewiesen, daß der mystische Styl in den bekannten im Anti-St. Nicaise gedruckten Briefen des Dr. St. auf keine Weise Styl der stricten Observanz war, wie dieser Mann uns so gern überreden mögte. — Am Schlusse bringt der Verf. noch eine Menge sehr wichtiger und merkwürdiger Aktenstücke bey, um zu beweisen, daß der sel. Schubart ein rechtschaffener Mann war. Man weiß aber, wie Starck diesen Mann behandelt hat. Doch darauf lassen wir uns, aus oben angeführten Gründen, nicht ein, sondern bemerken nur noch, daß Herr von Sprengseysen keinesweges das Beyspiel seines Gegners befolgt, und so sehr ihn dieser auch mit Schimpfwörtern überhäuft hat, dennoch in denjenigen Tone antwortet, welcher einen ehrliebenden Mann geziemet. Wir wollen nun sehen, was Starck in seiner letzten Schrift abermals vorgebracht hat.

Hier müssen wir denn leider! gleich wieder bemerken, daß diese Schrift ihren Vorgängern ganz vollkommen ähnlich ist. Gleich auf dem Titel ist eine Zweydeutigkeit, welche ganz im Starckschen Geschmack ist, und vermuthlich witzig seyn soll, indem er die Worte so setzt, daß es so verstanden werden könnte, als wenn die Berliner (über welche lächerliche Benennung wir schon ehemals unsere Meynung gesagt haben) die Obern des Hrn. von Spr. wären. Mit ähnlichem faden Witze, Schimpfwörtern, und Declamationen, wie man sie von ihm gewohnt ist, geht er denn nach seiner bekannten Art die ganze vorhin angezeigte Schrift durch. Wir wollen nur ganz kurz die eigentlichen Antworten, welche ihn selbst betreffen, aus dem Schwalle von Worten herausziehen. Die Briefe, worin versichert worden ist, daß der Verf. die Tonsur gehabt habe, will er sehen. Ob er Verfasser, Herausgeber, oder auch nur ein warmer Vertheidiger des St. Nicaise sey, daran liege nichts. Herr von Spr. habe ihm Jesuitismus Schuld gegeben (wovon wir aber keine Spur gefunden haben); er habe gegen ihn complottirt (wovon er doch das Gegentheil klar bewiesen hat); es sey Stupidität, wenn er aus den Briefen, welche im Anti St. N. geliefert sind, den Verf. wegen des Ca-

tholicismus verdächtig halte; daß die Cleriker keine unbekannten Obern gehabt, sey schon in dem grossen Werke erwiesen, und verdiene also Alles, was Herr von Spr. dawider gesagt habe, keiner Antwort mehr; die Briefe des Herrn von Vegesack wären auf keine Weise anstößig; u. s. f. Wegen der Briefe die Tonsur betreffend, geräth er S. 97 in grossen Eifer: "Sein (des Herrn von Spr.) "schlüpfriges Erbieten, daß er einen Eyd über den Besitz sol"cher Briefe ablegen wolle, ist ein elender verdächtiger "Schlupfwinkel. Ich will die Personen jener Ehrenschän"der heraushaben, und dann, wäre es auch mit Aufopfe"rung meines Lebens und Vermögens, mir von ihnen und "Herrn Keßlern Genugthuung zu verschaffen wissen." (Diese Drohung klingt sehr keck. Indessen, wenn es Hrn. O. H. P. Starck Ernst wäre, so stünde ihm ja frey, dieß durch gerichtliche Hülfe zu fordern.) Auf die Stelle aus dem Briefe des Herrn v. Vegesack, worin derselbe sagt, es sey ein unerforschliches Geheimniß der Cleriker, woher sie das Geld zur Errichtung der Wismarschen Loge genommen hätten, wird geantwortet, daß Herr v. Vegesack das Geld vorgeschossen habe. Wie konnte dieser Mann denn aber so schreiben? Woher Wir das Geld nehmen? Wenn Er wirklich das Geld aus seinem eigenen Beutel gegeben hätte, warum sagte er denn ausdrücklich wir? Und warum wollte er denn den erfahrensten Rittern ein Geheimniß daraus machen? und woher erhielt er seinen Vorschuß wieder? Weiß Herr Starck das nicht, da er doch bey jener Einrichtung so thätig war? — Was über die Pension vom Clergé de France gesagt wird, ist äusserst verwirrt, und hebt den Verdacht, welcher in Ansehung dieser Sache statt findet, gar nicht. Der Verf. kann doch unmöglich seinen Lesern aufheften wollen, daß die französische Geistlichkeit die Arbeiter bey der königlichen Bibliothek zu Paris besolde? Wenn das aber nicht ist: so bleibt immer die Frage: woher erhielt er jene Pension? der Clergé de France giebt wohl keinem Protestanten, ohne eine ganz besondere Ursache, eine Pension. Und es ist niemand zu verdenken, wenn er sich über diese Freygebigkeit einer catholischen Geistlichkeit gegen einen Protestanten wundert.

Nachdem der Verf. auf diese Weise die Schrift des Hrn. von Spr. durchgegangen ist, und darüber 147 Seiten geschwatzt und geschimpft hat, welches ihm denn widerlegen heißt:

hilft: so wendet er sich zu seinen übrigen Gegnern, damit er auch gegen diese das letzte Wort behalte. Denn darauf scheint ihm, wegen der Leser, welche nicht selbst prüfen wollen oder können, viel anzukommen. Er theilt daher einen Aufsatz gegen die Auszüge und Beleuchtung seines grossen Werks in der Berliner Monatsschrift mit, welcher auch im deutschen Zuschauer abgedruckt ist. Dieser Aufsatz ist denn nun ganz im Starckschen Tone, und es ist nicht der Mühe werth, dabey zu verweilen. Denn auf das, worauf er sich einlassen sollte, läßt er sich nicht ein, und verweiset immer auf Widerlegungen seiner Gegner, welche er nie geliefert hat. Das ist nun so seine Weise, und sie ist wirklich auch die bequemste für ihn. — Darauf fährt er fort, noch Allerley vorzutragen, welches ihm günstig zu seyn scheint. Da ist denn nun zuförderst der bekannte Ausfall wider die Aufklärung des Ritter von Zimmermann in seiner Schrift über Friedrich den Grossen eine köstliche Sache für ihn. Hierauf wird die elende Broschüre: Nicolai, Gedike und Biester als ein meisterhaftes Werk empfohlen, und auf ihre würdigen Geschwister: die Scharteke der Berlinismus, und das elende Journal das Archiv der Schwärmerey mit Wohlgefallen verwiesen. — Dann wird das, was im April, May und Junius der Berl. M. S. von dieser Sache vorkommt, beschimpft, und den Herausgebern derselben ein ganzes Register von Dingen vorgelegt, worüber sie sich, nach der Meynung des Verf. zu rechtfertigen haben. Wenn er doch nur für das sorgte, worüber Er sich zu rechtfertigen hat. Was uns dabey am meisten aufgefallen ist, wenn anders bey St. noch etwas auffallen kann, ist dieses, daß er jenen Herausgebern vorwirft, sie hätten sich im Schimpfen wider ihn ergossen, und ihre Aufsätze wären voll von Wiederholungen. Denn ärger kann sich doch wohl kein Mensch beyde Fehler zu Schulden kommen lassen, als er; und es gehört eine im hohen Grade dreiste Stirn dazu, Andern solche Vorwürfe zu machen, die man selbst verdient hat. Und wo haben denn wohl die Herausgeber der Berl. M. S. sich eines so ungesitteten Tons bedient, als St. sich gegen sie erlaubt hat? Warum setzte der Verf. nicht dem Verzeichnisse von Schimpfwörtern, das sie aus seinem Buche geliefert hatten, ein ähnliches aus ihren Aufsätzen gegen ihn entgegen, wenn das möglich war? Aber freylich ist er von deutlichen Beweisen kein solcher Freund,

als

als von dreisten Behauptungen, die er niemals beweisen kann, welche er aber in der Folge immer als erwiesene Thatsachen anführt.

Endlich tritt der Verf. abermals gegen Nicolai und dessen Erklärung über seine Verbindung mit dem Illuminatenorden auf. Auch dieser Theil des Buchs ist abermals voll der giftigsten Invectiven, der gehässigsten Consequenzen, und der pöbelhaftesten Schimpfwörter. Gleich anfangs heißt es in einer Note S. 180: „N. sey in der drey Globen Loge zu Berlin Freymaurer geworden. Was unter „dem Meisterthume ihres jetzigen Meisters, des Hrn. Ger„dike, aus dieser Loge werden wird, und ob sie den erlauch„ten Obern des Br. Lucians nicht dürfte zugeführt wer„den, um sie auf gut deistisch zu illuminiren, wird die Zeit „lehren. Der Br. Redner G. hat wenigstens dazu schon „eine gute Anlage gemacht. S. Febr. der Monatsschr. 1786 „S. 171 ff." Man kann doch in der That nicht boshafter schreiben, als es in dieser Stelle geschehen ist. Jeder rechtschaffene und ehrliebende Mann würde sich solcher giftigen und dabey so grundlosen Invectiven schämen; wie vielmehr sollte es nicht ein Theologe thun, welcher noch einige Achtung für seinen Stand und Character hätte? — S. 187 f. schimpft der Verf. gewaltig auf N., weil er zu elenden Recriminationen seine Zuflucht nähme. Es ist doch gar zu albern, so etwas zu sagen. Starck, dessen Schriften in seiner berüchtigten Streitsache ein Gewebe der schändlichsten und handgreiflich falschen Recriminationen sind, wirft dergleichen N. vor, bey dem auch nicht eine einzige anzutreffen ist, und der seine ganze Schrift verfertigt hat, um eine der elendesten Recriminationen Starck's zu Boden zu schlagen? Wenn das nicht die schrecklichste Unverschämtheit ist, welche ein Schriftsteller zeigen kann; so kennen wir keine Handlung, welche diesen Namen verdient. — Der Illuminatenorden wird S. 189 „das abscheulichste System" genannt, „das nur wider Religion, Staat und bürgerliche „Glückseligkeit erdacht werden konnte." Bewiesen wird das freylich nicht, sondern als Axiom angenommen, blos um N. in ein recht gehäßiges Licht zu stellen. Mit der nämlichen Frechheit wird dieser Mann geradezu einer Lüge beschuldigt, weil er versichert und beweiset, daß er 1782 den 25sten Jenner, als Weishaupt von ihm schrieb, er sey im Orden contemplativus, noch gar nicht in demselben gewesen sey.

sey. Um diese vorsetzliche Lüge, deren N. beschuldigt wird, einigermaßen wahrscheinlich zu machen, sagt der V. S. 193: N. habe sie begangen, um der Welt einzubilden, daß er zu dem verbesserten Systeme gehört habe. Und doch hat N. in seiner Erklärung S. 49 f. u. S. 52. bezeugt, daß er seit dem Frühjahr 1784 keinen Schritt gethan habe, um im Illuminatenorden weiter zu kommen, und ausdrücklich, daß er an der Verbesserung dieses Ordens nie den mindesten Antheil genommen habe. Wie konnte also N. bey dieser ganz bestimmten Erklärung die Absicht haben, die Welt zu überreden, er habe zu dem verbesserten Systeme gehört? Das ist ja eine handgreifliche Unwahrheit. — Ferner nennt St. es ein elendes gewohntes Gaukelspiel des Hrn. N., daß dieser versichert, er habe nicht weiter zum Illuminatenorden gehört, als daß ihm gegen einen Revers gewisse Ordenspapiere zum Lesen mitgetheilt wären. Starck versichert dagegen, N. sey wirklich im Orden aufgenommen worden. Und der Beweis davon ist der Name Lucian, welchen er darin geführt hat. Denn die Namen, sagt St., wären den Mitgliedern erst gegeben worden, wenn sie wirklich aufgenommen wurden, und alle Gelübde abgelegt hatten. Wo ist denn der Beweis, daß dies geschehen wäre? Von was für Gelübden kann die Rede seyn? Hatte denn Jacobi in Düsseldorf nicht auch einen Namen; der doch selbst sagt, daß er nur im Anfange gewesen. So unverschämt sagt Hr. Starck Unwahrheiten. Wer die Schrift des Hrn. N. selbst gelesen hat, wird keine Ursache finden, diesen läppischen Grund für wichtig zu halten. Und das Zeugniß des Philo oder des Herrn von Knigge, daß N. Erzählung der strengsten Wahrheit gemäß sey, überwiegt das Geschwätz eines St. hinlänglich. Von den hämischen Consequenzen dieses Mannes müssen wir doch auch noch folgende anführen, welche er S. 195 macht. Die Namen im Illuminatenorden, sagt er, wären Jedem nach seiner Bestimmung und seinem Character gegeben worden. Und nun setzt er hinzu: "Stimmt N. der
"Illuminatenname Lucian so mit seinem Character überein,
"wie, nach den Originalschriften, die andern gegebenen Na-
"men auf ihren Character und Gesinnungen ihre Beziehung
"hatten: so fällt auf unsern Zionswächter ein verzweifelt ge-
"häßiges Licht, da der, dessen Namen Lucian er trägt, ein
"erklärter Feind des Christenthums war." Unsere Leser werden doch dies, und so viele ähnliche Stellen in St. Schrif-

ten

um nicht etwa für Recrimination halten? — Diese verachtet und schilt er ja selbst! — S. 298 folgert der Verf., der bekanntlich, wie wir eben und schon oft gesehen haben, in Folgerungen stark ist: N. sey schottischer Ritter gewesen, habe den Illuminaten Abendmahl mitgehalten, und sey wirklich Illuminatenpriester mit Scapulier, fliegenden Haaren und gelben Pantoffeln gewesen, und von da endlich weiter zum Prinzepsgrad befördert worden. Und diese Lügen folgert er aus — Nichts! beweiset sie aus Nichts! — Sie sind auch durch Hrn. Nicolai Erklärung, daß er nie in einer Illuminatenversammlung gewesen, und aus des Philo Erzählung deutlich genug widerlegt.

Das Uebrige, was hier noch vorkommt, ist ähnlicher Art, Schimpfreden und Geschwätz, wie Alles, was St. in dieser Sache geschrieben hat. De Marees, Haschka und Römer werden häufig citirt, gepriesen, und aufs beste benutzt. Vergebens aber werden sich alle diese Herren mit allen ihren Verbündeten bemühen, einem Mann, dessen Verdienste so glänzend und allgemein anerkannt sind, die Hochachtung zu entziehen, welche ihm alle verständige und unpartheyische Männer schon längst gewidmet haben, und welche seine Erklärung über den Illuminatenorden gewiß durch ihre Offenheit und lobenswürdige Freymüthigkeit noch sehr vermehrt hat. St. hätte gewiß nichts thun können, was ihm bey verständigen Lesern schädlicher wäre, als diese Vertheidigung der seinigen entgegenzustellen. Denn der Unterschied zwischen beyden ist gar zu sehr in die Augen fallend nachtheilig für ihn, als daß sein Schimpfen ihn nicht noch mehrerm Tadel blosstellen sollte.

Meine

Meine ohnmasgebliche Meynung über Dr. Starcks Tonsur, seiner Gegner Scheermesser, Nicolais Illuminatenthum, und andere hieher gehörige Materien. Dargelegt in einer Epistel an Freunde und ans Publikum. Frankfurt am Mayn in der Gebhardischen Buchhandlung, 1788. 172 Seiten in 8.

Der Verkinismus, oder Freundschaftsgespräch über Doktor Starck und seine Gegner. Templin und Ephesus 1788. 132 Seit. 8.

Nicolai, Gedike und Biester in gefälligen Portionen dem Publikum vorgesetzt. Erste Portion 1788. 70 Seit. gr. 8.

Epistel an Se. Hochwürden den Hrn. Oberhofprediger Starck zu Darmstadt, dessen wichtiges Buch den Cryptocatholicismus, Proselytenmacherey, Jesuitismus u. s. w. betreffend; nebst einer Probe eines neuen indicis librorum prohibitorum et expurgandorum, von der congregatione des neuen deistischen unheiligen Stuhls. Stockholm 1788. 92 Seit. in gr. 8.

Die Verbündeten, oder aus der Heyrath wird nichts, Ein Lustspiel in zween Acten.

Christian Nicolai wichtige Entdeckungen auf einer gelehrten Reise durch Deutschland, aus Eifer für die christliche, vornämlich evangelische Kirche durch den Druck bekannt gemacht. Berlenhausen 1788. 124 Seit. gr. 8.

Lauter leichte Hülfstruppen, welche Hr. Stark selbst, oder seine Anhänger anrücken lassen, um ihr schwaches Hauptcorps zu unterstützen. Alle diese Schriften verdienen indessen nicht, daß wir uns dabey im mindesten verweilen. Aber wir wol-

len ihre Existenz anzeigen, und wer Lust hat, mag nachsehen, ob unser Urtheil richtig ist. Man wird darin nichts Neues finden, welches zur Aufklärung der Streitsache dienen könnte. Rec. hat die undankbare Mühe übernehmen müssen, sie sämtlich durchzulesen; er findet sie aber samt und sonders von der Beschaffenheit, daß er es nicht für nöthig hält, darauf irgend Etwas zu erwidern. Denn jeder denkende und verständige Mann, welcher von dieser Sache unterrichtet ist, kann sich alle darin zum Besten des D. Starck wieder aufgewärmte Argumente selbst beantworten; und den faden Witz, nebst den Schimpfwörtern und Verläumdungen, welche hin und wieder in reichem Maße über Starcks Gegner ausgegossen werden, wird er verachten. In dem elenden Possenspiel werden Gedike, Nicolai und Biester unter erdichteten Namen aufgeführt; aber so characterisirt, daß niemand diese Männer darin erkennen wird. Erfindungskraft fehlt so sehr als Salz. Die letzte Schrift soll witzig seyn. Wenn der Gedanke auf vier Seiten ausgeführet wäre, möchte man darüber, als über eine Schnurre einen Augenblick lachen. Aber der V. versteht nach Swifts Ausdruck, die Kunst, einen witzigen Einfall wie einen Tod zu jagen.

Qm.

Anhang zu dem zweyten Stücke des vier und siebenzigsten Bandes der allgemeinen deutschen Bibliothek, von Georg Römer, beygeordneten Secretär des kurpfälzischen Oberbergamts. 84 Seit. gr. 8.

Recensent hatte in dem angeführten Stücke dieser Bibliothek die Leben und Bildnisse der großen Deutschen, welche Hr. Klein herausgiebt, angezeigt, und die äußerst seichte Abhandlung des Herausgebers, welche denselben vorgesetzt ist, nach Verdienst beurtheilt. Dies war, wie Rec. zur Steuer der Wahrheit bekennet, ohne alle Veranlassung von Seiten des Herausgebers dieser Bibliothek geschehen, und das Urtheil des Recensenten ist mit so triftigen Beweisen belegt worden, daß jeder Leser selbst sehen konnte, es liege dabey auch nicht ein Schatten von Partheylichkeit zum Grunde. Hier tritt indessen ein Schüler und Waffenträger des Hrn.

Klein

Klein auf, um Ursachen zu dieser Recension aufzusuchen, welche nur in seinem und seines Meisters Kopfe ihren Grund haben. Daß doch elende Schriftsteller immer andere Ursachen der Beurtheilung ihrer Scribeleyen aufsuchen, als die Nichtswürdigkeit derselben! Diese ist doch Grund genug, um keiner andern Gründe zu bedürfen. Unsere Bibliothek braucht aber ihren Raum, und der Recensent seine Zeit zu etwas Besserem, als auf solche nichtswürdige Antworten beleidigter Schriftsteller zu repliciren, welche blos bösen Willen zeigen, und nichts, als Verachtung verdienen. Eine einzige Stelle in dieser Broschüre ist hinlänglich, dies zu beweisen, und zu zeigen, wes Geistes Kind ihr Verfasser sey. Dieser räth nemlich dem Exjesuiten und berüchtigten Nachdrucker Klein S. 30: "daß er aus dem Verlage des Hrn. Nicolai ein gutes Buch nachdrucken solle, um sich dadurch wegen jener Recension zu rächen." Eine Rache, welche eines solchen Menschen würdig wäre. Was kann aber ein rechtschaffener Mann bey einem solchen Rathe und von einem solchen Rathgeber denken? — Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man den auf dem Titel genannten Herrn Römer für den Verf. dieses Pasquills hielte. Dieser R. ist von jeher, wie ganz Mannheim weiß, ein treuer Schildknappe des Prof. Klein gewesen, ist immer von ihm unterstützt worden, und hat sogar eine Zeitlang die Stelle seines Buchhalters bekleidet. Man mag sich daraus die Wahrheitsliebe dieses Menschen erklären, welcher in dieser Schrift mit dreister Stirne S. 6 sagt: "Partheylichkeit wird man mir nicht vorzuwerfen haben, da ich von Hrn. Klein nichts erwarte." Ohne Zweifel hat er nur seinen Namen zu dieser Schrift hergeliehen, welche eines erborgten Namens so sehr bedurfte; und wenn er ja einige Zeilen darin selbst geschrieben hat; so sind es gewiß nur die Lobeserhebungen seines Meisters, welchen elenden Schriftsteller niemand als ein Client loben wird. Aber das Ganze hat R. so wenig geschrieben, als Nicolai den St. Nicaise. Denn das Ganze athmet durch und durch den Geist des beleidigten Klein, von dem man es ohnehin (S. Pfalzbayersches Museum 1. Heft S. 27) längst gewohnt ist, daß er die ausschweifendsten Lobschriften auf sich selbst veranlaßt und bekannt macht. Und wahr ist es auch, daß er derselben sehr bedarf!

Uebrigens ist es noch bemerkenswerth, daß Starck, welcher allenthalben Hülfe sucht, und dem alle Menschen,

welche ihm bey seiner verzweifelten Sache Dienste leisten können, sehr willkommen sind, sich auch sogleich an diesen Römer angeschlossen, und in allen seinen neuesten Schriften diese nichtswürdige Broschüre sogleich mit wahrem Triumphe citirt hat. Ein würdiger Alliirter für Herrn Starck!

Qm.

Archiv der Schwärmerey und Aufklärung. Erster Band, 1tes bis 6tes Heft, und IIter Bd. erstes und 2tes Heft. Hamburg bey Hofmann, 1788. in 8.

Demjenigen, dem es um Aufklärung zu thun ist, und der eigentlich wünscht, hinter die Wahrheit einer Sache zu kommen, Mittel an die Hand zu geben, seine edle Wißbegierde zu befriedigen; besonders aber auch dem Unfuge der Recensenten zu steuern, und solche Fälle anzuzeigen, wo dem Autor entweder zu viel geschehen ist, oder wo man zu säuberlich mit ihm verfahren, ob er gleich die Geissel der Kritik verdient hätte; dieß ist nach der eigenen Angabe des Verf. und Herausgebers, der sich Schultz nennt, und in Altona wohnt, der Plan und Zweck dieses Archivs, der allerdings allen Beyfall verdient. Wir wünschen dem Verf. allen nöthigen Scharfblick, um jedesmal den rechten Gesichtspunct zu treffen, und nächstdem unpartheyische Wahrheitsliebe im reichen Maaße dazu an. Um nun aber unsere Leser in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen, ob und in wie fern die Ausführung selbst diesem Wunsche entspreche, und dem angegebenen Plane und Zwecke ein Genüge thue; so wollen wir sie mit dem Inhalte desselben etwas näher bekannt zu machen suchen. Es würde uns aber zu weit führen, alle einzelne Aufsätze, die darin enthalten sind, namentlich anzuzeigen, und ihren Inhalt zu beurtheilen; wir müssen also uns begnügen, nur die merkwürdigsten auszuheben, und, wo es nöthig ist, unsere Anmerkungen beyzufügen. Erstes Heft. Ueber Schwärmerey. Schwärmerey, sagt der Verf., ist nichts anders als ein übernatürlicher Enthusiasmus. — Ein übernatürlicher? Wenns noch ein "überspannter oder übertriebener" hieße! Uebrigens ist diese ganze Erklärung so gut als gar keine. Denn offenbar ist sie von der Art, daß sie erst wieder einer neuen Erklärung bedarf. —

Schrei-

Schreiben des Baron von Hirschen an den Herausgeber. Ebendesselben Schreiben an Thomas Akatholikus, nebst einer Uebersicht seines Streits mit den Herausgebern der Berliner Monatsschrift. — Daß der Herr Baron von Hirschen sich und sein Luftsalzwasser vertheidigt, so gut er kann, das ist ihm nicht zu verdenken; daß es ihm aber auch beliebt hat, die in der berlinschen Monatsschrift enthaltenen Aufsätze über Jesuitismus und Proselytenmacherey abgeschmacktes Zeug zu nennen, und hiermit auf eine sehr unbescheidene Weise sich in Dinge zu mischen, die er gar nicht versteht; das ist ihm sehr zu verdenken. — Merkwürdig ist es doch aber, daß bloß die Universalarzeney des Hrn. B. v. H. so vielen Widerspruch findet, da es doch so viele, sogar privilegirte giebt, gegen welche, unsers Wissens, auf ähnliche Art noch niemand sich geregt hat. Sollte der Grund davon bloß im Namen, Hirschensches Luftsalzwasser, und nicht vielmehr in der Natur der Sache selbst liegen? — Ueber Religionsvereinigung und Masius insonderheit. — Sehr wahr, gut, und gründlich. — Ein Beytrag zur Geschichte des Magnetismus. — Um nicht nöthig zu haben, alle einzelne Aufsätze dieser Art namhaft zu machen; so wollen wir nur überhaupt hier anmerken: man wird in diesem Archive, seiner Bestimmung gemäß, manches gesammlet finden, was dazu dienen kann, die Geschichte des Magnetismus näher kennen zu lernen, und die Sache ihrer endlichen Entscheidung näher zu bringen. Vor jetzt hält Recensent die Acten darüber noch nicht für geschlossen, um frank und sicher bestimmen zu können, ob und in wie weit wirklich heilsame, noch nicht genug bekannte Naturkräfte, oder aber Täuschung und erhitzte Einbildungskraft, dabey wirksam sind. So viel scheint wohl klar zu seyn, daß letztere dabey eine vorzüglich wichtige Rolle spielt. Die weitere Untersuchung und Aufklärung dieser Erscheinung, die doch immer sonderbar genug ist, sey indessen einsichtsvollen und philosophischen Aerzten und Naturforschern überlassen, und angelegentlich empfohlen. — Beweis der Partheylichkeit eines Recensenten. Dieser Beweis ist auch zugleich ein Beweis von der Partheylichkeit des Verfassers und Herausgebers dieses Archivs selbst. Denn indem er an der von dem hier recensirten Recensenten gelobten Predigt des Herrn Dohmpredigers Nicolai in Bremen, die er wider die Schwärmereyen unse-

rer Zeiten, und insonderheit wider den Magnetismus gehalten hat, und zwar, wie es scheint, nicht ohne allen Grund, verschiedenes auszusetzen und zu tadeln findet; so ist er auch zugleich partheyisch und unbescheiden genug, die Meynung vieler einsichtsvollen und würdigen Männer, daß die Katholiken darauf ausgehn, und hin und wieder auch mit wirklichem Erfolge daran arbeiten, die Protestanten zur alleinseligmachenden Mutterkirche wieder zurückzuführen, oder, wie der Verf. es auszudrücken beliebt, daß wir Protestanten in kurzem wieder Katholiken werden müsten, (müssen? müssen?) eine **kindische Meynung**, und eine **armselige Posse** zu nennen! — Welch eine Sprache! fast sollte man an der gerühmten Unpartheylichkeit des Verf. zu verzweifeln anfangen! Denn unpartheyisch seyn wollen, und doch so hitzig seyn, und so schimpfen? Hm! Hm! — **Auszug eines Briefs aus Dessau.** Der Briefsteller erklärt darin die jüngstverbreitete Sage von der unternommenen Religionsveränderung der Fürstin von Dessau für das, was sie ist, nemlich für Lüge und Erdichtung! Uebrigens spricht er von den Männern, die es für nützlich und nöthig erachtet haben, vor den geheimen Proselytenmachereyen der Katholiken uns zu warnen, in eben dem wegwerfenden und verächtlichen Tone, wie vorhin der Herr Archivarius selbst. Ist es denn aber, möchte man fragen, etwas so Unerhörtes, daß zu einer an sich wahren und gegründeten Sache auch manche Lüge hinzugedichtet wird? Wenn nun also diese oder jene einzelne Sage Lüge und Erdichtung ist; folgt denn daraus, daß die ganze Geschichte, worauf jene Beziehung hat, nichts als Lüge und Erdichtung ist? — O! Logik! — **Zweytes Heft.** Hier folgen nun noch Beylagen zu dem vorhin schon angezeigten Schreiben des Herrn Baron von Hirschen an Thomas Akatholikus. Es sind Zeugnisse, die der Herr Generalchirurgus Theden, Herr Regimentsfeldscheer Bonnesse, Herr Kriegsrath Gärtner in Magdeburg, und Herr Obrist von Arendt für das Hirschensche Luftsalzwasser, und dessen erprobte heilsame Wirkung ausgestellt haben. Recensent läßt darüber andere urtheilen. — **Rhapsodien bey Lesung der Lebensgeschichte des Freyherrn von Trenk.** Der Verfasser macht darüber manche treffende und gegründete Bemerkungen. — **Ueber die Träume von den Fortschritten des Katholicismus in protestantischen Ländern.** — Träume? Träume? Das ist nun sehr dictatorisch

gespro-

gesprochen! Der liebe Herr Verfasser dachte nicht daran, daß er doch auch ein Mensch ist, der träumen kann! Wie? wenn er nun grade selbst träumte, als er dieses schrieb? Von Sicherheit träumte; wo keine Sicherheit ist? Hat man denn wohl nicht schon eher gehört, daß Menschen auch auf diese Art träumen können? — Es ist unbegreiflich, sagt der liebe Mann, was man darunter sucht, den Protestanten mit Gewalt, (mit Gewalt? — warnen, Gründe dazu vorlegen, Vorstellungen thun; heißt denn das Gewalt gebrauchen? Welch eine Sprache! Wie? Wenn man nun dagegen sagte: es ist unbegreiflich, was man darunter sucht, die Protestanten mit Gewalt gegen alle Warnungen taub zu machen, und sie dagegen einzuwiegen in den süßen sorglosen Traum: es ist Friede! Es hat keine Gefahr! —) solche Träumereyen (?) aufzudringen, und noch unbegreiflicher ists, daß das Publicum sowohl, als Fürsten und Regenten, (Man denke doch! Sogar Fürsten und Regenten will der Verf. gegen wohlmeynende Warnungen, und gegen deren Urheber aufrufen! Will sie erinnern, dagegen Gewalt zu gebrauchen! Das ist doch wirklich gar ausnehmend tolerant!) stillschweigen, da es doch letztern wirklich gewiß nicht gleichgültig seyn kann, (Hört doch Fürsten und Regenten! Steigt doch herunter von euren Regentenstühlen, und laßt unsern Herrn Schulz hinaufsteigen! Er wird ganz anders regieren!) wenn die Köpfe ihrer Unterthanen durch dergleichen Hirngespinnste (?) erhitzt werden. (Erhitzt werden? Wo denn? Wie denn? Haben denn die Unterthanen etwa irgendwo schon Miene gemacht, politische Unruhen wider die Katholiken anzufangen? Kann man denn nicht vorsichtig, nicht wachsam seyn, ohne den Kopf zu erhitzen, und gefährliche politische Unruhen anzufangen? Jedoch der Verfasser träumte eben! Man muß also wohl diese Sprache ihm zu Gute halten!) — Man rühmt sich, hinter den Plan der Katholiken gekommen zu seyn, und doch wird dieser Plan nicht publicirt. (Nicht? — Wenn man etwas auch nicht ganz bis auf die kleinsten Theile übersieht; kann man deswegen gar nichts davon sehen? Nicht demohnerachtet von der Existenz desselben völlig gewiß seyn? Und wenn nun das, wie hier, der Fall ist, weiß man denn nicht schon genug zu seiner Warnung? —) Man schreyet über die Gefahr der protestantischen Kirche, und nirgends finden sich gültige Beweise. (So? Eigentlich muß das ja heißen; man spottet der Gefahr der protestantischen Kirche

 und

und nirgends ꝛc. —) Im Gegentheil findet der, welcher vernünftig darüber nachdenkt, sehr leicht, daß Zurückführung der ganzen protestantischen Kirche (wenn vorerst auch nur ein Theil zurückgeführt werden könnte; wäre nicht auch das schon Schade? Soll man nicht auch schon davor warnen?) bey der gegenwärtigen Staatsverfassung von Europa unmöglich sey. (Unmöglich? Das ist viel gesagt! Bey der gegenwärtigen Staatsverfassung? Als wenn Zeit und Umstände nicht auch Staatsverfassungen ändern könnten! Recensent glaubt und hoft freylich auch, daß es den Jesuiten und ihren Dienern nicht möglich seyn wird, ihren Endzweck ganz zu erreichen. Das wolle Gott nicht! Ist denn aber die Sache, wovor man warnt, darum an sich selbst unmöglich? Hat der Verfasser noch nie gehört, daß Menschen zuweilen auch Dinge unternehmen, die dem ersten Anschein nach ihre Kräfte übersteigen, und zum Theil ihnen mißlingen, weil noch diese oder jene nicht leicht zu übersteigende Hindernisse im Wege liegen? Gesetzt nun also, es sey ihnen unmöglich, ihren Endzweck ganz zu erreichen; ist denn das ein Beweis, daß nicht demohnerachtet daran gearbeitet werden kann? Ein Beweis, daß es nicht eine Anzahl von Schwärmern oder Leichtglaubigen geben kann, die dazu mitwirken, und sich zum Katholicismus neigen, theils, weil sie die katholische Kirche für die Besitzerin grosser Geheimnisse halten, woran sie Theil zu nehmen wünschen, theils, weil sie von einer andern drohenden Gefahr träumen, und nun, wie Herr De Marees und Consorten, sich einbilden: die Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche sey das beste, vielleicht das einzige Mittel, dem drohenden Uebel Einhalt zu thun? Ist es unmöglich, daß die Anzahl solcher Menschen sich nach und nach vermehren, daß jener oder dieser Wahn sich allmählig weiter ausbreiten, und ein Mittel werden kann, dem Katholicismus den Weg zu bahnen? Wer kann sagen, daß das unmöglich ist? Wer kann sagen, daß es unnöthig sey, davor zu warnen? —) Soll der Plan, fragt der Verfasser, ein listiger oder ein gewaltsamer Plan seyn? (Antwort: vorerst ein listiger, der aber mit der Zeit, wenn ihm nicht gesteuert wird, ein gewaltsamer werden könnte!) Ist er listig, das heißt, sucht man auf eine feine Art protestantische Höfe, und die angesehendsten protestantischen Geistlichen zu gewinnen; (man wird zu gewinnen suchen, was sich will gewinnen lassen; es ist doch immer besser, was, als gar nichts!)

[illegible]) was kann daraus entſtehen? Eine Zurückführung der ganzen proteſtantiſchen Kirche? (Warum ſpricht denn der Verfaſſer nur von der ganzen proteſtantiſchen Kirche? Verdienen denn ihre einzelne Mitglieder keine Rückſicht? Und was auf einmal unmöglich iſt; kann denn das nicht nach und nach, nicht allmählig möglich werden?) Es iſt, ſagt der Verf., wider alle Vernunft, die ganze proteſtantiſche Kirche auf dem Wege der Ueberzeugung zu gewinnen! — Wohin denkt doch der Verfaſſer! Es iſt ja von liſtigen Planen die Rede; wie kommt er nun auf den Weg der Ueberzeugung? Iſt denn ein liſtiger Plan, und Weg der Ueberzeugung, wodurch man, und zwar auf einmahl, die ganze proteſtantiſche Kirche zu gewinnen ſuche, nach ſeiner Vernunftlehre etwa eins und ebendaſſelbe? Wer wird doch ſolche Seitenſprünge machen! Soll der Plan gewaltſam ſeyn; ſo hieße das ſo viel, es ſey ein Cabinetsplan des Pabſtes, die Proteſtanten anfänglich mit Liſt, und endlich durch Krieg zur katholiſchen Kirche zu führen. Auch dieſes ſtreitet wider alle Wahrſcheinlichkeit, da die Maximen der vornehmſten katholiſchen Potentaten bekannt ſind, (etwa auch die, die Ausbreitung der katholiſchen Religion möglichſt zu verhindern?), das Anſehen des Pabſtes zu vermindern. (Sind denn aber hiermit auch alle Plane ſchon zernichtet? Wird er und überhaupt die katholiſche Hierarchie nicht vielmehr deſto emſiger entgegen wirken, und nicht alle nur erſinnliche Mittel gebrauchen, den etwanigen Abgang der hierarchiſchen Macht anderweitig zu ergänzen, neue Stützen unterzuſetzen, und die Granzen derſelben, wo möglich, beſonders auch durch Zurückführung der Proteſtanten, zu erweitern? Ein ſolcher Plan, ſollte der wirklich ſo ganz unnatürlich, ſo ganz [illegible] ſeyn, daß er ſchon a priori ſich völlig wegdemonſtriren ließe? Iſt er nicht vielmehr der Natur der Sache ſelbſt, und dem Geiſte der Hierarchie ganz vollkommen gemäß, und wird er nicht natürlicher Weiſe ſich deſto [illegible] regen, und auf der einen Seite deſto emſiger betrieben werden, je mehr etwa auf der andern Seite hier [illegible] da zu fürchten iſt?) In eben der Zeit, da die mächtigſten Potentaten äußerſt tolerant ſind, will man uns bereden, ihre Politik ziele dahin ab, wegen Religionsordnungen Kriege anzufangen, und allgemeine Revolutionen zu erregen. (Was doch das für Dinge ſind! Wer ſpricht denn von der Politik der Potentaten? Man ſpricht da blos von der Poli-

 tik

tie und dem Interesse der Hierarchie! Ist denn aber beydes immer eins, immer ebendasselbe? Was macht doch der Verfasser da schon wieder für einen sonderbaren Seitensprung! — Daß aber nicht blos mächtige Potentaten, sondern öfters auch ganz andere Leute große Revolutionen anlegen und erregen können; lehrt denn das nicht die Geschichte? Lehrt sie es nicht noch durch ein ganz neuerliches Exempel? War es nicht im Anfange blos ein Gewebe von heimlichen Machinationen, von Ränken und Kunstgriffen, wurde es aber nicht am Ende offenbare Gewalt, was der Staatsverfassung der vereinigten Niederlande, durch eine Art von fast unglücklicher Verblendung beynahe ihren Untergang gebracht hätte? — Sapienti sat! — Wir hoffen indessen und wünschen, daß der Verfasser das Seichte seines Räsonnements innigst fühlen, und es dann bereuen werde, gegen seine wohlmeynenden, Wahrheit und Aufklärung liebende Mitbrüder in einem so dreisten und verächtlichen Tone hier gesprochen zu haben.) — **Drittes Heft.** — **Ueber den Injurienproceß zwischen dem Darmstädtischen Oberhofprediger D. Starck, und den Herausgebern der Berlinischen Monatsschrift.** — Der Verfasser, der sich Anti-Katholikus unterschreibt, trägt hier seine Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit der Entscheidung des gedachten Processes vor, und meynt: es könne zwar seyn, daß die Urtheilsverfasser nach Maasgebung der Umstände und der verhandelten Acten, und nach der Art, wie der Proceß eingeleitet wurde, nicht anders entscheiden konnten; an sich aber und in der Sache selbst habe der Kläger dennoch Recht, und die wider ihn ausgefallene Entscheidung des Processes sey also in so fern ungerecht und gesetzwidrig. Es ist hier der Ort nicht, diese Streitfrage umständlich auseinander zu setzen. So viel ist indessen wohl gewis, daß Hr. Starck unendlich besser gethan hätte, lieber seine Unschuld, wenn er konnte, klar und deutlich zu beweisen, als wegen der ihm gemachten Beschuldigungen, worüber doch in der Hauptsache bis diese Stunde noch ein undurchdringliches Dunkel ruht, einen Injurienproceß anzufangen. — Wenn dem Patrioten etwas Verdächtiges aufstößt; so wird er doch wohl fragen dürfen, was ist das? — **Etwas über die Universalarzeneyen, und insbesondere über das Hirschensche Luftsalzwasser.** Letzteres wird in diesem Aufsatze sehr angelegentlich vertheidiget, und besonders werden auch die

Zeugs

Feuergeiste [illegible] Hrn. Doct. und Hofrath Wilkens zu Zelle,
des Hrn. D. Semlers, und eines Studiosus Bährens dafür
angeführt, die es sämtlich als eine sehr heilsame Arzeney er-
probt haben wollen. — Viertes Heft. Lavaters Cha-
rakter, und der gegen ihn veranlaßte Streit. —
Lavaters Fehler werden eingestanden; auch eingestanden, daß
er durch Schriften und Handlungen einigermaßen sich verdäch-
tig gemacht habe; nur wird von ihm die Beschuldigung ab-
gelehnt, daß er ein geheimes Werkzeug der Jesuiten sey. —
Konnte er es denn aber gleichwohl, wenn auch nicht directe
und mit Vorsatz, doch indirecte ohne sein Wissen, und wider
seinen Willen seyn? Konnten Jesuiten nicht wenigstens die
Absicht haben, und Versuche machen, durch ihn zu wirken?
War es denn also so sehr Unrecht, ihn zu warnen, und ihn
auf aufmerksam zu machen? — Ueber Illuminaten. —
Es ist bekannt, was für widrige Urtheile über diesen Orden
einer Seits gefällt werden; aber freylich: audiatur et altera
pars! Der Verfasser dieses Aufsatzes übernimmt die Ver-
theidigung desselben, und stellt die eigentlichen Grundsätze
und den Hauptendzweck des Ordens in einem so guten und
vortheilhaften Lichte dar, daß wir nicht umhin können, ihn
aufzufordern, seinem Urtheile, wo möglich, durch nähere
Erörterung der entgegenstehenden Zweifel noch mehr Gewiß-
heit zu verschaffen. Denn wer sollte den Beschuldigten nicht
lieber unschuldig, als wirklich schuldig finden wollen! —
Fünftes Heft. — Hr. Dir. Heineke über instructive
und speculative Begriffentwickelungen — nebst einer
Aufforderung an Hrn. Nicolai, uns seinen Gott
mit Zubehör bekannt zu machen. — Sehr viel Schie-
fes und Unverdautes! — Anlaß zu [illegible] Refle-
xionen bey der Geschichte eines Bösewichts, von D.
Leppentin, Arzt in Hamburg. — Ein lesenswerther
Aufsatz! Beweis, daß auch selbst den Recensionen
in der allg. D. Bibl. nicht immer zu trauen sey. —
Es soll mir niemand abstreiten, sagt der Verf., daß wenn
die A. D. B. auf der einen Seite viel Gutes gestiftet, sie
auf der andern Seite auch eben so viel Schaden angerichtet. —
Eben so viel? Das ist eine harte Rede! Zum Glück wider-
legt sie der Verfasser sogleich selbst, indem er eingesteht, daß
die A. D. B. in Ansehung der Gründlichkeit immer den Rang
vor vielen andern kritischen Blättern behauptet habe. Und
doch soll sie eben so viel Schaden als Nutzen gestiftet haben?

und welchen? Sollte dieses Urtheil nicht noch zehnfach un-
gegründeter seyn, als das Urtheil des hier getadelten Recensen-
ten über die Kempelische Sprachmaschine? Ganz unstreitig
hatte er doch bey seinem Urtheile nach physischen Gründen,
und nach allen Erfahrungen, die man bisher von dergleichen
Dingen gehabt hat, den höchsten Grad der Wahrscheinlich-
keit für sich, daß bey der Maschine Täuschung zum Grunde
liege; eine Wahrscheinlichkeit, die die Auctorität eines einzel-
nen Zeugen, der doch die Möglichkeit, ebenfalls getäuscht
zu seyn, unläugbar wider sich hatte, bey weitem noch nicht
aufwog. Auch selbst Eberts und Hindenburgs Zeugnis, daß
keine Täuschung dabey möglich sey, beweisen blos, daß man
desto leichter getäuscht werden könne, je weniger man geneigt
ist, Täuschung zu vermuthen. Der Betrug ist ja nun wohl
endlich schon zur Genüge entdeckt. Man sehe Hrn. Nicolai
Reisebeschreibung B. VI. S. 420 ff. — **Etwas wider
den Freyherrn von Trenk, was dessen herausgege-
bene Lebensgeschichte sehr verdächtig macht.** —
Rügt eine der Ehre einer Dame von Stande nachtheilige Lü-
ge! — **Sechstes Heft. Etwas über Universalarze-
ney, und geheime Lehren, die dergleichen verspre-
chen, von D. Leppentin.** — Als ein denkender und philo-
sophischer Aerzt widerlegt hier der Hr. Doct. den zum Be-
weise der Möglichkeit einer Universalarzeney vorgebrachten
Schluß: Weil es ein Mittel giebt, das ganz universell des
Menschen gute Säfte zerstört, z. E. Gift; so ist auch ein
Mittel möglich, das ganz universell des Menschen Säfte ver-
bessert; und macht darüber viele gelehrte und scharfsinnige
Bemerkungen. — **II. Bandes erstes Heft. Ueber das
moralische Princip, von Samuel Heineke.** — Kikel
Kikel! — sagt Hr. Heineke, und wir müssen gestehen, daß
wir es, mit Anwendung auf seinen eigenen Aufsatz, sehr cha-
rakteristisch finden. — **Ueber die exegetische und phi-
lanthropische Gesellschaft zu Stockholm.** — Ein
kleiner Beytrag zur nähern Kenntniß dieser Gesellschaft, der
in einem Archive der Schwärmerey ganz eigentlich einen Platz
verdiente. Denn so unbedeutend die Gesellschaft überhaupt
auch seyn kann; so gehört sie doch immer mit zu den Zeichen
unserer Zeit, und insofern verdient sie allerdings, nicht allein,
wie der Verf. sagt, herzlich bemitleidet, sondern zur War-
nung der Schwachen, auch ernsthaft beleuchtet und beherzi-
get zu werden. War doch Jacob Böhme auch kein Mann
von

von Bedeutung; und dennoch hat er viele bethört, und viel gewirkt. — Uebersicht des Streits über Dreykorn und sein Buch: Die Römischkatholische Messe ꝛc. — Daß dies Buch anders beurtheilt werden müßte, so lange man voraussetzte, daß es ein Katholik geschrieben habe, und wieder anders, nachdem bekannt würde, daß es einen protestantischen Prediger zum Verfasser habe; war unstreitig wohl sehr natürlich, billig und vernünftig; denn duo cum faciunt idem, non est idem. — Morgengedanken eines Freymaurers über die Gottheit Christi. — Das Bewußtseyn, daß Christus Gott sey, sagt der Verfasser, ist eine Erfahrungssache!!! — Zweytes Heft. D. Semlers Schreiben an den B. v. Hirschen, nebst historischen Bemerkungen über Cagliostro. — Für die historischen Bemerkungen, die er fortzusetzen verspricht, verdient der Hr. Doct. allen Dank. — Das wichtigste Buch des Doct. Starck über Krypto-Katholicismus ꝛc. im Auszuge mit Anmerkungen. — Die hochgepriesene Richtigkeit, Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit dieses Starckischen Buchs möchte wohl sehr stark zusammenschrumpfen, und an seiner Stärke stark verlieren, wenn man es mit den unverdächtigen und unverwerflichen Zeugnissen und Bemerkungen zusammenhält, die in der zwar kleinen, aber doch wirklich wichtigen Schrift der würdigen Frau von der Recke enthalten sind. — Von diesem Archive der Schwärmerey und Aufklärung ist nun auch erschienen, des

II. Bandes, drittes bis sechstes Heft. Altona auf Kosten des Herausgebers, in Kommißion bey B. G. Hofmann in Hamburg. 1788.

Der Herausgeber hoft nun, sein Archiv, bey dem immer zunehmenden Beyfall des Publicums, ununterbrochen fortsetzen zu können, und hat es deswegen nun auch Sr. Durchl. dem Herzog Ferdinand von Braunschweig dedicirt. Uebrigens sind die vor uns liegenden Hefte folgenden Inhalts: Drittes Heft. Auszug aus einem Briefe des Hrn. Pfarrer Lavater an den Herausgeber. — An Auffoderungen, einige Beschuldigungen im zweyten Blatte seiner Rechenschaft zu beweisen, habe es zwar, sagt Hr. Lavater, nicht gefehlt; er habe aber keine Notiz davon genommen, weil —

weil — die Sache keines Beweises bedurft hätte (?). Ihm komme kein Sinn vor, diese Männer (Hrn. Biester und Nicolai) irgend einer Sache zu beschuldigen, zu welcher sie nicht selbst mit ihren Namen stehen. (Wirklich? — Si fecisti, nega.) Auch finde er es für seine Person, seinen Character, sein Amt, seine Ruhe, sein Herz, und für andere sehr gut, in Ansehung des Zanks folgende zwo Regeln zu beobachten: allervörderst nie zu zanken mit denen, die ungern zanken; zweytens nie mit denen, die das Ansehen und den Ruf haben, daß ihnen nicht wohl sey, wenn sie nicht zanken. — Daran wird ja der liebe Mann gewiß recht wohl thun! — Noch etwas Antiquarisch-Physisches und Metaphysisches zum fernern Nachdenken über thierischen Magnetismus, Somnambulismus, Desorganisation ꝛc. zusammengetragen von D. Leppentin. — Wird im fünften Hefte fortgesetzt. — Der Verf. beweißt aus einigen Stellen der Alten, daß man ehedem allgemein bey Völkern, deren Lehrsätze zu uns gekommen, eine untrügliche Ahndung angenommen, welcher die menschliche Seele unter gewissen Umständen fähig seyn soll. — Die Idee ist sehr gut, den verschiedenen Arten menschlicher Schwärmereyen auch im Alterthume nachzuforschen, und dadurch Nachdenken zu veranlassen. Die vom Verfasser darüber angestellten Reflexionen, denen man um der Schwachen willen, die doch vorzüglich dadurch belehrt und gewarnt zu werden nöthig haben, hin und wieder nur etwas mehr Popularität und Deutlichkeit wünschen möchte, sind dazu größtentheils sehr dienlich. Wir wollen zur Probe nur diese einzige ausheben: "Es kann niemand, sagt der Verf., mit gesunder Vernunft behaupten, daß die Menschen glücklicher oder besser seyn würden, wenn sie Gold machen, wenn sie alle Krankheiten fortmagnetisiren, wenn sie bey Dummheit weissagen, wenn sie alle Folgen der Schwelgerey und Paßion mit Universalarzeney heilen; wenn sie — kurz wenn sie jeder göttlichen Ordnung der Dinge mit einer Magie trotzen könnten. [illegible] Ueber Büchernachdrucker und Larvenkrittler, vom Director Heineke. Wird im fünften Hefte fortgesetzt. — Wer sind denn die Larvenkrittler? Die Recensenten. Alle, ohne Ausnahme? Ja, denn Hr. Heineke macht keine! Ist er denn also nicht auch selbst ein Larvenkrittler? Freylich! denn er krittelt ja über dieses und jenes; krittelt besonders darüber, daß die Recensenten sich nicht namentlich

sich nennen, und schimpft sie deswegen alle durch die Bank lichtscheue Kobolde, lichtscheue Bösewichte, die keine Vernunft haben 2c. — Und das sollte moralisch, das sollte philosophisch seyn? Marsch! — Zweytes Schreiben des B. v. Hirschen an den Dr. Leppentin. — Unreinigkeit, sagt der Herr B., ist nach meiner Meynung die einzige Ursache aller nur möglichen innerlichen Krankheiten; und nur die Politik der Aerzte ist es, die so verschiedene Namen von Krankheiten erdacht hat. Allein dieses so weitläuftigen Namenverzeichnisses ungeachtet, bleibt nur eine innerliche Krankheit; folglich ist auch nur eine Arzeney nöthig. — Wenn es wirklich so viele ihrer Ursach nach ganz verschiedene Krankheiten giebt; so hat man recht, über das Vorgeben einer Universalarzeney zu lachen. Wenn es aber wahr ist, daß es nur eine Krankheit giebt; wenn es wahr ist, daß es nur eine Ursach der verschiedenen Veränderungen des Gesundheitszustandes giebt, und diese einzige Ursach Unreinigkeit ist; so muß es auch möglich seyn, daß alles dieses, wofür die Aerzte so verschiedene Namen ersonnen haben, mit einer Arzeney geheilet werden könne, wenn diese so beschaffen ist, daß sie alle Theile des Körpers reinigt, und die Unreinigkeit, sie sitze, wo sie wolle, vertreibt. — Freylich wohl! Si nisi non esset, perfectus quilibet esset; sed non sunt visi, qui caruere nisi! — Zuletzt folgen denn in diesem Hefte auch noch einige kritische Anzeigen, und aus diesen erfahren wir unter andern, daß auch Herr Heineke ein Wörterbuch zu Kants Kritik der reinen Vernunft geschrieben hat, welches nach der Aussage des Recensenten zu Kants Kritik gerade das ist, was des grossen Ernesti Clavis Cic. zu Cicero's Werken ist. — So ist's recht! Nicht wahr, Herr Director? — Viertes Heft. Auch ein Etwas über das Etwas der Fr. von der Recke, von dem Herausgeber des Archivs. Ingleichen, Sendschreiben einer Dame an den Herausgeber, und, ebendieselbe, Ueber das Etwas der Fr. von der Recke, in einem Sendschreiben an Sie. Der Herr Herausgeber, nebst seiner sehr einseitig empfindsamen Larvenkrittlerinn (um mit Herrn Heineke zu reden) geben sich viele Mühe, Herrn D. Starck als einen unschuldig verfolgten Mann, (wer mag ihn wohl verfolgt haben? Wenn sich aber von selbst Dinge entdecken, deren Entdeckung im Ganzen zwar sehr nützlich ist, die aber dem dabey Verwickelten sehr zur Unzeit auf

der Welt giebt, die das: Nosce te ipsum, so gern vergessen! Wahrlich! difficile est, satyram non scribere! — Fünftes Heft. Auf dem Umschlage meldet Hr. Heineke, daß er nach den Hundstagen abermals einen Aufsatz in dieses Archiv liefern werde! — Dann folgt ein Gedicht: An die Aufklärung. Nebst manchen guten und launigten Stellen hat dieses Wiener Product den Fehler, daß man nicht ganz deutlich sieht, was der Verf. eigentlich will. Dem Hauptinhalte nach soll es wohl Satyre auf die zu hohe Meynung von unserer, und besonders der östreichischen Aufklärung seyn; aber anstatt nur ihre Mängel zu rügen, nur ihrer Widersacher zu spotten, und dadurch zum weitern Fortgange in wahrer Aufklärung anzuspornen, so fällt er auch zuweilen durch, scheint der Aufklärung selbst zu spotten, und mischt Personalitäten und unanständigen Spott auf solche Männer ein, die doch gewiß wahre Aufklärung lieben, und sie nach ihrem besten Vermögen in der Welt zu erhalten und zu befördern suchen. — Hr. Friedrich Nicolai als Illuminat betrachtet. — Wir bedauern sehr, an dem Verfasser dieses Aufsatzes einen Mann zu finden, der auch die deutlichsten Erklärungen Hrn. Nicolai's durchaus mißverstehen will, und recht darauf ausgeht, auch das Geradeste schief zu nehmen, das Unschuldigste gehäßig auszulegen, und alles so zu verdrehen, daß sich beliebige Consequenzen daraus machen lassen. Jedem andern vernünftigen Menschen wird es doch wohl immer unbegreiflich seyn, wie von jemanden, ehe er noch wirklich im Orden war, demohnerachtet mit Grunde der Wahrheit schon gesagt werden könne: er sey contentissimus im Orden; aber unserm Hrn. Consequenzenmacher kümmert dieses nicht. Nic. soll und muß nun durchaus contentissimus gewesen seyn. Und um nun steif und fest dabey beharren zu können; so schließt er folgendergestalt: "Kann man von einem Manne, der sichs zur Ehre rechnet, seinen Namen bey andern Namen der Ordensbrüder gefügt zu sehen, wohl sagen, daß er unzufrieden mit diesem Orden gewesen? Muß man nicht vielmehr glauben, daß er mit seinen Ordensbrüdern und ihrem Systeme höchst zufrieden sey?" — Also; wenn jemand z. E. bey seiner Aufnahme in den Freymaurerorden es sich zur Ehre rechnet, seinen Namen neben andere Namen vornehmer und verdienstvoller Ordensmitglieder verzeichnet zu sehen; so folgt daraus, daß er eo ipso contentissimus im Orden, und von allem schon völlig unterrichtet sey?

Recen-

Recensent kennt doch manchen Ordensbruder, der zwar ganz gewiß das erstere sich zur Ehre rechnet; aber demohnerachtet nichts weniger, als contentissimus, und gewiß auch nichts weniger, als von allem völlig unterrichtet ist. Ich dächte, der Verf. hätte sich doch billig schämen sollen, mit solchen ganz inconsequenten Schlüssen seine Leser äffen und hintergehen zu wollen. — **Schreiben des preußischen Majors von Reichel, das Hirschensche Medicament betreffend.** — Der Herr Major bezeuget darin, daß er von der Gicht, woran er sieben Wochen lang höchstelend gewesen, durch das Hirschensche Laugensalz auf das allervollkommenste geheilet sey. — **Einige Anmerkungen über die verschiedenen Nachrichten von Schwedenborgs Charakter, im April der Berlinischen Monatsschrift, (vom Herrn Doct. Semler.)** — Er könne, sagt der Herr D., den berühmten Swedenborg für keinen wissentlichen Betrüger halten. Denn es scheine ihm keine Schwierigkeit zu haben, daß es wirklich einzelne Menschen gebe, deren Empfindungswerkzeuge ihnen selbst mehr leisten oder darstellen, was äusserliche, vorübergehende unkörperliche Phänomene betrift; als die gewöhnliche Ordnung der Sinne bey andern Menschen je mit sich bringt. Man könne dieß allenfalls eine moralische Art Fiebers, oder eine Epilepsie der Seelenkräfte nennen. — Niemand könne es also aus seiner eigenen Ordnung für allgemein unglaublich erklären, daß manche Menschen mit Geistern Umgang haben, oder zu haben glauben. Denn was dem einen Theil unglaublich ist, habe bey dem andern gerade so viel Wahrheit, als eben dazu gehört, um es zu glauben. Wollte man es also für allgemein unglaublich erklären; so würde der eine Theil dem andern Gesetze geben. Dieß sey aber unbillige Anmaaßung. Denn der Zustand der Seelenkräfte sey von diesen Menschen, so wie von allen Vorschriften unabhängig. Aus den beyden einander widersprechenden Nachrichten von der bekannten Geschichte mit der Königinn erhelle also auch nicht, wie mißlich es mit der Glaubwürdigkeit aller Wundergeschichten stehe; sondern es erhelle bloß daraus, daß Wundergeschichten immerfort von dem einen Theile der Zeitgenossen bejahet, von dem andern aber bestritten oder geläugnet worden, und daß nicht alle Menschen über die Glaubwürdigkeit derselben ein gleiches Urtheil fällen können. Denn es sey nun einmahl nicht anders, als daß die Menschen einmal für allemal moralisch, stad und

[illegible] Diese [illegible] Verschiedenheit der Anlagen der Menschen müsse man also immer voraussetzen, und nicht eine Allgemeinheit der Urtheile über das so genannte Wunderbare erschaffen wollen. (Wenn es durch Belehrung geschiehet: warum nicht? Die Anlagen der Menschen zur Tugend und zum Laster sind ja auch gar sehr verschieden; soll man nun deswegen auch keine allgemeine Tugendliebe und Tugendübung unter den Menschen schaffen wollen?) Dann handelt man ungerecht. (NB. wenn man intolerant ist; nicht aber, wenn man zu belehren, und dadurch bessere Einsichten allgemein zu verbreiten sucht.) In Ansehung [illegible] insbesondere, müsse man es also [illegible] dabey lassen, daß es jetzt, da die Hauptpersonen verstorben sind, unmöglich mit Gewißheit ausgemacht werden könne. — Dies sind so ohngefähr die Hauptideen, die der Herr Doct. in diesem Aufsatze vorträgt. Freylich würde es ungerecht seyn, wenn der eine Theil es sich jetzt noch einfallen ließe, [illegible] dem Gesetze zu geben, und seine Ueberzeugungen mit Gewalt dem Andern aufzudringen. In der Sache selbst aber, und in der wirklichen Natur der Dinge kann doch schlechterdings nur eins von beyden wahr seyn: entweder [illegible] hatte wirklich Umgang mit Geistern, oder [illegible], und bildete es sich entweder nur blos ein, oder gab es [illegible] vor. Der eine Theil glaubt dieses, der andre jenes [illegible]. Beyde Theile können doch nun aber in der Sache selbst unmöglich Recht haben. Ueber die letztere [illegible] ge ist es freylich wohl jetzt nicht mehr möglich, mit Gewißheit etwas auszumachen. Sollte dieses aber durchaus bey der ersten auch der Fall seyn? Darüber läßt sich doch auch wohl nicht so ganz einseitig absprechen. Sie also philosophisch zu untersuchen, der Wahrheit nachzuforschen, und sich einander seine gegenseitige Einsichten und Ueberzeugungen mitzutheilen; das kann doch wohl unmöglich ungerecht genannt werden. Denn sonst würde folgen, daß auch der Herr Doct. ungerecht gehandelt hätte, indem er hier uns die seinigen mittheilt. — Ueber das merkwürdige königlich = preussische Religionsedict, und die darüber gemachte nachtheilige Anmerkungen im Niederelbischen Magazin. Wird im sechsten Hefte fortgesetzt. — Nur eine Anmerkung zur Probe. Richtigere Begriffe, sagt der Verf., könnte man freylich vorzutragen erlauben; wer soll es aber bestimmen, ob die Begriffe jenes Modelehrers richtiger, als die

bisher

bisherigen sind? — Richtig! Gilt denn aber die Frage nicht auch umgekehrt? Wer soll bestimmen: ob die bisherigen Begriffe richtiger, als die neuern sind? Spricht also der Verf. nicht grade wider sich selbst? Sagt er nicht hiermit, es würde ungerecht seyn, wenn irgend jemand es sich herausnehmen wollte, dieses bestimmen, und andern ein Gesetz darüber geben zu wollen? So scheint es! — Sechstes Heft. Wichtige zur Zeit noch unbekannt gewesene Documente, die den Orden der Illuminaten betreffen. — Daß dem Orden, oder vielmehr dem Stifter desselben und diesen oder jenen einzelnen Mitgliedern in Absicht dieses oder jener einzelnen Grundsätze und Entwürfe manches vorgeworfen werden könne, mag sehr wahr seyn. Indessen sind es doch hauptsächlich nur einige Stellen aus Weishaupts Privatbriefen, die ihn und seinen Orden in üblen Ruf brachten. Recensent zweifelt also, ob man hinlänglich berechtigt sey, über den Orden an sich, und über das eigentliche System desselben im Ganzen, deshalb schon den Stab zu brechen. Denn wo ist der Stand, wo ist der Orden, der nicht auch seine schlechten Mitglieder, seine Fehler und Verkehrtheiten haben sollte? — Man sagt: der Orden war dem Christenthume gefährlich. Sollte man aber nicht vieles noch darauf abrechnen müssen, daß die Anlage des Ordens von einem Katholiken, in einem katholischen Lande, und zunächst also mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Katholiken gemacht wurde? Was nun also allenfalls dem Katholicismus, oder dem Christenthume im katholischen Sinne gefährlich war, war das auch dem Protestantismus oder der christlichen Religion überhaupt gefährlich? Doch wohl nicht! Man müßte denn behaupten können oder wollen, daß Vernunft und Christenthum durchaus miteinander in einem völligen und geraden Widerspruche stehe. — Brief an den Herausgeber des Archivs, den Herrn Doct. Biester betreffend. — Der Herr Baron von Hirschen beklagt sich darin, daß Herr Doct. Biester das ihm zugeschickte Zeugniß des Herrn Major von Röchil für das Hirschensche Aufsatz in sein Journal nicht habe aufnehmen wollen, und beschuldiget ihn deswegen eines häßlichen Charakters und einer schwarzen Seele. Es ist wahr, einseitig betrachtet, hat dieser Umstand einen Anschein von Partheylichkeit, und um diesen zu vermeiden, hätte Herr D. Biester vielleicht besser gethan, wenn er dem Verlangen des Herrn Major nachgege-

ben, und den Aufsatz, allenfalls mit Anmerkungen begleitet, in sein Journal aufgenommen hätte. Allein aus dieser Weigerung sogleich auf einen häßlichen Character und auf eine schwarze Seele zu schließen, ist doch wohl etwas zu rasch und zu häßlich geschlossen. Denn wie? Wenn nun Herr Doct. Biester von den heilsamen Wirkungen des Hilscherschen Lustbades bis jetzt schlechterdings sich noch nicht überzeugen kann? Wie? Wenn er nun dagegen noch immer unüberwindliche Zweifel hat? So wird es doch wohl nicht einen häßlichen Character und eine schwarze Seele verrathen, wenn man nicht wider seine Ueberzeugung handeln will? Was nicht aus dem Glauben geht, sagt Paulus, ist Sünde! — Eigenhändiger Aufsatz des Herrn Collegienraths und [illegible] in St. Petersburg. — Der Herr K. R. zeiget darin an: es sey eine Lüge, daß in Weißrußland an 10000 Jesuiten leben, indem die Anzahl derselben nicht über 200 (?) sich belaufe; eine Lüge, was die Hr. [illegible] der Welt durch Inspiration irgend eines Katholikus rabiosus geschrieben habe, daß in Polozk dermal die wahre Propaganda wäre; eine Lüge, daß der katholische Erzbischof ein Jesuit gewesen sey; und endlich nichts, als unverschämte Lüge, was in der Berlinischen Monatsschrift von der Bekehrungsgeschichte Winkelmanns gesagt worden; worauf er sich getrauet, den Eyd der Wahrscheinlichkeit zu schwören!! — Nun doch! Nun doch! Warum denn so empfindlich? Ist es denn ein so grosses Zornverdienendes Verbrechen, wenn man auch allenfalls in der Anzahl der Jesuiten um einige hundert oder tausend sich geirrt hat? In ihrem Geiste, und also gerade in der Hauptsache, hat man doch wenigstens gewiß sich nicht geirrt. Wie? Wenn man aber den Herrn K. R. in der Sache grade auf der andern Seite sich geirrt hätte? Wäre das nicht möglich? Nicht möglich, daß die Jesuiten grade ihn selbst mit unverschämten Lügen und Intriguen hintergangen hätten? Könnte man hierauf den Eyd der Wahrscheinlichkeit zu schwören, nicht vielleicht noch noch mehrere Rechte sich getrauen? — Ueber Schwärmerey und Aufklärung, ein Sendschreiben. — Die Berliner sind keine Aufklärer, — sondern Schwärmer, — nein! keine Schwärmer, — sondern vorsätzliche Betrüger. — Keine Aufklärer, — denn kein einziges Vorurtheil (?) kein einziger Irrthum (?) kein einziger Aberglaube (?) ist von ihnen durch Gründe widerlegt; (?) und

[illegible]

eben so wenig ist eine einzige neue philosophische oder religiöse Wahrheit durch ihre Bemühung der Welt entdeckt, oder nur eine von den alten besser bestätiget und berichtiget worden. (Wer kann nun davor, wenn der Blinde die Sonne nicht zu sehen vermag? Lächerlich aber wäre es, wenn er deshalb läugnen wollte, daß sie scheint!) — sondern sie sind Schwärmer; — denn sie übertreiben alles, und ihre erhitzte Einbildungskraft hat ihnen ein Phantom in den Kopf gesetzt, das gar nicht existirt; — doch nein! keine Schwärmer, sondern absichtliche Betrüger. — Denn sie entdecken sich als Leute, die das Phantom vom heimlichen Katholicism und Jesuitism selbst nicht glaubten, denen aber daran gelegen war, daß das Publicum daran glauben möchte, und die nun den Abgang der wirklichen Beweise durch Fictionen und Verfälschungen zu ersetzen suchen. — Warum war denn nun aber den Berlinern daran gelegen? Läßt sich denn wohl davon irgend ein vernünftiger Grund, irgend ein vernünftiger Zweck denken? Was setzt sich doch der Verfasser für Phantome in den Kopf! Man sieht wohl, der gute Mann schwärmt, und — weiß es selbst nicht! Er will nur etwas sagen, und weiß nicht was. Wir mußten unsern Lesern dieß Archiv zuerst etwas näher kennen lernen. Nun werden sie wohl mit uns übereinkommen, daß es nicht der Mühe werth ist, den Plunder künftig so weitläufig anzuzeigen.

Der Königlich-Schwedischen Akademie der Wissenschaften neue Abhandlungen auf das Jahr 1787, aus dem Schwedischen übersetzt von A. G. Kästner und J. D. Brandis. Achter Band. 1788. 3 Bogen weniger als ein Alphabet.

Das erste Vierteljahr S. 3–72. begreift 10 Abhandlungen in sich: 1.) de Morveau S. 3–34. über die Natur des Stahls und seiner Bestandtheile; Beweise für den mittleren Zustand des Stahls zwischen Roh- und Stabeisen, selbst in Absicht seiner eigenthümlichen sowohl, als seiner ersten Wärme; durch Vermehrung des letztern werde Eisen nicht immer zu Stahl, auch nach der eigenen Erfahrung des Verf. nicht; auch könne Stäbchen durch blose Wärme nie zu Stahl wer-

den;

den; Roheisen und Stahl müsse einen Stoff enthalten, von dem man im Stabeisen nichts antreffe, und das könne nichts anders seyn, als Reisbley; weil Roheisen davon einen Ueberfluß, Stabeisen aber nichts habe, so könne man aus dem Zusammenschmelzen von beyden Stahl erhalten, der mehr, als dieses, aber weniger, als jenes davon enthalte; eben daher werde Stahl durch Schmelzen mit Reisbley in Roheisen verwandelt; daher müssen auch ganz andere Zusätze gewählt werden, um Roheisen, als um Stabeisen in Stahl zu verwandeln. Daß sich Reisbley mit Eisen zusammenschmelzen lasse, widerstrebt doch denjenigen Naturforschern nicht, welche täglich das gleiche vom Schwefel sehen: vielleicht bewirkt es diese Veränderung, indem es, wie die Holzkohle andern Körpern, dem Metall einen Theil seines brennbaren Wesens entzieht; Stabeisen ist also reiner, als Stahl. 2.) Hielm Zusätze zu vorhergehender Abhandlung, S. 32 : 36. Der Verf. stimmt H. d. M. bey, so wie er schon vormals in andern Schriften gethan hatte. Lavoisier's Meynung von der Zersetzung des Wassers durch Eisen, auf welche de M. einige Folgerungen baut, hält er mit Recht noch für unausgemacht. 3.) Ol. v. Acrel Nachricht von einem eingeklemmten und operirten Darmbruche in der rechten Leistengegend, welcher nach Verlauf von vierzehen Tagen glücklich geheilt wurde, ohngeachtet der Stuhlgang lange und häufig durch die Wunde floß. S. 36 : 43. 4.) Fr. v. Chapmann über die richtige Art, die Höhe des Schwerpunkts eines Schiffs anzugeben, wenn es sich im Wasser befindet, völlig ausgerüstet, oder nicht, wofern man nur den Riß hat, nach welchem es gebaut ist, S. 43 : 49. 5.) Die Mondsfinsterniß den 3. Jan. (1788.) zu Skarg (mit einem Baumannischen Seherohr) beobachtet, von A. Falke, S. 49 : 51. 6.) Ebendieselbige Mondsfinsterniß zu Lund beobachtet von A. Lidtgren, S. 52. 7.) Merkur in der Sonne, zu Abo den 4ten May 1786. beobachtet von J. H. Lindquist, S. 53. 8.) Ol. Swarts zwölf neue Arten der Gattung Urtica aus den westindischen Inseln, S. 54 : 66, eine davon war jedoch schon bekannt, stund aber unter der Gattung Parietaria, ob sie gleich ihren Griffel nicht hat, einige sind abgebildet. 9.) Beschreibung eines Waldsees, dessen Boden mit Föhrenwurzeln bewachsen sind, von L. Chr. Haggren, S. 67 : 68. 10.) N. B. Morian Versuch, blau Zuckerpapier zu verfertigen, S. 69 : 72. Das Zeug bekommt eine Beitze von Grün-

span

spat und Alaun; und die Farbe von einer Brühe von Sandelholz.

Das zweyte Vierteljahr S. 75 : 154. fängt mit Möller's Versuch einer chemischen Zerlegung des Thrangrüns und desselben nützlicher Anwendung an, S. 75 : 80. Hundert Theile gaben 59½ Wasser, 6 Th. flüchtiges Laugensalz; 19½ brandigtes Oel, 5¼ brennbare Bestris, und 9¾ Kalkerde; setzt man dem Grüne bey der Destillation Kochsalz zu, so bekommt man Salmiak. 2.) P. A. Radd Untersuchung, wie und was Insekten und Zoophyten zu Steinverhärtungen beytragen, S. 91 : 99. es geschehe, indem sie durch Fäulung gewisse Erden phlogistisiren, mit ihren schleimichten Theilchen Erde und Sand binden, und durch einen Steinleim, den einige mit sich führen. 3.) Construction und Vergleichung einer Art krummer Linien von N. Landerbeck, S. 99 : 108. 4.) Ol. Swarts Cinchona angustifolia ein unbekanntes (hier abgebildetes) Gewächs aus Ostindien, S. 109 : 114. es findet sich in St Domingo, und unterscheidet sich durch eine Blumenrispe und lanzenförmige etwas harige Blätter. 5.) Von einigen seltenen und unbekannten Eydexen, von K. P. Thunberg, S. 115 : 119. Es sind drey Arten, die alle hier abgebildet sind, die eine aus Japan (japonica), die beyden anderen (lateralis und abdominalis) aus Java. 6.) Ein Schmelzglas zu Bley= und Rohsteinproben und andern solchen Vorfällen dienlich, von P. F. Hjelm, S. 120 : 125. Es besteht aus 1 Theile Flußspat, 1 Th. Kalk und 1 Theile Thon, zu Rohstein vermischt es der V. mit halb so vielem, oder gleich vielem gestoßenem grünem Glase. 7.) Beschreibung eines Fehlers im Schlunde gleich über dem Magenmunde, von A. M. Stählin, S. 125 : 131. Der Schlund war da, wo er durch das Zwerchfell durchgeht, 1½ Zolle lang, so eng, daß kaum ein Schwanenkiel durchgieng; er war durch dicht zusammenverwebte fleischige Querfasern von polypöser Art verengert; alles dieses ist durch eine Zeichnung deutlicher gemacht. 8.) Von einem Kranken, den man für einen Zwitter gehalten, von J. G. Costrander, S. 132. 133. Er war männlichen Geschlechts, und die Aehnlichkeit mit dem andern blose Täuschung, die Bildung seiner Schaamtheile ist hier in Kupfer vorgestellt. 9.) Ueber Wärme, Winde und Witterung auf der Insel Barthelemy in Westindien, von S. Fahlberg, S. 134 : 146. Die

Beobachtungen gehen vom 1. May 1786 bis den 22. April 1787, sind in Tabellen gebracht, und haben noch einen kurzen Anhang von den auf dieser Insel gangbaren Krankheiten und den dagegen gebräuchlichen Mitteln; unter jenen Flußfiebern, spasmodische und hysterische Kolik. 10.) Beobachtungen der Sonnenfinsterniß vom 15. Jun. 1787 zu Stockholm von H. Nicander, S. 147. 148. 11.) Ebendieselbe bey zu Abo beobachtet von H. H. Lindquist, S. 149-151. 12.) Ebendieselbe zu Lund beobachtet von A. Lidtgren, S. 152. 13.) Ebendieselbe zu Skara beobachtet von A. Hall, S. 153. 154.

Das dritte Vierteljahr, mit welchem die zweyte Hälfte dieses Jahrgangs anfängt, S. 157-234. enthält zehn Abhandlungen. 1.) J. Nordmark optisch-physischer Versuch über einfacher Sonnenstralen Wärme, nebst andern hieher gehörigen Untersuchungen, S. 157-171. 2.) Beschreibung dreyer Schildkröten (die hier auch abgebildet sind) von C. P. Thunberg, S. 171-179. die eine aus Japan, wonach sie auch benannt ist, die zweyte aus der Naturaliensammlung zu Upsala (rostrata), und die dritte aus Indien (areolata). 3.) Eine neue (hier auch abgezeichnete) Gattung, und funfzig (zum Theil auch abgebildete) neue Arten von Insekten, beschrieben von N. S. Swederus, S. 174 bis 190. Die neue Gattung (Microcephalus) gränzt zunächst an die Wespen, aber ihre Fühlhörner sind sehr kurz, bestehen aus vier wie an einem Paternoster aneinander hängenden Gelenken, und endigen sich in eine theils ey-, theils kugelrunde Keule. Der V. kennt nur eine Art davon aus Georgien in America; die übrigen sind 3 Arten Schröter, eine ebendaher, die andern von Sierra Leon, 7 Arten Erdkäfer, eine ebendaher, eine aus Ostindien, eine aus Brasilien, eine von Tabago, und 2 vom Vorgebirge der guten Hofnung, 2 Arten Schildkäfer von Rio Janeiro, 2 Arten Rüsselkäfer, die eine aus Neuyork, die andere vom Vorgebirge der guten Hofnung, 3 Arten Bockkäfer, 2 vom Hondurasbusen, und eine aus Neuyork, 3 Arten Afterbockkäfer, 2 aus Nordamerika, und eine vom Vorgebirge der guten Hofnung, 2 Arten Cucujus, eine aus Sumatra, die andere aus Neuyork, eine Art Springkäfer und Laufkäfer, beyde vom Vorgebirge der guten Hofnung, ein Blattwickler aus England. 4.) Einige Untersuchungen und Bemerkungen über den Auerhahn in seinem wilden und zahmen Zustande, von C. H. Adler-

berg, S. 195–199. Der V. hatte einen jungen [illegible], der zu allen Jahrszeiten und Tagesstunden pfalzte; daß sie die nicht hören, hat auch der V. oft wahrgenommen; aber sie sehen, nur mit nach oben gerichteten Augen, so daß sie, was unter ihnen ist, nicht bemerken; die erste Nahrung der Jungen sind Insekten, besonders die Eyer schwangern Ameisen. 5.) Ueber das Wasser in der Stadt Carlskrona und Krankheiten, die davon herrühren, von A. Hope, S. 200–208. Eine faulichte Krankheit herrschte fast ununterbrochen vom Herbst 1781 bis in den Herbst 1783. Der V. findet eine Hauptursache davon in den schlechten Brunnen, wovon diejenigen, die zwischen den Bergen liegen, alle mehr oder weniger gesalzenes Wasser haben; wirklich wurde die Krankheit bey langwierigem Regen gelinder; der V. dringt daher darauf, durch eine Wasserleitung gesundes Wasser in die Stadt zu bringen. 6.) Bösartige Geschwülsten in einigen Orten in Schonen im Julius und August 1786 an Ochsen und Pferden beobachtet von A. H. Flormann, S. 209–215. Man bemerkte sie vornehmlich an Orten, die niedrig gelegene Weiden und Wiesen hatten, oder nahe an Waldungen lagen. Kühe wurden weit seltener, als Ochsen, und fette häufiger angefallen, als magere; nur wenn die Krankheit länger, als einen Tag verzieht, ist Hülfe möglich, wie sie der V. schafte, beschreibt er hier. 7.) Von der Höhe der nordischen Gebirgsrücken über dem Meere, von J. Törnsten, S. 216–228. Die Höhe von Areskutefjäll beträgt 2040 Ellen über der Wasserfläche von Storsjö, bey 63°–64° nördlicher Breite; wächst also etwa 1714 über der Meeresfläche Höhe. 8.) Nachricht von einem Schlangenbisse, der einer schwangern Frau wiederfahren, und desselben Wirkung auf die Frucht, von S. Ödman, S. 229–232. Im siebenten Monate wurde eine Frau vom Col. Berus gebissen, ihr Kind bekam Zuckungen, und kam todt von ihr, an ihrem eigenen Leibe hatte sie die heftigsten Zufälle, die nur durch wiederholte Aderlässe, Entbindung und Geburtsreinigung gehoben wurden. 9.) Von einer braunen Farbe von Blattläusen, von Cl. Björkander, S. 232. Blattläuse an der Goldruthe geben frisch gequetscht eine braune Farbe. 10.) Mücken im Sommer aus Zimmern zu vertreiben, von Er. Sefström, S. 233–234. Der V. räth, Kampfer auf glühende Kohlen oder Eisen zu streuen.

[illegible] S. 237-265. [illegible] Ahelius Anmerkungen über die Kenntniß schwedischer Gewächse und deren ersten Stück an, welches die Zusätze enthält. Mit Ehrhart erklärt er Linnee's Schoenus compressus für eine Pflanze mit seiner Carex uliginosa, so wie Agrostis capillaris, stolonifera, sylvatica, alba und pumila für Abänderungen einer Art; Liebstöckel in Jemteland; Geißkraut an trockenen Stellen; eine ausführliche Beschreibung des Polypodium cristatum, nebst einer Abbildung. 2.) Fortsetzung der Beschreibung von funfzig neuen Arten Insekten, von N. S. Swederus, S. 266-279. Noch 2 Blattwickler aus England; 2 Motten, die eine aus Ostindien, die andere aus van Diemens Lande; 2 Arten Panorpa aus Georgien in Amerika; 3 Arten Schlupfwespe, eine Art von Tahiti, und 2 aus Nordamerika, eine Art Sandwespe aus Neuyork, eine Scolia aus Sina, 2 Arten Wanzen, die eine von Tranquebar, die andere aus Brasilien, 5 Afterspinnen von Rio Janeiro, aus Georgien in Amerika, aus Neuyork, Afrika und Ostindien, eine Erdschnecke von van Diemens Lande, und 6 Fliegen, 2 aus Nordamerika, eine aus Kamtschatka, 2 aus Neuseeland, und eine aus Neuholland. 3.) Theorie der beweglichen Rolle mit Betrachtung ihres eigenen Gewichts, von Th. Bugg, mit Zeichnungen, S. 279-287. 4.) Solandria, eine neue Pflanzengattung aus Westindien (hier auch abgebildet), von Ol. Swartz, S. 288-293. Der V. theilt diesen Namen der dritten Pflanzengattung zu, die zunächst an die Portlandie gränzt, aber einen entzweyreissenden Blumenkelch, eine sehr grose trichterförmige Blumenkrone, unter sich geneigte Staubfäden, und eine vierfächerichte vielsamige Beere hat, und führet eine Art aus Jamaika mit dem Beynamen grandiflora an, die Plumier zum Stechapfel gezählt hatte. 5.) Beschreibung einer neuen Schlange aus Java, (auch hier abgebildet) von Cl. Fr. Hornstedt, S. 294-296. Sie hat weder Schilder, noch Schuppen, noch Ringe, noch Runzeln, sondern über die ganze Oberfläche des Leibes Warzen; sie ist 8 schwedische Schuhe lang, oben schwarz, unten weißlicht, zur Seite weißlicht mit schwarzen Flecken. 6.) Sitten und Lebensart der Mandelkrähe (Coracias Garrula Linn.) v. C. N. Hellenius, S. 297-300. Bey dem Männchen sind die äuserste Schwanzfedern einen halben Zoll länger, als die andern, und haben schwarze Spitzen; sie gehören zu den Zug-

vögeln

nähen und hängen im Löchern, welche [illegible] in den Schwimmwaagschaale, oder Häutchens [illegible] veranlaßt hat, mit trockenen Halmen Nester, und nähren ihre Jungen mit Käfern. 7) Auszug aus dem Tagebuche der königl. Akademie der Wissenschaften, S. [illegible].

Hw.

Bahrdt der Proselytenmacher, eine wahre Geschichte. Ringelhaushausen, gedruckt bey Georg Niemand, 3 ½ Bogen in kl. 8.

Der Verf. dieser Schrift hat, laut der in einem kunstreichen Tone geschriebenen Vorrede, das Hutmachen und das Buchmachen für gleich wichtig gehalten. Nach einem gewissen Etwas aber, was er in sich fühlte, und was man Drang der Seele nennt, ward er ein Buchmacher — das mag nun Witz oder Satyre seyn sollen, so ist es in einem jeden Fall eines Gelehrten höchst unwürdig.

Die Schrift selbst ist eine im Ganzen genommen nicht übel gerathene Satyre auf den Doct. Bahrdt, anfänglich etwas fein, und am Ende etwas derb.

"Ach recht sehr wäre es zu wünschen, fieng der Doctor eines Tages zu seinem Schüler an, daß es in einem jeden Staate Männer geben mögte, die über die Voruriheile der Religion und der Völkerschaft hinweg wären, genau wüßten, wo Tugend Tugend zu seyn aufhöret, einsähen, daß nicht alles gut und wahr ist, was sie dafür halten, in deren Gesellschaft sich der Hohe gern herabläßt, und der Niedere gern erhebet. Ich habe mich nie verleiten lassen, aus der Welt in einen stillen Hayn zu fliehen, und meine Tage klagend im Aufsuchen besserer Menschen zu vollenden, ohne Menschen, meine Brüder, gebessert zu haben — zwar nicht durch mein Beyspiel: denn ich genoß der Freuden, für die uns der Vater der Natur empfänglich gemacht hat, gerade nicht in dem Maaße und auf die Weise, wie sie vielleicht meine Brüder geniessen — aber doch durch meine Schriften." Und nachdem nun hier D. Bahrdt seine Verdienste, die Menschen unterrichtet und gebessert zu haben gerühmt, und über Unwissenheit, Aberglauben, Menschenverdorbenheit und Verfolgung declamirt hat, macht er seinem Schüler bekannt, daß er

er der Stifter einer Gesellschaft sey, welche allen die[illegible] bein abhelfe, wenigstens daherum arbeite, wen[illegible] nicht entgegen arbeite, und räth ihm in diese Ges[illegible]ft zu treten, oder wie er es hernach nennt, ein Freym[illegible] zu werden. Agatho, (so heißt der Schüler) fühlt z[illegible] die Stärke dieser Gründe, aber die Warnung seines ster[illegible] Vaters vor Gottesleugnern, dafür er die Freymaure[illegible] macht ihn traurig und unentschlossen. Er bekennt auf[illegible], daß er einen Gott überall fürchte, und ihm glaube, [illegible] er seiner zu seiner Ruhe und zu seinem Glücke so sehr nö[illegible] ha be. Der Doctor (Bahrdt) freuet sich, wie er v[illegible], hierüber; schon selbst die Empfindung des Schönen in der Natur ist (sagt er) Annäherung Gottes, und [illegible]kung im Gefühl des Schönen Einwohnung seiner[illegible] Er räth ihm hierauf selbst einen Gott zu glauben, und ih[illegible] durch gute Empfindungen und Tugend zu verehren. Dies, [illegible] er, wird zu seiner Beruhigung in Absicht der Grundsä[illegible] der Freymaurerey hinreichend seyn. Hier scheiden Leh[illegible] und Schüler voneinander, und der Verf. hält es für nöth[illegible] sei ne Leser mit dem Character und den Verdiensten des D[illegible], dieses edeldenkenden Deutschen, (wie er genannt wir[illegible]) be kannt zu machen. Und nun wird D. Bahrdt, dieser i[illegible] aller Absicht merkwürdige Mann (wie er hier heißt), de[illegible] Leibe und Geiste nach beschrieben, und mit Lobeserhebungen über häuft, worunter die Persiflage versteckt ist. "Sein Verstand ist, (heißt es unter andern S. 26) hell, seine Einbil[illegible]ungs kraft lebhaft, sein Herze rein und unverdorben, dahe[illegible] kann er auf Menschlichkeit und Herzensgüte die größten An[illegible]rüche machen; er unternimmt und vollführt auch die edelsten Hand lungen, und von dieser Seite muß man ihn billig [illegible] ge winnen. Ein gewisser weißperückigter Polemiker [illegible] aber, wenn man das moralische Prisma zur Hand [illegible], ohne sich von den glänzenden Farben seiner scheinbaren allge meinen Menschenliebe blenden zu lassen, so könnte m[illegible] mit aller Liebe und Aufrichtigkeit die gemachten traurigen [illegible] rungen nicht wegwischen, daß auch hier ausserordentli[illegible] Ei telkeit und unbegränzter Ehrgeiz allezeit ihren unreinen Aus fluß mit diesen schönen Lichtstrahlen vermischten. Der gleichen hämische Beschuldigungen sind aber nur A[illegible]brü che der Wuth und Bosheit eines beleidigten Pole[illegible], und sind ganz ohne Grund. Als Theolog (S. 33) endlich hat er auf dem Erdball die größten Revolution[illegible] an gerich=

richtet, alte Gebäude niedergerissen, und neue an ihre Stelle gesetzt. Er hält das Christenthum für ein System der Moralität (soll wohl heißen der Moral), das in jedem Artikel mit der Religion der Natur übereinstimmt, und blos aus diesem Grunde Glauben verdient, weil es nirgends Gott widerspricht, und niemals auf etwas mehr Anspruch macht, als seinen Willen bekannt zu machen. Aber bey seiner natürlichen Religion, so schwankend, ungereimt und unbestimmt sie auch zuweilen war, ist er doch, des freuen wir uns, noch nie auf den thörigten Unsinn gerathen, Atheismus laut zu predigen. Agatho der Schüler (so knüpft der Verf. die Erzählung wieder an) hat hierauf einen merkwürdigen Traum, und da er auch nach diesem und nach einem ernstlichen Gebete zu Gott um Erleuchtung, immer noch nicht recht weiß, was er thun soll: so giebt der Doktor (S. 46.) "dem überwundenen Herzen durch seinen Strom von Beredsamkeit, "jenen ihm eigenthümlichen Feuerbrand erschütternder Ein"bildungskraft, jenen erobernden Ton der Stimme, die bald "wie Ungewitter zerschmettert, bald wie Frühlingslüftgen "in goldene Träume einwiegt, jenes Wälzauge, jene seel"vollen Blicke, jene allhinreißende Sprache des Leibes, und "jede Bewegung — den lezten Stoß." Kurz, Agatho wird Freymaurer, Prediger in Westphalen, und wie der Verf. vermuthet, künftig auch Schwiegersohn des Dokters.

Und nun folgt noch ein Wort an den leztern von dem Verf. "Ihre Schriften, heißt es darinn unter andern, "haben Sie berühmt, unsterblich gemacht. Ihre Tadler sind "Sternschnuppen in dem Reiche der Gelehrsamkeit, und ver"dienen also keine Widerlegung. Die Welt hat einen Mann "an Ihnen, dessen Verdienste groß sind — aber sie ist Ih"rer unwürdig. Indessen entzieht sie sich Ihnen doch nicht, "denn sie bedarf Ihrer Fackel. Tragen Sie ferner bey, "Menschenwohl und Menschenglückseligkeit thätig zu beför"dern. Und das können Sie nicht besser, als wenn Sie "jungen Studirenden, die Ihrer neu angelegten Schenke in "Menge zuströmen, Ihre Grundsätze mittheilen, und Ver"nunftreligion über Aberglauben und Volkstäuschung siege. "Ach — sie lechzen schon lange, seitdem Sie keine Vorle"sung mehr halten — und vergehen vor Durst!!!

So treffend auch manche Stellen sind, so unangenehm ist es, daß der Verf. bisweilen offenbar ins Pöbelhafte fällt, und hie und da viel bittere Leidenschaft gegen den= oder die=

jenigen

zeigen, [illegible] die [illegible] Wir haben oben gesagt, daß diese Schrift für eine Satyre auf Doct. Bahrdt; es wollen aber einige Leute versichern, daß Hr. [illegible] sey selbst der V., und es sollte im [illegible] Eigenthum [illegible]. Wäre dies, so müßte er es bis zu einem hohen Grade der Unverschämtheit gebracht haben. Wir wollen es nicht hoffen.

Pz.

Auch Etwas über Preßfreyheit und ihre Grenzen; oder: Ist das Gesetz des Kaisers Joseph II., daß die christliche Religion nicht systematisch bestritten werden soll, ein weises Gesetz? Wider Herrn Doct. Bahrdt erwiesen von einem Freunde der Wahrheit, Leipzig und Quedlinburg, in Commißion bey C. A. Reußner, 1788. 8. 157 Seit.

Wir haben die Schrift: Ueber Preßfreyheit und deren Grenzen. Zur Beherzigung für Regenten, Censoren und Schriftsteller, Berlin 1787, von welcher die vorliegende eine Widerlegung seyn soll, in unserer Bibliothek angezeigt. Der Rec. lieferte einen kurzen Auszug daraus, und fügte da, wo er einen Zweifel an der Behauptung des V. hatte, sein Privaturtheil hinzu. Der sich hier nennende Freund der Wahrheit, wofür er sich hoffentlich nicht allein halten wird, hat erschrecklich viel gegen jenes seiner Meynung nach verwegene und schädliche Buch einzuwenden. Seit langer Zeit sind die Meynungen der Gelehrten und Staatsmänner über die Preßfreyheit verschieden gewesen. Es befremdet uns daher nicht, daß der ungenannte V. dieser Schrift in seinen Urtheilen darüber vom Hrn. D. Bahrdt so weit abgeht, daß sie schwerlich je näher zusammenrücken werden. Da indessen die Grundsätze, worin beyde voneinander abgehen, schon hinlänglich durchdisputirt, auch für den unbefangenen Richter ziemlich entschieden sind, so wollen wir uns in diesen Streit nicht weiter mischen. Wenn Hr. B. wider seinen Gegner etwas zu sagen nöthig und gut gut findet, wird er es wohl selber thun.

Ns.

Neue

Neue vermischte Schriften, von Joh. Aug. Eberhard, Prof. der Phil. zu Halle, und Mitglied der Akad. der Wissensch. zu Berlin. Halle, bey Joh. Jac. Gebauer, 1788. 1 Alph. 2 Bogen in 8.

Der Verf. hatte 1784 einen ersten Theil von vermischten Schriften herausgegeben: statt aber diese mit einem zweyten Theil fortzusetzen, liefert er hier eine neue Sammlung derselben, die aus folgenden Aufsätzen besteht: 1) Ueber das Melodrama. Man versteht darunter eine solche Gattung dramatischer Werke, worin die blose Declamation mit Instrumentalmusik begleitet wird. Man ist auf diese theatralische Form, wie man in der Logik sagt, durch den Weg der Combination gekommen; man dachte, theatralischer Gesang läßt sich mit der Instrumentalmusik verbinden, warum nicht auch theatralische Declamationen, oder blos gesprochne Worte? Wie aber schon mehrmahlen durch blose Combination gebildete Ideen auf Widersprüche geführt haben, so ist das auf diesem Weg erfundene Melodrama davon nicht frey. Herr Nicolai hatte zuerst im 8. Band seiner Reisebeschreibung (S. 142 u. f.) bey Erwähnung des Melodrams, Lenardo und Blandine, seine Bedenklichkeiten über die Zulässigkeit dieser dramatischen Form geäussert, hauptsächlich aus dem Grund, weil durch die musikalische Begleitung oft die Handlung des Schauspiels unterbrochen werde, und den schnellen Uebergang einer schweren Empfindung zur andern, den er zu beschleunigen sucht, durch ihre langsamere und mehrere Folgen aufhalte. Herr E. meynt aber, dieser Einwurf treffe die Oper so gut, als das Melodrama, und bestreitet die ästhetische Möglichkeit desselben aus dem Grund, weil dasselbe eine doppelte Mißhelligkeit enthalte, erstlich eine Mißhelligkeit in den Mitteln des Ausdrucks der Leidenschaft, die die Musik durch Inflexionen der Stimme, Intervallen der Töne, Zeitmaß und Rhythmus ausdrücke; da hingegen die blose Declamation weder bestimmte Töne, und bestimmte Inflexionen und Intervallen derselben, noch ein bestimmtes Zeitmaß und Rhythmus habe, daß so verschiedene Mittel des Ausdrucks sich unmöglich dergestalt in einander verschmelzen könnten, daß sie einen einfachen, ungetheilten und

und ununterscheidbaren Eindruck des Ganzen hervorbringen könnten. Die andre Disharmonie sey zwischen Ausdruck und Empfindung: Die Empfindung könne nur mit einem von beyden, mit der Declamation oder der Musik harmoniren; ist ihr die erstere angemessen, so sey ihr die andre zu stark und umgekehrt: die eine gebe den Ton einer schwächern, die andre den einer stärkern Leidenschaft an. Die Unvollkommenheit der blosen Declamation, wird durch den Contrast der höhern Schönheit der begleitenden Musik nur noch stärker gefühlt. 2. 3.) **Ueber Wahrheit und Irrthum.** Beyde Aufsätze scheinen dahin abzuzwecken, die Unschicklichkeit des Ausdrucks zu zeigen, wenn man dasjenige, was ein anderer, entweder irrig, oder wahrscheinlich, für wahr hält, relativ wahr nennt; da vielmehr jeder Behauptung, die nicht objektiv wahr sey, der Name der Wahrscheinlichkeit oder des Irrthums gebühre. Die Exempel vorgeblicher relativer Wahrheit, gegen die der V. streitet, sind aus Steinbarts Unterhaltungen genommen. 4.) **Ueber die Astronomie des Thales und der Pythagoräer.** — Von geringerer Erheblichkeit. Daß Thales die Sonnenfinsterniſſe habe voraus sagen können, ohne deswegen die astronomische Rechnung zu verstehen; daß er blos aus dem Cyklus von 19 Jahren des Muthon und Euklemon das Jahr einer Sonnenfinsternis habe angeben können; daß nicht Pythagoras, auch nicht Philolaus, sondern Aristarchus, zuerst die Bewegung der Erde um die Sonne gelehrt habe. 5.) **Verschiedene, zum Theil fremde, Aufsätze über die Freyheit des Willens.** Des V. eigner letzter Aufsatz, über die Nothwendigkeit der freyen Handlungen des Menschen, enthält folgende Hauptsätze: **Die Freyheit der Handlungen wird nicht durch die moralische Nothwendigkeit aufgehoben** — oder man kann deswegen der Seele die Freyheit nicht absprechen, weil sie nichts wollen kann, wozu sie nicht durch Vorstellungen des Verstandes bestimmt ist; weil diese den hinreichenden Grund einer freyen Handlung enthalten, Dinge aber desjenigen, was sie sind, um deswillen nicht weniger sind, weil sie es nach hinreichendem Grunde sind. (Es wäre eben so, als wenn man Gott deswegen nicht allmächtig nennen wollte, weil er nur das wirken kann, was möglich ist.) **Die Freyheit der Handlungen wird nicht durch die Einwirkung physischer Ursachen ausser uns, noch durch die Gesetze unsrer Seelenkräfte aufge-**

aufgehoben; weil zwar auf die Gegenwart gewisser Gegenstände gewisse Vorstellungen in der Seele erfolgen; diese Vorstellungen auch mit den Vorstellungen von Schmerz und Vergnügen vergesellschaftet sind, die den Willen bestimmen würden: allein nach dem Gesetze der Einbildungskraft sich die warnenden Verstandesideen darzu gesellen, die durch andre Vorstellungen von Schmerz und Vergnügen den Vorstellungen der Sinne entgegen wirken. **Nicht alle Einschränkungen des Gebrauchs der Freyheit heben die äußere Freyheit auf, und machen also auch nicht den Mangel des Gebrauchs der innern Freyheit physischnothwendig;** denn es giebt Grade im Gebrauch der Freyheit. Widerlegung der Einwürfe gegen die Freyheit schließen diese tiefgedachte Abhandlung, deren Faden wir nicht weiter verfolgen können. 6) **Briefe über den moralischen Sinn.** Der V. sagt über diesen so oft behandelten und bestrittenen Gegenstand manches Neues, das aber durch eine gewisse Weitschweifigkeit versteckt wird, und enger zusammengezogen sich dem forschenden Leser mehr würde empfohlen haben. Er suche die Würklichkeit des moralischen Gefühls auf folgende Art zu rechtfertigen: Es sey augenscheinlich, daß viele unsrer sittlichen Urtheile aus keinen Erfahrungen entstehen, oder Erfahrungen voraussetzen; und daß die moralischen Handlungen der Kinder nicht blose Nachahmungen der Handlungen Anderer sind, an denen sie vergnügte Folgen wahrgenommen haben; und daß sie hingegen aus unbemerkten Vernunftschlüssen entstehen, zu denen die Wahrheit als ein Vordersatz gehöre, daß alles, was uns das Gefühl unsrer Vollkommenheit, Thätigkeit und Kraft giebt, gut sey. Dieser Vordersatz, so wie andre moralische Grundsätze, wäre nicht erlernt, oder angenommen — sondern angebohren — folglich könne man das Vermögen der Seele, auf solche Art die Sittlichkeit der Handlungen zu erkennen, den moralischen Sinn nennen. Und durch diese Theorie, meynt der V., werde den Grundsätzen der Sittlichkeit eine Sicherheit und Allgemeinheit, und die Gewißheit ewiger unveränderlicher Wahrheiten, gegeben — die sie aber unsers Bedünkens in allen Fällen behaupten werden, wenn man auch das Bewußtseyn angebohrner moralischer Grundsätze, aus denen man die Sittlichkeit unsrer Handlungen beurtheilt, nicht einen moralischen Sinn nennen wollte. — 7) **Vermuthungen über den Ursprung der wissenschaftlichen Magie.** Ein histo-

 rischer

rischer Versuch. An den Hrn. Bibliothekar Biester. Ist schon, wie mehrere Aufsätze dieser Sammlung, aus der Berliner Monatsschrift bekannt, erscheint aber hier mit beträchtlichen Zusätzen. Nach des V. Meynung liegt die nächste Quelle der heutigen Magie in der neuplatonischen Philosophie; diese habe aus dem mystischen Theil der ältern griechischen Philosophie geschöpft, und diese sey wiederum aus der ältesten griechischen Volksreligion geflossen. Plato und Pythagoras wären die ersten Patriarchen der Magie. Platons Schriften insbesondere hätten den Stof zu der magischen Theorie hergegeben; doch sey Plato an allem diesen ganz unschuldig. Er stoße in seinen Dialogen oft auf Untersuchungen, die außer dem Gesichtskreis der menschlichen Vernunft und Erfahrung liegen, z. B. von der Beschaffenheit des vor- und nachweltlichen Zustandes der Dinge, der Entstehung des Weltalls, und besonders der Geisterwelt rc. die Form seiner Composition lasse es nicht zu, hier eine Lücke zu lassen — daher habe er vor der Hand dasjenige die Stelle der ausgemachten Wahrheit vertreten, was er in dem allgemeinen Volksglauben als Wahrheit geheiligt fand, oder etwas, dem seine schöne Phantasie die nämliche Beglaubigung zu verschaffen wußte — und daraus seine Mythen, z. B. von der Unterwelt, von der Präexistenz der Seelen, vom saturnischen Zeitalter, und vom Ursprung des Geschlechtstriebs, in verschiedenen seiner Dialogen. Er zeigt an einigen derselben, z. B. der Dämonenlehre, wie sie nach verschiedenen Modificationen, in die christliche Magie, oder auch wohl in die jüdische Kabbala übergegangen sind. Die ganze durch mehrere Digreßionen weitläuftig gewordene Abhandlung zeugt von einer in unsern Tagen seltenen Bekanntschaft mit dem Geist und den Schriften des Plato, und vieler Kenntnis der philosophischen Geschichte, und enthält für Freunde derselben manche belehrende neue Winke: dennoch aber glauben wir, daß sie den wißbegierigen Leser, der nun hier detaillirte, historisch-richtige Nachrichten von den verschiedenen Gestalten, Abänderungen und abergläubischen Gebräuchen der Magie, zu seiner Belehrung zu finden hoft, nicht völlig zufrieden stellen werde, weil der V. zu sehr beym Allgemeinen verweilt, und sich nicht einmal deutlich darüber erklärt, was er alles unter der wissenschaftlichen oder philosophischen Magie begreift. Da inzwischen seine Hypothese nicht ganz neu und

ihm

ihm eigen ist, so hätte er doch auch auf dasjenige Rücksicht nehmen sollen, was ihr neuerlich entgegengesetzt worden ist.

Nm.

Nachrichten.

Aus einem Schreiben eines Reisenden vom 14. April 1789.

Bey meiner Zurückreise von Wien hielt ich mich eine Weile in Brünn auf. Ach! daselbst sieht es noch sehr finster aus! Bey einigen Leuten, die Gelehrte seyn wollen, fand ich zwar viel guten Willen, und einiger Nutzen ist, besonders wenn man die vorigen Zeiten betrachtet, auch wohl gestiftet worden. Aber im Ganzen ist man doch daselbst in der Litteratur, so wie in der Aufklärung, noch sehr weit zurück. Bey vielen Leuten, welche so etwas von Aufklärung zu haben glauben, sind die litterarischen Begriffe eben so verwirrt, als wie die politischen bey dem brünnischen Zeitungsschreiber, welcher auch immer viel zu sagen scheint, aber im Grunde nichts sagt. Der Nachdruck geht auch fleißig in dortigen Gegenden. Seit 1787 kömmt in Brünn eine Sammlung der vorzüglichsten Schul- Erziehungs- und Catechisirschriften heraus. Es sind Nachdrücke der Werke eines von Rochow, Resewitz, Salzmann, Schröckh, Campe, Stuve rc. Sie könnten noch wenigstens manche nützliche Ideen verbreiten; aber sie sind alle, wie es die Nachdrucker selbst rühmen, mit zweckmäßigen Abänderungen für den catholischen Patrioten versehen. Es ist unglaublich, was für Verwirrtes man hierein stopft.

Von Brünn gieng ich nach Prag, wo ich mich über fünf Wochen aufgehalten, und die merkwürdigen Leute in allen Ständen ziemlich genau habe kennen gelernt. Ach! auch daselbst scheint das Licht der gesunden Vernunft und die Reformation der Mißbräuche bey weitem nicht so helle, als man sich auswärts einbildet, und als man aus ein paar guten Schriften schließen sollte. Es sind gelehrte Leute da, in

verschiedenen Fächern, aber sie sind freylich nicht in großer Anzahl: Wortgelehrte, schale Asceten, düstre Kanonisten und Kasuisten giebt es genug. Und selbst ein paar recht gelehrte Leute haben einen Anstrich von finsterer Bigotterie, die mich in Erstaunen setzte. Der wahrhaftig aufgeklärten und freymüthigen Leute sind noch weniger, als der Gelehrten. Sie werden auch immer weniger, und müssen immer mehr schweigen und sich in sich selbst zurückziehen, weil die Gewalt der Bischöfe, und die Priestergewalt überhaupt sie täglich mehr unterdrückt. An Herrn Seibt fand ich gar nicht den Mann, den ich mir an ihm vorgestellt hätte. Er ist wegen eines Gebetbuchs auswärts, ich weiß gar nicht wie, als ein aufgeklärter Mann berühmt geworden; da doch dies Gebetbuch nichts weniger als vernünftig ist. Es enthält gar keine gemäßigte Gesinnungen, sondern alle katholische Lehren in aller ihrer Härte, gleich dem gemeinsten Himmelsschlüssel, oder Seelenwecker. Mit ein Paar Leuten, welche durch Schriften eben nicht bekannt sind, war ich am besten zufrieden, da ich das Glück hatte, sie näher kennen zu lernen. Sie können sich wohl vorstellen, daß ich den vortreflichen Professor Royko werde besucht haben. Er ist Einer der gründlichsten und zugleich freymüthigsten und edelsten katholischen Gelehrten. Ich erstaunte schon vorher nicht wenig, zu bemerken, daß Leute, die gewiß nicht werth sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen, doch von diesem Manne, der in ganz Deutschland so allgemein verehret wird, mit gewisser Kälte sprachen, und auf ihn stichelten. Als ich ihn selbst sahe, fand ich einen zwar ernsthaften, aber doch sehr angenehmen und freundlichen Mann. Doch bemerkte ich an ihm eine gewisse Schüchternheit, die ich nicht zu erklären wußte, und über einige gelehrte Materien, welche in unserer Kirche *) und zu deren wahren Verbesserung wichtig sind, über welche ich mich daher gern mit ihm unterhalten hätte, schien er mir kürzer abzubrechen, als ich gewünscht hätte. Ich konnte mir dieses nicht recht erklären. Ich erfuhr aber nachher von einem meiner oben gedachten Freunde im Vertrauen, daß dieser Rechtschaffene, und nicht nur in dem katholischen, sondern auch in dem protestantischen Deutschlande allgemein verehrte Mann, von der geistlichen Gewalt unbeschreiblich gedrückt wird. Es war eben von ihm eine Einleitung in die

*) Der Verfasser dieses Briefes ist ein Katholik.

die christliche Religions- und Kirchengeschichte heraus gekommen, ein für uns Katholiken sehr nützliches Werk, welches ich mit dem innigsten Vergnügen gelesen habe, ein Werk, voll weitläuftiger ächter Gelehrsamkeit und Belesenheit, und voll bescheidener Freymüthigkeit, dergleichen das katholische Deutschland noch nicht aufzuweisen hat, und welches zum Leitfaden des Unterrichts in Seminarien und Universitäten gar nicht besser gedacht werden kann. Wegen dieses treflichen Werks hat der redliche Mann den größten Verdruß auszustehen gehabt; denn geistliche Obern, welche ihr Brevier und Rosenkranz besser kennen, als ächte Gelehrsamkeit, welche Voit, Antoine, Cartier und Busenbaum für das non plus ultra halten, und noch fein Hildebrandisch alles was sie nach ihrer Kurzsichtigkeit für Neuerungen ansehen, gern gleich in der Geburt ersticken möchten, haben alles bewegt, um die Ausgabe dieses wahrhaft gelehrten Werks zu verhindern. Das ist die feine Reformation des 18ten Jahrhunderts, womit einige Blätleinschreiber so groß thun! Da die Ausgabe nicht gehindert werden konnte, weil der rechtschaffene Royko bis jezt noch so standhaft ist, als bescheiden und gelehrt; so hat, wie ich sehr glaubwürdig versichert worden bin, das Prager erzbischöfliche Consistorium diesen Gelehrten, wegen verschiedener in der gedachten Einleitung enthaltener Sätze, welche nach Ketzerey riechen sollen, zu Wien als einen förmlichen Ketzer angeklagt, und sogar darauf angetragen, daß ihm seine Lehrkanzel genommen werden soll. Dies leztre wird nun zwar wohl nicht geschehen. Man würde sonst die Universität zu Prag ihrer vornehmsten Zierde berauben. Zwar was machen sich daraus die Leute, welche unter dem Einflusse des B. K. (des Kardinals in Petto) stehen, und mit Ernst darauf arbeiten, daß die alte Dummheit wieder in unserer Kirche eingeführt werden soll, welche kaum aus derselben nur ein ganz klein wenig weggescheucht worden ist. Aber daraus werden sie sich doch etwas machen, daß ganz Deutschland mit Fingern auf sie weisen würde, wenn ein so gelehrter und allgemein verehrter Mann zum Ketzer gemacht würde. Sie würden auch dadurch allzubald ihr Spiel verrathen, welches nicht ihre Sache ist; denn sie wissen sehr leise zu treten. Also wird man den rechtschaffenen Mann wohl nicht auf eine in die Augen fallende Art verfolgen, aber ich befürchte immer, daß ein geheimer Kummer über so unverdiente Kränkungen immer noch an ihm nagen

 wird.

wird. [illegible] sich aber damit trösten, daß er die aufrichtige Hochachtung aller wahren Gelehrten und rechtschaffenen Leute von beyden Kirchen gewiß immer behalten wird.

Herr Johann Friedrich Doles, zeitheriger Cantor an der hiesigen Thomasschule, hat seine Stelle niedergelegt, und bekömmt vom Magistrat 400 Thaler jährliche Pension. Seine Stelle hat Hr. Adam Hiller, Kapellmeister beym regierenden Herzog von Curland, erhalten, und ist am 2. Jul. angetreten.

Beförderungen
1789.

Herr Archiater und Physikus D. Hensler in Altona ist als außerordentlicher Lehrer der Arzneykunde auf die Universität zu Kiel gekommen. Sein Sohn, bisher außerordentlicher Professor der Theologie, ist um dieselbe Zeit zum ordentlichen Lehrer dieser Wissenschaft ernannt worden.

Herr Konrektor Heusinger in Wolfenbüttel ist als Director des Katharinen-Gymnasiums in Braunschweig angestellt worden.

Der Landgraf von Hessen-Cassel hat den bisherigen Pädagogiarchen, Doctor Johann Jakob Pfeiffer, an des verstorbenen D. Endemanns Stelle zum Konsistorialrath und Inspector der reformirten Kirchen, wie auch zum ersten Professor der Universität zu Marburg, mit dem Range eines wirklichen Regierungsraths, und den Professor Hassencamp zu Rinteln zum Konsistorialrath, mit Regierungsrathsrang, ernannt.

Todesfälle
1789.

Am 9ten May starb nach einem 8wöchentlichen Krankenlager, Hr. M Christ. Traugott Rosche. Er war den 13. Sept. 1754 zu Görlitz geboren, hatte daselbst und in Leipzig studirt, und war 1783 Magister geworden. Seit der Zeit privatisirte er, und gab folgende Schriften heraus: 1.) Religion und Tugend für Kinder. 2.) Religion und Tugend für Kinder von reiferm Alter. 3.) Felsheims Jugend und seine Fragmente. 4.) Die 4 Welttheile, in einzelnen Lesebüchern gemeinschaftlich mit Hrn. Prof. Hammerdörfer; 5.) Religions-Gesänge zur Erweckung der Andacht. 6.) Lieblingslektüre für Kinder. 7.) Encyclopädie für die Jugend und ihre Erzieher, wird von M. Forbiger, Kon-

rector

rector an der hiesigen Nicolaischule, fortgesetzt werden, und 8.) Charakter, Sitten und Religion aller bekannten Völker unsers Erdbodens. Hiervon ist vergangene Ostermesse der erste Band, welcher die Amerikaner betrifft, erschienen.

Am 29sten May starb zu Göttingen Herr D. Johann Peter Miller, Konsistorialrath und ordentlicher Professor der Theologie (seit 1766.) in seinem 64sten Jahre.

Am 1sten Junius starb in Marburg Herr D. Samuel Endemann, Konsistorialrath und erster Professor der Theologie auf dortiger Universität, im 63sten Jahre seines Alters.

Am 3ten Junius starb zu Freyberg im Erzgebirge Hr. Johann Friedrich Klotzsch, Senator, Oberstadtschreiber und Beysitzer des Bergschöppenstuhls [illegible], im 63sten Jahre seines thätigen Lebens. Seine gründlich ausgearbeitete Schriften sind im gel. Deutschland verzeichnet.

Am 11ten Junius starb zu Ingolstadt Herr D. Franz Anton Ferdinand Stebler, kurpfalzbayrischer Rath und Leibarzt, dreyssigjähriger Senior der dortigen Universität, und fünf und funfzigjähriger ordentlicher Professor der Arzneykunde, alt 85 Jahre.

Am 29sten Junius starb in Carlsruhe Herr Johann Christian Sachs, markgräflich badischer Kirchenrath, Rektor und Professor des dortigen Gymnasiums — auch als Geschichtschreiber berühmt — im 69sten Jahre seines Alters.

*

In der Leipziger Jubilate Messe sind bey Friedrich Nicolai, Buchhändler von Berlin unter andern folgende neue Bücher herausgekommen:

Andersons, Dr. Jakob, Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der hebridischen Inseln, und der westlichen Küsten von Schottland, enthaltend hauptsächlich Vorschläge zu Verbesserung der Fischereyen, und zur Aufnahme des Landes. Aus dem Englischen übersetzt. gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen, und von einigen Personen, die um ihn waren. Nebst Berichtigung einiger schon gedruckten Anekdoten. Herausgegeben von Friedrich Nicolai. Zweytes und drittes Heft. 8. 16 Gr. (Der 4te Heft kommt in der Michaelmesse heraus.)

Eschen[illegible]

Eschenburg, J. J., Entwurf einer Theorie und Literatur der Wissenschaften, zur Grundlage bey Vorlesungen. Neue völlig umgearbeitete Ausg. gr. 8. 1 Thlr.

— — Anhang zu dessen Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften, enthaltend eine Beyspielsammlung aus den besten Schriftstellern in alten und neuern Sprachen, IIIr u. IVr Band, gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

(Der V. u. VIe Band erscheint in der Ostermesse 1790.)

Hermann, Bened. Fr. Joh., Versuch einer mineralogischen Beschreibung des uralischen Erzgebürges. Zwey Bände, gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Beyträge zur Physik, Oekonomie, Mineralogie, Chemie, Technologie und Statistik, besonders der russischen und angränzenden Länder, IIIr Band, gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Klein, Ernst. Ferd., Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den königl. preußischen Staaten, IIIr Band, gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

(Wegen des großen Vorraths von Materien, besonders auch, um den königl. preuß. Justizofficianten die Entscheidungen der königl. Gesetzkommission desto geschwinder zu liefern, wird der Hr. Verf. den IVn Band in der Michaelismesse d. J. herausgeben.)

— — Schreiben an Herrn Prof. Garve, über die Zwangs- und Gewissenspflichten, und den wesentlichen Unterschied des Wohlwollens und der Gerechtigkeit, besonders bey Regierung der Staaten, 8. 6 Gr.

Druckfehler.

Im LXXXI. 2. St. Seite 348 Z. 19 v. unten: verleitet l. verleidet.

— — 607 Z. 12 von unten: Berlinischer Schriftsteller l. Briefsteller.

Im LXXVII. 1. St. Seite 239 Z. 11 von unten, statt Verrichtung l. Vorrichtung.

— 243 — 11 von oben, statt reiner l. einer.

Im LXXXVII. 2. St. Seite 633 muß Z. 8 und 9 folgendergestalt lauten:

„Bisher Küster werden mögen, das ist eine Probe von des Verf. Witze.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des acht und achtzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1789.

Verzeichniß

2) Ka

2) Katholische Gottesgelahrtheit.

3) Rechtsgelahrtheit.

4) Arzneygelahrtheit.

5) Weltweisheit.

Erörte-

6) Romane.

7) Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie.

8) Geschichte, Erdbeschreibung.

Let-

9) Philologie.

10) Finanz- und Handlungswissenschaft.

Verzeichniß der recensirten Bücher.

11) Vermischte Schriften.

Nachrichten.



I.

Diplomatische Geschichte des gräfl. Hauses Henneberg, mit CCLV Urkunden und neun Kupfertafeln. Erster Theil. Leipzig, in Commission bey Adam Friedrich Böhme, 1788. 4 Alph. 6 Bogen, und 6 Bogen Vorrede in 4.

Die Hennebergische Geschichte ist so sehr in die mittlern Geschichte der meisten deutschen Reichsstände eingeflochten, daß man ihre Wichtigkeit nicht wohl nach dem itzigen Umfang der Grafschaft Henneberg beurtheilen darf. Da überdem Henneberg nun schon seit 200 Jahren einen Theil der sächsischen Erblande ausmacht: so hat dadurch seine Geschichte für Geschichtliebhaber noch ein Interesse mehr. Gleichwohl lag die Geschichte der Grafen von Henneberg bisher noch sehr in ihrer ursprünglichen Dunkelheit. Spangenbergs Hennebergische Chronik war bisher die einzige zugängliche Quelle derselben; aber sie trägt noch zu sehr das Gepräge ihres Zeitalters, stellt Fabeln und unerweisliche Personen auf, wo der Geschichtsforscher historische Wahrheit verlangt! Junkers mühsames und weitläuftiges Werk liegt handschriftlich nur in einigen Bibliotheken — würde itzt aber kaum den Verleger zum Druck finden, den man ihm einst aus

sächsischer Politik versagte. Eine diplomatische Bear-
beitung der Geschichte der Grafen von Henneberg
ist demnach ein eingestandenes Bedürfnis unsrer Zeit
gewesen: und der Verf. des vor uns liegenden Wer-
kes macht sich damit ein so unläugbares Verdienst,
daß man dasselbe, bey allen Mängeln, die der Ab-
gang an Urkunden hie und da zurückgelassen hat, in
der Hennebergischen Geschichte claßisch nennen muß.
Der Verf. ist, wie er sich in der Zuschrift an seinen
Landesherrn angiebt, der Sachsen-Coburg und Go-
thaische Commißionsrath und Amtmann Schultes
in Themar. Er geht den einzigen richtigen Weg,
den man bey Bearbeitung der Geschichte eines alten
Fürstenhauses gehen muß; er verweilt sich nicht bey
Fabeln, in die man so gern den Ursprung derselben
zu verhüllen pflegt, sondern verfolgt den Anfang sei-
nes gräfl. Hauses nur so weit zurück, als seine Spu-
ren durch sichere Urkunden geleitet werden, sichtet
die Geschichte von Mönchsfabeln, liefert blos erwie-
sene Thatsachen, und führt nicht einen Nahmen un-
ter den Grafen von Henneberg auf, (wie bey Span-
genberg so häufig geschieht) wo er nicht das Daseyn
und die öffentlichen Handlungen der Person diplo-
matisch erweisen kann. Und so belegt er denn die
ganze Folge Hennebergischer Grafen, und was er
von jedem sagen kann, mit diplomatischen Zeugnis-
sen theils aus schon vorhandenen Urkundensammlun-
gen, theils aus Urkunden, die er selbst zuerst mit-
theilt: und man muß dabey seinem Fleiße Gerech-
tigkeit wiederfahren lassen, mit dem er auch aus Ge-
schichtschreibern andrer Länder und Häuser, z. E.
Friese, Schannat, Crollius, Wenke, Gerken
u. a. keine Urkunde seiner Aufmerksamkeit hat ent-
gehen lassen, die irgend einen Umstand in seiner
Henne-

Hennebergischen Grafengeschichte berichtigen konnte. Auf diesem Wege hat er denn eine Menge historischer Fehler entdeckt und berichtigt, die seine Vorgänger aus Nichtgebrauch archivalischer Nachrichten begangen hatten: und wir würden leicht Bogen ausfüllen können, wenn wir alle bemerkten Beyspiele dieser historischen Kritik auszeichnen wollten.

Das ganze Werk besteht aus fünf Abtheilungen, deren jede in besondere Hauptstücke vertheilt ist. Die erste ist überschrieben: Versuch einer genealogischen Geschichte der Grafen von Henneberg seit ihrem Ursprunge bis auf die 1274 unter ihnen vorgegangenen Haupttheilung. Die Fabel von der italienischen Herkunft der Grafen von Henneberg hat schon Spangenberg widerlegt. Andere haben geglaubt, sie von den Herzogen von den Ostfranken herleiten zu können. Unser Verf. trägt eine neue, wie wir glauben, ihm eigne Hypothese vor, die er zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit bringt. Er sieht nehmlich die ersten Grafen von Henneberg für Abkömmlinge und erbliche Nachfolger der vormahligen Gaugrafen des Grabfeldes an — weil die vornehmsten Ortschaften der Grafen von Henneberg in dem Bezirk dieser Gaugrafschaft lagen; und weil zu eben der Zeit, da des ersten Grafen zu Henneberg (Poppo) 1037 Erwähnung geschieht, der Nahme Gaugraf in Vergessenheit kömmt. Ihre Würde wurde nach und nach erblich, und da sie ohnedem erbliche Güter im Bezirk ihrer Gaugrafschaft hatten, so fiengen sie an, sich von einem ihrer Schlösser zu benennen. Otto ist der lezte Graf des Grabfeldes, dessen die Urkunden Erwähnung thun. Es geschieht dieses zum leztenmahl 1031. Kurz darauf (1037) tritt ein Graf Poppo von Henneberg

auf, und weil denn die Grafschaft Henneberg wenigstens den Comitat des Grafen Otto in sich faßt: so gründet darauf der Verf. seine Vermuthung, daß dieser Graf Otto der Vater Grafens Poppo von Henneberg gewesen sey.

Poppo I. also, den Spangenberg den VIII. nennt, ist der erste gewisse Stammvater der nachherigen Grafen und Fürsten von Henneberg. Einer von seinen Söhnen, Poppo II. war im Besitz der Schlösser Lichtenberg, Irmelshausen und Wasungen, und stiftete einige Nebenlinien, die aber bald wieder ausstarben. Aber ein zweyter Sohn Gotwald I. war der fernere Stammvater des gräflichen Hauses. Ihm gehörten die Aemter Römhild, Themar, Schleusingen, Suhla, Hallenberg und Schwarza. Er war der Stifter des berühmten Klosters Vesser, und starb 1144. Seine Söhne waren Poppo V. (die andern Poppen waren aus vorerwähnter Nebenlinie) und Berthold I. Der lezte sezte durch seinen Sohn Poppo VI. das Hennebergische Grafengeschlecht fort. Er stiftete auf Betrieb seiner Mutter Bertha das Nonnenkloster zu Kronstadt, dessen Einweyhung 1182 geschah, und zwar wider die Regel vom Bischof Hermann zu Münster, der in der Urkunde den Grafen Poppo seinen cognatum nennt. Die Art der Verwandschaft, die bisher unbekannt war, giebt der Verf. aus Wenks heßischer Geschichte an, wo erwiesen wird, daß dieser Bischof Hermann ein Sohn Heinrichs II., Grafens zu Katzenellenbogen, und der Gräfin zu Henneberg, Hildegard, Bertholds I. Schwester gewesen sey. Er starb in Begleitung Keyser Friedrichs I. auf einem Kreuzzug 1190 zu Margat in Syrien. Er hinterließ 3 Söhne, Berthold II.

Pop-

Poppo VII. und Otto II., die nach geschehenem Anfall der Lande der Ormelshäuser und Wasunger Nebenlinien, sich vertheilten, wobey Otto die Schlösser Hababerg und Lichtenberg und andere im Würzburgischen Gebiete gelegene Oerter erhielt, sich vom Hause Henneberg ganz absonderte, und sich von einem ohnweit Letzungen gelegenen Schloß Bo-denlaube, wo er seinen Wohnsitz aufschlug, Graf von Bodenlaube nannte, dieses Schloß aber nach-her dem Stifte Würzburg verkaufte, welches sein Sohn Otto III. mit den Schlössern Lichtenberg und Habsberg gleichfalls that. Und mit diesem erlösch-te diese hennebergische Nebenlinie. Poppo VII. pflanzte den hennebergischen Mannsstamm allein fort. Er nannte sich bey seines Bruders, Ber-thold II. Lebzeiten von einem im Amte Heldburg lie-genden Schlosse Strauf, oder Straufhain, co-mes de Struufe, legte aber nach Antritt seiner Allein-regierung diesen Nahmen wieder ab, wohnte 1216 und 1226 zwey Kreuzzügen bey, und starb 1245. Er hatte sich nach dem Tod seiner ersten Gemahlin Elisabeth, (von unbekannter Herkunft) 1223 mit Jutta, einer Tochter Landgrafen Hermanns von Thüringen (und des lezten Landgrafen, Heinrich Raspens, Schwester,) und Wittwe Markgraf Die-terichs zu Meißen vermählt, welche Vermählung seinem Hause ein Erbfolgerecht auf die thüringische Allodialgüter verschafte. Da ihr Bruder, Landgraf Ludwig von Thüringen, sie dieser Heyrath wegen mit Krieg überzog, und ihre meißnische Allodialgü-ter in Besitz nahm, überließ sie solche an den Her-zog Leopold von Oestreich unterpfändlich für 12000 Mark Silbers, und brachte diese damahls ansehnli-che Summe ihrem Gemahl, Grafen Poppen zu

Henneberg als Brautschatz zu. Er hinterließ aus der ersten Ehe Graf Heinrich III. den Stammvater der nachher entstandenen drey hennebergischen Linien, der Schleusingischen, Hartenbergischen und Aschachschen; aus der zweyten Ehe aber Grafen Hermann I. und den zum Bischof von Würzburg vergeblich erwählten Berthold IV. Graf Heinrich III. erhielt zu seinem Antheil die Schlösser Henneberg, Aschach, Ebenhausen, Hartenberg, Osterburg und Hollenberg, nebst den Städten und Aemtern Schleusingen, Suhla, Schwarza, Wasungen, Sand, Masfeld, Benshausen, Themar, Römhild, und die Hälfte von Munnerstadt. Er verließ von seiner Gemahlin Sophia, die der Verf. zuerst als eine Tochter Markgraf Dieterichs zu Meißen angiebt, drey Söhne, Berthold V, Hermann II. und Heinrich IV., in deren Nahmen nach des Vaters Tod 1262 Berthold anfangs gemeinschaftlich die Regierung führte, 1274 aber mit ihnen die bekannte Erbtheilung vornahm, von der man zwar die Urkunde noch nicht hat ausfindig machen können, doch aus spätern Urkunden die einem jeden zugefallenen Orte gar wohl kennen lerne. Berthold V. bekam als ältester Bruder, das Stammschloß Henneberg, nebst den Städten und Aemtern Schleusingen, Suhla, Wasungen, Maßfeld, die Hälfte von Themar und Benshausen, und wurde der Stifter der Schleusinger Linie, die 1583 mit Fürst Georg Ernst ausstarb. Der zweyte Bruder, Hermann II. erhielt die Schlösser Aschach, Ebenhausen, halb Munnerstadt, und das halbe Gericht zu Saalen, nebst vielen andern im Stifte Würzburg gelegenen Ortschaften, die nach und nach im 14. und 16. Jahrhundert an dasselbe veräußert

wurden. Er führete die Aschacher Linie, die aber diese Benennung nur bis 1378 führte, da Graf Hermann V. sie Henneberg Aschach, nach Erlöschung der Hartenbergischen oder Römhildischen Linie, deren letzter Graf Berthold X. seine Herrschaft schon 1371 an Hermannen verkaufte, und weil sein Stammschloß Aschach bereits an Würzburg veräussert war, sich Graf von Henneberg-Römhild nennte. Der dritte Bruder endlich, Graf Heinrich IV. wurde auf die Schlösser Hartenberg, Osterburg, Hallenberg, Schwarza, Stadt Römhild, halb Themar und Bernhausen, abgetheilt. Er stiftete die Römhilder Linie, die gedachtermaßen zwar 1379 ausstarb, aber der Benennung nach von der vormaligen Aschacher Linie fortgesetzt wurde, bis auch diese 1549 ausstarb.

Dieser Abschnitt ist mit 19 zum erstenmahl abgedruckten Urkunden belegt. Nun folgt die zweyte Abtheilung: Fragmente aus der Geschichte der sogenannten neuen Herrschaft und der darunter begriffenen Pflege Coburg, als eins zur Grafschaft Henneberg vormahls gehörigen Landes vom Jahr 1245 bis 1400. Ein für die sächsische Landergeschichte überaus wichtiger Abschnitt, ob ihm gleich der Verf. nur den bescheidenen Titel eines Fragments gegeben hat. Zuerst bemerkt er sehr richtig den gemeinen Irrthum neuerer historischen und geographischen Schriften, die die Benennungen Pflege Coburg und neue Herrschaft für einerley halten, da die Pflege Coburg blos aus dem itzigen Fürstenthum Coburg besteht, wie es unter Salfeld, Meiningen, Hildburghaussen und Gotha getheilt ist: die neue Herrschaft aber, die eigentlich dem neuen Erwerb dieser Länder, als ehemaliger

 Besitz-

Besitzungen seiner Vorfahren, durch Grafen Bertholds VII. von Henneberg-Schleusingen ausdrückte, außer der Pflege Coburg, auch noch die Herrschaft Schmalkalden, das halbe Gericht Bennshausen, Schweinfurth, Kißingen, Munnerstadt, Königshofen, und viele im Würzburgischen Gebiet gelegene Schlösser enthielt. In ältern Zeiten gehörten diese Länderstücke zu dem großen Gau des östlichen Grabfeldes. Bey der Erblichkeit des Gaugrafenamtes zu Ende des 12. Jahrhunderts, fiengen die Grafen an sich zu vertheilen, und sich von ihren Schlössern einen Geschlechtsnahmen beyzulegen. Daher kommen nach dieser Zeit verschiedene adeliche Häuser vor, die in der itzigen Pflege Coburg ihre Güter hatten, und die Grafen von Henneberg besaßen damahls nichts davon als das Schloß Straufe alles übrige wurde nachher erworben. Es gehören hieher vornehmlich die Grafen von Wildberg, deren hennebergische Abkunft der Verf. für wahrscheinlich hält, und eine kurze diplomatische Geschichte derselben liefert. Sie waren im Besitz eines großen Theils des itzigen Coburgs. Der lezte war Conrad, der sich mit Grafen Poppens VII. von Henneberg Tochter, Katharinen, vermählte, ihr einen ansehnlichen Theil seiner Herrschaft zum Leibgeding verschrieb, und ihrem Bruder, Graf Hermann I. das Recht einräumte, die seiner Schwester zum Witthum verschriebenen Ortschaften für 600 Mark Siebers einzulösen, ihm selbst bey Lebzeiten sein Schloß Wildberg überließ, und erblos starb. Daher es denn kein Wunder ist, wenn Graf Hermann in der Folge als Besitzer vieler Wildbergischen Ortschaften vorkommt. Neben dem Grafen von Wildberg erschienen noch in der damahligen Zeit

die Herzoge von Meran, Grafen von Wolfsbach,
Dynesten von Kalenberg, und Herrn von Schaum-
burg im Besitz wieder in der Pflege Coburg gelege-
nen Oerte, die Poppo VII. und sein Sohn Her-
mann I. theils erweislich, theils wie der V. vermu-
thet, von den 12000. Mark Silber Brautschatz der
Markgräfin Jutta, erworben haben. Als es nun
1245 zwischen Graf Hermann I. und seinem Halb-
bruder Heinrich III. zur Ländertheilung kam, wovon
aber die Urkunde noch nicht gefunden worden
ist: so erhielt Heinrich vorerwähntermaßen den größe-
ren Theil der heutigen Grafschaft Henneberg; Her-
mann aber, der nunmehr die Coburgische Neben-
linie des gräflichen Hauses Henneberg stiftete, die
von seinem Vater besessenen oder acquirirten Co-
burgschen Schlösser und Ortschaften, erwarb noch
Rose, Königsberg, Steinach und andre angrän-
zende Güter, und, was am wichtigsten war, die
Herrschaft Schmalkalden.

Kein Geschichtschreiber hat bisher noch einige
Befriedigung darüber gegeben, auf welche Art
Schmalkalden mit der Grafschaft Henneberg verei-
nigt worden, und warum es insbesondre ein Stück
der neuen Herrschaft geworden ist. Der Verf. löst
das Räthsel durch eine sehr glückliche Hypothese auf.
Schmalkalden gehörte sonst nach Thüringen, und
noch 1227 sieht man Landgrafen Ludwig III. in des-
sen Besitz: allein nachher, und zum erstenmahl 1265
kommt Graf Hermann I. von Henneberg, als Herr
von Schmalkalden vor, und bis 1353 bleibt dassel-
be ein Pertinenzstück der neuen Herrschaft mit Bey-
behaltung der Allodialeigenschaft. Dieß erklärt der
Verf. auf folgende Art: Hermanns Mutter war
die Thüringische Prinzeßin, Jutta, Heinrich

Raspens,

Raspens, des lezten Landgrafen Schwester. Folglich waren, nach dessen Tod, ihre Kinder, die rechtmäßigen Thüringischen Allodialerben. Diese waren, aus ihrer ersten Ehe, Markgraf Heinrich der erlauchte von Meißen, und aus der zweyten, Graf Hermann von Henneberg, daß ersterer als Erbe von Thüringen aufgetretein ist, und deswegen auch schon 1242 die kayserliche Anwartschaft auf die Thüringischen Reichslehen erhalten, ist bekannt genug. Es wäre unbegreiflich, wenn ihr zweyter Sohn, Graf Hermann gar keinen Gebrauch von dem mütterlichen Erbfolgerecht sollte gemacht haben; gleichwohl geschieht seiner in dem ganzen Erbfolgestreit gar nicht Erwähnung. Daher vermuthet der Verf. nicht unwahrscheinlich, daß Hermann von seinem Halbbruder, dem Markgrafen zu Meißen, der ihn überdem, zum Zeichen seines guten Vernehmens, zum Statthalter von Thüringen ernannte, und vielleicht auch von der andern Thüringischen Erbin, Sophien von Braband, gleich anfangs durch Schmalkalden, für seine Ansprüche abgefunden worden sey.

Wir übergehen Gr. Hermanns, der nach Kayser Wilhelms Tode sogar zum Kayserthron empfohlen wurde, merkwürdiges Leben, das der Verf. sehr geschickt mit Erläuterungen für die mittlere Reichsgeschichte diplomatisch erzählt. Er starb 1290. Seine Gemahlin war Margaretha, Graf Florentins von Holland Tochter, von der das Mährchen bekannt ist, daß sie so viel Kinder, als Tage im Jahr, zur Welt gebracht habe. Er zeugte mit ihr einen Sohn, Poppo VIII. der den Vater nur ein Jahr überlebte, und die Henneberg-Coburgische Linie nach 46 Jahren, 1291 wieder schloß; und eine

ne Tochter Jutta, die an Markgraf Otto den langen, zu Brandenburg vermählt war, und diese brachte dem, ohne Widerspruch der Grafen von Henneberg, (weil die Theilung 1245 zwischen Heinrich III. und Hermann I. eine Todtheilung war, und das Erbtheil größtentheils aus erworbenen Allodialstücken bestand), die Herrschaften Coburg und Schmalkalden an das Hauß Brandenburg, die nach dem Zeugniß alter Chroniken aus 22 Schlössern und Städten bestanden haben sollen. Er starb schon 1298. Ihm folgte sein einziger Sohn Hermann, der den Graf Walther von Barby zum Statthalter über die Pflege Coburg setzte, und 1308 starb. Seine Erben für die Herrschaft Coburg Schmalkalden waren Sohn Johann, der aber schon 1317 unbeerbt starb, und dessen drey Schwestern, Agnes, vermählt an Graf Woldemar zu Brandenburg, Mechtilde vermählt an Herzog Heinrich zu Glogau, und Jutta, vermählt an Grafen Heinrich VIII. zu Henneberg Schleusingen, dessen noch lebender Vater, Berthold VII. die übrigen drey Viertheile der drey ältern Geschwister für ohngefähr 15000 Thaler an sich kaufte, unter dem Nahmen der neuen Herrschaft damit belehnt wurde, und 1317 darüber das merkwürdige Urbarium verfertigen ließ, das der Verf. hier zum erstenmahl vollständig mittheilt. Von ihm sind noch viele den Städten Coburg, Hildburghausen und Schmalkalden ertheilte Privilegien vorhanden. Sein Sohn Heinrich VIII., der Gemahl Juttens gelangte 1340 zur Regierung der althennebergischen sowohl als coburgischen Lande; allein er starb 7 Jahre darauf ohne männliche Erben. In der Grafschaft Henneberg folgte ihm sein Bruder Johann I. von der neuen Herrschaft aber blieb seine Wittwe, Jutta, in lebenslangem Besitz. Sie errich-

errichtete mit ihrem Schwager in dem nehmlichen Jahr einen merkwürdigen Theilungsvertrag, den der Verf. hier mittheilt, woraus man alle, sowohl zur Grafschaft Henneberg, als zur neuen Herrschaft gehörigen Oerte erkennen kann. Diese wurde nun auf ewig von Henneberg getrennt. Jutta starb 1359, und nun fiel die neue Herrschaft an ihre vier Töchter. 1) Elisabeth, vermählt an Grafen Eberhard zu Würtemberg, erhielt Ormelshausen, Steinach, Sternberg, Rotenstein, Königshofen, halb Schweinfurth, Männerstadt und Wildberg; und ihr Gemahl verkaufte diesen Antheil gegen den mit seinen Schwägern erwähnten Vertrag um 90000 Gulden an Würzburg. 2) Katharina, vermählt an Landgrafen Friedrich den strengen zu Thüringen, bekam Coburg, Neustadt, Sonneberg, Neuhauß, Schalkau, Strauf und Rodach. Seine Habsucht erstreckte sich auf die ganze Pflege Coburg, die er auch nach den gewöhnlichen Erzählungen der sächsischen Geschicht- und Erdbeschreiber bekommen haben soll: er erhielt aber würklich damals nur einige Orte. 3) Sophie, Gemahlin des Burggrafen Albrechts von Nürnberg, erhielt zu ihrem Antheil, Schmalkalden, Breitungen, halb Benshausen, Kitzingen, Heldburg, Hildburghausen, Eisfeld, Königsberg und andre; deren verkaufte er schon 1360 die itzige Herrschaft Schmalkalden, und Breitungen an des Grafen Johann I. von Henneberg Schleusingen Witwe, Elisabeth, die die Hälfte davon wieder an den Landgrafen Heinrich von Hessen abtrat. Das übrige theilten seine beyden Töchter Margretha und Anna. Jene, vermählt an Landgrafen Balthasern, in Thüringen, bekam Heldburg, Hildburghausen und Eisfeld, welche

Orte

[illegible] nachher mit dem Erbtheil der ältern Katha-
rine vereinigt wurden; diese aber, die sich mit dem
Herzog Schwandibor zu Pommern vermählt hatte,
erhielt Königsberg, Schildek, Kissingen, die dieser
an den Bischof von Würzburg, und dieser wieder
Königsberg an die Landgrafen von Thüringen ver-
kaufte. 4) Anna, die 4te Tochter Graf Hein-
richs VIII. gieng ins Kloster Sonnenfeld, und brach-
te demselben einige Dörfer zu. Noch rügt der Verf.
zum Schluß dieser Fragmente einen gewöhnlichen
Irrthum, als wenn die Landgrafen in Thüringen,
und nachherige Herzoge zu Sachsen gleich von 1353
an die Hennebergische Henne in ihr Wappen aufge-
nommen hätten, indem dieses nicht eher als 1585
geschehen sey.

(III.) Kurze Geschichte der Grafen von Hen-
neberg, Hartenberger Linie von 1274 bis zu ih-
rem 1379 erfolgten Ausgange. Sie hat diesen
Nahmen von dem Schlosse Hartenberg bey Röm-
hild, wo Heinrich III. der Stifter dieser Linie seinen
Sitz nahm. Er brachte die Schirmvogtey zu
Milz, mit einem beträchtlichen Dorfsdistrikt, an
sein Hauß. Ihm folgte 1317 sein Sohn Pop-
po IX. indem die zwey ältern Brüder Dom-
herrn zu Würzburg waren. Er verkaufte viel von
seinen Gütern an das Kloster Veßra, und starb
1348. Sein Sohn Berthold X. machte Schwarz-
za dem Stifte Würzburg lehnbar, verpfändete das
Schloß Osterburg und halb Themar an seinen Schwa-
ger, Johann II. von Schwarzburg, errichtete 1368
mit Grafen Hermann V. zu Henneberg Aschach (mit
Ausschluß der Schleusinger Linie) einen 1366 vom
Kaiser bestätigten Successionsvertrag, und verkauf-
te sogar 1371 seine ganze Herrschaft an besagten
Graf

Graf Hermann zu Aschach für 6000 Pf. Heller. Daher er denn, da er 1378 unvermählt starb, die [illegible]bergische Linie beschloß. Seine Schwester Richza, vermählte Gräfin zu Schwarzburg, machte zwar auf die brüderliche Erbschaft Anspruch, wurde aber von dem erwähnten Graf Hermann zu Aschach durch gänzliche Abtretung des ihr verpfändeten Osterburg, nebst der Hälfte von Themar abgefunden, welches aber 1416 Graf Wilhelm von Henneberg-Schleusingen durch Kauf und Einlösung an sich brachte. Von dieser Linie hat der V. manches vorher Unbekannte durch seine Urkundensammlung ans Licht gebracht.

IV. Geschichte der Grafen von Henneberg-Aschacher, oder neuerer Zeiten sogenannter Römhilder Linie, vom J. 1274 bis zu ihrer 1549 erfolgten Verlöschung, mit 146 Beylagen. Die Länderstücke dieser Linie lagen alle in dem heutigen Stifte Würzburg, und bestanden, wie der V. aus Ermangelung der Theilungsbriefe aus Urkunden schließt, aus den Schlössern und Aemtern Aschach, Mynnerstadt, Wildberg, Ebenhausen, [illegible] Sulzfeld; dem Gericht zu Saale, und [illegible]. Das Schloß Aschach selbst, wo Hermann I. der Stifter dieses Hauses, seinen Sitz aufschlug, lag an der fränkischen Saale zwischen Kissel und Neustadt, auf einem Berg, an dessen Fuß noch itzt der Marktflecken Waldaschach befindlich ist, ist aber mit allen übrigen, nach und nach, durch Kauf oder Pfandschaft, von Würzburg verschlungen worden, welches überhaupt keine Gelegenheit vorbeyließ, sich zum Nachtheil des gräfl. Hauses Henneberg zu bereichern. Hermann II. starb 1292. Von vier diplomatisch erweislichen Söhnen. (Spangenberg

selbst

selbst giebt ihm nur zwey) setzte Gr. Heinrich VI. das Geschlecht fort. Er verkaufte seine Hälfte an dem Hennebergischen Burggrafthum zu Würzburg an den Bischof, und veräusserte auch ausserdem viel ansehnliche Güter. Ihm folgte Hermann V. der den unter voriger Regierung verursachten Schaden, durch Erwerbung der Hartenbergischen Lande, wie auch durch den Anfall der in der Wetterau und im Bambergischen gelegenen Trimbergischen Lehngüter, (seine Großmutter war eine Trimbergische Erbtochter gewesen) 1376 wieder ersetzte. Es gehörten dahin unter mehrern auch Stoffelstein und Lichtenfels, die Graf Georg I. nachher 1423 an Bamberg abtrat. Dargegen veräusserte er aber auch, ausser vielen andern Gütern, sein Schloß Aschach an Dietrich von Biebra, der es nachher an Würzburg überließ. Nun verlegte Hermann seinen Sitz nach Hartenberg, und nachher nach Römhild. Er starb gegen das Jahr 1403. Sein mittlerer Sohn, Friedrich I. pflanzte das Haus fort. Er trat in Verbindungen mit benachbarten Fürsten gegen die Befehdungen des räuberischen fränkischen Adels, begleitete den Kayser nach Kostnitz, und empfieng daselbst die Beleihung, kaufte die vorher an Würzburg veräusserten Güter Sternberg und Königshofen um 13000 Gulden, hatte 1410, 150 Vasallen, und starb 1422. Sein Sohn Georg I. errichtete mit dem Markgrafen zu Meissen an den Coburgischen und Thüringischen Gränzen eine Landwehre, brachte, ausser sehr vielen andern Gütern, auch Lichtenberg und Salzungen, von Würzburg, an sein Haus. Auch war er der erste Erwerber des noch itzt Hennebergischen Amtes Kühndorf. Die ehmaligen Herrn von Kühndorf hatten es 1316 dem

Johanniterorden verkauft, und dieser an verschiedne von Adel versetzt, von denen es Gr. Georg I. von Henneberg Römhild um 6200 Gulden kaufte. Nach Erlöschung der Römhildischen Linie, nahm er die Schleusingsche in Besitz. Er vertauschte einige Dörfer an Schleusingen, gegen Behrungen und Honna, und stiftete 1450 das Collegiatstift zu Römhild, mit 12 Chorherrn, dessen Stiftskirche zum Erbbegräbniß der Grafen zu H. Römhild, das Stift selbst aber nach der Reformation zur Unterhaltung der Geistlichkeit, und zu einem Hospital für 24 Personen angewendet wurde. Von seinen 1[illegible] Kindern war Philipp Bischof zu Bamberg, und Berthold Erzbischof zu Maynz, dessen Vermittelung man größtentheils die Errichtung des Kammergerichts zu danken hat. Friedrich II. und Otto IV. setzte die Regierung anfangs gemeinschaftlich fort, nahmen zuerst das Wappen der Colonneser an, liessen sich auf Gold- und Silbergewerke belehnen, die sie nicht hatten, und 1466 in Fürstenstand erheben, wovon aber das Diplom nicht vorhanden ist. 1468 aber nahmen sie eine Landestheilung vor. Friedrich erhielt den Römhildischen, Otto den Münnerstädtischen Theil. Aus der noch vorhandenen Theilungsurkunde ersieht man den damahligen weitläuftigen Umfang der Grafschaft Henneberg-Römhild; aber das Ansehen derselben sank bald gar sehr herab. Otto starb 1502 unvermählt, und so fiel seine Hälfte, obwohl sehr verringert, an Friedrichs II. Sohn, Hermann VIII. der dieses Zuwachses ohngeachtet, durch schlechte Haushaltung, Pracht und Bauernkrieg, immer mehr in Schulden gerieth, und den Verfall seiner Grafschaft durch die unter seine beyden Söhne Berthold XVI. und Albrecht

1532

1532 selbst errichtete Erbsonderung noch mehr beförderte. Jener sollte Römhild, Hartenberg und Lichtenberg; dieser aber Swerga, Kühndorf, Hallenberg, Behrungen, halb Benshausen und Salzungen, bekommen. Beyde führten schon 1535, und also früher, als die Schleusingische Linie, die Reformation ein. Berthold trat die Regierung mit 20000 Gulden Schulden an, verlohr sein neuerbautes Schloß zu Römhild, mit vielen Kostbarkeiten und Getreydevorräthen 1539 durch den Brand, ersuchte benachbarte Fürsten um Beysteuer, häufte seine Schulden durch Erbauung eines neuen Schlosses, und trat nun, bey dringenden Gläubigern, wegen Veräusserung seines Landestheils mit Bruder, Vettern und andern Fürsten in Unterhandlungen. Endlich wurde 1548 der Vertrag wegen Ueberlassung seiner Herrschaft an seine Schwäger, die Grafen zu Mansfeld, abgeschlossen, die seine Schulden zu bezahlen, und jährlich etwas Bestimmtes zu seiner Unterhaltung auszusetzen versprachen. Er starb das Jahr darauf. Und nun wollten Graf Albrecht, und die Grafen von Henneberg-Schleusingen, die doch bey Bertholds Lebzeiten alle Anträge von sich gewiesen hatten, den Verkauf umstossen. Albrecht aber starb in dem nämlichen Jahr, und vermachte seiner Gemahlin, Catharina von Stolberg und ihren Brüdern, in einem Testamente seine Ansprüche auf Römhild. Allein Mansfeld blieb in dem Besitz der erworbnen Lande, und stand bereits mit Würzburg wegen deren Ueberlassung in Tractaten, als die Herzoge von Sachsen, Johann Friedrich der mittlere, und Johann Wilhelm sich ins Mittel schlugen, und das Amt Römhild, nebst den Pfandschaften Lichtenberg

 und

und Brückenau, gegen Oldisleben, und eine Zugabe von 50000 Gulden, von den Grafen von Mansfeld übernahmen, und erst 1672 die Grafen von Stolberg durch ein Geldquantum abfunden. Der Verf. beschließt die Geschichte der Römhilder Linie mit einem Capitel: Bruchstücke aus der Landesverfassung der Grafschaft Henneberg = Römhilder Linie, worinn er nicht nur aus dem vorhergehenden die verschiedenen Veränderungen ihres Umfangs zur Uebersicht kurz zusammengestellt, sondern auch aus seinem großen Urkundenvorrath zur Kenntniß der damaligen Landesverfassung sehr viele nützliche Data auszieht, von der Erbfolge der Grafen, ihren Wappen, Lehnhof, Heereszwang, Einkünften, (der Verf. glaubt sie nach dem auf dem Regensburger Reichstag 1471 gemachten Anschlag auf 10000 Ducaten anschlagen zu können, wahrhaftig eine für die damalige Zeit wichtige Summe!) Cent = Dorf = Land = und Hofgerichten, von der ehemaligen Leibeigenschaft und allmähliger Einführung der Geld = und Naturalabgaben, und von den vielfachen Lehnverbindungen der Grafen.

V. Einige mit Urkunden belegte Nachrichten von dem über Graf Albrechts zu Henneberg = Römhild hinterlassenen Landestheil zwischen dem Grafen zu Henneberg = Schleusingen, und dem gräflichen Hause Stolberg entstandenen Succeßionsstreit. Obgleich jede Hennebergische Linie blos auf seine abgetheilte Lande pro diviso, ohne alle Gemeinschaft mit den andern Linien belehnt wurde, und also die Mitbelehnung kein Grund des wechselsweisen Erbrechts war: so hatten sie doch solches unleugbar aus dem Grund der gemeinsamen Abstammung. Deswegen protestirte

ßirte Graf Wilhelm von Henneberg-Schleusingen nicht nur gegen Gr. Albrechts Testament, sondern ergrif auch sofort von den erledigten Landen Besitz, und wurde, nach verschiedenen bey dem Kammergericht eingereichten Wechselschriften 1553 wirklich über die Albrechtern zuständig gewesene Reichslehne von dem Kayser belehnt. Die Grafen von Stolberg griffen nun zwar den Streit von einer andern Seite an, und behaupteten, daß die ganze Albrechtische Landesportion, die in K. Ruprechts Lehnbrief von 1405 benannte Hoheitsrechte ausgenommen, Allodium sey; allein inzwischen starb die Hennebergs Schleusingische Linie 1583 mit Georg Ernst aus, und das Haus Sachsen, das vermöge der Erbverbrüderung ihre Grafschaft erbte, setzte den Proceß gegen Stolberg eine Zeitlang fort, endigte inzwischen einen Nebenstreit mit dem Grafen, wegen der Hälfte von Salzungen 1617 durch einen Vergleich, nach welchem dasselbe für die ererbte Stolbergische Hälfte 15000 Gulden zu zahlen versprach. Der Hauptstreit blieb indessen von Seiten des Hauses Stolberg liegen, bis dasselbe bey Gelegenheit der Hennebergischen Erbtheilung von 1660 seine Ansprüche wieder erneuerte, und 1672 von dem Ernestinischen Hauß mit 24000 Gulden, 1676 aber von dem Albertinischen mit 12000 Thaler, und mit Beybehaltung des bisher besessenen Hennebergischen Fleckens, Schwarza, abgefunden wurde, ist aber in Ansehung dieses Ortes wegen der Landeshoheit mit Chursachsen in fortwährenden Widerspruch. Hier scheinen dem Verf. einige Nachrichten abgegangen zu seyn, oder er hat sie nicht alle nutzen wollen.

In der nicht weniger lesenswürdigen Vorrede erwähnt der Verf. zuerst der Schwierigkeiten bey der Hennebergischen Geschichte, wegen der mehrmaligen Vertheilung und daraus erfolgten Zerstreuung der Hennebergischen Urkunden, und der übeln Einrichtung mancher Archive, die noch manche ungenützte Quellen für die Hennebergische Geschichte enthalten; giebt sodann von den Hülfsmitteln derselben Nachricht, sowohl den handschriftlichen, wohin ausser einigen Chroniken, hauptsächlich das bekannte Junkersche Werk gehört, als gedruckten, und macht nicht weniger als 155 grössere und kleinere zur Hennebergischen Geschichte gehörige Schriften nahmhaft; und billig sollten alle Geschichtschreiber eines Landes mit einer solchen Litteratur den Anfang ihrer Arbeit machen. Darauf berührt er die noch übrigen Dunkelheiten in der Hennebergschen Geschichte, um dem Fleiß künftiger Geschichtschreiber die Gegenstände zu zeigen, über die sie durch Aufsuchung unbekannter Nachrichten Licht verbreiten können, und giebt dann von seiner eigenen Arbeit Nachricht. Der weit wichtigere Theil, der die Geschichte der Henneberg-Schleusingischen Linie enthalten wird, ist noch zurück. Es ist kein Recensentencompliment, sondern heisses Verlangen nach Verbreitung historischer Wahrheit und Aufklärung der vaterländischen Geschichte, wenn wir wünschen, daß der Beyfall und Abgang dieses ersten Theils, ihn zur baldigen Herausgabe des zweyten, wie nicht weniger der versprochnen topographischen Beschreibung von Henneberg, ermuntern möge.

So weitläuftig unsre Recension bereits geworden ist, so können wir doch die zu dieser diplomatischen

 schen

schen Geschichte gehörige Urkundensammlung nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Sie enthält 24 Urkunden, die bis auf eine oder zwey hier alle zum erstenmal im Druck erscheinen. Verschiedene darunter haben ihre unleugbare diplomatische und historische Wichtigkeit, davon wir nur einige zum Beweis anführen wollen. Gleich in der ersten Urkunde vom Jahr 1008 vertauscht Kayser Heinrich II. seine in Graf Ottens Comitate gelegenen königlichen Gemäuer zu Meiningen und Waldorf, gegen verschiedene Würzburgische Güter im Comitate Radenzgau, welche letzte er seinem neugegründeten Stifte Bamberg zueignete. (Wenn man damit eine ähnliche etwas ältere Urkunde von 1007, beym Eccard Corp. hist. med. aevi T. I. p. 61 vergleicht, worin gedachter Kayser ebenfalls 150 Hufen Land in villa Meiningen gegen einige Würzburgische Güter im Gau Volkfeld zu gleicher Absicht vertauschte: so muß man vermuthen, daß diese ersteren Güter zur Ausstattung des neuen Stiftes noch nicht hinlänglich waren, und daß deswegen der fromme Kayser den Ueberrest seiner Reichsgüter im Grabfelde folgends aufopferte, um seine Stiftung vollkommen zu machen. Man sieht ferner daraus, wie die nunmehr in der Grafschaft Henneberg gelegene Stadt Meiningen an Würzburg gekommen, das solche über 5 Jahrhunderte lang inne hatte, bis sie Graf Wilhelm VII. 1542 gegen Mainberg eintauschte. Nicht weniger merkwürdig ist eine andere Urkunde von 1031, worin Kayser Conrad II. seinen Reichswald bey Mellerstadt, der als ein Reichsforst zum Regal der deutschen Könige gehörte, dem Stifte Würzburg verehrte; ingleichen der Kauf- und Zahlungsvertrag vom Jahr 1313 zwischen Marggrafen Wol-

[illegible] zu Brandenburg und Grafen Berthold X. von Henneberg über die von leztern erkaufte brandenburgische Besitzungen in Franken. Vorzüglich wichtig ist das von eben diesem Grafen Bertholden 1317 über die erkaufte neue Herrschaft, oder nachher sogenannte Pflege Coburg gefertigte Urbarium; das älteste das wir kennen, das der sel. Gruner zwar aber nicht ganz, in seinen Opusculis bekannt gemacht hat. Man lernt daraus den damaligen Zustand der landesherrlichen Einkünfte, und großen Umfang dieses Landes kennen. Merkwürdig ist es auch, daß schon damahls die Besitzungen der Grafen in gewisse Aemter eingetheilt gewesen, und zu einem jeden ein gewisser Dörferdistrikt geschlagen worden, der noch heut zu Tage meistens den Gerichtsbezirk der benannten Aemter ausmacht. Ferner finden wir S. 237 eine Urkunde vom J. 1320 von Kayser Friedrich (dem Nebenkayser Ludwigs des Bayern) worinn er Grafen Bertholden die Beleihung mit der alten und neuen Herrschaft zusagt, wenn er ihn darum ersuchen würde, ein Beweiß, wie viel diesem Friedrich von Oestreich daran gelegen war, den Grafen in sein Intresse zu ziehen. Wir übergehen noch viele andere wichtige Urkunden, die die mittlere Geschichte und neuere Geschichte von Henneberg aufklären, wohin hauptsächlich die Theilungsurkunden von 1347, von 1374, von 1468 und von 1532 gehören, aus denen man die ehemaligen Bestandtheile dieser Graffschaft und deren Zuwachs und Abgang genauer kennen lernt. Die Kupfertafeln stellen merkwürdige Monumente, gräfliche Personen aus dem Hennebergschen Hause, mit den Siegeln vor, wie denn der Verf. auch nicht un-

erlässt, gute Bemerkungen über die Siegellehre der mittlern Zeit einzustreuen. Dz.

II.

Vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuche, für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, von Joh. Christoph Adelung, Churfürstl. Sächsischen Hofrath und Ober-Bibliothekarius in Dresden. Leipzig, in der Weigandschen Buchhandlung, 1788. Die Anweisung 426 und das Wörterbuch 452 Seiten in 8.

Der Inhalt ist folgender:

das hätte man den Zwitter wieder ausgeschlossen. Denn es war vielmehr, wie bekannt, das alte normännische th, Zeichen, das noch die Isländer haben. Dabey hatten sie noch ein gekrümmtes d, das oben durchstrichen war, für das weichere lispelnde th. Diese beyden Zeichen hatten nichts fremdes mehr und waren ganz gut ins angelsächsische Alphabet eingepaßt. Besser wär es, die Engländer hätten noch 2 solche Zeichen, als daß Fremde sich quälen müssen, um den Unterschied zwischen den beyden zu finden.

S. 54. Ob die vorzüglich gute Aussprache in Chursachsen eine Folge von der seit zwey oder drey hundert Jahren in seinen grösern Städten zusammenfliessenden Industrie, Handlung, Gelehrsamkeit aus allen deutschen Provinzen, und einer vortheilhaften Dialekten-Vermischung dieser Fremden sey, lassen wir dahin gestellt und geben es in Ansehung Leipzigs zu; glauben aber lieber, die Gränzen von Niedersachsen und dem südlichen Obersachsen habe an jener bessern Aussprache viel Antheil. Wie manche grose Residenz und Handelsstadt ausser Obersachsen vereinigt alle die angeführten Umstände und sieht keinen sonderlichen Vortheil für ihren Dialekt daraus entstehen.

S. 71. scheint der Verf. die wahre Bedeutung der adjectivischen Endungen ig, icht, und isch, gar nicht genau zu empfinden und verwechselt sie oft in seinem Buche. Nach unsrer Beobachtung sind sie, bis auf wenige Ausnahmen, die sich durch Misbrauch eingeschlichen haben, oder von veränderter Bedeutung der Wörter entstanden seyn können, so von einander verschieden:

ig, drückt das Participium habend aus,

als:

als: jährig, durstig, willig, gütig, selig — icht, die lateinische Endung, osus, Franz. eux. fleischicht, bergicht, felsicht —

In den alten Wörterbüchern heißt diese Endung achtig und ächtig, und die Niederländer haben sie auch noch. Daraus folgt aber nicht, daß alle lateinische Adjective auf osus sich im Deutschen auf icht endigen müßten.

lich hat einen viel weitern Umfang, denn es bedeutet: eine Verringerung, Milderung, Aehnlichkeit mit einer Sache, oder Annahme einer gewissen Eigenschaft; ingleichen daß etwas zu einer benannten Klasse gehört, daß es einer gewissen Empfindung, Bestimmung unterworfen oder stark ausgesetzt ist. Bisweilen scheint es auch eine bloße Endung des Adjectivs zu seyn, die aber fast immer eine mäßigende Bedeutung hat. Beyspiele: göttlich, säuerlich, adellich oder adelich mit Unterdrückung eines l: (nicht adelig, wie der Verf. meint, denn man sagt bürgerlich und nicht bürgerig) schrecklich, sträflich, weislich, mißlich —

S. 77. wird mit Recht gesagt, daß nach und nach mehr ä an die Stelle der simpeln e gesetzt werden sollten, wo Aussprache und Herstammung des Worts es einstimmig verlangen.

Wie man fremde Wörter schreiben soll.

S. 109. ein Abschnitt, der vielen willkommen seyn wird. Man sollte bey der Orthographie ausländischer Wörter die Beyspiele anderer Nationen nicht ganz außer Acht setzen. Wir würden es für gar kein Majestäts-Verbrechen gegen die lateinische Sprache halten, mit Einmischung barbarischer Buchstaben Konsonant, Konkordanz, Zitation,

zelehrten — zu schreiben, wenn es allgemein eingeführt wäre. Die Italiäner, die dem Latein weit mehr Respekt schuldig sind, als wir Deutsche, schrieben längst mit gutem Gewissen Febo, Grazie, Grazio, u. dergl.

§. 137. Das kurze, oder unbetonte e, das die Sachsen an die einsylbigte Wörter und sogar an Familien-Namen anzuhängen pflegen, sollte Hr. A. dem übrigen Deutschlande nicht durchgängig aufladen. Wörtern, die mit einem weichen Consonanten, zumahl einem g enden, giebt ein solches e, besonders wenn das folgende Wort mit einem Vokal anfängt, eine widrige Schlaffheit. Ist dieser Vokal vollends auch ein e, so wird jenes am besten unterdrückt, was auch der Verf. gegen die Existenz des Hiatus im Deutschen sagen, oder gesagt haben mag. Uebellaut ist eine Sache, die sich nicht so weg demonstriren läßt. Was §. 402. unter der Rubrik vom Apostroph zum Beyspiele, um die Wegwerfung des End-e lächerlich zu machen, angeführt wird, entscheidet nichts. Ein natürlich gutes und einigermaßen geübtes deutsches Ohr, wird gewiß die Schreibarten

Klein' Aussichten, groß' Erwartungen, dies' arm' Erd'

verwerfen, aber nicht solche:

öd' und wüst' ist diese ganze Gegend —
die Fabel die ein Heid' erzählet —
bang' ists mir in dieser niedern Hütte —

Die Fälle also, wo ein Hiatus zu dulden ist, wo ein Apostroph anzubringen oder nicht, sind schwer durch Regeln zu bestimmen, und müssen dem guten Gehör überlassen werden.

S. 141. u. f. scheint sagen zu wollen, daß die deutschen irregulären Zeitwörter (wiewohl sie nicht eigentlich so heißen sollten, weil sie nicht regellos, sondern nur einer besondern Regel unterworfen sind) älter seyen, als die regulären. Beyde waren vor beinahe 1000 Jahren die nämlichen wie jetzt, einige kleine Abweichungen und besonders Abkürzungen ausgenommen. Man sehe nur Hickes Thesaur. linguar. Septentrional. in der Angelsächs. und Allemannischen Grammatik. — Von dem besondern Hange, den Herr A. zeigt, die sogenannten irregulären Zeitwörter nach den regulären zu modeln, werden wir bey einzelnen Wörtern des angehängten Wörterbuchs reden. Bey dem Diphthonge ei S. 145 merken wir im Vorbeygehen an, daß die Nachkommen der Allemannier, die Schwaben, Elsasser und Schweizer zweyerley Aussprache für diesen Doppellauter haben, und z. B. in den Wörtern frei, Neid, weiter, sei, Schweiz, ei! — das e ganz hell aussprechen, so fast wie die Sächsischen Hallenser. In andern Worten lautet es ihnen wie ai, als in heiter, Kleider, Leid, Geschrei, Ey (ovum) — Blos die Furcht, sich auszuzeichnen, scheint diese Provinzialen abzuhalten, daß sie nicht auch haiter, Klaider, Laid, Geschrai, — schreiben. Selbst die Obersachsen haben zweyerlei ei, wovon sie das eine in ee, (und in einigen Distrikten in ä) verwandeln, und das andere unverändert lassen. Z. B. Kleeder, Beene, (Kläder, Bäne) und frei, weit, reiz u. s. w.; sollte man nicht daraus den Schluß machen, daß dem ei noch ein ai zugegeben werden, oder das zwiefache ei durch ein Zeichen unterschieden werden müsse?

S. 153 meinet der Verf. andere deutsche Dialekte unterschieden die b und p, und d und t eben nicht besser, als der Obersächsische. Nur von den östlichen Oberdeutschen, aus dem Stamme der Bojer geben wir dieß zu, aber die vorhin genannten heutigen Allemannier, die Rheinländer und andere Bewohner von Westdeutschland, unterscheiden diese Buchstaben von Kindheit an sehr gut; und Kinder, die frühzeitig in Fränkische oder Sächsische Gegenden kommen, äussern ihre größte Verwunderung, wenn ihnen die Schreibmeister von einem harten und weichen b und d, die sie nicht verwechseln sollen, vorsagen. Sie antworten, daß ihnen das schon ihr Gehör lehre. Von den Niedersachsen ist diese Unterscheidung ohnehin bekannt.

Der Muthmaßung des Verf. S. 155: "daß "das lispelnde th der Engländer ihren Vorfahren, "den Angelsachsen nicht eigen gewesen, sondern daß "sie diesen Laut erst von den alten Britten gelernt," kann Rec. unmöglich beystimmen, und noch weniger der Behauptung, daß kein deutsches Volk den gleichen Laut gehabt habe. Ihn hätten die Möso-then und dann die Normänner, die so nahen Nachbarn der Angelsachsen. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß ein Volk bey seiner Einwanderung in ein fremdes Land, ganz neue Töne aus der Landessprache in die Seinige aufnehme, so begreiflich es auch ist, daß dieses Volk die Landessprache selbst, oder deren Buchstaben annehmen könne. Die Isländer, deren Sprache noch ein Ueberrest der alten Normännischen ist, haben, wie wir oben in der Anmerkung zu S. 21 erwähnten, nicht nur dieses lispelnde th noch, sondern auch die Dänen, ob sie gleich das alte Zeichen desselben abgehen lassen, belispeln noch heuti-

heutiges Tages in gewissen Fällen ihr d. Ob aber die alten Britten diesen Laut gehabt, zweifelte Rec. gerne, da er in den Wörterbüchern der heutigen Wallisischen und Niederbretagnischen Sprache so wenig th und noch weniger Verwechselungen derselben mit andern [illegible] jedoch da Hr. H. A. das Daseyn dieses Lautes im Altbrittischen behauptet, so muß er vielleicht eine Grammatik dieser Sprache, die Rec. vermisset, oder andere gute Gründe für seine Behauptung haben. Uebrigens wünschten wir, daß dieses entbehrliche th endlich in ein t verändert würde.

Statt lachen, machen — zu schreiben, wie S. 228. vorgeschlagen wird, das aber in der Kurrentschrift oft eine Undeutlichkeit verursachen würde, wären wir eher der Meinung, da wo das ch gedehnt wird, ein ^ als Dehnungszeichen zu gebrauchen, als brâch, Gemâch. Eben dieses, (das schon in der neuen Ausgabe der Wielandischen Gedichte, obwohl etwas zu eingeschränkt gebraucht wird) sollte an die Stelle des nicht radicalen h gesetzt werden, das als Dehnungszeichen gar nichts taugt, und sich nur so, wer weiß wie? im sechzehnten Jahrhundert in die Schrift eingeschlichen hat. Zu untersuchen, ob ein einsylbiges Wort auch genug Körper habe, um sich sehen lassen zu können (wie im 2. Kap. des dritten Abschnitts von den Dehnungszeichen geschieht) oder ob man ihm noch ein h statt des Höckers aufladen müsse, halten wir für eine große Grille. Schreibt man Ei, ovum, so kann man auch Al schreiben. In Uhr, hora, kann man das h als radical, und nur versetzt ansehen.

Im 1. Kap. des vierten Abschnittes von zusammengesetzten Wörtern — ist viel Gutes ge-

[illegible]. Unbegreiflich ist, wie manche Eleganz in der Schreibart sich in den [illegible] Wörtern [illegible] den Ausländern, die Deutsch lernen, die Haare zu Berge stehen müssen. Daß man aber verschiedene darunter, besonders Technologieen, die einmahl eingeführt sind, [illegible] unzertrennt [illegible] ben, als so zusammensetzen solle, war wohl nur ein vorübergehender Einfall des Verf. der ganz unausführbar ist. Denn wer braucht diese Wörter öfter und nöthiger, als Kaufleute und Fabrikanten, die sich sicher nicht mit Abschreibungen aufhalten werden. Der Purist aber, der sich letztere absondern wollte, würde Affectation und Pedanterey verrathen. In Wildschweinsjagd, Wollenzeugweber, Seidenstrumpffabrikant — finden wir keine so große Zweydeutigkeit. Man kann sie zu getheilt: Wildschweins-Jagd, Wollenzeug-weber, Seidenstrumpf-Fabrikant — schreiben, so schrecken sie auch die Ausländer weniger. In Wörterbüchern, die auch letztern brauchbar seyn sollen, muß man ohnedem die kleinsten Theile zusammengesetzter Wörter trennen.

§. [illegible]. Adjective von eigenen Nahmen, eben so wie diese selbst, mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben, ist man zwar durch den Gebrauch berechtiget; aber wir fürchten: daß dadurch die Menge der großen Anfangsbuchstaben zu sehr anwachse, wenn man nicht auf einer andern Seite wieder damit spahrt. Man sollte hierinnen mehr auf das Beyspiel der Ausländer sehen.

§. [illegible]. Von Abbreviaturen. Wir wünschten daß die Abkürzungen des doppelten m und n durch einen drüber liegenden Querstrich wieder aufkämen. Die vielen Beine der doppelten m und n,

zu[illegible]zahl

zumahl da nun beyderley Buchstaben zusammen kommen und es nun doch ein tz und in der Kurrentschrift ein ihnen ähnliches t und a dazu, blendet und verwirret den geübtesten Leser, und hindert die schnelle Uebersicht der Periode.

Zur Erinnerung des fünften Abschnitts möchte die hin und wieder übliche Verdoppelung des ! und ? wohl zu strenge verdammt seyn. Freylich wird solcher Fall gemißbraucht; und wenn man oft diese Zeichen zu dreyfach hinter einander sieht, so schließen wir daraus mit Grund entweder auf die Jugend oder die Ueberspannung des Schriftstellers.

Statt dessen, was der Verf. unter der Rubrik von orthographischen Neuerungen S. 405. u. ff. sagt, hätten wir überhaupt eine Geschichte der Orthographie, in so ferne sie den meisten Lesern des Buches interessant seyn müste, gewünscht. Und bey den orthographischen Reformen der vorigen und jetzigen Schriftsteller, nicht blos das in die Augen fallende Lächerliche einer orthographischen Neuerung, noch weniger ihres Urhebers, sondern auch die scheinbaren und oft ganz guten Gründe seiner Reformen; der aber nur den Fehler junger Baumeister hatte, die aufs Ausbessern alter Häuser verfallen. Was sollen uns Philipp von Zesens übrige Verirrungen außer seinem Sprachgeschnitzel, und Quirin Kuhlmanns Missethaten? Würde dieser gehangen, so würd' ers sicher nicht wegen seiner bösen Orthographie.

Da wir weder im Kapitel von den Vokalen, noch unter dieser Neuerungsgeschichte, das y der ehemaligen schweizerischen deutschen Schriften mit lateinischen Buchstaben, das die Stelle des ß vertrat, und über welches die Sachsen sich so oft aufgehal-

gehalten haben, erwähnet finden; so müssen wir hier ein Wort davon gedenken. Es hatte nicht nur das Beyspiel der Lateiner vor sich (s. S. 130. dieses Buchs) die es aufnahmen, um das ü der Griechen auszudrücken; sondern es war uns auch, wenn wir mit lateinischen Buchstaben druckten, unentbehrlich; da noch bis itzt wenige deutsche Druckereyen ein lateinisches ü haben. Und wenn nun der Fall vorkömmt, daß Ausländer Stellen aus deutschen Büchern anführen; (dieß ist, seitdem sie Deutsch lerneten, keine Seltenheit mehr) wie häßlich sehen und klingen alsdenn die Wörter: grosmuthig, die Wunsche, mundlich, grundlich — Fast eben so häufig und dabey undeutlich fallen die ui auf. Man sehe Oberlins deutsches Glossar u. dergl. Sollte man daher nicht in deutschen Wörterbüchern und Sprachlehren eine Nachricht einschalten: „Daß man bey Anführung deutscher „Stellen sich lieber so lange des y für das mangeln„de ü bedienen möchte, bis man in ausländischen „Druckereyen sich ein lateinisches ü anzuschaffen „bequemte." Freylich möchte das so bald noch nicht, und alsdenn erst geschehen, wenn man in Paris, London, Venedig — deutsche Bücher nachdruckt.

Nun noch einige Anmerkungen über das angehängte Wörterbuch.

Berrzüge S. 41. ist unrecht, und muß Berrziche, eigentlich Berrziehe heißen. Es ist vermuthlich von ziehen so gebildet wie von reihen die Reihe, von weihen die Weihe, vom Streuen die Streue.

Beuchen ebend. Die Wurzel ist in allen Westlich-Europäischen Sprachen in gleicher Bedeutung.

deutung. Die Herleitung des Bremischen Wörterbuchs von Buche, weil die Buch-Asche ehedem die gewöhnlichste zur Lauge gewesen sey, wäre nicht zu verwerfen; aber da das Wort auch in Sprachen ist, wo Buche keine Buche bedeutet; so fällt diese Herleitung weg. Beuche, Waschlauge, Waschbauche, Wäsche, heißt im Ital. bucata, Span. bugada, Altbritann. bugad, Französ. in verschiedenen Provinzen buee und buée, (welches mit dem Lat. imbuo correspondirt,) auch sagt man in einigen Gegenden Frankreichs buander, waschen, buandiere, eine Wäscherin, buanderie, Waschhaus. Bauchen, heißt in Schwaben und Elsaß beuchen, oder auch schlechthin leinen Zeug waschen; dieß rechtfertigt bäuchen, so wie das Niedersächs. bühken, beuchen, rechtfertigt.

Beyde, S. 42. Man kann vermuthen, daß der germanische Sprachenstamm eben so gut zwey Wörter bi und du für die Zahl 2 gehabt habe, als der Lateinische und Indostanische, (unter den auch das Persische gehört.) Wahrscheinlich ist bi und du in dem Worte beyde pleonastisch vereinigt.

S. 52. er bratet, ich bratete, wird niemand schreiben, der deutsch conjugiren kann, s. was wir oben in der Anmerkung zu S. 141. des Buches selbst bemerkt haben.

Charfreytag, Charwoche, S. 64 würden wir lieber von chären, charen, trauern, klagen, Schwedisch kära, herleiten, s. Schilters Gl. Teutonic. Trauer und Klage sind in Süddeutschland Synonymen. Das Wort Harm gehört auch hieher.

S. 72. Teich, Weiher, ist ganz verschiedenen Ursprungs mit Deich, Damm, und gehört viel-

[illegible] zum Standpunkt [illegible] Dyk, Dijk, [illegible] Weiwren. Bemerkungen auch zu [illegible] [illegible] und [illegible].

S. 103. Felleisen. Dessons Herleitung [illegible] freylich noch ungewiß. Es kann wahrscheinlich [illegible] [illegible] daher [illegible] des mittl. Lat. Vallegia, [illegible] Balija, Ital. Valigia ꝛc. Fr. Valise, oder die Spanier haben es vom Arabischen Vaschah gemacht.

S. 105. fetzen, [illegible] [illegible] [illegible] ist nicht mit [illegible] verwandt, sondern kömmt vom oberdeutschen Provinzialwort [illegible] Lappe. [illegible] pezza.

S. 125. freylich heißt [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

S. 130. [illegible] ich [illegible] mich, in Luthers Bibel, ist noch nicht ganz veraltet, und kann gar wohl noch in der höhern Schreibart Statt haben.

[illegible] S. 131. hat noch immer [illegible] [illegible] und nicht [illegible] (s. Anm. zu S. 52.)

Das gemeine Volkswort [illegible] S. 134. kömmt ganz [illegible] Englischen, [illegible] zu geben, einräumen. Also geht 2. concedisne. Sonderbar ist es, daß man dieses so ungezwungene [illegible] [illegible], so viel wir wissen, bey diesem Worte findet.

S. 137. Der [illegible] von Geschichten nimmt nur im Oberdeutschland, ein [illegible] eigentlich ist er [illegible]. z. B. er erzählte mir verschiedene Geschichten; man sucht ihn lieber so viel möglich zu vermeiden, und ein anderes Wort dafür zu nehmen.

S. 139. Gespenst, zwar von spanen, aber nicht in dem Verstande des Verführens, sondern nur der Ueberredung, Einbildung. Am deutlich-

sten

[illegible] ursprünglichen Sinn des Wortes die alte Weihformel im Goldast und Schilter, [illegible] [illegible] [illegible] fremde Ueberredung. Allmählig nahm das Wort die Bedeutung von [illegible]. In der 94 Fabel der Minnesinger bedeutet es eine zauberische Vorspiegelung.

S. 141. Gewerih von Vig; Streit-[illegible] [illegible], welche wir Bedenken tragen. Die meisten [illegible] gründen sich auf Aehnlichkeiten; vielleicht [illegible] Waip, eine Krone, her. Das p geht leicht in f und ch über. [illegible] vom alten Weich, [illegible], eine [illegible]. Also Gerweih Gewinde, Ge-ecke, Curvatura.

[illegible]. Glocke kömmt schwerlich von Locken, allicere; es ist in allen Europäischen Sprachen und im Latein des mittlern Alters. Wäre das g ein praefixum, so würde es in den Skandinavischen Dialekten wegfallen.

S. 151. Die Wurzel von Gränze ist zwar im Deutschen und das Wort mit dem Schwed. grena, Isländ. greina, abtheilen, und [illegible] (ein schmaler Unterschied) nah verwandt; aber sie ist auch in [illegible] Sprachstämmen, und Gränze könnte [illegible] vom Slawischen Granitza [illegible].

S. 196. Die Hagestolze für eine alte Jungfer zu sagen, dünkt uns überhaupt sprachwidrig; ausserdem würde man Hagestolzin sagen müssen, weil die Sylbe stolz nicht das lat. superbum ausdrückt, sondern vermuthlich unter das Geschlecht von [illegible] stabilire gehört. (Herr Gotter hat uns ein gutes Synonym von Hagestolz in dem Wort Ehescheue gegeben, das auch beym andern Geschlechte gebraucht werden kann.)

§. 164. Die Etymologie des Wortes heirathen oder heurathen, (denn beydes ist gleich gut) von heuren, miethen, hätten wir nicht vom Verf. erwartet. Das Angelsächs. Wort Hiwraede, Hauß, Häuswesen, Familie davon Hiraedes, Faether, Paterfamilias; zeigt deutlich, daß heirathen so viel heißt, als: einen Haushalt anfangen, familiam constituere. Die Isländer kehren das Wort Hiraede um, und sagen radihagr, die Heirath, der ehrliche Stand. Auch hiwen heißt im Niederteutschen noch heirathen, und die Sylbe rath kann auf gewisse Art für einen pleonasmus gelten.

§. 230. Von Lauch s. Ihre Glossar. t. 2. p. 94 unter Loek.

§. 233. legiren. Dessen Herkunft ist ganz deutlich vom Ital. legare (lat. ligare) Franz. allier, einen Zusatz zu edlerm Metalle thun.

§. 242. Lotterbube, von loter, vanus, otiosus, vagus. Da luder ein Dialekt davon ist, und das Lat. ludere durch die nordische Dialekte damit verwandt scheint, so wäre lüderlich auch nicht so ganz unrecht, wenn es nicht von der Aussprache abgieng.

§. 243. Der oberdeutsche und ältere Imperat. leug ist viel edler, und paßt mehr in die höhere Schreibart, als lüge, das nur im vertrauten Gespräch gut genug ist.

§. 247. Wenn das Imperfect. muhl von mahlen, molere, gleich nicht zum Besten klingt, so ist es doch das einzige, und man kann schlechterdings nicht sagen: der Müller mahlete das Korn, noch weniger aber: er mahlet, sondern er mählt. S. oben Anmerk. zu §. 52.

Neu

[illegible] S. [illegible] nicht von Meute in dem Sinne als Verbindung, sondern als Zusammenlauf, Auflauf, Aufruhr, Empörung, Unruhe. Man sagt im gemeinen Reden: einen Aufruhr, Aufstand machen, wenn ein Gast die Gesellschaft mit Abschied verläßt, folglich sie beunruhigt. Meutern, [illegible], hat auch noch den Nebenbegriff der Widersetzlichkeit von mot, contra. S. Bremisches Wörterb. [illegible] Th. S. [illegible]. Hieher gehöret das französ. mutin.

S. 2[illegible]. Marschall. — Ein [illegible] schreiber schreibts dem andern nach, daß die erste Sylbe von Mare, Pferd, herkomme. Also ein Hof-, Reichs-, Landtags- etc. Marschall, alle von Pferden benannt? — Das alte Celtische Wort Mar, Maer, bey d. mittl. Lat. Major, bedeutet auch Groß; also Marschalk, grand Officier.

S. 2[illegible]. miß — [illegible] nicht, daß jemand ein mit dieser Sylbe zusammengesetztes Wort, z. B. mißfallen, mißfarben, mißlingen — den [illegible] dieser Sylbe hörte.

Für mutschen und mutzen, S. 268. sagt man aber und auch in der Büchersprache [illegible]. Die Wurzel ist im Altbritannischen: mws heißt [illegible], schimmlicht, nach Schimmel riechend.

Der Plural von [illegible], S. 28[illegible] ist mangelhaft, und hat blos einen [illegible].

S. 309. Querl ist keine eigne [illegible], so wenig als mehrere andere Wörter, die von [illegible] angegeben werden. Es ist nach der Aehnlichkeit mit einem Mühlrade, und mit einem angehängten diminuirenden l gebildet. Quarn, Schwed. Cwearn Angels. eine Mühle.

S. 317. u. f. sollten die beyden Wörter: der Riß, [illegible] und der Reiß, [illegible] Calcitro, [illegible] besonders gesetzt werden sollen.

S. 319. reiten. In verschiedenen Gegenden, wo man sonst gut spricht, wird ein Mann zu Pferd, Reuter, und die Reiterey ausgesprochen, dagegen sagt man reiten, equitare, und nicht reuten. Auch heißt eine elende Art zu reiten, [illegible] Reiterey; die Reuterey aber ist die Cavallerie. Billig sollte dieser Unterschied im Schreiben auch beobachtet werden, ob wir gleich keinen Grund davon angeben können; es sind ja auch in andern Wörtern von gleichem Ursprunge oft [illegible] der. Der Gebrauch ist ein alter mürrischer Tyrann, der sich nicht nach der jüngern Grammatik richtet. Letztere muß ihre [illegible] bey ihm holen.

S. 326. [illegible] (Nase oder Sturmhaube) die Verwandschaft mit krumm ist zu weitläuftig. Näher sind [illegible] [illegible], Schwed. [illegible], Engl. [illegible] Falten legen.

S. 333. ist bey dem Worte schaffen der Begriff des Arbeitens, aus den Gegenden von Schwaben [illegible] vergessen, daher das Geschäfte.

S. 334. Den wahren Ursprung des Wortes Schärpe, das wahrscheinlich aus dem Deutschen erst ins Französische gekommen ist, hat Rez. in der [illegible]ischen Sprache gefunden. Dort heißt [illegible] eine Schlange, von [illegible] serpens, und auch eine Schärpe, wegen der Aehnlichkeit mit jener, nach dem gewöhnlichen Gesetze der Wortbildung.

S. 335. Du [illegible], er [illegible] kann bloß ein Provinzialismus seyn, oder eine Beylage zu

[illegible], [illegible]s, [illegible]. Wir bleiben bey es, est, du schierst, er schiert. S. Anm. zu S. 52 und mehrere.

Schmächtig S. 346. nicht von schmachten, sondern von schmach, schmah, (davon schmahl,) zusammengezogen von schmalechtig, exile; davon schmähen, gering machen.

Schnapp S. 350. einerley mit knapp, kurz, allzukurz. Daher Schnappsack, [illegible], und in einigen Provinzen das Volkswort knappen und schnappen, hinken.

Sprützen S. 374. eben so gut, und noch besser als spritzen, Ital. sprizzare und sprezzare, in einigen Provinzen nennt der Pöbel einen Wasserstrahl aus einer Sprütze: einen Spruz, richtig analogisch, nach schützen und Schuß.

Vervollkommnen S. 412. allerdings ein hart auszusprechendes Wort! Wer schafft uns ein sanfteres und gleich brauchbares?

Verwesen, ebendas. ist nicht bräuchlich, blos das Subst. Verweser in Zusammensetzungen.

Kurze Nachrichten.

1.) Protestantische Gottesgelahrheit.

Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Eilftes Heft. Frankfurt und Leipzig, 1788. 186 Seiten, gr. 8.

Noch immer behält diese Schrift ihren vorzüglichen Werth, und entspricht ihrem Zwecke [illegible].

Zwey Vorbereitungspredigten auf die Paßionswoche. Ueber Evangel. Joh. VI. V. 42.

Die Absicht ist: einige dunkle Redensarten zu erklären, und eine deutliche Vorstellung davon den Zuhörern möglich zu machen; die aber schwerlich genugthuend wird erfunden werden. Dahin gehört Brod des Lebens, Lehre Jesu. Das Fleisch, welches ich für das Leben der Welt geben werde. Die Aufopferung am Kreuz, die ich zum Heil der Welt geschehen lassen werde. Das Brod, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich für das Leben der Welt geben werde. Der Kreuzestod, wodurch mein Fleisch geopfert werden soll, ist eine geistliche Nahrung für die Welt. „In dem Kreuzestode Jesu „vereiniget sich gleichsam alle Kraft und Wirksamkeit seiner „Lehre und seines Unterrichts. Durch seinen Kreuzestod „wurden alle andere Opfer und der ganze levitische Tempel„dienst ungültig gemacht, und aufgehoben. Durch seinen „Kreuzestod ward die Welt, die an ihn glaubte und Buße „that, mit Gott ausgesöhnt, und bedurfte keiner weitern „Versöhnungsmittel.“ —

Recensent legt das freymüthige Bekenntniß ab, daß er den Sinn von dieser Erklärung nicht recht versteht, und nicht begreift,

begreift, wie eine Todesart den Werth oder Unwerth einer Lehre erhöhen oder erniedrigen; wie das Sterben eines heiligen Mannes am Kreuz den Urtheilen Gottes über die Moralität des Menschengeschlechts eine andere Richtung geben könne. Doch vernichtet er die Ueberzeugungen gelehrter und würdiger Männer nicht. Wer mein Fleisch isset, und mein Blut trinket. Wer an diese Wahrheiten gewiß glaubt, und ihnen gemäß lebt. (ist doch sehr gezwungen.) Wo ihr nicht das Fleisch des Sohnes des Menschen essen, und sein Blut trinken werdet, werdet ihr kein Leben in euch haben. Wo ihr fortfahrt, mich nur für Josephs Sohn anzusehen, und euch die Kreuzigung meines Fleisches, und Vergießung meines Blutes nicht überzeugen wird, daß ohne Buße und Glauben an mich keine Aufhebung der Sünden statt finden könne: so wird eure Seele in Wahn, Trug und Sünde ertrinken, und sterben. (Es wäre wirklich unbillig, Jemanden ein Verschulden daraus machen zu wollen, wenn er die Kraft dieser Folgen nicht empfinden kann.)

Zweyte Predigt, über den vorigen Text.

Der Verf. schärft hier zuförderst ein, daß Jesus in starken morgenländischen Bildern geredet habe, deren Sinn man aufschließen müsse. (Nur ja nicht auf die vorausgeführte Weise. Es ist ein erzwungenes Werk, dem Menschenverstande höchst lästig, und eben darum auch gewiß unnütz, wenn man starke morgenländische Bilder, ihren einzelnen Theilen nach, in deutliche Ideen auflösen will. Eine Verfahrungsart, die den bisher geäußerten Grundsätzen der gelehrten Verfasser grade hin entgegen ist.) Die beyden Hauptsätze, die in dieser zweyten Predigt ausgeführt werden.

Das Leben Jesu war anders nichts, als eine Reihe von Bemühungen, Anstalten und Thaten, den Menschen Empfindung und Liebe für Wahrheit und Tugend beyzubringen; mithin den Ceremoniendienst, der den Priestern und dem Volke der Juden so heilig war, ihre Ueberlieferungen und Vorurtheile, die für göttliche Aussprüche galten, und Jahrhunderte Wurzel gefaßt hatten, den Haß zwischen Juden und Heiden — zu verdrängen, wobey mithin auch zuverlässig voraus zu sehen war, daß Jesus sein irdisches Leben

nicht

[illegible] daß Reisen, Hunger, [illegible] Nachtwachen, Haß, Rache, Verfolgung und ein gewaltsamer Tod der Lohn seiner Bemühungen seyn werde [illegible]. Diese [illegible] leicht zu übersehenden Sätze, die keinem Menschenverstande Gewalt anthun, sind sicherlich zur [illegible] digung des Christenglaubens hinlänglich genug.

Ueber die Menschwerdung unsers Herrn, nach Matth. 1. Von X. Mayrer.

Der Verfasser hält die Stelle Jesaias VII. 14. mit den besten Auslegern für keine Weissagung auf Christum. Der Prophet spricht daselbst seinem geängstigten Könige Muth ein, und belehrt ihn von der Gewißheit und Zeit der bevorstehenden Errettung. Er redet von einer damals lebenden Frauensperson, verheirathet oder nicht, Jesaias eigne Frau oder nicht, thut nichts zur Sache. Matthäus führt deshalb jene [illegible] an, weil sie eben so ein ermunterndes und bedeutendes Zeichen war, daß Gott sein Volk nicht vergessen oder verlassen habe, wie die Menschwerdung des Herrn, der den Namen Immanuel nicht weniger, wie jener Knab verdiente, und nach eben der Weise der Vorbote, und das gnädige Mittel der Hülfe Gottes war. Folglich beruhe der Grund der Anführung beym Matthäus blos in der Aehnlichkeit der zerrütteten Lage des jüdischen Volks, und der Annäherung einer göttlichen Errettung, zu Jesaias und Matthäus Zeit.

Uebertreibung der Vergleichungspunkte bis zur erzwungenen, in einzelnen Theilen sich noch überdem widersprechenden Vergleichung, hält der Verf. für unerbaulich, und wünscht dagegen, daß die Lehrer, nach Matthäus Beyspiel, es zum Augenwerk ihrer Personalklugheit machen mögten, Wahrheit und Irrthum im gemischten Volksglauben, Meinungen, Bestimmungen, Sprichwörter und Maximen religiöser Art nach ächten Sinn der Religion zu beleuchten, und zweckmäßig in den Belehrungen und Leitungen des Volks zu nützen. Gewiß ein vortreflicher Rath!

Ueber den zweckmäßigen Vortrag einiger der vornehmsten Theile der Sittenlehre der Evangelien.

Die Sittenlehren müssen geschichtmäßig, aus der Denkart jener Zeit, und der äußerlichen Lage der Menschen

sowohl

sowohl aus der Maße ihrer Erkenntniß, sondern den Begriffen der vollkommenern Moral, und dem Geiste des Ganzen gemäß erläutert werden. Die Anweisung dieser gedoppelten Nachricht ist sehr lesenswürdig.

Etwas über Herrn D. Semlers Unterhaltungen mit H. Lavater, über die freye praktische Religion.

Verdient beym Studium über Semlern um so mehr genützt zu werden, als der Sinn seiner Belehrungen oft schwankend, selten bestimmt genug und einleuchtend ist.

Ob die Bestrebungen, vernünftiges Denken in der Religion zu verbreiten, in der jetzigen Zeit dem Protestantismus gefährlich werden könne. Vom Herausgeber.

Kaum sollte man glauben, daß jemand eine so unbillige und sich selbst widersprechende Besorgnis, aus Mangel der Einsicht äußern könnte. Gleichwohl haben Stark, Desmarees und andere Leute dieser Art, dies vorgeben wollen. Es ist doch nicht möglich, daß die Mittel zum richtigen, vernünftigen Denken in der Religion, wenn sie weislich angewandt werden, auch Mittel zum unrichtigen und abergläubischen Denken sollten werden können, daß durch ein Licht, das zu rechter Zeit in ein dunkles Zimmer gebracht wird, die Gegenstände verwirrter, und die Gefahren der Beschädigung vergrößerter werden sollten!

Geschichtmäßige Beleuchtung einiger dunkeln Stellen im neuen Testament.

1) Ueber Matth. 24, 15—41.

Recensent ist mit dem Herrn Verf. einverstanden, daß hier nicht blos von einer, auf die Juden sich beziehenden Revolution, sondern auch vom Weltgerichte die Rede sey.

Wer kein Fremdling in den jüdischen Schriften ist, weiß aus dem Talmud, dem Buche Esra, den Büchern Enoch und dem Daniel, daß die Juden von einem letzten

feyerli-

teuflischen Weltgeister, welche [illegible] [illegible] abhalte, die Juden [illegible] Christus bediene sich derselben, um seinen [illegible] erschrecklichen Eindruck bey diesem Volke zu verschaffen.

II. Ueber 1 Cor. XI, 3

Recensenten ist es gar nicht begreiflich anzunehmen, daß entweder Paulus die genauere Verbindung der Dämonen mit den Weibern, die in unzüchtige Gemeinschaft ausarten könne, nach jüdischen Begriffen wirklich hier angedeutet; oder daß er wenigstens diese Grille für unschädlich gehalten, und sie stehen lassen, auch darauf die Lehren von Zucht und Anständigkeit, nach der damaligen Sitte, gebauet. Wenigstens wird diese Erklärung würdiger seyn, als diejenige, vom Herrn D. Barth, im 2ten Bande seines Magazins für Prediger, da er die Leseart verwandelt [illegible] (bis an die Lenden.) Eben dies soll von uns auch, in Absicht des Petrus, bey der Stelle 1 Petr. 3, 19 gesagt seyn. Lokalität der Parabeln Jesu. Lesenswürdig und brauchbar.

Briefwechsel, zwischen dem [illegible] Christen und Jacob Spong: ob die katholische oder protestantische Kirche die älteste sey.

Aus den unschuldigen Nachrichten vom Jahre 1786. Die Anmerkungen, die unser Verf. hinzuthut, sind witzig, und werden den Jesuiten und ihren proselytirischen Handlungen übel behagen.

Ds.

Beyträge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes der Christen, von Hermes, Fischer und Salzmann. Zweyten Bandes erstes Stück. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Crusius. 1787. 264 Seiten. Zweytes Stück, 1788. 25[illegible] Seiten. 8vo.

Erster Abschnitt. Abhandlungen und Vorschläge zur Verbesserung der Liturgie. 1) Fortsetzung der Abhandlung von der Nothwendigkeit der Verbesserung des



der Liturgie. Herr Salzmann kömmt nun der Sache näher, und handelt hier insbesondere von der Taufhandlung. Der Verf. sagt: "wenn der Taufhandlung, wie sie "gegenwärtig eingerichtet ist, zwey wesentliche Stücke (der "nach Jesu Verordnung vorangehende Unterricht, und der "Glaube, oder die wirkliche Annehmung der Lehre Jesu und "das Versprechen, nach derselben sein Leben einzurichten) "mangeln, so ergiebt es sich von selbst, daß sie nicht mehr "dem Zweck ihres Stifters gemäs eingerichtet sey," damit will er sagen, daß Jesus die Kindertaufe nicht befohlen habe, weil er mit der Taufe den vorhergehenden Unterricht als ein wesentliches Stück verbunden hätte; und beruft sich dabey auf Luthers Worte: ohne das Wort Gottes ist das Wasser schlecht Wasser, und keine Taufe. "Vielleicht, "sagt Herr S. könnte man mit der Taufe, so wie sie jetzt "ist, Nutzen in einer Gesellschaft stiften, wo noch Glaube "an übernatürliche Kräfte des Taufwassers, der Einsegnun"gen und der Ceremonien herrscht, allein in Gesellschaften, "wo dieser Glaube verschwunden ist — und dies ist der Fall "bey allen, die zum Nachdenken gewöhnt sind, und ihren "Verstand ausgebildet haben, — ist diese Taufe nicht nur "ganz ohne Wirkung, sondern giebt auch unvermeidliche Ver"anlassung zu Spöttereyen." Er glaubt, daß es zweckmäsiger und von sehr großen Nutzen seyn würde, wenn erwachsene Kinder bey ihrer Einsegnung getauft würden. Uebrigens ist er nicht der Meynung, daß die Kindertaufe verboten, sondern nur, daß christlichen Eltern die so theure christliche Freyheit gelassen werden sollte, die Zeit der Taufe ihrer Kinder selber zu bestimmen. Hier wäre wohl auch der Ausspruch Jesu einer Untersuchung werth gewesen: Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber sollt mit dem heiligen Geiste getauft werden. Rec. scheint dieser Ausspruch anzuzeigen, daß Jesus auf das Symbol der Wassertaufe keinen so hohen Werth gelegt habe, als die Dogmatiker behaupten. Diese Abhandlung hätte wohl etwas ausführlicher werden können. Vielleicht hat aber der Verf. nur einen Versuch machen wollen, wie man seine Gedanken über einen Gegenstand aufnehmen werde, der in seinem ganzen Umfang, durch die Länge der Zeit ein ehrwürdiges Ansehen, ja in den Augen Vieler eine gewisse Heiligkeit erhalten hat. 2) Ueber das öffentliche Gebet beym Gottesdienst; von H. M. A. Cramer. Sehr gute und richtige Bemerkungen

 aber

über die Erfordernisse guter Kirchengebete, und die Fehler mancher eingeführter Formulare. Der Wunsch des Verf. ist gewiß der Beherzigung werth, daß die Unordnung des Ab- und Zulaufens während dem Kirchengebete abgestellt, und dem Prediger die Freyheit zugestanden werden möchte, zu Zeiten eigene Gebete zu verfertigen. Da sie doch jedesmal neuausgearbeitete Predigten halten sollen, so können sie ja wohl auch Gebete machen. Die Klage über vorgeschriebene und sonst öffentlich eingeführte schlechte Gebete, ist nicht ohne Grund. S. 35 f. führt Herr C. ein Exempel an, daß eine abergläubische Handlung, die er getadelt, durch Kirchengebete und Gesänge gerechtfertigt worden. Rechtschaffene Prediger befinden sich in der traurigsten Lage, wenn ihnen so etwas vorkommt. Sucht man solche unrichtige Andachtsformulare in Ansehn zu erhalten, so unterhält und befördert man ihre schädlichen Wirkungen; tadelt man sie aber, so macht man sich der Heterodoxie verdächtig, und benimmt einfältigen Christen auch wohl die Achtung für Andachtsbücher überhaupt, weil sie das Bessere vom Schlechtern nicht zu unterscheiden wissen. Es sollte daher für Konsistorien sehr wichtig seyn, die Verbreitung zweckwidriger Andachtsbücher zu verhindern, und dagegen für die Verbreitung zweckmäßiger Andachtsbücher zu sorgen. Der Verf. ist, wie Viele, der Meynung, daß das Kirchengebet bey weitem der wichtigste Theil des öffentlichen Gottesdienstes seyn müsse. Rec. kann dieser Meynung nicht ganz beystimmen, und glaubt, daß der Unterricht die Hauptsache sey. Man muß die Christen beständig darauf führen, daß Gott eigentlich nur durch gute Gesinnungen und gewissenhaftes Betragen recht verherrlichet werde, und dies muß der Unterricht zu Stande bringen. Wenn Herz und Leben in Ordnung sind, so findet sich das Gebet von selbst; aber bloße Gebetsübungen werden jenen Zweck nie erreichen, weil hier das Gebet nur ein Geschäft der Sinnlichkeit und Phantasie bleibt, im ersten Falle aber wird es eine Beschäftigung des Verstandes. 3) Zweyter Nachtrag zu der im ersten Stück befindlichen Abhandlung **über die Konfirmation junger Christen, von Hermes.** Hier werden die Fragen untersucht: 1) wenn muß der Religionsunterricht mit den Konfirmanden seinen Anfang nehmen? 2) wie muß er beschaffen seyn? 3) wie weit muß der Lehrling in seiner Erkenntnis vorwärts gekommen seyn, wenn er zur Konfirmation tüchtig seyn soll? Diese Fragen werden

sehr ausführlich auseinander gesetzt, und gründlich beantwortet. Die Nachricht des Verf. von seinem Unterrichte, S. 57 ff. wobey er noch an den Katechismuszwang gebunden ist, enthält eine schätzenswerthe Anleitung, wie man bey vorgeschriebener Katechismusordnung doch so verfahren kann, daß der Unterricht zweckmäßig, gründlich und nützlich werde. 4) **Ueber die Sonn- und Festtäglichen Texte und deren Abänderung; von Hermes.** Man erfährt hier, S. 101, daß Herr D. Münter in Koppenhagen königliche Dispensation suchen muste, um an den Sonntagen die gewöhnlichen Perikopen verlassen, und über die ganze Geschichte Jesu nach den Evangelisten predigen zu dürfen. Sonderbar, daß ein Mann von solchem Ansehen sich dieser Freyheit nicht unangefragt bedienen konnte. Unstreitig wird an manchen Orten die Schwierigkeit, in solchen zufälligen Dingen Abänderungen zu machen, von den Predigern selber veranlaßt. Wenn die Vorschläge, welche der Verf. am Ende der Abhandlung thut, von den Predigern ohne weiteres mit verständiger Behutsamkeit angenommen und ausgeführt werden, so würde die Sache weit weniger Aufsehen erregen, als wenn öffentliche Verordnungen darüber ergiengen. Fiele es denn auch einmal einer Gemeine ein, sich über die Freyheit, so sich ihr Prediger in diesem Stück nimmt, zu beschweren, so dürften die Konsistorien nur kurzen Bescheid geben, daß sie dagegen nichts einzuwenden hätten. Warum wollte man denn auch einer alten zum Theil ganz gleichgültigen, zum Theil ganz unbrauchbaren Einrichtung eine solche große Wichtigkeit geben, daß Klagen über dergleichen Abänderungen als Gegenstände ernsthafter Untersuchungen behandelt würden? Der Verf. gestehet selbst, daß man es in einigen Ländern, z. B. in den preußischen Staaten, geschehen läßt, und daß die Sache auch weiter kein Aufsehen macht. Sollte es denn nicht auch an andern Orten geschehen können? Der ehrwürdige und allgemein geschätzte Spalding hätte es in Berlin sicherlich, ohne erheblichen Widerspruch thun können, wenn er gewollt hätte. Die Gründe, welche Herr H. anführt, warum er auch bey einer Abschaffung der bisher üblichen Perikopen, doch wiederum neue vorschriftliche Einrichtungen mit den Texten anrathe, sind alle von der Art, daß seine Bedenklichkeiten, die der freyen eigenen Wahl entgegen stehen sollen, bey der vorschriftlichen Einrichtung nicht wegfallen. So wie bisher jeder Prediger

die evangelischen und epistolischen Texte nach seiner eigenthümlichen Art behandelt hat, so würde es mit den neuen Texten ebenfalls gehen. Man wird ja doch mit den neuen Texten nicht auch die Art der Behandlung derselben, Form, Maaß und Gewicht vorschreiben wollen? Bey der Gewohnheit in der reformirten Kirche, daß man über eigene freygewählte Texte predigen kann, findet weder mehr noch weniger Mannichfaltigkeit oder Einförmigkeit statt, als in der lutherischen Kirche, wo die Prediger an die Perikopen gebunden sind. Das christliche Symbolum ist, und muß seyn: lasset euch kein Gewissen machen — über äusserliche zufällige Formalitäten, auch nicht über bestimmte Texte — sondern sehet zu, daß alles zur Besserung geschehe! Wenn die Konsistorien ihren untergebenen Predigern die Behandlung der Texte überlassen müssen, wozu doch wahrhaftig mehr gehört, als zu der Wahl der Texte, warum sollten sie dieselben im letzten, minder wichtigen Falle, einschränken? Die Freyheit der eigenen Wahl könnte auch von der Seite empfehlungswerth seyn, weil sie den Reiz des Unerwarteten und Ueberraschenden hätte.

II. Abschnitt. **Formulare zu den gottesdienstlichen Handlungen. 1) Zwey Versuche, die Theilnehmung der Versammlung an dem Vortrage des Lehrers mehr zu befördern, in zwey Gottesverehrungen, die im Betsaale des Erziehungsinstituts zu Dessau gehalten wurden; von Salzmann.** Die erste enthält eine Ermunterung und Anweisung zum rechten frohen Lebensgenuß. Die Einleitung scheint mit der darauf folgenden weitern Ausführung in keinem ganz richtigen Zusammenhang zu stehen. In der letztern wird die Arbeitsamkeit wie billig, als eine Quelle mannichfaltiger Vergnügungen, und als ein Mittel zum rechten Lebensgenuß dargestellt, in der erstern aber wird sie als ein Hinderniß des frohen Genusses des Schönen und Guten in der Welt abgemalt. Der Arbeitsamkeit an sich selbst kann man dies wohl nicht Schuld geben, sondern das Uebel findet nur dann statt, wenn man entweder nur mit Verdrossenheit und aus Nothzwang arbeitet, oder wenn ungenügsame Gewinnsucht zu übertriebenen Arbeiten anstrengt, und das Herz zu allem frohen Genuß der Arbeitsfrüchte unfähig macht. Die wenigsten Menschen sind so thätig, daß man Ursache hätte, sie vor übertriebenem Geschäftsfleiß zu warnen; der größte Theil muß vielmehr da-

zu angespornt und dabey unterhalten werden. Die zweyte Gottesverehrung enthält Betrachtungen, Erweckungen und Gebete am Neujahrstage. Die Vergleichung des menschlichen Lebens mit einer Wanderschaft, ist sehr schön ausgeführt. Diese Betrachtungen sind öfters mit passenden Liederversen untermischt, welche von der Gemeine oder dem Chore abgesungen werden. Diese Einmischungen und beständige Theilnehmung der Gemeine an der ganzen Handlung, müsse allerdings sehr erwecklich seyn, und insbesondere die Aufmerksamkeit fest halten. 2) **Hamburgische Formula Committendi, oder neues Formular bey Einweihung und Einführung der Prediger in Hamburg und dem dazu gehörigen Gebiet, von einem Ungenannten.** Ein neues vor ein paar Jahren vom Hamburgischen Ministerium verfertigtes, und vom Magistrate bestätigtes Formular bey Prediger-Introduktionen.

III. Abschnitt. **Historische Nachrichten, die Liturgie betreffend.** 1) **Nachricht von dem Beicht- und Kommunionwesen in verschiedenen Ländern. Von Hermes.** a) **Im Stifte Quedlinburg.** Herr H. sagt, daß sich manches nützlichen und nöthigen Verbesserungen entgegenstehendes Hinderniß, hauptsächlich die im Quedlinburgischen noch immer unveränderlich bestehende Privatbeichte betreffend, heben ließe, wenn die Meynungen übereinstimmender wären. Eine traurige Klage, die, leider, noch an manchen Orten geführt werden muß, daß, so wie hier, nicht alle Prediger gleich denken. Mancher Mann setzt seinen ganzen Werth darinn, daß er alte Menschensatzungen aufrecht erhält; und Andere thun es um ihres Privatnutzens willen. b) **In den Anhalt-Bernburgischen Landen. Mitgetheilt vom Herrn Hofpr. Baldamus.** Das Abendmahl wird in den Stadtkirchen nur alle Monate einmal, in der Schloßkirche aber jährlich nur 3mal gehalten. c) **In den lutherischen Kirchen des Elsas. Von einem ungenannten Prediger dieser Provinz.** Die Beicht- und Abendmahlshandlung ist ganz simpel; wenn aber Herr H. glaubt, daß die Privatbeichte im südlichen Deutschland nicht so häufig im Gebrauch sey, als im nördlichen, so ist zu vermuthen, daß er noch wenige Nachrichten aus Schwaben gesammelt habe, welche diese liturgische Einrichtung betreffen. Sonderbar ist es, daß durch ein scharfes Verbot des Hofes den protestantischen Predigern im Elsas

 bey

bey Vermeidung grosser Verantwortung untersagt ist, keinen Menschen, der ehemals ein Katholik gewesen, zum Abendmahl anzunehmen. Die Katholiken aber haben darinn volle Freyheit. Diesen Punkt haben die protestantischen Herren Lobredner in Straßburg bey Gelegenheit des Jubiläums, da Elsas gerade hundert Jahre eine französische Provinz war, nicht berührt. Er mag wohl nicht der einzige seyn, der den feyerlich garantirten Privilegien dieser Provinz Abbruch thut. Allerdings muß auch hierdurch die Ausbreitung der katholischen Religion im Elsas sehr begünstiget werden. 2) **Nachricht von der Bußtagsfeyer im Stifte Quedlinburg. Von Hermes.** Eine Nachricht, die füglich hätte wegbleiben können; sie ist auch so ausführlich mitgetheilt, daß die Anzahl aller Lieder und Collecten, die hergesungen werden, aller Gebete, die gesprochen werden rc. mit angeführt sind. Es muß freylich in allen Dingen Ordnung seyn, aber das heißt die Ordnung zu weit getrieben. 3) **Eine Vergleichung des ersten Taufbüchleins Lutheri von 1523 mit unserm noch gewöhnlichen Tauffomular. Von J. A. E. Götze.** Es ist bekannt, daß Luther mit dem leidigen Teufel viel zu thun gehabt hat, seine feste Meynung war, daß er die Kinder körperlich besitze. Man kann es ihm nach seinen Augustinischen Grundsätzen verzeihen. Aber es ist traurig und schändlich, daß die Teufelsbeschwörungen noch an vielen Orten ganz ernsthaft beybehalten werden. Rec. war neulich in einem Hause gegenwärtig, wo die Pathen ein Kind von der Taufe zurückbrachten, und es der Mutter mit den Worten auf den Schoß legten: einen Heyden haben wir weggetragen, einen Christen bringen wir wieder! Solche Begriffe herrschen noch in der protestantischen Christenheit. Das noch immer übliche von 1526 herrührende Taufbüchlein Lutheri ist übrigens von den ersten, das er wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt hat, wenig, in der Hauptsache durchaus nicht, verschieden. 4) **Beschreibung des Rekanischen Gottesdienstes. Von J. M. Bechstein.** Obgleich die Beschreibung allzu umständlich gerathen ist, so liest man sie doch mit Vergnügen. Diese Kirche giebt einen neuen Beweis, daß ein verständiger und rechtschaffener Mann sehr wohl liturgische Veränderungen machen kann, wenn er nur nicht selbst Aufsehen erregen will, sondern alles zur wahren Besserung geschehen läßt. Was die schöne äusserliche Ordnung anbetrift, so hat man sie hauptsächlich

der Aufsicht des Herrn von Rochow zu verdanken. Der Verf. hat Recht, wenn er wünscht, daß alle angehende Volkslehrer bey Herrn Pr. Rudolph in die Schule gehen möchten; sie könnten da auch von dem vollkommensten Katecheten, dem Kantor Bruns, sehr viel lernen. Wollte Gott, daß überall solche Obrigkeiten wären, wie in Rekane, dann würde in manchen Dörfern das Rekanische Ideal Nachahmung finden! 5) **Anekdoten, als ein Beytrag zur Beichtstuhlsgeschichte.** Von einem Ungenannten. Es wäre der Mühe werth, dieses Register von Unschicklichkeiten und Schändlichkeiten, von Aberglauben und Irrthümern, durch dergleichen wahre Anekdoten noch weiter auszudehnen; um die Misbräuche des Beichtwesens recht anschaulich und überzeugend darzustellen. 6) **Neue liturgische Schriften.** a) **Liturgisches Archiv, eröfnet von J. H. Bratje.** b) **Versuch einer verbesserten Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, von D. C. Bastholm.** c) **Ueber das Verhalten des christlichen Predigers bey Einführung der öffentlichen Beichte, von D. G. Niemeyer.** Diese Recensionen, welche wir nicht abermals recensiren wollen, sind von Herrn Hermes. 7) **Liturgische Veränderungen.** a) **In Hamburg.** Von der schon angeführten neuen Formula committendi, und einem neuen Gesangbuche, wobey Herr Pr. Krohn vorzüglich das Geschäft der Sammlung übernommen habe. b) **Im Stifte Quedlinburg.** Hier sind endlich auch die zu so vielen Unordnungen Anlaß gebende Christmessen abgeschaft worden. Freylich mit vielem Widerspruch und Murren des Pöbels. Das ist nun aber einmal nicht anders. Nach einigen Jahren ist die Sache vergessen. Wenn nur die Obrigkeit nicht nachgiebt, und ihre Befehle zurücknimmt. Uns scheint es auch gar nicht nöthig zu seyn, wie doch Herr Hermes glaubt, dergleichen gemisbrauchte Feyerlichkeiten durch andere zu ersetzen. Sie könnten leicht wieder zu Misbräuchen ausarten. Denn alle solche gemisbrauchte Feyerlichkeiten waren im Anfange auch gut, wenigstens gut gemeynt. Man sey froh, wenn dergleichen Dinge einmal abgeschaft sind, und lasse dem Volke nur Zeit, sie zu vergessen. Auf Befehl der hochsel. Prinzeßin Amalie von Preußen ist durch Herrn Boysen und Herrn Hermes auch ein neues Gesangbuch verfertiget worden.

Zweytes Stück. I. Abschnitt. Abhandlungen und Vorschläge zur Verbesserung der Liturgie. 1) Fortsetzung von der Nothwendigkeit der Verbesserung der Liturgie; von Salzmann. Hier liefert Hr. S. seine Meynung über die Fehler und deren Verbesserung bey der Abendmahlshandlung. So gewiß er in manchen Dingen recht hat, daß z. B. zu den Worten des Stifters aus dem System hergenommene Zusätze gemacht werden; (Recensent kennt aber auch lutherische Kirchen, wo bey der Austheilung des Brods und Weins blos die Worte gesagt werden: unser Herr Jesus spricht: nehmet hin und esset, das ist mein Leib, für euch in den Tod gegeben; nehmet hin und trinket, das ist das Blut des N. Testaments, zur Vergebung der Sünden vergossen;) ferner, daß an manchen Orten der Wein äußerst schlecht ist; daß wohl auch unschickliche und zweckwidrige Lieder und Gebete gesungen und gesprochen werden rc. so würde es doch auch einigen von seinen Behauptungen bey genauerer Untersuchung an Gründen fehlen. Allerdings muß man, wie er auch thut, um diese Untersuchung anzustellen, auf die Stiftung selber zurück gehen, wobey es aber nicht auf unsere Empfindungen, (S. 20.) sondern auf gründlich geprüfte Ueberzeugungen ankommt, was eigentlich Jesu Lehre und würkliche Anordnung des Stifters seye, oder nicht seye. Weil Jesus sein Gedächtnismahl des Abends eingesetzt hat, so will Hr. S. daß man es auch des Abends halten soll, und behauptet, daß die dunkle Abendzeit, wegen der brennenden Lichter rc. feyerlicher, und zur Erinnerung an Jesu Leiden schicklicher seye. Aber einmal ist die Tageszeit der Einsetzung ganz zufällig gewesen; hätten die Juden ihre Osterlamszeit auch des Mittags gehalten, so würde Jesus sein Gedächtnismahl auch des Mittags eingesetzt haben; es ist auch aus den apostolischen Zeiten nicht erweislich, daß sie nur immer zur Abendzeit das Brod gebrochen und vom gesegneten Kelch getrunken haben, vielmehr ists wahrscheinlich, daß sie bey allen ihren gesellschaftlichen Mahlzeiten diese Ceremonie gemacht haben; Ferner, wenn wir im Sommer die Nachtzeit abwarten solten, so würde es spät werden, und wie viele Unordnungen würden dadurch nicht veranlaßt werden? Endlich würde es dem Verf. schwer werden, zu beweisen, daß eine Gesellschaft, welche in der Nachtzeit zusammen kommt, für feyerliche Eindrücke empfänglicher seye, als bey Tage. Die schöne

Morgens

Morgenzeit wird wenigstens eben so viele Vertheidiger finden, als die Nachtzeit, die eigentlich dem Schlafe gehört. Zweytens verlangt Hr. S. daß vor der Haltung des Abendmahls eine gemeinschaftliche Mahlzeit genossen werden soll, weil es bey der Einsetzung des Gedächtnismahls Jesu auch so gewesen wäre. Er giebt aber doch selber zu, daß die vorhergegangene Osterlamszeit mit der darauf erfolgten Stiftung des Abendmahls, keinen wesentlichen Zusammenhang habe, und man sieht auch wohl, daß Jesus diese neue Ceremonie der alten jüdischen entgegen gesetzt habe. Schon die Apostel haben die Misbräuche der Liebesmahle eingesehen, und wie viel größer würden sie nicht bey uns werden, wenn mehrere hundert Personen, die an manchen Orten zugleich das Abendmahl feyern, eine Mahlzeit halten solten. Wenn übrigens einige Christen, nach ihren Empfindungen oder Ueberzeugungen, es für zweckmäßiger halten solten, dergleichen Gedächtnismahlzeiten unter sich anzustellen: wer kann es ihnen wehren, wenn sie es in ruhiger, feyerlicher Stille thun? Es kann ja eben so gut in ihren Häusern, als in den Kirchen geschehen. Drittens behauptet Hr. S., statt daß man sich sonst gestritten habe, ob man das Abendmahl sub una oder sub utraque geniessen soll, so geniesse man es jetzt sub nulla. Und diese sonderbare Behauptung gründet sich darauf, weil die Hostie eine so unbedeutende Portion Brod seye, daß sie den Namen des Brods nicht verdiene, und weil man für Wein an manchen Orten Essig gebe. Man kann zugeben, daß die Hostie nur eine sehr kleine Portion Brod ist, daß man die Portion wohl größer einrichten könnte; ja man kann auch zugeben, daß sich der Anfang des Gebrauchs der Hostie auf den Transsubstantiations-Aberglauben gründe; dem ungeachtet ists nun doch einmal Brod, und zwar ungesäuertes Brod, wie es Jesus mit seinen Jüngern auch gegessen hat; und Jesus kann wohl das Sattessen nicht gemeint haben, weil er das Abendmahl nach vollendeter Mahlzeit eingesetzt hat. Der Aberglaube aber, der die Hostie erfunden hat, ist nun verschwunden, die wenigsten lutherischen Christen mögen wissen, warum das Brod in Hostien gegeben wird. Und mit dem Weine ists auch so eine Sache. Es ist leicht möglich, daß der Wein, dessen sich Jesus bedient hat, mit Wasser vermischt war, wenigstens hat er gewiß nicht untersucht, ob der Wein ganz gewiß reines und unverfälschtes Gewächs des Weinstocks seye. Auf die größere

oder geringere Portion kann es auch hier nicht ankommen, wenn 13 Personen aus einem Becher getrunken haben, wie bey der Einsetzung des Abendmals, so konnte auf einen auch nicht viel kommen. Der Verf. hat hier seine Bedenklichkeiten zu weit getrieben, und ist dadurch unvermerkt auf Paradoxien gerathen. Eben zu der Zeit, wo gerade dieses Journal wider rechtliche gottesdienstliche Feyerlichkeiten eifert, und wo man solche Feyerlichkeiten um ihrer Misbräuche willen abgeschaft hat, will es Hr. Salzmann den Christen zur Gewissenssache machen, das Abendmahl in der Nacht zu begehen, weil sie sonst die Absicht des Stifters verfehlten, und alsdann gerade so viel als kein Abendmahl hätten. Die Absicht Jesu konnte wohl keine andere seyn, als das Abendmahl zu einem Erinnerungsmittel an ihn, und zu einer feyerlichen Verbrüderungshandlung unter den Christen zu machen. Da kann nun allenfals etwas hinzu kommen, was der Hauptsache nicht entgegen ist, oder wegbleiben, was bey der ersten Einsetzung Nebensache war; so bleibt es doch immer Christi Abendmahl, wenn es nur zu der Absicht gehalten wird, die Jesus damit erreichen wolte, und den Nutzen stiftet, daß unsere Dankbarkeit gegen Jesum, unser Eifer in allen christlichen Tugenden dadurch erweckt und genährt wird. Uebrigens muß ich hier den Leser auf einen Widerspruch aufmerksam machen, den Hr. Salzmann begeht. Im vorigen Stück von der Taufe sagte er: „Taufe und Abend„mahl sind die liturgischen Gebräuche alle, die Jesus seinen „Bekennern verordnete, und wo er doch so wenig bestimmte, „daß den folgenden Zeitaltern eine fast uneingeschränkte Frey„heit blieb, diese Gebräuche nach ihren eigenen Einsichten „und Geschmack einzurichten.“ Nun aber, Stück 2. S. 7. heißt es: „wenn der Stifter einer Religion, die die ganze Erde „glücklich machen soll, anfängt symbolisch zu handeln“ (die Taufe ist ja auch eine symbolische Handlung, und Jesus hat sich ja auch taufen lassen, folglich den ganzen Ritus stiftungsmäßig gemacht?) „ist da nicht die strengste Aufmerksamkeit „auf jeden Umstand nöthig? Ists nicht zu vermuthen, daß „jede scheinbare Kleinigkeit ein Symbol von wichtiger Be„deutung sey? Handelt man nun wohl der Absicht des Stif„ters gemäs, wenn man, ohne hinlängliche Gründe angeben „zu können, diese Handlung willkührlich abändert?“ 2) **Ueber Nothwendigkeit, Zweck und Nutzen der Liturgie beym christlichen Gottesdienst. Von Hr. Pastor Cramer.**

Cramer. Eine sehr schöne Abhandlung. Christus und seine Apostel haben keine liturgischen Vorschriften gemacht, und es ist gut, daß es nicht geschehen ist, weil die christliche Religion eine allgemeine Religion für alle Zeitalter und Weltgegenden seyn sollte. Daher muß man sich auch nicht herausnehmen wollen, allgemeine und unveränderliche Liturgien machen und einführen zu wollen. Die Regeln, wornach liturgische Vorschriften und Formulare verfaßt werden sollten, und die Klugheitsregeln für Prediger, wie sie sich bey zuveranstaltenden Veränderungen benehmen sollen, und überhaupt alles, was der Verf. sagt, muß man als das Resultat reifer Ueberlegungen und Erfahrungen mit Dank annehmen. 3) **Ueber Einweihung und Einführung neuer Prediger.** Von Hermes. Der Verf. tadelt die Gewohnheit, daß bey Ordinationen und Introduktionen der neue Prediger das Abendmahl empfängt. Diese Handlung sollte freylich immer gemeinschaftlich gehalten werden. Wenn man sie aber auch als ein feyerliches Bekenntnis zum Christenthum ansehen kann, so ist es nicht ganz zweckwidrig, sie mit dem ordinirten oder introducirten Prediger vorzunehmen. Indessen ist nicht zu leugnen, daß bey dem grossen Haufen abergläubische Nebenideen dadurch veranlaßt und unterhalten werden können. 4) **Fortsetzung der Vorschläge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes.** Von Herrn Past. Götze. Der Verf. giebt hier Nachricht, wie er in seiner Kirche das Absingen des Gloria in excelsis Deo abgestellt habe. Auf diese Art, wenn es, wie er sagt, ohne Rumor geschieht, kann in der That manches Unnütze abgestellt, und manches Nützliche eingeführt werden. 5) **Zur Empfehlung der allgemeinen Beichte.** Von einem Ungenannten. Die Gründe für und wider sind angeführt, auseinander gesetzt und beantwortet. Die Widersprüche in den Gemeinen würden bey angestellter Nachforschung in der That nicht so stark und hartnäckig seyn, als es leider die Widersetzlichkeit, der Eigensinn oder Eigennutz so mancher Prediger ist. Rec. hat es an seinem Orte erfahren, daß es gut geht, wenn man es darnach anfängt. Aber er hat auch keinen Kollegen, der ihm hätte Hindernisse in den Weg legen können. Der Verf. hat übrigens eine zu gute Meynung von der Entstehung der Beichte. Sie ist sicherlich ein Produkt der Priestergewalt. Obgleich nicht zu leugnen ist, daß eine öffentliche Vorberei-

[illegible]

II. [illegible] Formulare zu den gottesdienstlichen Handlungen.

1) Von der Konfirmation der Kinder zu Christstadt. Von einem Ungenanten. Ganz dem Zweck angemessen. Nur möchte Recens. erinnern, daß die Anreden und Gebete allzulange sind. Ob gleich keine unnütze Weitschweifigkeit, keine gedankenleere Redseligkeit darinnen herrscht, so ist doch nicht zu erwarten, daß bey einer so lange daurenden Handlung die Aufmerksamkeit und Theilnehmung gleich stark bleiben werde. Und obgleich in den Anreden an die Kinder alles enthalten ist, was zur Belehrung, Ermunterung und Befestigung im Guten gesagt werden kann; so wäre es doch besser, wenn es deutlicher in mehrere Hauptsätze abgetheilt worden wäre, als daß alles so hintereinander fortgeht. Man würde damit der Aufmerksamkeit und dem Gedächtnisse besser zu Hülfe kommen. Man kann zwar nicht sagen, daß die Sachen unordentlich untereinander geworfen seyn, und beym letzten findet man wohl, daß der Verf. einem Plane gefolgt seye; aber der Zuhörer wird an die Ordnung dieses Plans gar nicht erinnert, er wird überhäuft, und weiß am Ende nur noch, daß er viel Gutes gehört habe, ohne eine ordentliche Reihe von Vorstellungen behalten zu haben, ohne sich des vielen gehörten Guten deutlich bewußt zu seyn. Und da diese Abhandlung als ein Ideal einer zweckmäßigen Konfirmationshandlung aufgestellt wird, so vermißt man nöthige Vorstellungen an die Erwachsenen, wodurch sie gewarnt werden, die Kinder nicht durch schlechte Beyspiele zu verderben, und ermahnt werden, ihnen das Christenthum durch gute Exempel immer ehrwürdiger zu machen. 2) Ideal einer feyerlichen Taufhandlung. Von demselben Verfasser. Nach demselben werden alle Taufhandlungen in der Kirche und zwar beym öffentlichen Gottesdienst vor der versammelten Gemeine verrichtet, und die Kinder blos nach dem Range der Geburtszeit, von ihren Vätern, welche von den nächsten Anverwandten begleitet sind, zur Taufe gebracht, die ganze Gemeine, welche zugegen ist, und an der Handlung durch gute Wünsche Antheil nimmt, macht besonders gebetene

Tauf-

Taufzeugen entbehrlich. Die Kinder werden durch ein andächtiges Gebet Gott, und durch liebreiche Ermahnungen der Gemeine empfohlen, und die Handlung wird durch einige der Sache angemessene Liederverse beschlossen. Recens. hat immer gewünscht, daß alle Taufhandlungen so verrichtet werden solten. Sie gehören in die Kirche, und müssen vor der ganzen Gemeine geschehen, theils weil die Taufhandlung eine feyerliche Aufnahme in die christliche Gesellschaft ist, und alle feyerliche Aufnahmen bey allgemeinen Versammlungen der zur Gesellschaft gehörigen Mitglieder zu geschehen pflegen; theils weil dann die Handlung Gelegenheit zu guten und eindringlichen Erinnerungen, Ermahnungen und Entschließungen giebt. Das angehängte Formular ist sehr zweckmäßig. 3) **Taufformular.** Von **Hermes.** Bleibt mehr bey der gewöhnlichen Form als das vorige, ist aber doch dem Zweck der Handlung vollkommen angemessen. Das Glaubensbekänntnis enthält zwar den ganzen Inhalt des Apostolischen Symbolums, ist aber doch eine deutlichere und vollständigere Darstellung des ganzen Inhalts der christlichen Lehre. 4) **Anrede bey einer Privatkommunion.** Von **G. H. Lang.** Sie ist wörtlich ausgeschrieben aus Herrn Lang Anreden an Personen vom Stande bey Privatbeichten und Kommunionen. Dieses vortrefliche Buch hat hier wohl eine Anzeige verdient, um dadurch mehr bekannt zu werden, und das angeführte Stück ist sehr gut gewählt; aber es ist doch ein Zeichen des Mangels an eigenen Abhandlungen, daß man aus einem bereits gedruckten Buche einen Beytrag genommen hat. 5) **Formular bey Einsegnung einer Sechswöchnerin.** Von **Hermes.** 6) **Am allgemeinen Buß- und Bettage.** Von **Hermes.** 7) **Am Dank- und Bettage für den ausgestreuten Saamen.** Von **Hermes.** Dieses und das vorhergehende Gebet stehen, nebst mehrern andern, in dem neuen Gesangbuch für das Stift Quedlinburg; und sind für den öffentlichen Gottesdienst bestimmt. Es ist freylich an einigen Orten gewöhnlich, lange Kirchengebete zu haben; dieses alte Herkommen mag nun wohl auch Hrn. H. zu der Weitläuftigkeit veranlaßt haben, welche man an diesen Gebeten findet. 8) **Noch ein Beyspiel von einem zweckmäßiger eingerichteten Vortrage.** Von **Salzmann.** Ueber die Verbindlichkeit zu nützlicher Anwendung der Lebenszeit, Gelegenheiten und

und Kräfte, mit eingemischten Liederversen, welche von der Gemeine gesungen werden. 9) **Eine höchst populare Predigt für den Landmann.** Diese Predigt ist dem mündlichen Vortrage nachgeschrieben. Der Name ihres Verf. ist zwar nicht genannt: man weiß aber schon aus dem vorhergehenden Stück, (S. 226.) daß sie von Hr. Pr. Rudolph zu Melans gehalten worden. Der Entschuldigung des gemeinen Mannes, daß man nicht alles thun könne, was Gott von einem verlange, begegnet der ehrwürdige Volkslehrer aufs faßlichste und überzeugendste. Es ist unsäglich, was die Schwätzereyen von menschlichen Unvermögen und von der übernatürlichen Einwürkung des heiligen Geistes für Schaden anrichten. Man rede doch lieber davon, wie Hr. R., was man thun und nicht thun kann, daß man seine eigene Kräfte versuchen soll, und daß Gott nichts Unmögliches verlangen könne, fordere folglich auch nichts, was der menschlichen Natur unmöglich ist. Einmal sieht man aus der Predigt, daß Hr. R. in seiner Gemeine doch auch noch gegen die Einwendung zu kämpfen habe, [illegible] ist das [illegible] Belehrungen. [illegible] diese Predigt auf manchen [illegible] ist. [illegible]

III. Abschnitt. Historische Nachrichten, [illegible]turgie betreffend.

1) Neue liturgische Schriften. a) Allgemeine Sammlung liturgischer Formulare der evangelischen Kirche, von D. G. F. Seiler. b) Ordnung des Gottesdienstes in den Hamburgischen Kirchen ꝛc. Hamburg, 1788. 2. Einführung neuer Gesangbücher. a) In Hamburg. b) Im Stifte Quedlinburg. Die Einführung ist nicht ganz ohne Unruhen geschehen. Auch hier haben sich Prediger als Eiferer mit Unverstand hervorgethan. Doch, die Sache ist geschehen,

und

…en einigen Jahren werden die alten Gesangbücher ver-
…en seyn.

In beyden Stücken dieses Bandes ist kein Beytrag von Hrn. Fischer. Es ist zu bedauren, daß er dieses Journal zu verlassen scheint; denn nach der Abhandlung von ihm im zweyten Stück des ersten Bandes zu urtheilen, war man berechtiget, von ihm viel Gutes zu erwarten.

Dp.

Einige Reden für Zuhörer von Geschmack; von Christian Friedrich Sangerhausen. Halle, bey Hemmerde und Schwetschke. 1788. 8. 126 Seiten.

Sie sind sämtlich über biblische Texte gehalten. Der verlohrne Sohn, über Luk. XV 11—32. Der reiche Jüngling, über Matth. XIV. 16—26. Vom wahren Werth des Alters, über Sprüchw. XVI. 31. Die Kunst sich zu freuen, über Pred. Sal. V 17. Von den ungerechten Klagen über böse Zeiten, über Sprüchw. XX 14. Von der Würde des Menschen, über Ps. VIII. 5. Sie loben sich samt und sonders selbst, durch ihre innere überredende Kraft, durch edle Einfalt des Vortrages, Wahrheit der Gedanken und ungekünstelte Schönheit des Ausdrucks, daher sie keines weiteren Lobes vom Recensenten bedürfen, der dem Verf. nur danken kann für das Vergnügen, welches ihm das Lesen dieser lehrreichen Reden gemacht hat. Unsere jungen Candidaten und Prediger, die auf der Kanzel, oder wo sie sich sonst hören lassen, sehr schön zu reden glauben, wenn sie höchst abgeschmackt, zum Ekel aller verständigen Zuhörer,

Ampullas vendunt et sesquipedalia Verba,

könnten von Hrn. S. mit Geschmack reden lernen. Es käme nur darauf an, daß sie ihn läsen, um ihm etwas von seiner Popularität des Vortrags abzulernen.

Leichen- und Hochzeit-Abdankungsreden, nebst einer dazu dienlichen Einleitung. Zur Beyhülfe für Landschulmeister; herausgegeben von Christoph Ferdinand Moser, Pfarrer zu Wippingen und Lautern im Wirtenbergischen. Ulm, 1788. bey Johann Conrad Wohler. 415 Seit. in 8.

Da im Wirtenbergischen die Landschulmeister von Amtswegen verbunden sind, bey Leichen und Hochzeiten kurze Reden zu halten: so kann man sich leicht vorstellen, wie seltsam und zweckwidrig solche Reden öfters ausfallen mögen. Mancher Schulmeister, wenn er auch sonst im Kinderlehren ganz geschickt ist, ist doch hierbey verlegen, weil er nicht recht weiß, was und wie er da zur Zufriedenheit seiner Zuhörer auf eine nützliche Art reden soll. Hr. M. hat daher etwas recht Gemeinnütziges für diese guten Männer gethan, daß er selbst mehrere kurze Vorträge, wie sie sich, nach einzelnen besondern Umständen, zu den Familienterbefällen und Familienheurathen der Landleute schicken, ausgearbeitet, und, zur Belehrung einer bestimmten Klasse von Lesern, hat zusammen drucken lassen. Die Regeln, welche er ihnen in der Einleitung zur Wahl der Materie, worüber sie reden wollen, zu deren Behandlung, u. s. w. giebt, sind sehr vernünftig, und die Reden selbst, welche sie sich zum Beyspiel nehmen können, so einfach und kunstlos, als sie nach den Fähigkeiten und Umständen ehrlicher Landleute seyn müssen.

Kk.

[illegible] L. Meisters, Doktor und Professor der Theologie, Predigers an der Kirche zu U. L. Fr. und alternirenden Rectors des Gymnasii illustris in Bremen, kleinere Erbauungsschriften. Erstes Stück. Bremen [illegible] Johann Heinrich [illegible] 75 Seiten.

— — Zweytes Stück. 79 Seiten.

— — Drittes Stück. 78 Seiten.

Sind sehr empfehlungswürdig und mit vielem Geist geschrieben. Hier sind die Rubriken sämtlicher einzelnen Betrachtungen und Lieder. I. Der letzte Abend des

empfiehlt

des Jahrs. Lied am letzten Abende des Jahrs. Der erste Morgen des Jahrs. Lied am ersten Morgen des Jahrs. Letzte Erinnerungen an junge Christen und Christinnen, am Tage ihres Bekenntnisses. Entschliessungen eines jungen Christen an seinem Bekenntnißtage. Letzter Zuruf an junge Christen und Christinnen, an ihrem Bekenntnißtage. Beyde letzten sind Lieder. II. Ueber die Erkenntniß Gottes aus der Natur. Ein schöner simpler Gesang. Ueber die rechte Feyer der Passionszeit. Der Sterbetag des Erlösers. Der leidende Erlöser. Ein geistreiches, rührendes Gedicht. Betrachtungen bey dem Grabe Jesu. Der Auferstehungsmorgen des Erlösers. Empfindungen des Christen am Auferstehungstage seines Erlösers. III Ueber die Allgegenwart Gottes. Ueber die Würde des Menschen. Der fromme Jüngling. Ueber die Auferstehung der Todten. Auferstehungslied. Für Leidende. Lied für Leidende. Wenn doch alle Lieder in dem Bremenschen Gesangbuche so wären, wie diese.

Nr.

Neue Sammlung sehr seltener Gelegenheitspredigten und solcher, die man nicht oft von der Kanzel hört, nebst andern geistlichen Reden und theologischen Abhandlungen, für angehende Prediger. Erster Band. Berlin, 1788. Bey Siegismund Friedrich Hesse. 316 Seiten in 8.

Der Herausgeber dieser Sammlung ist Hr. Prediger Lorenz zu Köpenick. Seine Wahl ist auf lauter gute Stücke gefallen, die aber sämtlich sonst schon gedruckt sind. Ausser den in diesem Bande befindlichen dreyzehn Predigten, lieset man hier ein Taufformular für die, die es brauchen wollen und dürfen, welches sehr gut ist; eine Abhandlung über gute Einrichtung der Kirchenbücher und Antithesen, von Teller. Es sollen

 noch

noch zehn Bände dieser Art nachfolgen; welches ziemlich viel ist.

Me.

Vernünftig-christliche Gedichte, von Johann Friedrich Schink. Berlin und Steitin, bey Friedrich Nicolai, 1788. 8 Bogen 8.

Der schon durch mehrere Schriften rühmlich bekannte Verf. macht hier einen Versuch, auch das Feld der geistlichen Poesie zu bearbeiten, auf welchem, der Bemühungen mancher verdienstvollen Männer ohngeachtet, doch noch manches öde und wüste Fleck angetroffen wird. Die Vorrede enthält einige gründliche Betrachtungen über verschiedene mit dem Inhalt des Buchs verwandte Materien, und schärft vorzüglich die große, aber noch nie genug erkannte Wahrheit ein, daß selbst unser thätiges Ehristenthum nur dann erst rechter Art werde, wenn wir es im Licht der Vernunft erkannt, und durch Vernunfterkenntnis uns von seiner Vortreflichkeit und Würde überzeugt haben. Bey den Gedichten machte sichs der Verf. zum Gesetz, alles nur blos empfindelnde Christenthum zu meiden, und suchte immer zuerst auf den Kopf, und durch diesen auf das Herz zu wirken, suchte weniger die Einbildungskraft, als den Verstand in Thätigkeit zu setzen. Und diesen Zweck hat er, nach unserer Einsicht, in einem vorzüglichen Grade erreicht. Zur Probe der Manier des Verfassers mag folgendes schöne Lied dienen.

Gott, der Gnadenvolle.

Auf, meine Seel' mit Lobgesang
Zu ihm, der all dein Lebenlang
Von deiner ersten Kindheit an,
Des Guten viel an dir gethan!
Anbetung ihm!

Er gab mir Lebensfreuden viel,
Und prüfte mich mit Maaß und Ziel;
Und jedes Leiden, jeder Schmerz
Ward reicher Segen für mein Herz.
Anbetung ihm!

Er ist die Liebe; was er thut,
Ist ewig weis', ist ewig gut.
Er schuf mich daß ich glücklich sey,
Und seine Güt' ist täglich neu.
Anbetung ihm!

Für mich beblühmt im Frühling sich
Verjüngt die Erde rings um mich;
Für mich lacht Hain und Thal und Flur,
Für mich verschönt sich die Natur.
Anbetung ihm!

Daß sie uns kleide, stärk' und nähr',
Schuf er von Wunderkräften schwer
Die Erde, legte in ihr Herz
Viel Gegengift für Weh und Schmerz.
Anbetung ihm!

Die ganze herrliche Natur
Ist seiner Vatergüte Spur.
Und überall ertönt der Ruf:
Es ist die Liebe, die uns schuf!
Anbetung ihm!

Das bist du! Allerbarmung ist
Dein Ausfluß! Vater! Vater bist
Du der Geschöpfe, die dein Ruf
Allmächtig, nur zum Glück erschuf!
Anbetung dir!

Voll unveränderlicher Huld,
Trägst du uns Schwache mit Geduld;
Bist gnadenvoll auch im Gericht;
Du züchtigst nur, vernichtest nicht.
Anbetung dir!

Noch, wenn wir sterben, lächelst du
Mit Vaterblicken hold uns zu,
Erleichterst uns den schweren Streit,
Durch Vorgefühl der Seligkeit.
Anbetung dir!

Ja, heisser Herzens Lobgesang
Töne dir, o Herr, mein Lebelang.
Nimm gnadenvoll dieß Loblied an,
Bis ichs vollkommner singen kann.
Anbetung dir!

Gegen den wesentlichen Inhalt dieser Gedichte wissen wir nichts zu erinnern. Sie sind wirklich, wie der Titel verspricht, vernünftig christlich. Nur in Ansehung der Sprache, des Ausdrucks und der Einkleidung der Ideen überhaupt, haben wir einige Versehen bemerkt, die wir um desto lieber mittheilen, da der Verf. seinen Recens. ausdrücklich um Erinnerung ersucht, und sie bey einer künftigen neuen Auflage zu nutzen verspricht.

Da der Verf seine Lieder für den allgemeinen Gebrauch bestimmt hat, so finden wir Ausdrücke, wie folgende, die gewiß nicht allgemein verständlich sind, fehlerhaft: Das große All, künden für verkündigen, Allanblick, Wonneszene, der Thätiger, verwallen u. s. w. Weben (S. 1.) für sich bewegen, thätig seyn, ist veraltet, und wird nur noch in der Redensart leben und weben gebraucht.

Ausdrücke, wie: der Wesen alle Wärmerinn, für: aller Wesen Wärmerinn, und vergebens streben, Wir nach dem Wort erreichend dich, für: das dich erreicht, ein dich erreichendes Wort, sind undeutsch.

Im Ganzen genommen ist die Versification des Verf. sehr wohlklingend, nur selten stößt man auf einen harten Vers, wie:

S. 37. — sie enthüllt
Uns, wozu du uns weihtest. oder:

S. 51. Ist der Karakter der Nation (zweysilbig gebraucht)

oder so gezwungene Elisionen, wie: und Ruh' überall Wohlstand und Glück.

Die Enjambements, die man so viel als möglich in allem, was für den Gesang bestimmt ist, vermeiden sollte, kommen zu häufig vor. Z. B.

S. 43. — schon früh gewöhnte sich
Mein Geist zur schweren Tugend
Der Duldung (zu dem festen Muth
Für Wahrheit) — —

S. 49. Auf Andachtsschwingen himmelan
Mich heben (vor dich treten
In Geist und Wahrheit) loben dich,
Und jauchzen dir u. s. w.

Bisweil

[illegible]
[illegible] verleiten lassen, wie:

Ich ehre deinen Willen,
Auch wenn er dunkel ist,
Und preise dich im Stillen,
Weil du stets Güte bist.

Man sieht nicht, warum der Dichter deshalb, weil Gott stets gütig ist, ihn eben im Stillen preisen will. Etwas zu gesucht sind die Verse:

Dich (Gott) preist auf Blumenhügeln
Der West, der Kühlung weht,
Der Sonnenstrahl auf Hügeln
Preißt deine Majestät.

Recens. bekennt, daß er den Ausdruck: **dich preißt auf Blumenhügeln der West,** nicht versteht. So möchte es wohl auch für den größten Theil der Leser zu dunkel seyn, wenn Hr. S. sagt:

— mit tausend Nahmen nennen wir
Dich, Schöpfer, nicht zu nennen!

Ehe wir diese Anzeige schliessen, wollen wir noch ein paar Worte über einen Gegenstand erinnern, den der Verf. auch in der Vorrede berühret. Er dringt auf Verbesserung der Liturgie, und behauptet, sie sey fast überall mit kaltem, todtem Prunk überladen. Verbesserungen derselben sind allerdings nützlich und nöthig, aber hier, so wie in allen Dingen, müssen sie nur mit der äussersten Vorsicht und Ueberlegung angestellt werden, und die so geheissenen Verbesserungen nicht etwa bloße Veränderungen seyn. Auch muß man sich hüten, daß man nicht, wie es schon hier und da geschehen, auf der andern Seite ausschweift. Unsere Gesangbücher waren noch vor wenig Jahren durchaus so elend beschaffen, daß man an einigen Orten die Nothwendigkeit der Verbesserung einsah. Man legte Hand ans Werk, und brachte es auch in kurzer Zeit ziemlich weit, nur, glaube ich, nahm man auf einen Hauptpunkt zu wenig Rücksicht. Man merzte eine Menge alter Lieder, die aus elenden Empfindeleyen und sinnlosen Witzeleyen zusammengesetzt waren, aus, was man aber an deren Stelle setzte, war gerade nicht das, was die nähere Bestimmung und der Zweck solcher Sammlungen erfordert. Man war nicht genug darauf bedacht, nur solche geistliche oder moralische Gedichte zu wählen, die im eigentli-

 chen

chen Sinn Lieder, Gesänge sind, und beym Gesang Wirkung thun. Nicht alles, was man beym Lesen gut, ja vortreflich findet, thut als Gesang Wirkung. Dahin gehören alle Gedichte, die nur eine Reihe moralischer oder dogmatischer Sätze und Betrachtungen enthalten, gesetzt, daß diese auch an und für sich noch so vortreflich wären. Gesang ist eine Reihe leidenschaftlicher Töne, bestimmt zum Ausdruck und zur Erregung lebhafter Empfindungen. Dieß und nichts anders ist er, kann und soll er seyn. Alles, was nicht Empfindung ist, liegt ausser dem Gebiete der Musik im allgemeinen, und des Gesangs ins Besondere. Folgende Strophen unsers Verfassers:

Dir (Gott) ähnlich, lächelt er (der weise Fürst) mit Liebe
Auf Christ und Juden, wer er sey;
Er will, daß Jedermann frey seinen Glauben übe;
In seinem Reich darf ohne Scheu
Ganz wie er will, der Väter Lehren leben.
Geschützt ist er in jeder Zunft;
Und frey und laut darf ihre Stimm' erheben
Die untersuchende Vernunft.

Es darf Vernunft in allen Zungen
Verbreiten Aufklärung und Licht;
Doch keinem wird die Wahrheit aufgedrungen.
Gewalt verträgt die Wahrheit nicht;
Frey ist sie, will freywillige Verehrer,
Erleuchten will sie, blenden nicht;
Sie prüfen soll der aufmerksame Hörer,
Vernimmt er ihren Unterricht.

sind sehr wahr und schön. Allein Verse dieser Art singen zu lassen, kömmt uns eben so unnatürlich und widersinnig vor, als wenn man ein Lehrgedicht im Ton der Ode deklamiren oder gar singen wollte. Ist es sonach ein Wunder, wenn Leute von Einsicht und Geschmack den gewöhnlichen Kirchengesang so höchst langweilig und zweckwidrig finden? Er hat sich über die Grenzen verirrt, die die Natur der Sache ihm anweißt, und so konnte er nicht anders, als ohne Wirkung bleiben. Noch ein anderer Umstand verdient beherzigt zu werden. Unsere meisten Kirchengesänge, auch diejenigen, die sanst alle erforderliche Eigenschaften der Gattung haben, sind viel zu lang, ermüden zu bald, und vernichten so den

Eindruck

[illegible] wieder, wenn sie herabdrücken. [illegible] als wenn man darauf dächte, die trefliche Einrichtungen, die an einigen Orten, z. B. in der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal vom Hr. Salzmann bey seinen Gottesverehrungen getroffen worden, auch in größern Gemeinden nachzuahmen. Der menschliche Geist ist einmal so eingerichtet, daß er Abwechselung bedarf, wenn er nicht ermüden und zerstreut werden soll. Ein, auch wohl mehrere lange Lieder hinter einander singen zu lassen, wie noch an vielen Orten, vor und nach der Predigt, geschieht, ist eine äusserst zweckwidrige Einrichtung, die die Aufmerksamkeit bald abspannt, und die Andacht erkaltet. Eben so ist es mit den Predigten, die halbe, ja wohl ganze Stunden dauern. Welcher Mensch kann, auch mit dem besten Willen, so lange Zeit einem fremden Ideengange mit gleichen Schritten folgen? Kurze, dafür aber desto besser ausgearbeitete Reden, die von Zeit zu Zeit an schicklichen Oertern, durch kurze, zweckmäßige Gesänge der Gemeinde unterbrochen würden, müßten in jedem Fall vor Zerstreuung und Langerweile bewahren, und ein Leben und ein Interesse in den öffentlichen Gottesdienst bringen, die er bey der gewöhnlichen Verfassung weder hat, noch haben kann. Und dieses Leben, dieses Interesse wird zum Gottesdienst sowohl, als zu allen übrigen Dingen in der Welt erfordert, die der Mensch mit wahrer Theilnahme, mit Lust und Vergnügen (denn behaupten wird man doch nicht wollen, daß der Mensch Gott würdiger verehre, wenn er Frost, Langeweile und Widerwillen empfindet) und nicht als eine bloße Zwangspflicht, ein Opus operatum oder einen Frohndienst verrichten soll.

Folgende Druckfehler, die sich eingeschlichen haben, sind wir hier anzuzeigen ersucht worden. Seit. 91. B. 1. Z. 2. ist das Wort von ausgelassen worden. S. 95. B. 1. Z. 1. statt, alles Geld der Erde, lies, alles Gold der Erde. S. 100. B. 2. Z. 7. stets Lieb' und Geist verwüsten, lies, Leib und Geist verwüsten. S. 106. B. 1. Z. 4. statt Mangel werden, lies, Mangel wenden. S. 110. B. 3. Z. 3. statt, dann sollen dieses Lebens Freuden, lies, dieses Lebens Leiden. S. 118. B. 3. Z. 3. st. lohn den Fleiß, l. lohn dem Fleiß. S. 123. B. 3. Z. 4. statt als Vaters huld, lies, aus Vaterhuld. S. 125. B. 1. Z. 3. statt kann Prüfung leicht nur rauben, lies, kann Prüfung leicht uns rauben. S. 126. B. 2. Z. 4. statt, die wahre

[illegible]

Gott die Liebe in den Beweisen der Gottheit [illegible]
Breslau und Hirschberg, bey Korn dem Aeltern. 1788. 127 Seit. in 8.

Ein ganz unglaublich hartes Gewäsch eines Candidaten des Predigtamtes, der sich unter [illegible] nennt, und Scholtz heißt. Das ganze Werkchen ist so elend, daß viele Stellen gar keinen Sinn und Zusammenhang haben, manche aber, wo der Verf. recht ernsthaft thun will, fast unwiderstehlich zum Lachen reitzen. Nach einer Einleitung, in welcher die [illegible] Begriffe vom Zustande der ersten Menschen und ihrem Falle vorgetragen, und dem ersten Menschen Seite 2. unendliche Vorzüge [illegible]gen beygelegt werden, weil er nach dem Bilde Gottes geschaffen war, will der Verf. die Gottheit Christi wider die frechen Bestreiter derselben erweisen. Nur die Quellen, aus welchen er seine Beweise ableitet, dürfen wir zeigen, um es Jedem begreiflich zu machen, daß die mitleidswürdige Schwachheit des Verf. fast allen Glauben übersteigt. Er beweiset also die Gottheit Christi aus dem Zeugniß und Lobgesang der Engel bey seiner Geburt; aus seinen Wundern; aus seiner Lehre; aus dem heiligen Vater Unser; aus der heiligen Taufe; aus dem heiligen Abendmahl; aus der Bekehrung Sauls, seines Feindes; und endlich, wer hätte sich so etwas auch nur träumen lassen, auch aus unsern gegenwärtigen Zeiten! Am Ende versichert er, daß er noch mehr Beweise für die Gottheit Christi in Bereitschaft habe, und es werde nur von dem Beyfall der geneigten Leser abhängen, ob mehrere erscheinen sollen. Der Recensent gerieth beym Lesen dieser Schrift wirklich einige Augenblicke lang auf den Verdacht, Hr. Scholtz wolle durch seine Beweise für die Gottheit Christi vielleicht blos die Art zu schliessen tadeln, der sich freylich so manche unverständige Eiferer bey dieser Lehre bedient haben. Aber es ist nicht möglich, dies lange für wahrscheinlich zu halten, wenn man diesen Candidaten selbst hört. Nur eine einzige Stelle wollen wir unsern Lesern hiehersetzen, sie wird hinreichend

[illegible] [illegible] zu [illegible] — [illegible] [illegible]
[illegible] nicht [illegible] schreiben, [illegible] uns [illegible]
[illegible] ein [illegible], die Sache ist [illegible]
„uns entschlossen! Wir sind [illegible]
„[illegible] Erlöser zu schreiben, [illegible]
„[illegible]
„auch mit unsrer [illegible] seiner Geschichte zu [illegible]
„ten? Werden wir auch etwan [illegible] haben, daß [illegible]
„[illegible] sein Name [illegible] gelästert werde? Werden wir
„uns auch ein Urtheil zuziehen? — Wir halten bedächtig an
„[illegible] — Doch [illegible] Ueberzeugung [illegible] wir [illegible]
„[illegible], und nennen ihn — unsern Erlöser; [illegible]
„[illegible] gehen wir in das Archiv [illegible] wir unsre [illegible]
„[illegible] werden; ein jeder kan uns nach folgen; [illegible]
„[illegible] heiligen Evangelium, oder das Neue Testament.“
Die Leser mögen sich nun entschließen, ob sie ihm [illegible]
[illegible] sein Archiv [illegible] wollen; uns thut es leid genug,
daß wir ihm haben [illegible] müssen.

Zw.

Stromata, eine Unterhaltungsschrift für Theologen, herausgegeben von D. H. A. Grimm, und Dr. Ph. L. Muzel. Duisburg, in Commission der Helwingischen Buchhandlung; drittes Stück, S. 194 – 288. 1787. Viertes und fünftes Stück. 192 S. 1788. in 8.

Schon bey der Anzeige der ersten beyden Stücke dieser periodischen Schrift haben wir die Einrichtung derselben beschrieben, und unsre Meynung über den Plan geäussert, nach welchem die Verfasser arbeiten. Er ist in den vor uns liegenden Stücken unverändert beybehalten, und wir finden noch keine Ursache, unser gleich anfangs darüber gefälltes Urtheil zurückzunehmen. Es gebührt aber auch diesen Stücken eben das Lob, welches wir den ersten beyden mit Vergnügen beygelegt haben; sie sind werth, gelesen zu werden, ungeachtet freylich die Aufsätze, welche sie enthalten, nicht von gleicher Wichtigkeit und Güte sind. Das dritte Stück beschließt das erste Bändchen. Der

beste Aufsatz in demselben ist unstreitig [illegible] einige Vorschläge, die Katechisation betreffend, enthält, und in welchem man zwar nichts Neues, aber wohl Erinnerungen antrift, die nicht oft genug wiederholt und eingeschärft werden können.

Im vierten Stücke sind die beyden Abhandlungen, über die Anwendung des Unterschiedes zwischen Religion und Theologie, und die Gedanken über das Vorbildliche der Opfer, sehr nützlich. Die erste warnt mit gutem Rathe für einigen Mißbräuchen, die [illegible] an sich so wichtigen und nöthigen Unterschiede getrieben werden; die andre aber stellt die Behauptung, daß die Opfer nichts Vorbildliches enthalten, in das vortheilhafteste Licht, in welchem sie gezeigt werden kann. Sehr merkwürdig aber ist in der historischen Abtheilung dieses Stücks der Beytrag zur Geschichte der Proselytenmacherey aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts. Er bestehet in dem Bedenken eines Jesuiten aus dem Anfange des genannten Seculi von dem Zustande der Religion in Deutschland, und wie die katholische wieder einzuführen sey, welches den Herausgebern unter mehrern alten Nachrichten mitgetheilt worden ist. Auch dieser Aufsatz ist ein klarer Beweis, wie wahr und richtig die Beschreibungen sind, welche sonst schon oft, und erst neuerlich wieder von der Bekehrungssucht dieses Ordens, und von den listigen und zum Theil abscheulichen Mitteln, die er sich bey seinen Operationen zu allen Zeiten erlaubt hat, gemacht worden sind. Es ist nöthig und nützlich, Beweise dieser Art, deren sich noch gar viele werden auffinden lassen, ans Licht zu ziehen, um theils denen, die noch immer nicht sehen wollen, die Augen zu öfnen; theils andern, die aus mancherley Ursachen die Welt gern bereden möchten, man mache blinden Lärm, den Mund zu stopfen. —

Im fünften Stücke stehet eine sehr gute Erklärung und Vertheidigung der Geschichte von den Magiern aus Morgenlande Matth. II. 1-12. Der Verf. löset die Schwierigkeiten dieser Erzählung sehr glücklich auf, und beweiset mit guten Gründen, daß sie nichts innerlich Unwahrscheinliches enthalten, welches ihre Aechtheit verdächtig machen könnte.

Im.

Briefe

Briefe über Schwärmerey in der Religion. Bern, bey Haller, 1788. 266 S. in 8.

[illegible]

Nach einigen vorläufigen Erinnerungen und Anweisungen, dem Einreißen und Ausbreiten der Schwärmerey Einhalt zu thun, beschreibt der Verf. die Schwärmer selbst, von welchen er handelt, und macht seine Leser mit ihren eigenthümlichen Lehrmeynungen, und mit den Räthen oder Vorschriften bekannt, die sie zu ertheilen pflegen, um zu den hohen Gotteserfahrungen, und zu den lebhaften Gefühlen zu gelangen, worin sie das Wesen ihres Christenthums setzen, wobey er denn zugleich einige Vorfälle erzählt, die ihm Gelegenheit gegeben haben, sie näher kennen zu lernen; dann aber zeigt er auch die Schädlichkeit derselben in Absicht auf die Religion, und auf die menschliche Gesellschaft; giebt die mannichfaltigen Kunstgriffe an, deren die Häupter derselben sich zu bedienen pflegen, um sich Anhang zu machen, und ihr Ansehen zu befestigen; entwickelt die Ursachen, die es veranlaßten, daß Schwärmerey so leicht Eingang und Anhang findet; und zwar erklärt er dieß: 1) aus der Art und Weise, wie wir unsere ersten Begriffe und Kenntnisse einsammlen, woraus natürlich bey dem grosen Haufen der Hang und die Gewohnheit entspringt, auch in der Religion bloß von sinnlichen Vorstellungen und Empfindungen sich blindlings leiten und bekehren zu lassen; 2) aus der Imagination, die desto leichter ihr Spiel treibt, jemehr die Cultur der Vernunft und der Verstandeskräfte vernachläßiget wird; 3) aus dem allgemeinen Glückseligkeitstriebe, der, wenn er nicht gehörig geleitet wird, leicht auf das Gefühlchristenthum verfällt, und darin Nahrung und Befriedigung zu suchen pflegt; 4) aus der Ruhmbegierde, die alsdenn nur gut und edel, und für das Gute und Edle nur wirksam seyn kann, wenn sie mit richtiger Kenntniß dessen verbunden ist, was wahre Vorzüge geben kann; aber auch gefährlich wird, wenn ihr diese Kenntniß mangelt; 5) aus der Geistesträgheit, die sich bey so vielen findet; daher denn Nichtsthun und nur Fühlen und Empfinden für sie freylich sehr behaglich ist. — Auf die Frage, woher es komme, daß auch Leute von guter Erziehung, und Männer, denen man Verstand, Kenntnisse und Gelehrsamkeit nicht absprechen kann, gleichwohl der Schwärmerey sich überlassen, antwortet der

verführt, 1) Umstände, die man [illegible]
kennt, sind auch wirklich gut erzogen; und rügt [illegible] die
gewöhnlichen Fehler der Erziehung, wodurch der Grund da-
zu gelegt wird; 2) man kann einen guten Verstand haben,
und dennoch aus Mangel an Uebung nicht im Stande seyn,
seine Kenntnisse, Vorstellungen und Empfindungen im ge-
hörigen Zusammenhange, und in richtigen Beziehung auf
einander, zu denken; folglich können zwischen guten und
richtigen Kenntnissen, Vorstellungen und Empfindungen
sehr leicht einseitige und überspannte, daher schwärmerische
Vorstellungen und Empfindungen einschleichen; besonders
wenn 3) eine zu lebhafte Einbildungs- und Empfindungs-
kraft auch übrigens gelehrte und verständige Männer leicht
zur Schwärmerey verleiten, wovon der Verf. aus den alten
sowohl, als aus den neuern Zeiten verschiedene Gelehrte
zum Beyspiele anführt. — Hierauf redet der Verf. auch
noch besonders von den äußern Ursachen, welche Ausbreitung
der Schwärmerey erleichtern und befördern. Unter diese rech-
net er manche Prediger, die hierzu mitwirken, und sagt unter
andern S. 114: „in den Religionslehren kann es ein Pre-
diger leicht versehen, daß er der Ausbreitung der Schwär-
merey nicht den Damm entgegensetzt, den er wohl gegen
sie aufrichten könnte. — Viele Prediger stehen in der
Meynung, sie müßten den ganzen Schatz ihrer Schulge-
lehrsamkeit vor ihren Gemeinden auskramen, wenn sie der
Pflicht ihres Lehramtes ein Genüge thun wollen. Ihre
Lehrvorträge werden mit trockenen Beweisen der Wahrheit
angefüllt, welche mehr speculativisch sind, als daß sie
Nahrung für das Herz enthalten. Systeme der Theologie,
wie sie dieselben vom Katheder vernommen haben, werden
mit aller Weitläufigkeit abgehandelt, Untersuchung der ver-
schiedenen Meynungen, welche über diese und jene Sache
obgewaltet haben, und noch walten, Widerlegungen der Ke-
tzerey, Declamationen wider alle, die nicht aufs Haar mit
ihren angenommenen Systemen übereinstimmen, und, [illegible]
[illegible] ich, was noch mehr für unnöthige, Erbauung und
Verbesserung wenig befördernde Dinge, werden Jahr ein,
Jahr aus vorgetragen. Das soll denn den Nahmen ha-
ben, den Zuhörern die Religion recht gründlich bekannt
zu machen; — obgleich das wenigste, was gelehrt wird, ei-
gentliche Religion, und besonders Religion für den gemei-
nen Mann, heißen kann. — Wie wird aber hierdurch
die

[illegible]
"und Abneigung gegen ihre Erlernung bey ihnen erwecken,
"da wir es doch darauf anlegen sollten, sie ihnen zu erleich-
"tern, deutlich und beliebt zu machen. — Gott! denkt da
"mancher Mensche, wenn ich das alles wissen und behalten
"soll! — wie werd' ich in meinem Leben diese Kenntniß
"erlangen? — Andere werden unwillig, und fassen Abnei-
"gung gegen den Unterricht ihres Predigers. Leicht wird
"es da einem Schwärmer, sich bey manchen, ja beym größ-
"ten Theile unter ihnen beliebt zu machen. — Es ist bekannt,
"daß diese Lehrer sehr wenige Lehrsätze vortragen, und [illegible]
"[illegible] [illegible] [illegible]; man wisse zur Seligkeit genug,
"wenn man nur diese wohl gefasset habe, und daher fühle
"und empfinde, was man fühlen und empfinden muß. Die-
"ses und das Sinnliche, wodurch sie ihre Vorträge beweg-
"lich machen, muß denn sehr anziehend für die werden, die
"der trockene Unterricht ihres Pfarrers nicht [illegible] und
"[illegible]. — Das war gewiß nicht ein geringer Grund, warum
"die Zinzendorfer grade in ihrem Anfange so leicht Eingang
"fanden, und so bald einen großen Anhang gewannen. Die
"Theologen betrieben nur die [illegible] Lehrsätze der Sy-
"steme, und vernachläßigten, was Eindruck auf das Herz
"machen konnte. — Man trieb den Satz zu weit, daß die
"Wahrheit keines Schmucks bedürfe, als wenn eine Schön-
"heit nicht durch vernachläßigten Anzug verstellt werden
"könnte. Die Zinzendorfer hingegen kamen mit einer lieb-
"[illegible] Sprache; sie wurden daher für ihre Zuhörer an-
"genehmer und reitzender, als die trockenen Theologen. An-
"dere Prediger glauben besser zu machen, und [illegible] [illegible]
"selten auf, daß sie nicht schmähen, lästern, verdam-
"men! — Das soll denn heißen den Sündern das Herz
"angreifen. — Der Erfolg davon ist Erbitterung der Zu-
"hörer. — Kommt denn ein schwärmerischer Lehrer mit
"seiner liebreichen, süßen, hofnungerweckenden, tröstenden
"Sprache; da verläßt mancher den Donnerer, und eilt dem
"Liebreichen zu." — Endlich kommt denn der Verf. auch
auf die Mittel, Schwärmerey zu verhüten, oder ihrer Aus-
breitung Einhalt zu thun. — Ueber alles dieses sagt der
Verf. sehr viel Gutes und Nützliches; denn [illegible] [illegible]
mit einer Menschen- und Weltkenntniß, die er aus eigener
Erfahrung sich gesammlet hat, und überhaupt zeigt er sich
als einen Mann, der selbst denkt, selbst beobachtet, und

nach

[illegible] für das Wahre [illegible] thätig ist. Besonders werden Prediger in diesen Briefen manche heilsame Belehrungen und Klugheitsregeln finden, wie sie ihr Amt gemeinnützig führen, wie sie besonders auch mit Schwärmern umgehen, und Schwärmereyen [illegible] derselben Einhalt thun sollen. Einiges ist freylich zu local, und für uns und unsere Verfassung nicht ganz anwendbar. Auch die Schreibart, einige schweizerische Provinzialismen und Eigenheiten abgerechnet, ist größtentheils doch rein und gut, wenigstens doch immer deutlich und verständlich. Wen also die Sache selbst interessirt, die der Verf. hier abhandelt, der wird auch diese seine Briefe gewiß mit Nutzen und Vergnügen lesen.

Ze.

Lesebuch für die Landschulen, auch zum Gebrauch für die Landleute von J. L. Ewald, General-superintendent. Lemgo und Duisburg, in der Meyerschen Buchhandlung 1788. 1 Alph. 4 Bogen.

Für Kinder ist diese Sammlung viel zu weitschweifig, auch würde für sie die Auswahl einzelner Geschichte [illegible] seyn müssen. Den Alten ist sie ziemlich entbehrlich.

Wozu sollen 2 Bogen Nachrichten von den Verfassern der Bibel? Die ersten Kap. Mosis hätten mehr als [illegible] [illegible], als historische Nachrichten behandelt werden müssen. Auch schicken sich nicht alle Geschichten A. T. für ein Lesebuch, am wenigsten die von Loth und Sodom, die Unterredung Gottes mit der Sarah, die Opferung Isaaks, Jacobs Erschleichung der Erstgeburt, dessen Ränke bey Laban, und seine üble Kinderzucht, die Beschreibung des jüdischen Gottesdienstes u. s. w.

Dieser Theil endiget sich mit der Geschichte A. T. und wie wir sehen, soll noch ein Theil nachfolgen, den wir aber den Verf. gern schenken wollen, wenn er nicht zweckmäßiger behandelt werden sollte.

Kr.

Lehrbücher für die Jugend in Nordcarolina, entworfen von einer Gesellschaft Helmstädtischer Professoren. Zweyte Lieferung: enthaltend

J. C. Velthusens biblisches Handbuch für selbstprüfende Leser, nebst einem Anhange vom Bibellesen mit Auswahl. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Crusius, 1788. 20 Bogen in 8.

Auswahl biblischer Erzählungen für die erste Jugend, von Heinrich Phil. Conr. Henke. Leipzig bey Crusius 1788. 8 Bogen in 8.

Mit wahrem Vergnügen kündigen wir die Fortsetzung eines Unternehmens an, das deutschem Patriotismus und deutschem Fleiße so unendlich viel Ehre macht. In der von den vier Helmstädtischen Lehrern, Velthusen, Crell, Henke und Bruns, unterschriebenen Vorrede, wird von dem Fortgang ihrer Bemühungen für die deutsche Jugend in Nordcarolina Nachricht gegeben. Sie haben im Merz 1788 einen ordinirten Candidaten Storch zum evangel. Hülfsprediger für N. C. nach Baltimore geschickt, nebst einer großen Menge, zu dieser Absicht geschenkter oder erkaufter theologischer oder pädagogischer Bücher — welche Erndte kann man sich dereinst von einem so guten Saamen in einem bisher ungebauten Lande versprechen! Und die baare Geldeinnahme zu dieser wohlthätigen Absicht, von Geschenken und Pränumerationen für die Lehrbücher, beläuft sich bereits auf 1238 Thaler. Sie versprechen nun zuförderst die Ausgabe ihrer versprochenen Lehrbücher zu Ende zu bringen, wozu Herr Klügel seinen übernommenen Antheil von Halle aus liefern wird. Das biblische Handbuch soll theils der schon in ihrem Glauben befestigten Jugend, zumahl solchen Jünglingen, welche Trieb und Anlage zum Lehramte zeigen, zur Erweiterung ihrer biblischen Kenntnis, theils den Lehrern selbst zu einer Vorrathskammer, woraus sie immer neuen Stof zu weitern Unterricht nehmen können, bestimmt seyn. Es enthält aber dasselbe, nach der Ordnung der drey vorhergegangenen Katechismen, in 22 Abschnitten einen Grund-

Grundriß, sowohl der christlichen Glaubenslehre, als Sittenlehre, in einer Folge von Sätzen, die weder in der platten Katechismussprache noch in systematischer Terminologie, sondern auf eine neue edle Art, mit vieler Vorsicht ausgedruckt, und mit mehrern überaus wohl gewählten biblischen Stellen belegt sind. Voraus geht eine Einleitung, über die Gewißheit der evangelischen Geschichte, aus den ältesten heidnischen und jüdischen Schriften bestätigt; und eine Vorbereitung auf den biblischen Religionsunterricht, welches eigentlich eine Handleitung der Natur auf den Begrif von Gott ist. Der Anhang ist überschrieben: Winke für erwachsene Christen, nebst einem Verzeichnisse für Kinder und die heranwachsende Jugend, über das Lesen der heil. Schrift, mit Auswahl zur täglichen Erbauung. Der Verf. eifert mit Recht über die üble Gewohnheit, die Bibel zum Uebungsbuch im Buchstabieren und Lesen zu machen, will aber auch überhaupt nicht alle ihre Bücher von der Jugend gelesen haben, weil sie nicht alle eine gleiche Kraft, oder einerley unmittelbaren Einfluß haben, den Verstand der Leser aufzuklären, und durch verstandene Begriffe den Neigungen die gehörige Stärke und Richtung zu verschaffen, (d. i. uns zu erleuchten, zu bekehren und zu heiligen — dieß kann zugleich zu einer Probe von dem Ausdruck des Verf. dienen.) Durch Bibelauszüge will er aber auch nicht die Bibel selbst aus den Händen der Layen verdrängt haben, weil sie dazu dienen könnten, die Bibel verdächtig zu machen. Deswegen giebt er denen einige Verzeichnisse von biblischen Büchern oder einzeln Capiteln und Stellen, die junge Leute nach den verschiedenen Graden ihres [illegible] [illegible] lesen sollen. Den Schluß macht [illegible] eine [illegible] Sammlung biblischer Kraftsprüche [illegible] Gefahren, Leiden, Krankheiten und bey [illegible] Alter, Tagen [illegible] dem Verf. zu Theil werden, für alles das Gute, [illegible] die [illegible] vorhergehenden Lehrbüchern gestiftet hat. [illegible]

Die biblischen Erzählungen [illegible] sind in zwey Abschnitte geordnet, Lehrerzählungen und Geschichtserzählungen. Die ersten stehen voran, und bestehen aus 21 Gleichnißreden Jesu mit sehr wenigen Veränderungen, die zur Verständlichkeit für Kinder nöthig waren. Zwar sind einige darunter, deren eigentlicher Sinn nicht in den Umfang des kindlichen Unterrichts gehöret, z. E. die von den Arbeitern im Weinberg: in solchen Fällen aber hat [illegible] der

der Verf. die wahre Deutung übergangen, und nur Anwendungen davon gemacht, wie sie Kindern angemessen sind. Auch sind zum Schluß 9 bildliche Denksprüche aus den Reden Jesu zusammengefaßt worden, die der Verf. Denksprüche aus dem gemeinen Leben überschrieben hat. Von den Geschichterzählungen sind 14 aus dem Alten, und 10 aus dem neuen Testament, wobey denn freylich viele, und zum Theil mit guten Rechte, übergangen worden sind, die in den gewöhnlichen biblischen Historien, nicht immer mit gehöriger Prüfung, den Kindern zu lesen gegeben werden. So fehlen z. E. hier die Erzählungen von der Geburt Jesu und Johannis und deren Verkündigung, von den Wundern Jesu, (sonderbar ist es aber doch, daß der Verf. von allen Wundern Jesu blos das von dem Jüngling zu Nain mitgenommen hat) von den Aposteln am Pfingsttag, von der Schöpfung, von der Sündfluth, vom Noah und dergl. Vorzüglich schön ist die Erzählung von den letzten Auftritten des Lebens Jesu eingekleidet. Der Verf. hat übrigens nicht Ursache, sich über seinen Ausdruck in einem Buch für Kinder, in der Vorrede zu entschuldigen. Sie ist vollkommen so, wie sie seyn soll. Er hat vollkommen Recht, daß ein Kinderschriftsteller, der allzu kindisch schreiben will, selbst ein Kind wird, und weder von Erwachsenen noch Kindern gelesen werden mag; und daß auch diese allzugroße Herablassung nicht nöthig ist, weil doch keine Kinder nicht leicht ein Buch ohne Befragung älterer Personen zu lesen pflegen.

Kb.

Geschichte der Regenten von Juda nach dem Exilio, von dem Verfasser der Geschichte Jesu. Erster Band. Zürich 1788 XXI. und 472 S. 8. mit einer Karte von Judäa.

Herr Heß hält seine Leser für den Stillstand, den sein Werk über die Geschichte des A. T. eine Zeitlang hatte, nun dadurch schadlos, daß er die zurückgebliebenen Theile desto schneller und ununterbrochener auf einander folgen läßt. Auch bey diesem Band, der in der ganzen Reihe der Eilfte ist, läßt sich der Fleiß des Verf., seine Genauigkeit, sein richtiger Blick, mit dem er überall das schöne Verhältnis des Einzelnen zum grossen Ganzen aufzufassen weis, und die

sorgfältigste Benutzung älterer und neuer Hülfsmittel zur Aufhellung seines Gegenstandes nicht verkennen. Dieser Band geht von dem Anfang des Exils der Juden bis auf die Vollendung der politischen Reform Jerusalems durch Nehemia. In den zwey ersten Büchern betrachtet der Verf. den Zustand der Nation im Exilium, und in den drey folgenden ihre Schicksale bey und nach ihrer Rückkehr ins Vaterland, bis auf den angegebenen Zeitpunkt. Die Propheten, die in dieser Periode noch auftreten, sind Hesekiel, Daniel, Haggai, Zacharias und Maleachi, deren Vorträge an den gehörigen Orten auszugsweise eingerückt werden, so wie auch noch einige Psalmen, die dem Verf. in diese spätere Zeit zu gehören scheinen. S. 33 wird vorzüglich mit Hinsicht auf Cap. 33. 1 : 21, dies als charakteristischer Zug der religiösen Sittenlehre Hesekiels angeführt, daß er sich mehr mit dem einzelnen Israeliten abgebe, als die andern Propheten, die es sonst meist nur mit der Nation als Nation, wenigstens mit einem Haupttheile derselben, dem bessern oder dem schlechtern zu thun haben, daß er den Israeliten nicht so fast als Theil der Nation und in derselben sich verlierend, sondern als einen, der ohne Rücksicht auf andere für sich zu hoffen oder zu fürchten, für sich Rechenschaft zu geben, und eine seinem besondern Verhalten angemessene Belohnung oder Strafe zu erwarten habe — zu betrachten pflege; wodurch er sich schon mehr der evangelischen Manier nähere, welche, wo von Lebensbesserung, Lohn und Strafe die Rede ist, nicht so fast Nationalwarnungen vortrage, als vielmehr sich an eines jeden Einzelnen Gewissen und sittliches Bedürfniß wende. Warum aber Hesekiel vor andern in diesen Ton falle, lasse sich zum Theil aus seiner und seiner Miterulanten Lage erklären, bey welcher sie in den Ländern ihrer Ueberwinder nicht so wol ein politisches Ganzes, als vielmehr einen Haufen einzelner, nur noch durch die Religion verbundener Menschen vorstellten, und wo also nicht mehr für Staatsangelegenheiten, desto mehr aber für das religiöse und sittliche Bedürfniß eines jeden zu sorgen war. Schön und treffend beweißt der Verf. S. 79 das Gottanständige und zweckmäßige in den Prophezeyhungen über ausländische Monarchien, daß gerade zu der Zeit, da Israel so tief, und selbst bis zum Verlust seines Landes herabgesunken war, und hieraus leicht nach der damaligen Denkungsart auch die Ehre seiner Schuzgottheit ein nachtheiliger

Schluß

Schluß gemacht werden konnte, Jehova von den Propheten mit einer solchen Zuversichtlichkeit als der, in dessen Hand auch jener grösten, Israel unterdrückenden, Monarchien Schicksal liege, durchgehends vorgestellt werde, daß sie es darauf ankommen lassen, daß eben die diesen Monarchien selbst bevorstehende Revolutionen die Wahrheit dessen bestätigen würden, was sie von Jehova, als Vorherseher und Regierer aller dieser Ereignisse sagten.

Viele Schwierigkeiten werden auf das glücklichste gehoben, wenn man bey den Propheten überhaupt das, was der Verf. S. 86 über Hesekiels Weissagungen weit entfernter Begebenheiten erinnert, immer im Auge behält, daß sich nämlich dem Propheten das Künftige nie anders, als mit einer gewissen Beziehung auf das damals Vorhandne, und aus demselben sich entwickelnd darstellte; nie als etwas abgebrochnes, das ausser allem Zusammenhang mit dem damaligen lag. "Selbst bey Weissagungen, die Jahrhunderte weit über des Proph. Zeitalter hinausreichen, wird man "finden, daß der geweissagte Gegenstand niemals nur so "blindlings aus dem Abgrund künftiger Begebenheiten gleich-"sam hervorgelangt, sondern als mit dem, was damals "geschah, in Einem fortgehend, oder doch demselben "gleichförmig vorgestellt wird. Was aber zwischen innen "lag, (es konnten Begebenheiten vieler Jahrhunderte seyn) "das zog sich bey dieser Vorstellungsart gleichsam zusammen, "der Zwischenraum konnte dem Seher nie so vorkommen, "wie nachher dem, der aus viel spätern Zeiten, bey sich nun "nähernder oder schon vorhandnen Erfüllung, auf des Pro-"pheten Zeit und Lage zurücksah." S. 130 131. macht der Verf. auf das unverkennbar Absichtliche im Traum Nebucadnezars und der Deutung desselben aufmerksam, das er darinn setzt "den an diesem Hof bisher unbekannten, (nicht eben ganz unbekannten) Gott Israels zu verherrlichen, und sein Vorherwissen im Gegensatz gegen alle vermeinten Orakel oder Geheimnisse der Magie vestzusetzen, wodurch dieses Gesicht dieselbe Wichtigkeit und Würde erhalte, welche jene früheren Auftritte in Aegypten gehabt haben, wo es offenbar auch um Beschämung abgöttischer Magier und Beschwörer, zur Ehre des Gottes Israel zu thun war." Mit Recht tadelt es Hr. H. beyläufig, daß man aus jenem Traumbild Anlaß genommen, die ganze Weltgeschichte, unschicklich genug, blos nach den vier Monarchien, zu ord-

2) Katholische Gottesgelahrtheit.

1. Frage: Ob die wahre Religion und Kirche zur Seligkeit allgemein nothwendig sey? Aus dem Wälschen übersetzt. Augsburg, in der Joseph Wolffischen Buchhandlung. 1788. 8. 94 Seiten.

2. Ueber das sittlich Gute. Von Sebastian Mutschelle, Hochfürstl. Freysingischen Geistlichen Rath und Canonikus zu St. Veit. München 1788. bey Joseph Lindauer, Buchhändler. 240 Seiten in 8.

3. Christliche Reden, welche von katholischen Predigern in Deutschland seit dem Jahr 1770 bey verschiedenen Gelegenheiten vorgetragen worden sind. Als ein merkwürdiger Beytrag zur Aufklärungsgeschichte des katholischen Deutschlands, gesammelt und herausgegeben von einigen Weltpriestern. Zweytes Bändchen. Heidelberg, in der Pfählerschen Universitätsbuchhandlung. 1788. 8. 194 Seiten.

4. Die ganze Christenlehre in Betrachtungen über den Katechismus, für jeden Tag des Jahrs. Ein für jedermann faßlicher Religionsunterricht, der zugleich Seelsorgern hinlänglichen Stoff zu Predigten darbietet. Verfaßt von einem Benediktinermönche der Abtey Ettenheimmünster. Mit Genehmigung des Hochwürdigsten Ordinariats. Augsburg, 1787. In der Joseph Wolffischen Buchhandlung. 591 Seiten in 8.

5. Erklärung der heiligen Schrift nach dem buchstäblichen und geistlichen Verstande. Aus den heiligen Vätern und andern bewährten Schriftstellern der Kirche gezogen, von Herrn le Maistre de Sacy Priester ꝛc. Aus der neuesten französischen Ausgabe, übersetzt durch einige Benedictiner in Banz. Erster Band. Augsburg, 1787. Im Verlage der Joseph Wolffischen Buchhandlung. 363 Seit. in 8. Zweyter Band. Das erste Buch Moysens XII. bis L Hauptstück. 1788. 491 Seiten. — Dritter Band. Das zweyte und dritte Buch Moysens. 1788. 700 Seiten, nebst LXXVIII. Seiten Vorrede.

6. Herrn Racine Kirchengeschichte. Aus dem Französischen übersetzt, nach der neuen, mit einigen Anmerkungen und Zusätzen vermehrten Ausgabe. VIII. Theil, welcher enthält das Dreyzehnte Jahrhundert. Wien, gedruckt und verlegt in der Johann David Hörlingschen Buchhandlung. 1788. 8. 434 Seiten. IX. Theil, welcher enthält das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts und den Anfang des vierzehnten. 398 Seiten.

7. Der Glaube des Selbstdenkers. Freyburg im Breisgau, 1788. Gedruckt mit Satronschen Schriften ꝛc. 237 Seiten in 8.

Der Uebersetzer von Nr. 1. findet, daß es viel unmenschlicher sey, die Nothwendigkeit eines einzigen wahren Glaubens zum Seligwerden zu leugnen, als sie strenge zu behaupten. Die nicht auf einen einzigen wahren Glauben als zur Seligkeit nothwendig bestünden, meinet er, müßten ja jeden falschen Glauben, als wahre Anwalde der Hölle in Schutz nehmen, und damit eine zahllose Menge von

Menschen ganz kaltblütig und gefühllos ihrem ewigen Untergange zueilen lassen, ja gar zueilen machen. (Vorrede) Und dies soll die Uebersetzte Schrift jedem unpartheyischen Leser vor den Verstand bringen, jedem nicht Unbesonnenen, Sorglosen ans Herz legen. Die Frage fällt natürlicher Weise bejahend aus, und der ganze Beweis davon beruhet auf dem kinderleichten Schluß: Eine Religion kann unter allen nur die wahre seyn. Diese einzige wahre ist die christkatholische, welche vom Anfang an für die allgemeine rechte Lehre von Kirchenvätern und Concilien erkannt worden. Also, wer selig werden will, muß nothwendig die christkatholische Religion haben, weil die andern falsch sind, denn Christus hat gesagt: Wer nicht glaubet, der ist verdammt; wer der Kirche nicht glaubt, der ist für einen Heyden und Publican zu halten. Und Paulus hat ewige Pein und Flamme dem angekündiget, der sich nicht dem Evangelio unterwirft. Hier ist kein Mittelweg, entweder katholisch, oder an die ewige Verdammniß. — Der Herausgeber wundert sich, wie Leute, die Philosophen seyn wollen, die Bündigkeit dieses Schlusses nicht einsehen können, der doch Schrift, Tradition und Vernunft für sich hätte. Auf andere Art, hält er mit dem Verf. dafür, wäre aus dem verworrenen Handel zwischen katholischen und unkatholischen Christen gar nicht zu kommen. Im Anfange ihrer unseligen Trennung hätten die Protestanten die Katholiken verdammt, ob sie gleich gegen andere Sektirer nachgiebiger gewesen wären. In der Folge hätten sie auch den Katholiken das Heil zugesprochen, wenn diese gleich auf ihrem Urtheil gegen jene unveränderlich bestanden wären. „Sind „wir (Katholiken) nun, heißt es S. 17. wegen des Widerspruchs der Glaubenssätze verdammlich, wie können andere „Sektirer, ja nachmals auch wir selbsten selig werden. „Können wir aber selig seyn, warum sind wir vorhin so vielmal verdammt worden und warum bleiben sie (die Protestanten) von uns durch eine so traurige und ärgerliche Spaltung getrennet? Das sind unauflösbare Räthsel." Wir wollen uns nicht die Mühe geben, sie ihm hier aufzulösen. Rec. schätzt und liebt jeden ehrlichen, nach seiner Ueberzeugung frommen Katholiken, als seinen gutgesinnten Mitchristen, und glaubt einmal mit ihm in einem seligen Himmel zusammen zu kommen. Aber deshalb wird er immer Protestant bleiben und nie katholisch werden, so wenig er das helle Zim-

mer

[illegible] eines großen Hauses, das er so lange gesund und glücklich bewohnt hat, darum verlassen und zu seinem Hausgenossen in einen etwas dunkelern Keller ziehen wird, weil er den ehrlichen Mann, der darinn wohnt, auch für gesund und glücklich hält? Wer nicht einsieht, daß keinem lebendigen Menschen auf Erden das Recht und die Befugniß zustehe, über eines andern Seligkeit oder Unseligkeit nach diesem Leben abzuurtheilen, auch keiner die Wahrheit Gottes von allem Irrthum unverfälscht hier besitze oder besitzen könne; nicht einsieht, daß aus allerley Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, ihm angenehm sey, daß Gott einem jeglichen vielleicht nicht nach kirchlichen Glaubenssätzen, sondern, wie Paulus sagt, nach seinen Werken vergelten werde — dem macht man auch nicht begreiflich, daß gute Menschen aus allen Religionssekten und Kirchenpartheyen nach diesem Leben zu höherer Gotteserkenntniß und Glückseligkeit aufsteigen werden. — Daß der Katholicismus aufhöre Katholicismus zu seyn, wenn er die Ketzer nicht mehr verdammt, ist bekannt, denn er hängt ganz an dem Dogma: Extra ecclesiam nulla salus. Katholiken mögen also noch tausend Schriften über die hier aufgeworfene Frage schreiben; sie werden alle übereinstimmend lauten, und die Antwort wird immer seyn: die katholische Kirche lehre allein die wahre Religion.

In Nr. 2. stehen viel schöne und gute Sachen. Vermuthlich sind sie aber wieder aus protestantischen Schriftstellern ausgeschrieben. Denn seitdem wir den Verf. mehr als einmal darüber betroffen haben, trauen wir ihm nicht mehr. Nur fällt es uns zu mühsam, seine Quellen nachzusuchen und aufzudecken.

Nr. 3. giebt allerdings einen angenehmen Beweis, daß das katholische Deutschland aufgeklärter zu werden beginnt, als irgend ein anderes katholisches Reich, und wir stimmen gern der Anmerkung bey, welche der Herausgeber zu der Predigt eines ungenannten Landgeistlichen gesetzt hat: „Die Aufklärung des Volks hängt von der Aufklärung der Volkslehrer ab." Je mehr Licht sich über die theologischen Studien verbreitet, je seltener Bigotterie, Verfolgungsgeist und Dummheit bey dem geistlichen Stande angetroffen werden: desto heller wird's auch in dem gemeinen Volkshaufen, desto sicherer fallen die Schuppen des Vorurtheils von den Augen des getäuschten Pöbels, und desto

[illegible] wieder sich der arme gegängelte Landmann [illegible] im Gefolge des ererbten Aberglaubens 106. — Deutliche Begriffe von Menschlichkeit, Religion und Bürgerpflicht — Geschäfte, gründliche und zusammenhängende Einsichten in das wahre und wesentliche der Andacht — thätiges Christenthum — verfeinerte Sittlichkeit — — Dies sind die herrlichen Früchte, die unter der pflegenden Hand eines einsichtsvollen und redlichen Volkslehrers zur reichen Aerndte für Kirche und Staat herausblühen. — Der ungenannte Verf. dieser Volkspredigt arbeitet zu diesem menschenbeglückenden Zwecke hin. Er eifert rühmlich wider eisgraue Vorurtheile, deren Ausbreitung und Erhaltung (trotz aller kirchlichen Gegenanstalten) wir unsern lieben Mönchen, mit und ohne Kapuze, zu verdanken haben.

No. 4 verräth keinen ungeschickten Mann. Der Unterricht, der in diesem Tagebuch dem gemeinen katholischen Christen über ihren Katechismus ertheilt wird, ist populär genug und besser, als man ihn in vielen ähnlichen Büchern findet.

Es ist unglaublich, wie viel seltsame, widersinnige Dinge in der Bibelerklärung des de Sacy, No. 5. enthalten sind. Alles, was nur je von Kirchenvätern, so schlechte Exegeten auch einige der berühmtesten unter ihnen waren, aus der Bibel heraus erklärt, und wiederum im mystischen, allegorischem Sinn in dieselbe hineingetragen worden; ist hier gesammelt. Daher denn die ungeheure Weitläuftigkeit, daß die Erklärung der drey ersten Bücher Moses schon drey starke Bände füllt. Wir wollen nur im Auszuge das einzige hersetzen, was über 1 Mos. 6. 15, 16. zum geistlichen Verstande dieser Stelle gesagt wird. „Gott „giebt dem Noe die Breite, Länge und Höhe der „Arche an. Die Breite bedeutet die Liebe, welche sich „jenen, die sich gegen sie zurückhaltend und verschlossen beweisen, keinesweges verschließt, sondern vielmehr gegen „dieselbe fortrücket und sich ihnen nähert. — Die Länge „bezeichnet die lange Erwartung einer demüthigen Seele, „welche nach dem Beyspiel der Kananiterin durch die Abweisungen, womit man sie behandelt, — sich keinesweges „ermüden läßt. — Die Höhe zeigt den Schwung einer „Seele, welche mit David sagt: Meine Augen sind „allezeit nach dem Herrn erhoben 2c. — Es „befinden sich in der Arche drey Stockwerke. Das un„ter

„[illegible], wo alle Thiere, auch die wildesten, wo Tieger
„und Löwen waren; das zweyte, wo Noe alles niederge-
„legt hatte, was zur Nahrung der lebendigen Geschöpfe,
„die in der Arche waren, dienen konnte; das oberste, wo
„er sich selbst mit seiner Familie befand, und wo er die Vö-
„gel verwahrt hatte. Jeder Christ kann die Arche auf diese
„Art, wie ein Bild seiner Seele betrachten. Das unterste
„und der meistens irdische Ort, der sich in der Seele befin-
„det, ist der Grund der Seele, wo dieser schreckliche Hang,
„der uns zum Bösen zieht, welchen wir die Begierlichkeit
„nennen, seinen Sitz hat, wo unsre Leidenschaften gebohren
„werden, welche — viel ungezähmter sind, als die wildesten
„Bestien selbst, und welche bereit wären, uns jeden Augen-
„blick zu zerreissen, wenn uns Gott nicht mit seiner mächti-
„gen Hand unterstützte. — Der zweyte Aufenthalt, den
„wir in unserer Seele betrachten können, und welcher auf
„das zweyte Stockwerk der Arche bezug hat, ist jener,
„welcher in sich alle thierische und natürliche Verrichtungen
„enthält. — Gleichwie Noe in diesem zweyten Stockwerk
„der Arche nicht wohnte, so müssen wir auch unser Herz
„an die Sorgen dieses thierischen und zeitlichen Lebens
„nicht anheften, sondern bloß jene Mäßigung gebrauchen,
„welche uns die Mäßigkeit vorschreibt. — Das dritte und
„oberste Stockwerk war jenes, wo Noe die Vögel einge-
„schlossen hatte, und wo er selbst wohnte. Die Vögel be-
„deuten durch den Schwung ihres Fluges und durch die
„Flügel, welche, nach der Meynung des heiligen Augustinus,
„die Figur der zweyfachen Liebe sind, sehr gut die geistli-
„chen Gedanken und heiligen Begierden. — Die drey Thei-
„le, woraus die Arche bestand, können auch nach dem heil.
„Augustin (der sehr häufig angezogen wird) drey verschiedene
„in der Gesellschaft der Gläubigen befindliche Abstuffungen ei-
„ner verschiedenen Tugend bedeuten. Der unterste Ort, wo
„alle Bestien waren, die zahm und dem Menschen unter-
„würfig sind, wie die Schaafe — und auch jene, die wild
„und grausam sind, wie die Löwen und Bären — wo alle
„diese Thiere dennoch mit einander lebten, ohne sich gegen-
„seitig zu schaden, kann bedeuten, was Jesaias sagt, daß
„in der Kirche die Löwen, Ochsen, Bären und Schaafe bey-
„sammen in den nämlichen Weidungen wohnen werden, d. i.
„daß diejenigen, welche von Natur aus höchst roh und wild
„wären, sich endlich, nachdem sie durch die Salbung des hei-
„ligen

Wäre das nicht geschehen, so wäre ja alles fein in seiner Ordnung geblieben, so wären auch zu unsern Zeiten nicht selbst in der katholischen Kirche freymüthige Leute aufgestanden, die soviel verderbliche Unruhen und Händel in der Kirche anrichten. Wer vor die schwarze Tafel des Herrn Saucier hintritt, da den Glauben des Katholiken und des Selbstdenkers neben einander lieset, und nun nicht einsieht, daß der Zustand der christlichen Kirche und Staaten, vor drey bis sechshundert Jahren viel glücklicher und wünschenswürdiger gewesen sey, als er es itzt ist, der muß warlich blind seyn.

Ueber die **Aussichten in die Ewigkeit** für den Katholiken und Selbstdenker, welche ein jeder für sich selbst leicht entdecken kann (denn Hr. S. verdammt keine Person insonderheit) hat der Verf. am Ende noch Beherzigungen angestellt, und **Schlußgedanken** hinzugefügt, die sich seine Antagonisten besonders mögen empfohlen seyn lassen. Auch unserer Bibliothek wiederfährt die Ehre, in den Schlußgedanken erwähnt zu werden. Hr. S. nennt sie da sehr witzig das neueste Halsgericht, wo die spätesten Enkel der erstern berichtigten Selbstdenker und Socinianer eines verbrannten Servet, Gentilis, Orkin u. a. m. das ihren Vätern angethane Unrecht mit den blutigsten Satyren und Beschimpfungen rächten. — Zum Beschluß des Ganzen sollten auch **Gesinnungen eines Katholiken gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts** folgen. Allein die wuchsen dem Verf. unter der Feder so heran, daß er sie zurückgelassen hat. Das Publikum hat sie noch zu hoffen, denn ihre Herausgabe ist nur verschoben, und darin soll noch eine desto ausführlichere **Schilderung der natürlichen, christlichen und katholischen Religion in Deutschland nach den Begebenheiten unserer Zeiten** aufgestellt werden.

Mb.

3) Rechts-

3) Rechtsgelahrtheit.

Oluf Gerhard Tychsen's Nachtrag zu des Herrn Oberconsistorialraths Teller, Beytrag zur neuesten jüdischen Geschichte, über die Streitfrage, ob der Ausdruck nicht bey der jüdischen Religion bleiben, nach jüdischen Sprachgebrauch heisse: die christliche Religion annehmen? Rostock und Leipzig, in der Koppenschen Buchhandlung, 1788. S. 96. 8vo.

Da die Gelegenheit zu diesem Streite aus der Recension der Tellerischen Schrift, als bekannt vorausgesetzt werden kann; so handeln wir nur von dem Nachtrag des Herrn Tychsen. Der Verf. hatte es nicht erwartet, daß man sein auf Verlangen (vermuthlich der Klägerinnen, obgleich es der Verf. nicht ausdrücklich sagt) in dem berühmten Moses Isaacschen Fideicommißproceß ertheiltes Gutachten in Berlin drucken würde. Da es nun einmal mit einigen Beylagen erschienen, und der Verf. dadurch sehr ins Gedränge gekommen ist: so will er gerne in dieser Sache, worinn er das erste Wort gehabt hat, auch das letzte haben, und empfiehlt sich seinen Gegnern, Lesern und Recensenten zum geneigten Wohlwollen. Das letzte Wort wird ihm wohl gerne gelassen werden. Nur muß er nicht glauben, daß er dadurch Recht behält. Denn wenn sich je ein Sachwalter einer unstatthaften Erklärung und Verdrehung schuldig gemacht hat: so hat es gewiß der Verf. gethan. Sogar auf dem Titelblatte ist die Streitfrage falsch vorgestellt. Die Ausdrücke nicht bey der jüdischen Religion bleiben und die christliche Religion annehmen, sind nicht gleichgeltend, und in dem Processe nicht dafür angesehen. Die Frage ist: Ob, wenn ein Jude, von dem es überdem bekannt war, daß er seiner, der Rabbanitischen Religion, eifrig ergeben war, die Verfügung macht, daß seine Kinder, im Falle sie nicht bey der jüdischen Religion bleiben, gewisser Vortheile entbehren sollen, die nachher zur christlichen Religion übergetretenen Kinder nach dem Sinne des Testators, und nach dem

gemeinen Sprachgebrauch, für, bey der jüdischen Religion gebliebene zu halten sind? Tychsen bejahet diese Frage; Teller, und die gesunde Vernunft verneinet sie. In dem ersten Abschnitt hat der V. das Geschichtliche des Processes angeführt; in dem 2ten Erinnerungen über die Tellerischen Einwürfe vorgetragen, im 3ten gewisse von Teller aufgeworfene Fragen beantwortet, im 4ten einige Lohnsteinischen Einwürfe beleuchtet. Sein Gutachten, dieses πρωτον ψευδος ist dem ersten Abschnitt einverleibt. Wie wenig er die einem solchen Gegner, wie Teller ist, schuldige Hochachtung zu beobachten weiß, siehet man daraus, daß er ihm S. 78 Unsinn vorwirft, weil er gegen ihn die Feder ergriffen hat, und S. 63 auf die von Teller aufgeworfene Frage: ob auch umgekehrt ein Christ, der zum Judenthum übergehe, ein Christ bleibe, so wie von einem Juden, der zum Christenthum übergeht, behauptet worden ist, daß er noch ein Jude bleibe, seinem Gegner räth, den Versuch zu machen, und abzuwarten, ob ihm die Juden erlauben werden, den Christennamen zu führen. Der Rec. denkt nun, die Juden werden dieß nicht thun, und dieß ist ein neuer Beweis wider Tychsen.

Von der Art, wie Herr Tychsen gemachte Einwürfe bestreitet, mag folgendes zum Exempel dienen. Er hatte die altjüdische oder die eigentliche jüdische Religion eingetheilt in die christliche, kanitische und rabbanitische. Teller hatte die Richtigkeit dieser Eintheilung angefochten, und behauptet, daß sie bisher noch keinem eingefallen wäre. Tychsen antwortet darauf, (wie bündig mag der Leser selbst beurtheilen) Muß denn just Herr Teller, wenn er seine Predigt in 3 Theile eintheilet, diese Eintheilung, im Fall sie gültig seyn soll, von andern entlehnen? — Teller hatte von Tychsen verlangt, daß er nur Eine Stelle aus einem Buche eines Rabbaniten aufweise, worinn Christen unter Glaubensbrüder der Juden gesetzt werden. Er beruft sich auf Moses Mendelssohn, der die Christen Brüder genannt habe. Kann man absurder antworten? In der a. St. Jerusalem B. 2. S. 131 hat freylich Moses die Christen Brüder und Mitmenschen angeredet, aber doch gleich darauf des Unterschiedes beyder Religionen erwähnet. Aber Banel, worauf sich Tychsen auch beruft, saget nur, daß Christen und Israeliten in einigen Glaubensartikeln übereinkommen. Welcher vernünftiger Jude oder

Christ

[illegible] hat Teller jemals geläugnet? — Tychsen behauptet: Von einem zur christlichen Religion übergetretenen rabbanitischen Juden kann es nicht heissen, daß er nicht bey der jüdischen, d. i. der altestamentlichen von Christo wiederhergestellten Religion geblieben sey. Wir wollen, um kurz zu seyn, diesen Satz, so viel sich auch dagegen erinnern ließ, zugeben. Was wird denn aber zur Erklärung der testamentarischen Clausel dadurch gewonnen? Wenn ein orthodoxer rabbanitischer Jude von Nicht-Bleiben bey der jüdischen Religion spricht, so wird er doch gewiß nicht die alte von Christo wiederhergestellte Religion, das ist, die christliche sich darunter gedenken? Teller hatte also Recht, daß er die Clausel von jetzigem Judenthum erklärte, wenn auch gleich das Wort jetzige nicht darinn steht; denn dieses war, ehe Tychsen über das Testament Sophistereyen anfieng, ganz unnöthig und überflüssig. Doch wir sagen mit Tychsen am Ende seiner Schrift: Ohe jam satis est. Einige Nachrichten von dem Betragen dieses Mannes gegen Juden, haben wir mit Vergnügen gelesen, und wir gestehen, daß sie seinem Charakter Ehre machen. Möchte er doch den übeln Eindruck, den sein Gutachten, und die wiederholten Vertheidigungen desselben bey dem lesenden und denkenden Publikum gemacht haben, durch anderweitige Beyträge zur neusten Geschichte der Juden, wozu, wie wir glauben, er vieles [illegible] in Händen hat, auslöschen!

Ernestus Fridericus Hallacher, Sommerhusanus Limburgicus, Principia juris Romani de praescriptione criminali, junctis cogitatis nonnullis de abrogatione ejus suadenda. Erlang. 1788. 52 S. in 4.

Auf den 22 ersten Seiten werden die Grundsätze des Römischen Rechts und der heutigen Praxis über die Verjährung der Verbrechen vorgetragen; meistens richtig, aber ohne neue Aufklärungen; die Anfangszeit dieser Verjährung ist nicht genau bestimmt, wenn sie der Verf. auf die Begehung oder Vollziehung des Verbrechens setzt; erst von Zeit des geendigten Verbrechens muß sie gerechnet werden, und die Wichtigkeit dieser Bestimmung fällt besonders bey den

Verbrechen der mehrfachen Ehe, der Unterschiebung einer falschen Geburt, und andern Fällen, das Falsum am meisten auf; so ist auch nicht berührt, daß die Fortsetzung oder Wiederholung eines Verbrechens die Verjährung hindere. In dem zweyten Theil, welcher die übrigen Blätter einnimmt, behauptet der Verf. die Meynung, daß die Verjährung der Verbrechen der Gerechtigkeit, der Billigkeit, und den Grundsätzen einer vernünftigen Gesetzgebung zuwider sey; welches gut, auch mit Widerlegung der von andern für die Verjährung angeführten Gründe, ausgeführt ist. Der Verf. berührt und beantwortet zwar den Einwurf, daß nach einem langen Zeitverlauf die Beweise des begangenen Verbrechens und seines Urhebers, schwer zu erhalten seyn; allein die weit wichtigern Zweifel, daß der Beschuldigte die Beweise seiner Unschuld und Einwendungen verlohren habe, daß auch, wenn er gesteht, nach einem Verlauf von vielen Jahren die Richtigkeit seines Geständnisses nicht mehr sicher geprüft werden kann, hat er mit Stillschweigen übergangen; wenn übrigens der wichtigste Grund dieser Verjährung darinn liegt, daß die Vollziehung der vom Gesetz verordneten Strafen hauptsächlich wegen der schlimmen Folgen der Straflosigkeit nothwendig ist, diese Folgen aber meistens hinwegfallen, wenn nach geendigtem Verbrechen die ganze Verjährungszeit verflossen ist, so scheint der V. auf die Wichtigkeit dieses Grundes nicht genug Rücksicht genommen zu haben. Am Ende lenkt der V. dahin ein, daß er zugiebt, daß, wenn nach einem langen Zeitverlauf nicht mehr alle Endzwecke der Strafen zu erreichen sind, die Strafe zu mildern sey, und so möchte eine Vereinigung mit seinen Gegnern nicht sehr weit entfernt seyn.

Ga.

Betrachtungen über Materie der Senate des Kaiserlichen und Reichs-Kammer-Gerichts. Erstes Stück. Regensburg, 1788. Bey Johann Leopold Montags sel. Erben. 8. 172 Seiten.

In dem Vorberichte hat sich der Kur-Braunschweigische Comitialgesandte, Freyherr von Ampteda, als Verfasser unterzeichnet. Bekanntlich sind aber die, die Einrichtung

[illegible]ung der Senate betreffende Art. 20 und 21, des neuesten Reichsschlusses von 1575. bey dem Kaiserlichen Reichs-Kammergericht verschiedene Zweifel entstanden, wodurch dasselbe, nachdem es im Jahr 1785. mit möglichster Beobachtung seines buchstäblichen Inhalts, gewisse provisorische Anordnungen getroffen hatte, in verschiedenen an das Reich erstatteten gutächtlichen Berichten, um authentische Erklärung und nähere Bestimmung von Seiten der gesetzgebenden Gewalt, zu bitten veranlaßt würde. Seit dem Anfang gegenwärtigen Jahres stehen nun die Gegenstände dieser Berichte bey der Reichsversammlung in lebhafter Berathschlagung. Unter den aufgestellten sechs Deliberationspunkten, welche in der Einleitung dieses Werks angezeigt sind, enthält der erste die Frage:

Ob die Stelle des Reichsschlusses: „daß die Definitivsachen und Interlocutoriae vim definitivae habentes nicht anderst, als in Beyseyn von sechs „Beysitzern abgeurtheilt werden sollen; so zu verstehen sey, daß dergleichen Sachen auch nicht von mehr „als sechs Beysitzern — bey den, aus resp. 8 und „9 Beysitzern bestehenden Senaten — referirt werden können, oder ob die Zahl von sechsen nur als die „gestattete geringste Anzahl anzunehmen sey?"

Diese Frage hat seit der Zeit schon verschiedene Privat-Untersuchungen auf beyden Seiten veranlaßt, und gegenwärtige Betrachtungen gehören unter die Zahl derselben, obgleich der Herr Verfasser sie, nach dem Vorbericht, zum unmittelbaren Behuf der Commitialberathschlagungen, jedoch nur in einer deswegen gehaltenen vorläufigen Privat-Conferenz, zuerst entworfen hat. Von einem Manne, der durch die Stelle, an der er steht, schon so stark die Vermuthung der gründlichen und vollständigen Sachkenntnis für sich hat, und der überdies, durch seine bisherigen Werke bereits als ein scharfsinniger und gelehrter Schriftsteller bekannt, mithin in allem Betracht, als competenter Richter in dieser Sache legitimiret ist, war nicht anderst zu erwarten, als daß er die Beschaffenheit des Streits richtig darstellen, die Gründe für und wider, vollständig und unpartheyisch entwickeln, und ein Beyfallswürdiges Resultat vor Augen legen würde. Seine Meynung ist für die Beybehaltung der voll- (8 und resp. 9) stimmigen

Senate in allen Judicial-Definitivsachen. Nach einer vorausgeschickten kurzen Uebersicht der Geschichte der Senate, und der darauf sich beziehenden Reichsgesetzgebung seit dem Anfang des Kammergerichts, zeigt er zuerst aus den Visitations- und Reichstagsverhandlungen, welche dem Reichsschluß von 1775 vorhergegangen sind, daß die Absicht der sämmtlichen drey Reichscollegien, in Ansehung des gedachten Gegenstandes, keine andre war, als daß die Zahl von sechs Beysitzern in Definitivsachen, als die geringste, angenommen, dadurch aber keinesweges die größere, von acht oder neun, ausgeschlossen werden, sondern vielmehr diese die Regel bleiben sollte; daß aber in dem fürstlichen Project Conclusi die Sache, aus Nachläßigkeit undeutlich, oder vielmehr unrichtig ausgedruckt worden, und dieser Ausdruck nachher, ebenfalls unabsichtlich und blos aus Unachtsamkeit, in den Reichsschluß eingeflossen sey. Er zeigt ferner, daß dieß den ältern Reichsgesetzen gemäß sey, und daß endlich das Kammergericht selbst, in seinen gethanenen Anträgen, so wie die bewährteste neuere Staats-Rechtsgelehrte, mit ihm gleicher Meynung seyen. Mit diesen, sehr einleuchtend ausgeführten hermenevtischen Gründen, verbindet er noch verschiedene politische, die aus der Natur der Sache genommen, und in sofern als sie der gesetzgebenden Gewalt selbst vorgelegt werden, allerdings die wichtigsten sind. Die große Wichtigkeit der Gegenstände, über welche oft in Judicialsachen, beym Reichskammergericht definitive, zu entscheiden ist, erfordert reife Prüfung, und ein gewisses feyerlicheres Ansehen des Gerichts, dem diese Entscheidung überlassen ist. Beydes wird durch eine größere Anzahl der Beysitzer befördert, und es giebt wenig Oberste-Landesgerichte in Deutschland, die mit einer geringern Anzahl von Beysitzern, als dieser, besetzt wären. Der weite Umfang der Reichsgerichtlichen-Gerichtsbarkeit, und die Mannigfaltigkeit der Gesetze, Verfassungen und übrigen rechtlichen Verhältnisse, die in den so vielen und verschiedenen dieser Gerichtsbarkeit unterworfenen Ländern und Provinzen, statt finden, erfordert bey den Richtern ein großes Maaß von Einsichten, und eine große Summe von allgemeinen sowohl, als localischen Kenntnissen. Es ist also sicherlich nicht zu viel, wenn man, in vorkommenden streitigen Fällen, acht oder neun Mitglieder des Gerichts in den Stand setzt, sich darüber ihre Einsichten und Kenntnisse mitzutheilen. Es

bleibt

bleibt freylich immer wahr, daß der innere Werth eines Richterspruchs nicht von der Menge, sondern von der Güte der übereinstimmenden Meynungen abhängt, und daß das Urtheil eines einzelen Sachverständigen und unpartheyischen Richters mehr werth seyn kann, als das, nach der Mehrheit der Stimmen berechnete, Resultat der Berathschlagungen eines ganzen zahlreichen, aber aus schwachen oder unwissenden Mitgliedern zusammengesetzten Collegii: aber da man doch annehmen muß, daß der größte Theil der Mitglieder eines so ansehnlichen höchsten Reichsgerichts aus sachverständigen und rechtschaffenen Männern besteht; so ist immer die Wahrscheinlichkeit einer richtigen Entscheidung, bey der größern Anzahl von Urtheilern größer, als bey der geringeren. Mit diesen und andern ähnlichen Gründen widerlegt der Herr Verfasser, in dem letzten Theile seiner Untersuchung, hauptsächlich eine, über diesen Gegenstand erschienene Schrift, die, unter dem Titel: Briefe und Abhandlungen, über die jetzige Verfassung des Kaiserlichen- und Reichs-Kammergerichts, die entgegengesetzte Meynung zu vertheidigen sucht.

Uebrigens ist auch eine reine und richtige Schreibart und die edle Bescheidenheit, mit der der Herr Verfasser seine Meynungen vorträgt; und andern Schriftstellern, selbst seinen Gegnern, Gerechtigkeit widerfahren läßt, ein Vorzug dieser lesenswürdigen Abhandlung. Er verspricht in dem folgenden Stücke auch über die übrige, die Materie der Senate betreffende Deliberationspunkte, seine Gedanken mitzutheilen; und jeder Sachverständige würde gewiß der Erfüllung dieses Versprechens mit Verlangen entgegensehen, wenn nicht der Umstand, daß seitdem, durch ein, schon öffentlich bekanntes, am 29sten Junii dieses Jahrs, zu Stande gekommnes Reichsgutachten, die ganze Sache, und zwar, was den ersten Punkt betrift, dem Antrage des Herrn Verfassers gemäß, so gut als entschieden worden ist, alle weitere Untersuchungen über diese Gegenstände unnöthig machte.

Im.

Promtuarium iuris novum etc. Edit. *Ioh. Ernst Müller*. Tom. VIII. Lips. apud Fritsch 1788. 2 Alphab. Medianoktav.

Herrn Sekretär Müller fährt mit dem rühmlichsten Fleiße fort, nicht etwa blos locos communes (wie mancher, der das Buch nur obenhin ansieht, denken mag) für die Juristen zusammen zu tragen, sondern einen Vorrath der brauchbarsten Rechtswahrheiten nach alphabetischer Ordnung zu sammlen, bey streitigen Fragen oft Gründe und Gegengründe nebeneinander zu stellen, und sein Urtheil beyzufügen. Dieser Band geht von mutuum bis pontonem, und ist eben so gut als die vorigen ausgearbeitet.

Am.

Bertochii Promtuarium iuris post Car. Ferd. Hommelium curavit *Chr. Aug. Günther* Jur. Doct. et Prof. publ. in acad. Helmstad. Tom. I. (3 Alphab.) Tom. II. (3 Alphab. u. 7 Bogen) Lips. 1788. apud Fritsch.

Da das Müllerische Promtuarium dem Plane nach nur sechs Bände stark werden sollte, und jetzt in dem achten Bande der Buchstab P noch nicht völlig geendigt ist, so übertrug der Verleger des Müllerischen Buchs Hrn. Prof. Günther die Besorgung eines kürzern Werkes dieser Art. Der hat den Auftrag so gut besorgt, als man es nur immer verlangen kann. Die Grundlage ist das alte Bertochische Promtuarium, aber sehr verbessert und zweckmäßig vermehrt. Gar recht war es gethan, daß Hr. G. nur Gesetze und Observationen, Decisionen, Gutachten, keine systematische Schriften angeführt hat. Aber was mögen es wohl für Consilia Helmstadiensia seyn, die er laut der Vorrede gebraucht haben will?

Am.

Georg

Georg Christoph Neller Opuscula omnia, Vol. I pars posterior. Colon. ad Rhen. et Lips. apud Imhof 1788. mit dem ersten Theil zusammen 526 S. in Großquart.

Dieser zweyte Theil enthält Opusc. XVI. de iurisprudentia Trevirorum Belgica; XVII. de iurisprudentia Trevirorum sub Romanis; XVIII. sub Francis; XIX. sub Germanis; XX. Repetitio discursiva cap. I. X. de iuramento calumniae pars prior; XXI. pars posterior; XXII. de positionibus; XXIII. de iuramentis dandorum et respondendorum apud Treviros sublatis calumniae et malitiae hactenus retentis; XXIV. collectio methodica SS. canonum et legum praecipuarum ad libri II. Decretalium Tit. IX. de feriis. Ueber den Werth der Nellerischen kleinen Schriften haben wir uns schon bey der Anzeige des ersten Theiles geäußert.

Am.

Reichsritterschaftliches Magazin, herausgegeben von Johann Mader, Hochfreyh. Kniestedtischen Konsulenten und Oberamtmann. Zehenter Band. Frankfurt und Leipzig 1788. S. 656. ohne das Register. 8.

I. Erörterung der Rechtsfrage: ob die Zinsen von Kapitalien bis zur Zeit der Eröfnung eines förmlichen Concurses, oder bis zur Zeit der wirklichen Heimzahlung der Kapitalien fortlaufen, und zuzuerkennen: auch was dißfalls in Debitsachen des unmittelbaren freyen Reichsadels Rechtens sey? von F. A. H. R. R. K. S. (der Verf. tritt der erstern Meynung bey, doch mit Ausnahme der hunmittirten Gläubigern.) II. Gedanken über die Bedeutung des Worts Burgstall, von S. W. Oetter. III. Zusätze zu der Moserischen Geschichte der R. Ritterschaft, unter Kaiser Matthias bis Joseph II. IV. Kemmerichii (Diet. Herm.) Progr. de iure Foresti Nobilibus Imper. Immediatis quoque competente. Jena 1736. 4. V. Schick (Io. Wilh.) D. de Retractu equestri contra manus mortuas non praescriptibili. Gießen 1783. 4. VI. Bregler (Ph. Fr.)

[illegible] des Markgrafthums Oberlausitz aus [illegible] Landes- und Provinzialgesetzen, auch andern öffentlichen Urkunden, erläutert. Herausgegeben von Benjamin Gottfried Weinart, gräflich hoimscher Gerichtsdirector. Zweyter Theil. Dresden und Leipzig, bey Breitkopf u. 1788. 430 Seiten gros Octav.

Dieser zweyte Theil ist nach derselben Materienordnung, wie der erste, der 1785 erschien, eingerichtet, und kann als ein Supplement desselben angesehen werden. Die in dem gegenwärtigen Theile gesammleten Stücke sind größtentheils praktisch, und der Anhang enthält mehrere rechtliche Entscheidungen über streitige Fragen aus dem oberlausitzischen Lehnrechte. In den abgehandelten Materien findet man nicht nur eine zweckmäßige Literatur, sondern auch wichtige Urkunden, die in Reversen, Verträgen, Lehnbriefen, Verordnungen, Rescripten u. s. w. bestehen, aus welchen die vorgetragenen Sätze erläutert und erwiesen werden. Als etwas besonders bemerken wir, daß nach der oberlausitzischen [illegible] den Töchtern auch von Lehen der Pflichttheil gebühret, daß die Lehnsfolge durch testamentarische Dispositionen verändert werden kann, daß die Vasallen die [illegible] Lehngüter [illegible] ohne Einwilligung der Lehnsherrn auf alle Art und Weise, unter den Lebendigen zu veräußern, [illegible] Rittergüter acquiriren können u. s. w. Am Ende ist die Summe der gesammten Ritterpferde des Fürstenthums Görlitz und zugehörigen Kreise, welche in 83 Pferden bestehe, [illegible]. Die ganze Arbeit des Verfassers ist übrigens ein schätzbarer Beytrag zur Kenntniß der Provinziallehnrechte.

Dl.

Patriotische Gedanken über Raub und Diebstahl, von D. Christian Wilhelm Wehen, des fürstl. mainzischen Provinzialgerichts Assessor und Lehrer der Rechte in Erfurt. Gotha bey Ettinger, 1788. in 8. 120 S.

Finden wir gleich diesen Gegenstand nicht ganz erschöpft, manche Gedanken und Vorschläge nicht scharf, nicht richtig, nicht ausführbar; hätten wir gleich gewünscht, daß der Verf. hier und da einen ruhigern Ton gehalten, einen weniger gezierten Styl geführt haben möchte; ist gleich ein und anderes anderwärts schon weit besser gedacht, geschrieben und sogar zum Theil ausgeführt: so ist doch zuerst die edle Absicht des Verf. und dann die Arbeit selbst im Ganzen und nach des Verf. Standort betrachtet, sehr zu loben.

Hr. W. will durch seine patriotische Gedanken dazu beytragen, daß des Raubs und Diebstahls, also von einer Seite des menschlichen Elends, weniger werde. Zu dem Ende räth er, vorzüglich dem Luxus zu steuern, und die Armuth zu unterstützen; nach einigen sehr unbedeutenden Aeußerungen über Beweise und Untersuchungen, macht er eine Classification der Raub- und Diebstahlsfälle, schlägt verhältnißmäßige Strafen vor, und vergleicht endlich seine Gedanken mit der peinlichen Halsgerichtsordnung und Praxis.

Die Gedanken vom Luxus haben den Rec. am wenigsten befriediget. Derselbe ist an sich eher eine Quelle der vielerley Gattungen von Betrügereyen, als des Raubs und Diebstahls, und die Vorschläge, welche Hr. W. zur Hemmung des Luxus macht, sind entweder ganz unausführbar, oder nur so, daß die viele Tausende, welche bey ihrem Aufwande weder stehlen noch rauben, noch betrügen würden, nothwendig um weit weniger schlechten Willen auch leiden, und in ihrer natürlichen Freyheit gestöhrt werden würden, das noch nicht einmal gerechnet, was eine gewaltthätige, unvernünftige, partheyische Obrigkeit mit solchen Mitteln in der Hand despotisiren, den Menschen den erlaubtesten Genuß ihres Lebens verbittern könnte. — Menschenfreunde! was ihr thut, thut nur keine Vorschläge zu Einschränkung der natürlichen Freyheit des Menschen. Er muß im bürgerlichen Staate ohnehin so vieles um des gemeinen Besten willen aufopfern, oft mit Recht (und das thut dann jeder Vernünftiger gern), noch häufiger

[illegible] Elend, vorzüglich Salzmanns Carl [illegible]

Die Vorschläge des V. zur Unterstützung der Armuth zeugen von einem edlen Gefühle. Möchten sie realisirt werden! Doch hier und da fängt man lang an für die Armen zu sorgen, und wie gut wirds seyn, wenn, wie in Canaan [illegible] Deutschland kein Bettler mehr seyn wird! Daß alsdann auch die Dieberey unterbleiben würde, [illegible] einem Zweifel unterworfen. Wer eben so wenig [illegible] ist es, daß dessen ungeachtet der Diebereyen und Räubereyen so wenig nicht merklich weniger seyn würden, als man nicht gemeinschaftlich auch für die viele herrenlose Horden sorgt, welche niergends zu Hause sind. Etwas, worauf Hr. M. vorzüglich hätte Rücksicht nehmen sollen. Rec. weiß aus Akten und Erfahrung, daß deren besonders im Oberdeutschland viele Hunderte, daß sie von der Schweiz bis nach Bayern und über den Rhein zerstreut sind, ordentliche Verbindungen untereinander haben, oft nur durch alte Weiber untereinander correspondiren, als Pfannenflicker, Zäuner, Korb- [illegible], Jäger, Musicanten, Besen-, Bürstenbinder und dergl. überall herumstreifen, alles ausspähen, stehlen, einbrechen, rauben und morden. — Was macht man für Anstalten gegen sie? — Man streift, wenn was gestohlen worden ist, man stößet eins, so viel man ihrer bekommt, [illegible] gegen sie, einige mit vieler Mühe und Kosten bald [illegible], bald keine; in jenem Falle hängt oder rädert man einen oder den andern, wirft einen oder den andern ins Zuchthaus, setzet auf Lebenslang; die andern jagt man fort aus dem Lande oder Kreise, sie flüchten wirklich in ein anderes Land, da wird aber auch gestreift, nun gehen sie wieder dahin, wo sie zuerst waren, und treiben ihr voriges Handwerk, müssen es auch wohl treiben, weil sie nicht nur nichts besseres gelernt haben, sondern auch besonders, weil man sie überall hinausstößt, ohne Menschengefühl handelt [illegible]. Wild gehen sie, und ohne Wunder sind sie auch wieder Feinde des Staats! — Wird eines, nachdem es sich lange durch Stehlen und Betteln durchgebracht hat, krank oder alt, nun da ist es oft erbärmlich, wie eine solche Person auf den sogenannten Bettelkarren herumgeschleppt wird. Manche Armen- und Polizeyanstalten beschließen, das fremde Gesindel von den Grenzen abzuhalten und einzufangen — (Unmöglich.)

oder

[illegible]nde Vollzieher der Gesetze läßt den fremden Kranken
[illegible] Sturm und Kälte fortweisen, oder wol gar heimlich
auf fremde Gemarkung hinlegen u. s. w. Raum und Zeit
gebrechen dem Rec., diese schreckliche Bilder auszumahlen.
Kurz, wenn unsere Armenordnungen fortfahren, nur für
den einheimischen Armen zu sorgen, wenn unsere Polizey
nicht auch einmal für die Vaganten und ihre zahlreiche Kin-
der sorgt, wenn die bisherige Polizey- und Armenanstalten
nach und nach allgemeiner und mit mehrerem Nachdruck ein-
geführt werden sollten, wenn man fortfährt, Vaganten nir-
gends auf- und anzunehmen: was können und müssen die
viele Hundert, woraus sie bestehen, endlich anfangen? ——
Man rechne, was in einem einzigen Dorfe, aller Poli-
zeyanstalten ungeachtet, an Geld und [illegible] das ganze
Jahr durch auf solches Gesindel gehet, und wenn der Bauer
nur, [illegible] theils aus Mitleiden, grösten Theils aber aus
Furcht für Gewalt und gröserm Schaden so hingiebt, der
Obrigkeit gäbe, was es im Ganzen ausmachen würde? —
Nun nehme man ein Land von nur 40,000 Familien;
20,000 sollen als selbst arm ganz frey seyn. Von den übri-
gen Familien soll die Hälfte täglich nur einen Pfennig, ein
Viertel, als wohlhabend, täglich zwey Pf. und das andere
Viertel, als reich, täglich 4 Pfennige geben, so hätte man,
4 Pf. zu einem Kreuzer gerechnet, eine Einnahme von
60,000 Fl. jährlich. — Wie viele Menschen lassen sich mit
dieser Summe unterbringen? — Und wenn die [illegible]
Kreise mit einander gemeinschaftlich handelten, würden sie
alle Vaganten mit der Hälfte von dem, womit diese Leute
das Land nur durchs Betteln brandschatzen, reichlich ver-
sorgen können! — Leider muß Rec. nun abbrechen. K.

Th.

Magazin für das Kirchenrecht, die Kirchen- und Gelehrtengeschichte, nebst Beyträgen zur Menschenkenntniß überhaupt. Herausgegeben von G. W. Böhmer. Göttingen, Vandenhök und Ruprecht, 1788. Zweyten Bandes 1stes und 2tes Stück. 320 S.

Im ersten Stück zeichnet sich vor den übrigen aus, No. 1. „Ein Wort an das deutsche Reich, die deutsche Kirche und den Kayser, über die Cardinalswür-

4. de

de deutscher Bischöfe. Zugleich ein Aufschluß über andre römische Ehrentitel und Stellen." Im zweyten Stücke, kommen fürstlich Nassau-Diezische und gräflich Wiedrunkelische Kirchenverordnungen vor; auch unter den übrigen Artikeln sind mehrere lesenswerth; doch könnte der Herr Herausgeber in der Auswahl noch strenger seyn.

Lb.

De probabilitate vitae, eiusque usu forensi commentatio prior, quae maxime theoriam ex[illegible] stationis vitae antiquitati vindicat, [illegible] Aug. Schmelzer D., Goettingae 1788. [illegible] 1 halben Bogen, 8.

Die Absicht des Verfassers ist, zu zeigen, daß die Ulpian in L. 68. D. ad Leg. Falcid. aufgeführte Regel, um die künftige Lebensdauer für jedes Alter wahrscheinlich zu bestimmen, vermuthlich nach Anleitung der römischen Census-Register gebildet worden sey, daß [illegible] ansehnlich [illegible] die beste Vermuthung für die Zuverlässigkeit der gedachten Regel erzeuge, und daß eine nähere Untersuchung sich auch wirklich finde, [illegible] sicher und [illegible] gegründet, auch mit der neuern Berechnung ziemlich übereinstimmend sey. Die ganze Schrift verdient das Lob einer wohlgerathenen, mit Nachdenken und vieler Kenntniß abgefaßten Arbeit.

Kf.

Archiv für die theoretische und praktische Rechtsgelehrsamkeit, herausgegeben von Theodor Hagemann und Christian August Günther. Zweyter Theil. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung, 1788. [illegible] Seiten in Octav.

Der zweyte Theil dieser schätzbaren Sammlung zeichnet sich, gleich dem ersten, durch verschiedene wohlgerathene, und interessante Aufsätze aus; obgleich der Recensent gesehen wünscht, daß die Herausgeber einigen, minder erheblichen Beyträgen, die Aufnahme wohl hätten versagen mögen. 1) Ueber die Verwendung des Kirchenvermögens.

Wird

und aus dem Gesichtspunkte, daß die Kirchengüter ein
Eigenthum, nicht des Landesherrn, noch des Staats, son-
dern der Kirche, als einer besondern Gesellschaft sind, nach
allgemeinen Grundsätzen erörtert, wobey wir aber Nichts,
was Andere noch unbemerkt gelassen hätten, wahrgenom-
men haben. **II) Ob die bey einem, von mehreren
Unterschriebenen Wechsel, die Prolongation des Ei-
nen, auch in Absicht der übrigen, die Wechselver-
bindlichkeit verlängere? von P.** — Siegel behaup-
tet, daß, wenn mehrere einen Wechsel ausstellen, es genug
sey, wenn Einer die Prolongation unterschriebe, und daß
dadurch die Verbindlichkeit der andern gleichfalls dergestalt
erneuert werde, daß diese eine, sonst nach dem ersten Zah-
lungstage schon eingetretene Verjährung, nicht vorschützen
könnten. Diese Meynung ist schon manchem Anwalde sehr
willkommen gewesen, hat schon manchen Richter verleitet,
und dient zum Beweise, wie sehr Rechtslehrer von einigem
Rufe für gewagte Sätze sich hüten müssen; indem sie immer
darauf rechnen können, daß sie von diesem oder jenem in der
Anwendung sehr gemißbraucht werden können. Der Verf.
widerlegt den angeführten Satz sehr bündig, und zeigt, daß
L. 18. D. und L. 5. C. de duobus reis denselben keinesweges
unterstützen, (wie denn auch an sich schon das römische Recht
in Wechselsachen der Regel nach ganz ausser Anwendung ist.)
**III) Ob und in wiefern der in, oder unter einem
Wechselbrief nur mit Anfangsbuchstaben gesetzte
Vorname des Trassaten oder Ausstellers der Wech-
selklage hinderlich sey? — von P.** Der Richter kann
die Klage aus einem solchen Wechsel nicht von Amtswegen
verwerfen, sondern muß erst die Antwort des Beklagten,
und, ob dieser den Wechsel anerkennen will, erwarten.
Schützt hingegen der Beklagte exceptionem non compe-
tentis actionis, tamquam litis ingressum impedientem,
vor; so muß er damit gehört werden, und die Strenge
des Wechselprocesses fällt weg, weil die Person des Schuld-
ners ungewiß ist. Die Abhandlung ist gut geschrieben; doch
wäre es wohl nicht undienlich gewesen, wenn der Verf. auf
des Hommels Rhapsod. observ. 645 und F. A. Hommel
programm. Quatenus in processu executivo locum habeat
documentum, nomen debitoris non adcurate exprimens,
einige Rücksicht genommen hätte. **IV) In wiefern ist
die Unterschrift mit geführter Hand, mit der eigen-**

händigen bey Sterbeverordnungen von gleicher rechtlicher Wirkung? — Vom Herrn Reg. [illegible] Semler zu Magdeburg. Wird in dem Falle, da der Testirer weder ein Blinder, noch Schreibens unerfahren ist, sondern bey sonst freyen Willen, wegen körperlicher Schwäche zu schreiben behindert wird, für die Gültigkeit des Testaments entschieden. V) Erörterung der Frage: In wie fern kann ein, nach dem Tode des Erblassers nicht mehr vorhandenes Testament, durch den noch möglichen Beweis seines wesentlichen Inhalts, seine ursprünglich gehabte verbindliche Kraft behalten. — Von Ebendems. Betrift eigentlich den Fall, da ein Testament bey Lebzeiten des Testirers, ohne daß dieser seinen Willen geändert hätte, zufällig verlohren gegangen ist. Die Zuläßigkeit des Beweises hat kein Bedenken, wenn der schriftliche Aufsatz eines an sich mündlich errichteten, oder wenigstens den Zeugen vorgelesenen Testaments nicht mehr vorhanden seyn sollte. Bey dieser Gelegenheit sucht aber der Verf. gegen Gluck zu zeigen, daß schon zwey Zeugen zum Beweise des Inhalts hinreichend wären. Ist hingegen ein schriftliches Testament, dessen Inhalt den Zeugen bey der Vollziehung des letzten Willens nicht bekannt gemacht worden, verlohren gegangen: so hält der Verf. den Beweis durchaus nicht zuläßig; weil die förmliche Scriptur selbst in diesem Falle das Wesen der Sache ausmacht, mithin in rechtlichem Verstande sich gar kein Geschäft eines gültigen und verbindlichen letzten Willens weiter gedenken läßt, sobald jene feyerliche Urkunde nicht mehr vorhanden ist. Wenn daher auch der Inhalt sich allenfalls erweisen ließe, so kann gleichwol die richtige und genaue Beobachtung der Formalitäten eines schriftlichen Testaments durchaus nicht ausgemittelt werden, wenn man das Letztere nicht selbst vor Augen hat. (Mit dergleichen allgemeinen Gründen ist es recht gut, wenn keine bestimmte Vorschriften die Frage anders entscheiden. Nun ist aber L. 1. §. 3. De his quae in testam. delent. dem Verfasser offenbar entgegen; und in Gefolge des angeführten Gesetzes dürfte Pufendorf 1. Observ. 137 und 138 die Sache richtiger getroffen haben. Indeß zeugt doch diese und die vorhergehende Abhandlung von dem Scharfsinne des Verf., nur möchte ich rathen, daß er künftig auf den Vortrag mehr Sorgfalt wenden, die ungebührlich langen Perioden vermeiden, und Ausdrücke von der Art,

als

als Testamentsfactionsgebiet, Dispositionsgegenstand &c. sich nicht erlauben möge.) VI) Biographien der Helmstädtischen Rechtslehrer. — Vom Herrn Hofgerichts-Assessor du Roi zu Braunschweig. Hier kommen vor: Joh. Mynsinger von Frundeck, Virgil Pingitzer, Joh. von Borcholten, Dethard Horst, Nicolaus Löper, Hermann Niger, oder Nigrinus, Johann Jagemann, Eberhard von Speckhan. Einige dieser Rechtsgelehrten stehen bloß hier, um in der Reihe der Professoren zu Helmstädt keine Lücke zu lassen; ob sie gleich sonst zum Theil gar nicht durch Schriften bekannt geworden sind. (Eine Sache, die sich bey den Gelehrtengeschichten ganzer Academien oder Facultäten nicht ändern läßt, und die auch der künftige Biograph gewisser deutscher Universitäten, wo es noch jetzt an dergleichen Lückenbüßern nicht fehlt, gar wohl erfahren wird. Man hat mich versichern wollen, daß zu ****. gewisse Herren dieser Art gerade am besten besoldet seyn sollen.) VII) Nachricht von dem Leben und den Schriften des Vicepräsidenten Friedrich Esaias von Pufendorf. VIII) Ueber die Sequestration der Frauenzimmer. — Von H. Diese bellissima sequestrationis species, wie sich Heineccius ausdrückt, wird hier sehr gut und vollständig auseinander gesetzt. IX) Ueber das höchste Bischofsrecht evangelischer Landesherren — durch einen Wink des Reformators, M. Luther, veranlaßt. — Von Ch—i. Die Frage: worauf sich eigentlich die Gerechtsame evangelischer Landesherren in Kirchensachen gründen? ist von jeher unter Rechtsgelehrten und Theologen streitig gewesen. Eine kurze Abhandlung darüber hat Schnaubert in seinen Beyträgen geliefert. Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes läßt sich auf die verschiedenen Gründe des sogenannten Territorial- und Collegial-Systems nicht ein; sondern sucht nur die nachtheiligen Folgen zu entwickeln, welche daraus entstehen, wenn man annimmt, daß der Landesherr die eigentliche Kirchengewalt in der Eigenschaft eines Bischofs ausübe, wogegen schon Luther sehr geeifert hat. Daß diese irrige Vorstellung wirklich nicht nur der Religion, sondern auch dem Staate selbst, und den Rechten des Landesherrn sehr nachtheilig sey, hat der Verf. sehr überzeugend ausgeführt, obgleich seine Bemerkungen Nichts enthalten, was in der gelehrten Streitigkeit über

diesen Gegenstand nicht schon oft vorgekommen seyn sollte. X.) In wie fern kann nach gemeinen deutschen Rechten der Mutter durch den letzten Willen ihres Ehemanns die Vormundschaft über ihre Kinder entzogen werden? — Vom Hrn. Prof. [illegible] Weil die vormundschaftlichen Pflichten theils die Erziehung des Pupillen, theils die Verwaltung seines Vermögens zum Gegenstande haben: so hält der Verf. den Vater zwar berechtigt, die Ausübung der letztern Art von Pflichten, nicht aber auch die auf die Erziehung der Kinder sich gründenden Rechte durch seinen letzten Willen der Mutter zu entziehen. XI.) Sonderbare Arten von Recognitionsgeschäften gewisser Erbzinsleute im Lüneburgischen. — Vom Hrn. D. Beste zu Celle. XII.) Etwas über die Anwendung der Todesstrafen und peinlichen Gesetze. Meistens in dem declamirenden Tone, wodurch sich [illegible] neuere Versuche über Gegenstände des Criminalrechts auszeichnen. Zur Probe nur eine Stelle S. 225: "Das große und für jeden Staat wichtige Feld der Gesetzgebung, in welchem der Unterthanen Leben und Tod [illegible] ist, ist noch nicht wirthschaftlich genug bebauet, und auch die darinn aufkeimenden Pflanzen sind nicht zum nützlichen Gebrauch fürs gemeine Beste reife Evidenzen, sondern schwankende Wahrscheinlichkeiten, die dem Richter bey Ausübung der strafenden Gerechtigkeit zur Auffindung der Wahrheit nur nicht mehr wahren Nutzen meistens leisten, als dem Bergmann die Wünschelruthen zur Entdeckung unterirdischer edler Kräfte. Sie verbreiten vielmehr, gleich [illegible] Nachtphantomen in dem finstern Wirkungskreise der peinlichen Justiz einen falschen Lichtschimmer um sich her" u. s. w. — Das Ganze besteht übrigens darin, daß der Verf. die Todesstrafe nicht durchaus verwerflich, aber auch nur im äussersten Nothfall zuläßig glaubt, und daher zu beweisen sucht, die peinlichen Gesetze könnten unmöglich die Vollkommenheiten erreichen, daß sie in jedem einzelnen Falle buchstäblich zu befolgen wären; und das richterliche Ermessen in Bestimmung der Strafe nach individuellen Verhältnissen davon ausgeschlossen werden könnte: daß also bey Uebertragung des Richteramts in peinlichen Fällen die äusserste Sorgfalt von Seiten der Regierung erforderlich sey, um es nur solchen Personen zu vertrauen, welche [illegible] lichen Rechtskunde, auch praktische Philosophie, Erfahrung

und

[illegible] Menschenkenntnis verbinden. Diesen Punkt hat der Verf. sehr gut entwickelt, und dabey von der traurigen Gerichtsverfassung in manchen deutschen Staaten eine sehr richtige und lesenswerthe Schilderung hinzugefügt. Folgendes hätte doch wohl anders gefaßt werden mögen. "Eine auf "alle künftige Fälle bestimmte, und durchgehends passende "gesetzliche Straf-Tarif- und Taxordnung für jede Art von "Verbrechen ist unmöglich. Nur in Ansehung solcher classi-"schen Verbrechen, bey denen sich gemeiniglich keine besonde-"re begleitende veränderliche Nebenumstände zeigen, und "solcher peinlicher Fälle, wo nicht individuelle Moralität "oder Beschaffenheit des Körpers, sondern lediglich die "äußere Einwirkung der That auf die bürgerliche "Gesellschaft in Berechnung kömmt," (ohne weitere Rücksicht auf Moralität? Welche Verbrechen das wohl seyn mögen?) [illegible] lassen sich allgemein anwendbare Strafen verordnen.

Kr.

[illegible] Tennhaden — Versuch einer praktischen Anleitung zum Dekretiren und Expediren für angehende Decernenten und Gerichtsactuarien bey den Untergerichten, nach den Grundsätzen des Corporis iuris Fridericiani — Zweyter Theil. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung 1783. 360 Seiten in 8.

Der erste Theil dieser guten und brauchbaren Schrift ist bereits in dieser Bibliothek (77. 84.) mit verdientem Lobe angezeigt worden. Wir dürfen daher die bekannte Absicht und Einrichtung des Werks nicht wiederholen. In dem gegenwärtigen Theile handelt der geschickte Verf. von den richterlichen Verfügungen in summarischen Sachen sowohl überhaupt, als auch besonders in sogenannten Bagatell-Sachen, im Wechsel-Executiv-Arrest- und Provocations-Proceß, in Injurien-Sachen, und fiscalischen Angelegenheiten; ferner von dem Verfahren gegen Verschollene, von der Prodigalitäts-Erklärung, von den Verfügungen in Unterthanen-Processen, Pacht und Miethsachen, Vormundschafts-Sachen, [illegible] über [illegible] Rechnungs-[illegible]

essen, [illegible]-Sachen bey der Cessione bonorum, und Behandlung der Gläubiger im Concurs- und Liquidations-Processe, in Geschäften der Kauf- und Handelsgerichte, der Baugerichte und in Ehesachen.

Kf.

D. E. C. Westphals, öffentl. ordentl. Lehrers der Rechte in Halle, Lehre des gemeinen Rechts vom Kauf-, Pacht-, Mieth- und Erbzins-Contract, der Cession, auch der Gewähr des Eigenthums und der Mängel. Leipzig 1789. bey Weigand, 824 Seiten in gr. 8.

Nach eben der systematisch-hermeneutischen Methode, welche bereits aus den Arbeiten dieses Verfassers über das Pfandrecht, und andere Materien bekannt ist, sind auch in diesem Werke die auf dem Titel bemerkte Rechtslehren abgehandelt worden. Die Hauptabsicht dieser überaus nützlichen Arbeiten ist die Erklärung der einzelnen römischen Gesetze, welche die Gegenstände, wovon das Werk handelt, betreffen, um auf diese Art nach und nach einen guten und vollständigen Commentar über das ganze römische Corpus Juris zu liefern, woran es, bey allem Fleiße, den die gelehrtesten Männer auf das römische Recht gewandt haben, doch immer die Zeit noch fehlt.

Unstreitig hat sich der würdige Verfasser durch diese, ihm eigne Verbindung der commentarischen und systematischen Lehrart um das gründliche Studium des Civilrechts sehr verdient gemacht. Denn so nützlich und zweckmäßig an sich auch die Einrichtung ist, daß bey den academischen Vorlesungen nicht mehr, wie sonst, der Text der Gesetze selbst zum Grunde gelegt wird: so ist doch auch bey der gewöhnlichen Einrichtung unserer Lehrbücher die Unbequemlichkeit nicht zu verkennen, daß das eigentliche gründliche Studium der Gesetze selbst dadurch hin und wieder ins Stecken geräth. Meistens wird es dem Privatfleiße des Zuhörers überlassen, die Beweise der ihm vorgetragenen Grundsätze in einem Gesetzbuche nachzulesen, dessen Sprache und technischen Ausdruck zu verstehen, die auf Schulen erlernte Latinität bey weitem nicht hinreicht. In den Hörsälen ist von Erklärung besonderer Gesetzstellen nicht häufig die Rede, und was auch

etwa

[illegible] zur Auslegung dunkler Worte anführt, das kann nach der bisherigen Einrichtung dem Lehrling, der die Worte des Textes selbst nicht vor Augen hat, selten faßlich werden. So wird denn der angehende Rechtsbeflissene allmählig gewöhnt, sich blos an die Systeme und Lehrbücher zu halten, und die Gesetze selbst auf sich beruhen zu lassen. Wie sehr wäre es daher zu wünschen, daß die von einigen Neuern angefangene Einrichtung der Lehrbücher, in welchen die vorzüglichsten Beweißstellen, zum Zweck näherer Erklärung, ganz eingerückt sind, recht allgemein werden möchte. Auf alle Fälle aber bleiben die ausführlichen Arbeiten unsers verdienstvollen Verfassers ein vortrefliches Hülfsmittel, dessen fleißigen Gebrauch ein gewissenhafter Docent seinen Schülern nicht genug wird empfehlen können. Recensent kann es aus eigner Erfahrung bezeugen, wie sehr viel die frühzeitige Lectür des classischen Werks vom Pfandrechte zur zweckmäßigen Richtung seines Studii beygetragen hat.

Auch bey der jetzigen Schrift ist der darauf gewandte Fleiß des Verf. unverkennbar, und Recensent giebt es gern zu, daß es dem Werthe des Buchs im Ganzen nichts entziehe, wenn gleich seiner Einsicht nach dieß oder Jenes wohl noch zweckmäßiger hätte können eingerichtet, oder auch vollständiger und genauer bearbeitet werden. Diese Erinnerung betrift zuerst die Litteratur, wobey man hier die gehörige Auswahl hin und wieder sehr vermisset. Besser wäre es gewesen, wenn der Verf. nur bey den einzelnen Stellen die zur Erklärung derselben gehörenden Schriften sorgfältiger und vollständiger angemerkt hätte; dahingegen die ohnehin ganz unvollständig angeführten Dissertationen und Büchertitel, welche der Verf. den Hauptmaterien voranschickt: z. B. Felz, Lemmer, Beck de Emt. Vend. Tesdorp de e. v. i. e. ex incert. pret. füglich wegbleiben, und der Lippenischen Bibliothek zur Aushülfe überlassen werden konnten. Daß aber der Verf. bey Erklärung einzelner Gesetze sich in Ansehung der Litteratur mancher Unterlassungssünde schuldig gemacht habe, davon werden wir in der Folge noch einige Beyspiele anführen. Zweytens, in Ansehung der Abhandlung selbst, glaube ich an verschiedenen Stellen bemerkt zu haben, daß der Verf. sich wohl etwas bestimmter, und richtiger hätte ausdrücken können, z. B. §. 9. „Der Kauf gehört unter „die Consensual-Contracte, welche bey den Römern ausser „dem bestimmten Gegenstande, kein anderes Erforderniß zu „ihrer

"ihrer Gültigkeit hatten, sondern im übrigen [illegible] nach der "Vernunft beurtheilt wurden." — §. 10. "[illegible] dem [illegible] "de, daß der Kauf lediglich nach der Vernunft beur- "theilt wird, kommt es auch, daß man ihn, ausdrücklich "und stillschweigend eingehen kann. §. 13. Ein schriftli- "cher Aufsatz über die Vollziehung ist nicht nöthig; sonst "entstünde daraus ein Litteral-Contract (?) in welche Klas- "se der Verträge der Kauf nicht gehört." (Ich darf es den Lesern dieser Bibliothek wohl nicht erst zergliedern, wie schwankend und minder genau Manches in diesen Stellen ausgedruckt worden ist. Drittens kann ich es nicht gut und zweckmäßig finden, daß der Verf. diejenigen Gesetzstellen, welche offenbar zu den von ihm abgehandelten Materien gehören, bloß darum hier ganz ausgelassen hat, weil sie in dem römischen Gesetzbuche nicht gerade in den eigentlichen Titeln über diese Materie vorkommen. Daß der Verf. beym Pfandrechte anders, und wie ich glaube, besser zu Werke gegangen ist, davon zeugt das dort angehängte Verzeichnis der Gesetze unter der Rubrik Tit. miscellanei. Auch das jetzige Werk soll ja, dem Titel nach, die Lehre des gemeinen (römischen) Rechts vom Kauf rc. enthalten, mithin gehört dahin Alles, was eigentlich diese Lehre betrifft, ob es gleich von Justinians Gesetz-Commißion nicht schicklich rangirt ist. So gut also der Verf. in der Abhandlung vom Pfandrechte die L. 5. C. de Locato conducto erläutern konnte; eben so gut konnte und mußte [illegible] in der jetzigen Schrift bey der Lehre vom Kauf §. 41. L. [illegible] de Rer. divis. imgleichen bey der Lehre von der Cession die bekannte Lex Anastasiana mitgenommen werden. Die Weglassung zumal der letzteren Stelle hat unstreitig eine beträchtliche Lücke in der ganzen Materie verursacht. Viertens die würklich erklärten Gesetze sind zwar meistens sehr gut geordnet, und diese mühsame Einrichtung verdient gewiß alles Lob. Doch scheint es mir, daß L. 34. D. de contrah. emtione; wo es heißt: Si in emtione fundi dictum sit, accedere Stichum seruum, neque intelligitur quis ex pluribus accesserit, quum de alio emtor, de alio venditor senserit, labeo ait, eum Stichum deberi quem venditor intellexerit etc. eigentlich in dem Abschnitte vom Irrthum der Contrahenten §. 780. hätte vollständig erklärt werden müssen. Statt dessen wird aber das Gesetz §. 34. in dem Ende erklärt, um eine andere Vorschrift, nämlich: daß in zweifelhaf-

[illegible] Ausweichung gegen den Verkäufer gemacht werden müsse, von einem anscheinenden Widerspruche zu befreyen. Diesen sucht der Verf. dadurch zu heben, daß er das Gesetz von dem Falle erklärt, da der Käufer sich den [illegible] hatte, weshalb die Worte gegen ihn erklärt, und dem Verkäufer die Wahl gelassen werden müsse. Allein die erwähnte Voraussetzung ist ohne Grund, wie [illegible] schon angezeigt hat, und die Folge desto unrichtiger, da das Gesetz dem Verkäufer nicht die Wahl überläßt, welchem Knechte er jetzt leisten will; sondern es heißt: quem voluisset intellexeris, id tempore contractus, welches allenfalls durch Eidesdelation ausgemacht werden kann, [illegible]: quem nunc eligere velit. Manchen Gesetze ist hingegen unsers Erachtens nicht vollständig genug von allen Seiten erläutert, z. B. die Frage: ob ein Handel mit einem Handwerker, der für Geld eine Arbeit fertig macht, ein Kauf- oder Mieth-Contrakt sey? glaubt der Verf. §. 7. den Gesetzen nach bloß mit dem Unterschiede zu entscheiden: ob die Materie, welche zu der Arbeit gehört, entweder von dem Handwerker, oder von dem Besteller der Arbeit zugethan wird; da denn im ersten Fall der Handel als Kauf und im letztern als Mieth-Contrakt angesehen werden soll. Genauer ist es aber in dem zweyten Falle noch wohl weiter zu unterscheiden, ob dem Handwerker die Materialien zu dem Ende gegeben worden sind, daß er selbst das Gelieferte in *Specie*, bearbeitet wieder erstatten soll; oder ob er daran nicht gebunden ist, sondern die Sache nur in genere zu liefern schuldig ist. Dahin zielen die Worte in L. [illegible] D. de contrah. Emt. Vend. Toties enim conductio alicujus rei est, quoties Materia, in qua aliquid praestatur *in eodem statu eiusdem manet.* Quoties vero et immutatur et alienatur, emtio magis quam locatio intelligi debet; worauf aber der Verf. nicht die gehörige Rücksicht genommen hat. Man vergleiche damit L. 31. D. Locati. cond. — Ueber L. [illegible] §. [illegible] D. ad aed. Edict. giebt Püttmann Probab. [illegible] eine gute Erklärung, welche wohl verdient hätte §. 435. angemerkt zu werden. Eben so vermisset man auch §. 637. bey Gelegenheit der L. 5. C. de fide et iure hastae fisc. die historische Entwickelung der eigentlichen Veranlassung dieser Constitution, welche Heimburg darüber gegeben hat, und allenfalls auch bey [illegible]hard Hermeneut. §. 227. nachzusehen ist. — [illegible] des Käufers, das

rückständigen Kaufgelde zu verzinsen, sobald ihm die Sache übergeben worden, wird in den Gesetzen nicht, wie es der V. §. 553 und 555. annimmt, bloß auf den Genuß der Sache, den der Käufer würklich gehabt hat, begründet, sondern darauf, daß er durch die Uebergabe die rechtliche Befugniß, die Sache zu nutzen erlangt hat. Daher heißt es in L. 13. §. 21. D de Act. emti: Hoc enim solum spectare debemus *an habeat facultatem fructus percipiendi*. Es befreyet also den Käufer von Bezahlung der Zinsen nicht, wenn er auch zeigen könnte, daß er die Sache ganz ungenutzt gelassen, oder vis major ihn an dem würklichen Genusse gehindert habe. Und in Ansehung der Größe der Zinsen wird auf die Größe des erhaltenen Nutzens gar nicht gesehen. Dieser Gesichtspunkt ist aber dem Verfasser ganz entgangen. Richtiger hat Lauterbach C. th. pr. 19. 1. 56. die Gesetze erklärt. In L. 15. §. 4. D. Locati cond. kommt der Satz vor, daß der Pachter dasjenige, was ihm in einem Jahre wegen Mißwachs am Pachtgelde erlassen worden, in der Folge, wenn er desto reichlicher einerndtet, wieder nachzahlen müsse. Und nun heißt es: sed et *si verbo donationis* dominus ob sterilitatem anni remiserit, idem erit dicendum, quasi non sit *donatio*, sed *transactio*. Gerade über diese Stelle, die merkwürdigste in dem ganzen Gesetze, sagt der Verf. in seiner Erklärung §. 975 gar nichts. Der Kürze wegen muß Recensent den Leser hier vorzüglich auf Averan. [illegible] [illegible] verweisen. Eben dieser gelehrte Ausleger hat auch in seinen Interpretationen 1. 19. die L. 46. D. Locati [illegible], welche der Verf. §. 892 und 924 so überaus kurz abgefertigt hat, ganz vortreflich erläutert. — L. 3 C. de loc. cond. [illegible], quam te conductam habere dicis invitam te expelli non oportet, nisi propriis usibus dominus eam necessariam, esse probaverit &c. steht §. 1019. fast ohne Erklärung. Die Fragen, welche sich dabey aufwerfen lassen: ob das Gesetz ausschließlich nur bey vermietheten Häusern, oder auch bey Landgütern gelten könne? ingleichen, ob, nach dem Sinne des Gesetzes, der Vermiether einer Wohnung, wegen seines eignen Bedürfnisses, den Miethsmann auch in dem Falle ganz austreiben könne, wenn etwa das Haus für beyde geräumig genug seyn sollte? sind ganz unberührt geblieben. Statt der beym Eingange dieses §. angeführten Dissertationen des Friese, [illegible] und Bodinus, oder wenigstens neben denselben, hätte die Abhandlungen Mens-

 kens

ens und Breunings, aber die Erklärung der angeführten Sache hier wohl ein Platz verdient.

Kl.

4) Arzneygelahrheit.

Curmethode der wichtigsten Brustkrankheiten. Zum Besten angehender Aerzte zusammengetragen von C. G. Böhme, M. D. Leipzig im Schwickertschen Verlage, 1788. 166 S. in 8.

Die Gegenstände dieses Buchs sind der Husten, die Heiserkeit, die Engbrüstigkeit, die Lungengeschwüre, die Lungensucht, das Herzklopfen, und die Herzpolypen. Warum der Verf. die Pleuresie, die Peripneumonie und die Brustwassersucht, die doch gewiß nicht minder wichtige Brustkrankheiten sind, als jene, nicht mit abgehandelt habe, wissen wir nicht. Wir verkennen keineswegs die gute Absicht des Buchs, angehenden Aerzten ein Handbuch zur Leitung bey der Behandlung der genannten Krankheiten zu geben; auch eben so wenig die guten Eigenschaften des Buchs selbst. Die einzelnen Abschnitte sind kurze Abrisse der Curmethode einer jeden dieser Krankheiten, und auf eine zweckmäßige Weise tabellarisch abgefaßt, welches dem Leser die Uebersicht erleichtert, und Anfängern Anleitung giebt, den Gegenstand gehörig deutlich durchzudenken. Die allgemeinen therapeutischen Sätze sind größtentheils den Grundsätzen einer richtigen Therapia generalis gemäß, und die Indicationen, wie sie die nächsten Ursachen der Krankheiten darbieten, sind gut angegeben. Allein in der Auseinandersetzung der allgemeinen Sätze, in dem practischen Detail, in der Angabe der Anwendung einzelner Arzneymittel, hat uns der Verf. weniger Genüge geleistet. Das Buch ist in dieser Rücksicht nicht practisch genug, und steht einer Kathedervorlesung, so wie sie in den nachgeschriebenen Heften der Zuhörer enthalten ist, gar zu ähnlich. Bey der Angabe der Arzneymittel bezieht sich der Verf. zwar an einigen Orten auf [illegible] Practiker, besonders auch seines Lehrers, des Herrn Prof. Hart

[illegible]; in manchen andern aber werden die Arzneymittel angegeben, ohne mit hinlänglichen praktischen Raisonnements, oder mit Belegen aus guten praktischen Schriftstellern, ihre Wirksamkeit in den Fällen, in denen sie hier angerathen wer[illegible] lere Arzneymittel nacheinander empfohlen, ohne den Unterschied der Wirkung derselben, um darnach zu bestimmen, unter welchen [illegible] gegen [illegible] Uebel das eine, und unter welchen das andere Mittel passender sey; auch wird [illegible] nicht hinlänglich [illegible], mithin der Leser, welcher Belehrung sucht, an solchen Stellen in Ungewißheit gelassen. So heißt es z. B. S. 3. vom feuchten Husten: "Selbst das Oreoselinkraut allein hat in "diesen Arten von Husten, als ein Thee getrunken, oft die "besten Dienste gethan. [illegible] Punsch [illegible] Wer kann hier dem Leser das Wörtchen oft ohne weitere Bestimmung wohl [illegible] Husten [illegible] Oreoselinkraut [illegible] Punsch [illegible] trinken [illegible] hitziges [illegible] ein solches hitziges [illegible] S. 4. heißt es [illegible] schleimigten Husten [illegible] Balsam, [illegible] Altheesyrup, [illegible] Mandelöl, [illegible] und Wallrath [illegible] Gebrauch aber muß [illegible] sam und nicht zu lange geschehen." [illegible] heißt denn zu lange? Ein Leser, der Kopf hat, wird merken, daß der [illegible] von diesen Mitteln nicht sehr viel halte, und [illegible] nicht anwenden, als Gefahr laufen, sie zu lange zu gebrauchen und dadurch zu schaden. [illegible]

[illegible] mißbrauchen [illegible]
[illegible] schaden. [illegible] diese [illegible]
[illegible] entweder ganz wegzulassen, oder [illegible] Anwendung [illegible]
[illegible] werde, [illegible] gefähr[illegible]
[illegible] haben: [illegible] in diesem [illegible]
[illegible] Mittel, [illegible] Mandelöl, können durch
ihre [illegible] Wirkung die Schleimdrüsen erschlaffen, den
[illegible] Feuchtigkeiten [illegible] befördern, und
auf diese Weise zur Lösung des zähen Schleims in den Lun-
gen [illegible] beytragen. Allein sie [illegible] sehr leicht den
Magen, wenn er nicht sehr stark und wohl im Stande ist,
[illegible] zu verdauen. Besonders gilt dies vom Wallrath.
[illegible] im Ganzen besser, sie nicht zu gebrauchen, es
[illegible] der Verdauungskraft des Kranken
[illegible] rathsam
[illegible] wegzulassen, da man
zur Lösung des zähen Schleims [illegible] wirksamere Mittel
hat [illegible] Mittel, wenn man sie gebraucht,
nur [illegible] einen Tag oder höchstens [illegible] Tage nicht
mehr [illegible] in mäßigen Gaben, [illegible]
[illegible] Mandelöl [illegible] zu lassen,
[illegible] Magen durch langen und reichlichen
Genuß fetter Dinge geschwächt [illegible]. In der ersten [illegible]
[illegible] Balsame [illegible] Oel, welche [illegible]
als [illegible] dem Magen [illegible] durch ihre
[illegible] Eigenschaft den Auswurf [illegible]
[illegible] reizbare und [illegible], besonders [illegible]
[illegible] Personen, können sie schädlich werden. [illegible]
[illegible] gute wirksame Arzneimittel
[illegible] Empfehlung [illegible]
[illegible] theoretischer und [illegible]
[illegible] nicht für passend, ja manche [illegible]
[illegible] für schädlich [illegible]. So empfiehlt z. [illegible]
[illegible] S. 32 [illegible] zur Milderung des Hustens
präparirte rothe Korallen [illegible] und [illegible]
[illegible] cynoglossi [illegible], von welcher Mischung der dritte
Theil alle zwey Stunden genommen werden soll, [illegible]
diese ganze Dosis (jedesmal 8 Scrupel) eines [illegible]
[illegible] Mittels [illegible]. Sollten wohl Essentia cascaril-
lae und andere hitzige Essenzen, wie S. 5 geschieht, als
ein Mittel empfohlen werden dürfen, welche den schleimig-
[illegible] Husten [illegible]. Sollten

bey einem [illegible] Husten die Lungen solche [illegible] ze ohne Verschlimmerung des Uebels vertragen? — [illegible] nicht mancher aufgeklärte Praktiker es bedenklich finden, die aus Aloe, Myrrhe und Safranextrakt bestehenden [illegible] pfohlenen Pillen, bey einem Husten zu gebrauchen, [illegible] der vom Fleischgewächsen der Gebärmutter (per [illegible]) entsteht, da die Aloe und der Safran als emmenagoga bekannt sind, und als solche eine Congestion in die [illegible] zu machen, die bey einem solchen Uebel nicht anders seyn kann, ja als erhitzende Mittel selbst den Lungen sehr schädlich seyn können? — Hie und da findet man [illegible] Kautelen; wie sie den wahren Arzt vom Empiriker [illegible] scheiden, wie z. B. S. 3, daß man beym Husten [illegible] stets, schweißtreibende Mittel gebrauche, weil sie [illegible] der Säfte noch mehr ihrer flüßigen Theile [illegible] und S. 5. daß man den Salmiakgeist nicht [illegible] sehr reizbaren Personen verordnen dürfe; an manchen Orten aber werden sie vermisset, an denen sie sehr nöthig gewesen wären. — Idiopatisch (statt idiopathisch) und [illegible] (statt orthopnoea) sind wahrscheinlich Druckfehler. — Die Recepte sind größtentheils vom [illegible] Ludwig [illegible] lehnt, den der Verfasser auch jedesmal namentlich anführet. Viele derselben sind ganz zweckmäßig eingerichtet; manche aber, selbst einige von Ludwig entlehnte, möchten [illegible] [illegible] Formeln, [illegible] gesetzten Arzeneymitteln, sollten in solchen Büchern nicht angegeben werden. Der aufgeklärte denkende Leser hat genug, wenn ein praktischer Schriftsteller ihm die Arzeneymittel, die Art des Gebrauchs, die im Durchschnitte [illegible] Dosis, angiebt, und im Allgemeinen von [illegible] Zusammensetzungen redet. Denn er wird gewiß nicht nöthig haben, Formeln aus Büchern auswendig zu lernen, sondern in jedem individuellen Falle, seine Zusammensetzung und seine Bestimmung der Dosis, nach den Umständen einrichten wissen. — Ein anderer [illegible] beschränkten Urtheilungskraft wird die empfohlne Composition einmal für allemal seinem Gedächtnisse einverleiben, und dann einem jeden Kranken ein solches vorschreiben, das seiner Meynung nach für ihn passend ist. — Da kann es nun nicht fehlen, daß oft, wenn auch eine oder die andere Ingredienz des Composit. heilsam ist, doch eine oder mehrere andere schlecht bekommen. — Die Dosen sind nicht überall [illegible]

sie

[illegible], in einigen Formeln gar [illegible] [illegible]. Als ein Beyspiel [illegible] [illegible] ohne angeführte Portion von einer [illegible] präparirter [illegible], von welcher der dritte Theil alle zwey Stunden genommen werden soll. Eine so große Dosis von [illegible] muß doch gewiß den Magen beschweren. Nach der übrigens guten und zweckmäßiger Formel S. 26 wird der Kranke alle Stunden etwa 9 Gran Schierlingsextract, in 100 Stunden die ganze Portion von anderthalb [illegible] bekommen. [illegible] Rec. ist zwar nicht unbekannt, daß Kranke nach [illegible] Gaben vom Schierlingsextrakte vertragen können, wenn sie allmählig daran gewöhnt sind, er hat aber bey manchen seiner Kranken gesehn, daß Dosis von 2—3 Granen alle 2 Stunden gegeben, Schwindel, Anwandlung von Ohnmacht, Augenschwäche und andere Zufälle [illegible], und möchte nicht rathen, dieses gewiß sehr [illegible] Mittel gar zu reichlich zu geben, wenigstens doch mit kleinen Dosen anzufangen, und erst allmählig, wenn der Kranke es verträgt, zu stärkern Dosen zu steigen. Von zu schwach angegebenen Dosen sieht man im Gegentheil Beyspiele S. 109. Da 4 bis 5 Grane Salpeter alle 2. 3. 4 Stunden genommen werden sollen. Entweder möchte in diesen Formeln statt der Portion von Krebssteinen, Perlemutter und rothe Korallen, die gar [illegible] nichts darin nutzen, eine gleich große Portion Salpeter genommen seyn, oder der Salpeter hätte ganz [illegible] werden können, weil eine so kleine Portion gewiß nicht viel kühlen wird. Starke Dosen von Salpeter schwächen freylich sehr den Magen, und daher muß man mit mittelmäßigen, z. B. mit einem von einem Scrupel alle Stunden auszukommen suchen, auch ihn nicht viele Tage nach einander verordnen. Noch auffallender ist die Sparsamkeit, mit welcher der Verf. das arcanum duplicatum giebt. Er hat S. 130 auf 2 Quentchen Pillenmasse einen halben Scrupel desselben verschreibt, so daß, wenn jedesmal 20 Gran nach [illegible] Vorschrift davon eingenommen werden, der Kranke ½ eines Grans vom Arcanum duplicatum bekommt.

Auf eigene Erfahrung beruft sich der Verf. nirgends, sagt auch in der Vorrede, daß er die Erfahrungen, auf welche die abgehandelte Curmethode sich gründe, einem seiner verdienstvollesten Lehrer, dem Herrn Prof. [illegible] zu verdanken habe. Sowohl daraus, als aus der ganzen Schrift vermuthet Recensent, daß der Verf. selbst ein ange-

 hender

[illegible]

[illegible] erworben werde.

Antonii Canestrini philos. et med. doctoris, [illegible] Reg. montano, [illegible] Sebastiani [illegible] Tynali historia de [illegible] duplici, altero [illegible] re graviditatis mense rupto, in Hungaria Anno 178[illegible] in cadavere ab auctore invento. Cum C. E. M. August. Vindel. apud viduam Klett. 1788. 4½ Bogen in 8.

Der vom Verf. sehr gut erzählte und [illegible] Fall ist, seiner Seltenheit wegen [illegible] genug, um im Auszuge [illegible] zu verdienen. Eine wohlgebildete, [illegible] gesundgewesene, 24 Jahr alte Frau, welche schon [illegible] mit Leichtigkeit

zur

[illegible]
[illegible] schwere Last mit Mühe in die Höhe gehoben hatte, im [illegible] Monath der 4ten Schwangerschaft, plötzlich heftige Schmerzen im Leibe, und starb eilf Stunden nachher. [illegible] man, bey dem plötzlichen Absterben einer vorher so gesunden Frau, dem aufgetriebenen Leibe, und den übrigen [illegible] eine Vergiftung vermuthete; so wurde dem Verf. [illegible] Leichenöfnung übertragen. Bey dieser fand er, im Unterleibe eine grosse Menge ausgetretenen Geblüts; nachdem [illegible] herausgeschaft war, entdeckte er einen, in seinen Häuten noch eingeschlossenen foetum, welcher aus der, rechterseits der Mutter gelegnen, am fundo geborstenen Gebährmutter ausgetreten war, und die Ursache des plötzlichen Todes natürlich zu erkennen gab. Die Nachgeburt saß noch in der Gebährmutter fest (?) Wie der Verf. die Gebährmutter [illegible] näher untersuchte: fand er, daß sie unvollkommen und [illegible] natürlich beschaffen war, denn, anstatt eines, diesem [illegible] gewöhnlichen Halses und Mutterwundes, endigte sie [illegible] in einen fleischichten Stiel, (pedunculum) und, nachdem [illegible] ganz ausgeschnitten war, sahe man, daß diese Gebährmutter mittelst einer engen, eine Schweinsborste eben [illegible] lassende Oefnung mit der Mutterscheide, und durch einen zweyten, eben so engen Gang, mit der grössern, an der [illegible] Seite gelegnen, natürlich gebildeten Gebährmutter [illegible] Gemeinschaft habe. Jede dieser Gebährmütter hatte nur [illegible] fallopische Röhre, nämlich der kleinere uterus die [illegible] tuba, und der grössere die linke. — Merkwürdig [illegible] Recens. bey diesem Fall noch, daß während dieser 4monatlichen Schwangerschaft, so wie bey den vorhergehenden [illegible] Menstrua unterdrückt blieben, der grössere, natürlich [illegible] uterus seine Frucht zwar, aber eine seröse Feuchtigkeit enthielt, und daß der Muttermund desselben fest verschlossen war. — Auf dem beygedruckten Kupfer wird diese [illegible] doppelte Gebährmutter deutlich dargestellt.

Wb.

Brauchbare Anleitung für angehende Aerzte, die vorzüglichsten Krankheiten der ersten Wege gründlich zu heilen. Entworfen von C. Gottlob Böhme, der Arzneygelahrtheit Doktor. Leipzig bey A. F. Böhme, 1788. 8 Bogen in Octav.

In tabellarischer Ordnung zählt der Verf. die vorzüglichsten Krankheiten der ersten Wege auf, theilt sie nach ihren verschiedenen Ursachen in Classen, Gattungen und Arten ein, und giebt, gegen jede dieser Arten, seinen Lesern ein, oder auch wohl ein Paar Recepte an die Hand, deren hauptsächlichste Ingredienzien in Rhabarber, bittern, seifenartigen, säurebrechenden oder Eisenmitteln, einigen Essenzen, Liquor terrae, Mittelsalzen u. dergl. bestehen, und durch Diät, und in vielen Fällen durch Mineralwasser sollen unterstützt werden. — Recensent zweifelt aber gar sehr, daß der praktische Arzt aus diesem Buche vielen Nutzen schöpfen, und die wichtigsten — wie sich der Verf. ausdrückt — im menschlichen Leben oft sich ereignenden Krankheiten der Eingeweide des Unterleibes nach dieser Anleitung gründlich wird heilen können, so gut auch einige von des Verfassers Magenelexire zusammengesetzt sind: denn es ist bey weitem nicht das Schwerste für den practischen Arzt, wenn er die Ursache der ihm vorkommenden Krankheiten erst ausgeforscht hat, passende Arzneyen gegen dieselbe zu finden, aber das wichtigste und schwerste Stück der Heilkunst ist es, bey den oft so verwickelten Krankheiten — welches auch von denen gilt, deren Sitz im Unterleibe ist — die wahren Ursachen derselben auszufinden, und alsdann, bey den verschiedenen Complicationen, und der Zusammenkunft mehrerer, oft entgegengesetzter Fehler mit gehöriger Vorsicht gegen sie anzugehen.

Geschichte einer Zwillings-Kaysergeburt, von J. C. Sommer, der Arzneygelahrtheit Doctor, Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischem Hofrath, Assessor ordinarius im Fürstl. Obersanitäts-Collegio, der Wundarzneykunst und Geburtshülfe Professor ꝛc. Leipzig 1788 bey Crusius, 4 Bogen in gr. 8.

Melius est anceps experiri remedium, quam nullum.

Enthält eine vollständige Beschreibung dieser eben so gefährlichen als seltenen Operation, welche der Verfasser vor eilf Jahren an einer äusserst gebrechlichen Person anstellte, und auf diesem Wege zwey Kinder lebendig zur Welt brachte. Das erste Kind gab bey seiner Geburt nur Kennzeichen eines schwachen Lebens von sich, und starb bald nachher; das zweyte Kind war gleich munterer, wie jenes, und befindet sich auch jetzt, im 11ten Jahre seines Alters noch gesund und wohl. — Die Mutter aber starb 5 Tage nach der, mit vieler Geschicklichkeit, binnen 10 Minuten vollendeten Operation, bey welcher sie einen, nur unbeträchtlichen Blutverlust erlitten, keine beträchtliche Schmerzen oder Ohnmachten geäußert, sondern viele Standhaftigkeit bewiesen hatte. — Obgleich der Verf. alle mögliche Pflege und Sorgfalt anwandte, diese, in den ersten Tagen nach der Operation sich leidlich zu befinden scheinende Wöchnerin zu erhalten; so starb sie dennoch — wie die Leichenöfnung es bewieß — an Entzündung und Brand, fast aller im Unterleibe sich befindenden Eingeweide. — Die Kindbetterinnreinigung gieng durch den natürlichen Weg wenig oder gar nicht ab; aus der Wunde aber floß, hauptsächlich in den letzten Lebenstagen, viele übelriechende Jauche aus. — Die coniugata des obern Beckens betrug 2 Zoll 4 Linien, Pariser Maas.

VI.

Maximilian Stoll, ehemaligen Lehrer der Klinik auf der Universität zu Wien, Briefe an die Frau von ***, über die Pflicht der Mütter, ihre Kinder zu stillen. Herausgegeben und mit Zusätzen vermehrt von J. Eyerel. Wien, bey Wappler, 1788. 58 Seiten in 8vo.

Mit dem wohlthätig überzeugenden, warmen Eifer, mit welchem der verewigte Stoll so gerne jeder guten Sache das Wort redete, empfiehlt er auch in diesen 4 Briefen den Damen die ihnen eben so angenehme als wichtige Mutterpflicht des Selbststillens. Die Zusätze, welche Hr. E. auf den letzten 24 Seiten diesen Briefen angehängt hat, enthalten einige Gründe für das Selbststillen, meistens aus Hrn. Francks medicinischer Polizey, und aus Aulus Gellius (noct. attic. Lib. XXI. c. 1.) ausgezogen.

So innig auch Recensent von den großen Vorzügen des Selbststillens in seinem Herzen überzeugt ist; (er selbst redete vor wenigen Jahren dieser süßen Pflicht öffentlich das Wort) so hat die Erfahrung ihn doch belehrt, daß in großen Städten das mütterliche Säugen der Kinder nicht im Allgemeinen, sondern mit vieler Einschränkung nur zu empfehlen sey, indem bey weitem der größte Theil der Stadtdamen — wenn auch ihr verknickelter Körper, ihr durch den leidigen Luxus und seine bösen Folgen geschwächtes Nervensystem gute und hinlängliche Nahrung dem Säugling, ohne ihrem Schaden, zu geben im Stande wäre — da die mehresten, sage ich, unter ihnen doch nicht Herrschaft genug über sich selbst besitzen, ihrer gewöhnlichen Lieblingsneigung zur rauschenden, leidenschaftlichen Lebensart und den nächtlichen Schmäusen, während der Zeit des Stillens gänzlich zu entsagen, und sich, wie sie es billig sollen, dieser ersten mütterlichen Pflege völlig weihen. — Daß das Großfüttern der Neugebohrnen ohne Brust, sehr nachtheilig, also immer zu verbieten sey, ist Recensent mit dem vortreflichen Verfasser völlig überzeugt.

Bd.

B. Cornwels, Doktors D. A. Hausarzt. Aus dem Englischen. Erfurt, bey Keyser, 1788. 696 Seiten Octav.

Populäre Schriften, welche die Hygieine zum Gegenstande haben, können sehr nützlich seyn, wenn sie zweckmäßig eingerichtet sind; solche hingegen, welche die Therapie so lehren sollen, daß Nichtärzte daraus lernen können, sich selbst und andere zu curiren, sind im Ganzen wahrhaftig mehr schädlich als nützlich. Die, welche solche Bücher in der Absicht gelesen haben, um daraus jenes zu lernen, pfuschen an sich selbst und andern im vollen Vertrauen auf ihre Orakel darauf los, versäumen oft in wichtigen Fällen einen wahren Arzt früh genug zu Rathe zu ziehen, weil sie jenes Vertrauens wegen, ihn glauben entbehren zu können, oder befolgen doch, wenn sie auch einen solchen gebrauchen, seine Vorschriften nie genau, sondern ändern nach ihrer eigenen medicinischen Meynung ab, wie es nach dieser ihnen gut dünkt, und thun durch Anwendung dieses und jenes starkwirkenden Mittels, oft sich selbst oder andern, unersetzlichen Schaden, da in den meisten solcher Bücher die verschiedenen Fälle und Indicationen nicht genau genug bestimmt und unterschieden sind, und solche Halbärzte, die nicht den ganzen Umfang der Arzneykunde kennen, selbst manches Bestimmte nicht verstehen können, oder doch nicht auf jeden individuellen Fall anzuwenden wissen; ohngeachtet freylich oft die Zuversicht, mit der sowohl diese, als manche eigentliche Aerzte verfahren, mit ihrer Ignoranz gemeiniglich im Verhältnisse steht. Für Personen, die auf dem Lande leben, und nicht bald einen Arzt haben können, mögen solche Bücher zwar nützlich seyn; soll aber das bey einem derselben wirklich Statt finden, so muß es in einem zweckmäßig geordneten und faßlichen Vortrage, sehr bestimmt, mit genauer Unterscheidung der Fälle, und so kurz, als es dabey möglich ist, abgefaßt seyn; es darf nur solche Uebel abhandeln, die eine baldige Hülfe erforden, wie z. B. hitzige Fieber, Kolik, Entzündung u. d. g. nicht aber solche, deren Cur Aufschub leidet, und nur seltne Besuche eines Arztes erfordert; es darf nur solche Mittel empfehlen, deren Anwendung in keinem Falle gefährlich werden kann, oder doch in einem Buche sich mit hinlänglicher Deutlichkeit und Be-

Krankheit angeben läßt; und muß von solchen gänzlich schweigen, von deren Anwendung das Gegentheil gilt.

Hierauf gründen wir unser Urtheil über die gegenwärtige Schrift, die, wie der Titel sagt, sowohl für Privatpersonen, (Nichtärzte) als für Aerzte eingerichtet ist. Der erste Theil derselben ist ein sehr brauchbares Lesebuch, weil er eine kurze Hygieine in einem faßlichen, bestimmten Vortrage enthält, deren Grundsätze größtentheils jedes aufgeklärten Arztes Beyfall finden werden. Der zweyte Theil begreift, in 75 Kapiteln, eine Special-Therapie der am öftersten vorkommenden Krankheiten, und auch in diesem hat der Verfasser im Ganzen richtige Grundsätze, giebt manche gute praktische Regel, und zeigt Bekanntschaft mit älteren und neueren Schriften. Dennoch aber halten wir diesen weder zum Handbuche angehender Aerzte, noch zum Leitfaden der Nichtärzte, die in Ermangelung eines Arztes sich nach einem solchen Buche selbst helfen wollen, zweckmäßig genug. Einige Kapitel sind zu kurz und mangelhaft, wie z. B. das vom Gallenfieber, in welchem selbst der Brech- und Purgirmittel nur so Erwähnung geschieht, als ob sie nur in einem gewissen hier bestimmten Falle nöthig wären, und im Allgemeinen von ihnen gar nichts gesagt ist; andere sind zu unvollständig, z. B. das von den Würmern, wo nur drey Arten der Würmer genannt werden. In einigen Kapiteln, z. B. von der Ruhr, sind gute Regeln ohne gehörige Ordnung und Bestimmung vorgetragen, so daß sie dem Leser desto unbrauchbarer werden, je unkundiger er ist. An manchen Orten sind die verschiedenen Arten einer Krankheit, die in einem gewissen Hauptsymptome mit einander Aehnlichkeit haben, nicht genug unterschieden. Manche Mittel sind zu allgemein und ohne hinlängliche Einschränkung angerathen, wie z. B. Seite 139 der Salpeter in Fiebern; Seite 142. der Melissenthee in Entzündungsfiebern; S. 206. die Chinarinde in der Lungensucht; Seite 212. das Aderlassen gegen das Blutspeien; S. 512. der Campherspiritus zum äußerlichen Gebrauch gegen die Gicht; Seite 687. der Wallrath gegen den Kinderhusten rc. Selbst einige bedenkliche Mittel sind angerathen, die von Nichtärzten sehr gemißbraucht werden können; und da für diese das Buch doch auch bestimmt ist, lieber hätten gar nicht genannt werden sollen, wie z. B. das Spießglas in der Darmentzündung (S. 319); das lebendige Quecksilber im Ileus (S. 320), (und das letztere noch

dazu

dazu im Kap. von der Darmentzündung; wiewohl dabey bemerkt wird, daß es nur dann das beste (?) Mittel sey, wenn die Ursache durch Gewalt weggebracht werden kann) u. Die Uebersetzung ist in gutem Deutsch abgefaßt.

Gn.

Josephi Eyerel, commentaria in *Maximiliani Stollii* aphorismos de cognoscendis et curandis febribus. Tomus primus. Vindobonae 1788. 352 S. in 8vo ohne die Vorrede.

Herr Eyerel hat diese Commentarien in seiner Uebersezzung der Stoll'schen Aphorismen angekündigt, und ehrlich Wort gehalten. In der Vorrede liest man, daß derselbe, rescissis quae scholasticam medicinam quam artem clinicam propius spectant, aus van Swieten's Commentar über Boerhaavs Aphorismen, die Stoll zum Theil aufgenommen hatte, das Nöthige ausgezogen, und für das Uebrige Stoll's beträchtliche Collektaneen, nebst den harmonirenden Aussagen anderer Cliniker benutzt habe. Das Letzte betreffend, ist die Wahl ohngefähr so getroffen, wie Rezens. erwartete: kein reicher, erdrückender Citaten-Aufwand, wenige, aber gewählte Nahmen, besonders des Altvaters der Kunst. Man hört und sieht seinen Stoll, der den großen Genien der Vorzeit treu, die seinem umfassenden Geiste die Richtung gegeben hatten, nichts weniger zwar als Verächter der Neuern war, aber doch nur bey Wenigen unter ihnen fand, was er in Jenen, und in Sich Selbst vermißte. — Wenn man nun weiß, wie dieser Mann auf sein Zeitalter wirkte, wie wohlthätig diese Wirkung für dasselbe war; so ergiebt sich leicht, daß Schriften, der vorliegenden gleich, von jung und alt nicht übersehen werden dürfen, daß man es dem Herausgeber, wäre er auch nicht einer der würdigsten Zöglinge des großen Mannes, vielen Dank wissen müsse, durch diese Unternehmung zum bessern Verständniß der reinen Stoll'schen Lehre, zur Aufrechthaltung und Verbreitung derselben ein so Ansehnliches beytragen zu wollen, daß doch ja Niemand, wenn gleich schon Veteran, denke, was einer der berühmtesten Aerzte

[illegible] Recensenten einmal [illegible], als [illegible] erst erschienenen Beobachtungen über die Fieber, unterhielt; so etwas lese ich nicht mehr, über solche Elemente bin ich schon längst hinweg! — Alles doch von Stoll, wie bey jedem Meister der Kunst, sehr wahr.

— si propius stes
Te capiet magis — — et
— — decies repetita placebit.

In diesen und ähnlichen Rücksichten sey es uns erlaubt, nachdem wir nur noch von Amtswegen kürzlich angegeben haben, daß dieser Theil der Erläuterungen bis auf die Angina inflammatoria sich erstrecke, und daß ihm die (herrlichen) Prodromi zu den clinischen Vorlesungen des Verewigten von acht Jahren (das letzte in deutscher Sprache) vorgesetzt sind; man erlaube uns, einige Stellen auszuziehen. Wie dürfen es doch wohl zum Theil in der Ursprache? S. 51 in welchem Falle bey Epilepsien die Chirurgia infusoria zu versuchen stehen möchte. S. 58 will der Verf. so keusch als billig die Humoral- mit der Nerven-Pathologie verbindet, was bey Ihm mehr sagen will, als bey Andern. S. 77 f. Video virum immortalem (*Sydenhamum*) laudari ubique; at dubito, num omnes ejus encomiastae intelligant, quenam in re vere magnus habendus sit. Non a nitore styli, non a formularum medicarum concinnitate, non a novorum remediorum gloria commendandus est, sed ab hac unica observatione, pluribus annis confirmata, dari nempe stationarias febres, quae non alligatae visibili aëris mutationi, per aliquod tempus grassantur, &c. vergl. S. 234. Wie Sydenham zur Entdeckung dieses für die Clinik ungemein wichtigen Naturgesetzes gekommen seyn möge. S. 85. Wie man es anzufangen habe, die Natur solcher Fieber zu erforschen. Ueberhaupt sind die Capitel über die F. stationaria und annua, und wie jenes aus diesem werde, sehr lehrreich. S. 168. Von Schröder, cujus summa habentur in universum de febribus doctrinam merita. Ja wohl! der Geist des vortreflichen Mannes lebt noch in einigen, dem Recensenten bekannten, clinischen Aerzten, die leider! nicht Schriftsteller werden wollen. S. 135. Ueber den Petechen-Ausschlag, als Schreckbild für so manchen Arzt. S. 160. Eine unvergleichliche Schilderung des eiteln und geschäftigen Arztes, der endlich gelernt hat, *moderate sa-*

pere.

ney. Atque haec ei fortuna continget, si ab animi dotibus, si a scientiis auxiliatricibus sit instructissimus antea, si ad meditationes instituendas animum habilem afferat, S. 164 ff. Weitläufig über die Prognosis bey Fiebern, aus Alpin, Gruner und Petzold. — Oft findet man unerwartet manche feine Cautel, der man es ansieht, wie sie aus der scrupulösesten Beobachtung am Krankenbette entstand. Doch wir müssen die Anzeige schliessen. — Ueberall wird geschrieben *phthysis*, das sollte in diesem Buche am wenigsten geschehen.

Wz.

Vermischte medizinische Schriften, herausgegeben von K. A. Zwierlein, F. Fuld. Hofr. Brunnenarzt zu Brückenau. — Heidelberg und Leipzig, bey den Gebrüdern Pfähler, 1788. 8. 250 Seiten.

Schriften dieser Art erhalten meistens ihren relativen Werth und Nutzen von der Localität. Ausserdem möchte hier manches sehr trivial und geringfügig zu seyn scheinen. Wir wollen daher den Inhalt kürzlich anzeigen. 1. Geschichte des gallichten Faulfiebers zu Hammelburg. Die Krankheit wird hinlänglich beschrieben, mitunter etwas ermüdend durch Beymischung entbehrlicher Dinge. Immer sieht man, daß der Pöbel sich allenthalben gleich ist. Die wahrscheinliche Ursache soll die hohe Stadtmauer gewesen seyn. 2. Gassenreinigungsordnung zu Fuld. Warum dieselbe mit Kanzleyprunk aufgestellt, und doch am Ende die Jahrzahl vergessen ist, können wir eben nicht einsehen. Indessen bleibt der Inhalt immer gut und brauchbar. 3. Bekanntmachung des Mineralwassers zu Weyhers, nebst einigen Stückchen aus dem Brückenauer Bade. Im Fuldischen quellen das Brückenauer, Wernarzer, Kothener, Johannisberger, Memmelser, Simberger und Weyherser Wasser. Wahrlich, hinlänglich genug für das kleine Ländchen! Das letztere Wasser ist 1781 im December vom Hofkammerrath und Apotheker Lieblein untersucht worden. Die Zeit könnte nicht besser gewählet seyn! Nach diesen Versuchen ist es ein alkalisches Stahlwasser. Der Zusatz

des Verf. betrift die fixe Luft und übrigen Bestandtheile des Brückenauer Wassers, die 27 Pf. gaben, ausser der vielen fixen Luft, bitteres Mittelsalz 42 Gr., reines alkalisches Salz 36 Gr., mit Kochsalzsäure verbundenes Salz 15 Gr., Eisenocher 62 Gr., Selenit 28 Gr. Daher thut es in Nervenkrankheiten mit Schwäche, vortrefliche Dienste. In 18 Pf. Wernarzer Wasser fand man bitteres Mittelsalz 18 Gr., Küchensalz, 10 Gr., alkalische Erde 36 Gr., Selenit 8 Gr., Eisenocher 12 Gr. Es nützt am meisten gegen Schärfe und Schleim, und daher folgende Ausschläge, vorzüglich gegen Gicht. In 15 Pf. Sinnberger Wasser war der Gehalt an reinem alkalischen Salze 13 Gran, an schuppichten Selenit 11 Gr. an glasichtem Selenit, also der Gehalt sehr gering, und dennoch die Wirkung nach dem Verf. sehr beträchtlich. Es soll besonders gegen venerische Reliquien dienen. 4. **Ueber zu frühes Beerdigen der Verstorbenen.** Ist eine gegründete Warnung. Der Verf. schlägt, in der Bestimmung der Todeszeichen, die Mittelstraße ein, und bestimmt die Beerdigungszeit nach dem Alter, Geschlecht rc. Dadurch kann man den mancherley Schwierigkeiten ausweichen, die hierbey eintreten, und so würden sich Herz und Marcus gar bald vereinbaren lassen. 5. **Ausrottung des Vorurtheils, von dem schädlichen Genusse des mit der Franzose behafteten Rindfleisches.** Der Verf. ließ sich 1786 die Franzosengeschwülste abkochen, und erhielt eine gute schmackhafte Brühe, ließ sich 25 Pfund Fleisch nebst der Zunge bringen, und verzehrte beydes mit Appetit und ohne Nachtheil, ermahnte seine Mitbürger zur Nachahmung, und fand Beyfall. Seitdem ißt man diese verschrieene Art Rindfleisch in Brückenau ohne Bedenken. 6. **F. Fuldaische Verordnung, von den sogenannten Franzosengeschwülsten beym Rindviehe.** Dadurch werden die alten ergangenen Verordnungen aufgehoben, und das Reich des Vorurtheils hat also wieder einigen Abbruch erlitten. 7. **Zehn junge Frauenzimmer werden in einer grossen Stadt mit der Epilepsie befallen.** Der Verf. sucht die Ursache in der grossen Nervenschwäche. Wir würden den angeführten Umstand noch mehr auf gesellschaftliche Quante schließen. 8. **Welches sind die besten Mittel, die Pfuscherey gänzlich auszurotten?** Der Verf. erwartet das meiste vom Pfarrer und Schulmeister. Es kann seyn! Indessen liegt doch die meiste Schuld am Nicht-

wollen

wollen der Regenten, oder an Mangel der Aufrechthaltung der gegebenen Gesetze von Seiten der Unterobrigkeiten. So lange von oben aus keine bessern Maasregeln genommen werden, so lange ist keine radicale Kur zu hoffen. Der Verf. empfiehlt gedruckte oder geschriebene Belehrungen, (davon eine Probe gegen die unnöthigen und schädlichen Frühlingskuren,) die Minderung der Kosten und Heilgelder, den klugen Gebrauch der Hausmittel, die Vollziehung wirklicher Leibesstrafen an den Quacksalbern. Er rühmt sich auf diese Art, in seinen Physikaten aufgeräumt zu haben, und das ist brav.

Hf.

Thomas White, W. am Dispens. in London, über Skropheln und Kröpfe, nebst der Widerlegung ihrer Erblichkeit. Aus dem Engl. mit einem Anhang des Uebersetzers. Offenbach am Main, bey Weiß und Breda 1788. 8. 140 Seiten.

Der Verf. bringt die gute Opinion mit sich. Er rühmt sich, über 1200 Skrophelkranke gesehen und behandelt zu haben, bestätigt aus Leichenöfnungen den Sitz des Uebels im System der lymphatischen Gefäße, läugnet die Erblichkeit der Krankheit, und rühmt vorzüglich die milden Quecksilberbereitungen zum Auflösen, das Oefnen der eiternden Drüsen, das Ueberschlagen einer Auflösung des blauen Vitriols, mit Myrrhen oder Chinarinde verbunden, auf die nässenden Gefäße. Hätte doch der Verf. mehr Licht in der Finsterniß gegeben!

Das Verdienstliche des Uebers. bestehet in einem Anhange, (S. 98. f.) worinnen er zeigt, daß Kropf und Skropheln verschieden sind, daß es 10 Gattungen der Skropheln giebt, die sich wohl noch vermehren ließen, daß die bildende Materialursache der idiopathischen in einer reizbaren geschwächten Körperanlage mit einem Ueberflusse nicht vollkommen animalisirter Säftenmasse zu suchen sey, daß die Kröpfe in wahre und falsche eingetheilt werden, und 4 Stufen haben, wobey die Purganzen und Brechmittel, auflösende und stärkende Arzneyen, und die Visceralklystire, die kein wahrer Arzt mehr bezweifeln darf, seitdem Kämpf ihr Lobredner wurde, (Hm!) höchst nützlich sind; auch die vegetabi-

lischen

lischen Körper, die er gegen D. Plattner in Schutz nimmt, das Decoct aus den Wurzeln der Syngenisten frommen. Hätte doch der Uebers. weniger den pretiösen Mann gemacht! Hätte er doch seine Einfälle erst reifen lassen, ehe er so decisiv schrieb. Er ist, allem Ansehen nach, ein junger Kraftmann; denn seine Sprache verräth ihn.

Hf.

August Gottlob Weber's, d. A. u. W. D. und Privatl. in Halle, vermischte Abhandlungen aus der Arzneywissenschaft. Leipzig, im Schwickertschen Verlage, 1788. 8. 262 Seiten.

Zu einer Zeit, wo der Eifer für die Geschichte der Arzneykunde erkaltet, und auf Akademien nicht angefacht wird, ist uns jedes Bruchstück willkommen, das die Neugierde befriedigt, und dennoch Stof zum Denken darbietet. Der Verf., ein junger feuriger Kopf, giebt hier einige litterarische Materialien, die er in Halle nicht zu Vorlesungen (siehe Vorr.) brauchen konnte, und zeigt wenigstens, was er seyn konnte, wenn er das seyn durfte, was er seyn wollte. Er hat die Geschichte inne, und schreibt blumenreich, aber daher gefällig für Jedermann, ist freymüthig, ohne die Gränzen der Bescheidenheit zu überschreiten, und folgt seiner Ueberzeugung, ohne sich vor Autoritäten einiger angeblich grosser Männer zu bücken. Man findet hier nur drey Abhandlungen, wovon die ersten beyden viel Litteratur und ausgebreitete Belesenheit enthalten.

I. Erläuterung des 147. u. 149. Artikels der Hals- oder peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V. aus der Geschichte der Wundarzneykunst, zum Behuf des Kammeralisten und gerichtlichen Arztes. S. 1-40. Die peinliche Gerichtsordnung erfordert bey todbleichen Verwundungen eynen oder mer wundtärzte, zur legalen Besichtigung und Oefnung. Um diesen Kommentar besser geben zu können, schickt der Verf. die Geschichte der Medicin aus den ältesten Denkmalen voran, und zeigt das Unstatthafte und Lächerliche in den neuerlichen Ansprüchen einiger Wundärzte auf das Alter und den Vorzug der Wundarzney über die Arzneywissenschaft. Der älteste Arzt war beydes. Im 12ten Jahrhunderte findet man Spuren

der Trennung, in der Folge Chirurgi physici und Chirurgi vulgares. Jene waren eigentliche gelehrte Wundärzte und Aerzte zugleich, diese nur gemeine Chirurgen. Daher der Gesichtspunkt zur Entscheidung der strittigen Frage, mit dem Fernglase der Geschichte beleuchtet. Das Gesetz ist nach dem Verhältniß der deutschen Wundarzneykunst im 16. Jahrhunderte zu beurtheilen. Der damalige Chirurgus schränkte sich auf das Manuelle ein, und folglich trug ihm der Richter die Besichtigung der Wunden auf. In neuern Zeiten hat sich dies geändert. In den meisten zur Polizey gehörigen und in gerichtlichen Fällen kann der Arzt allein entscheiden, die Gesetze verweisen den Wundarzt unter die Direction des Arztes, und die höchsten Kollegien fordern in zweifelhaften Dingen das Gutachten immer von einer medicinischen Facultät oder Kollegium medicum, nie aber von einer Gesellschaft der Wundärzte, folglich kann das Zeugniß des Wundarztes wohl nur in außergerichtlichen Fällen über chirurgische Gegenstände Statt finden. (Gegen dieses gegründete und bescheidene Urtheil wird wohl kein unverfangener Mann etwas einzuwenden haben.)

2. **Entwurf einer Bibliothek der Volksarzneykunde, von ihrer Entstehung bis auf das J. 1787.** S. 41-234. Auch hier geht der Verf. von der Geschichte aus, um zu zeigen, daß ursprünglich die Medicin bey den Priestern war, aber bey dieser Verbindung sich nie über die Mittelmäßigkeit erhoben habe, und bahnt sich dadurch den Weg zu der neuerdings wieder in Regung gekommenen Verbindung des Predigers und Arztes in einer Person. Das harte, aber wahre Urtheil ist — ein solcher Volkslehrer wird immer ein mittelmäßiger Arzt und Pfuscher bleiben. Hintenan ein ziemlich vollständiges und rubricirtes Verzeichniß der hieher gehörigen Schriften, mit untergeschobenen Urtheilen, um das Unnütze und Entbehrliche der Volksarzneykunde in den Händen der Prediger anschaulich zu machen. Sind denn überdies die Lesebücher so armselig, so plump, wie Reil's Hausarzt, und so schwerfällig gelehrt, wie Holdhagen's Entwurf, so ist gewiß am Ende nichts, als Stümperey und Pfuscherey zu erwarten.

3. **Ueber die Zuläßigkeit der abhärtenden Erziehungsmethode, und der Werth der gymnastischen Uebun-**

Uebungen für unsere Zeiten. S. 235 = 262. Ist eine warme, aber doch bestimmte Empfehlung dieser naturgemäßen Erziehungsmethode, die aus mancherley Ursachen nicht allgemein werden dürfte, vorzüglich weil die meisten Pädagogen die Sache übertreiben.

Kf.

Briefe an Aerzte und Weltweise über Angelegenheit und Bedürfniß der Zeitgenossen. Zweyte Lieferung. Ecce iterum Crispinus! Halle, 1788. 304 Seiten in Octav.

Es freuet uns ungemein, daß wir bey der Anzeige der Fortsetzung dieser Briefe unsern Lesern so viel Gutes davon sagen können. Der Auswüchse, die manches Blatt der ersten Lieferung entstellten, und ihren Grund gewiß nur in der großen Lebhaftigkeit des Verf. hatten, sind hier nur sehr wenige, fast nur in dem kurzen Prolog, der überschrieben ist: was ist Injurie? was ist Pasquill? und auf Meynungen und Aussagen einiger dem Verfasser wie es scheint nahen Männer anspielt, die auf das Urtheil eines entfernten, unpartheyischen Lesers von keinem Einfluß seyn können. Auch ist es ganz etwas anders, wenn ein gewöhnlicher Mensch sich zuweilen rauher Ausdrücke bedient, als ein Mann, der von sich sagen kann: (S. 9.) „mir liegen die Bedürfnisse und Angelegenheiten der Zeitgenossen „näher als die meinigen am Herzen,“ und (S. 162.) „ich fürchte nichts und erwarte nichts - - - -. Ein zärtliches Weib ausgenommen, das in mein harmvolles Leben eine Thräne der Theilnehmung weint, ist ausser mir nichts, „wofür ich der Schuldner des Glücks bin.“ — Ueber den (gegründeten) Nutzen der Disputirübungen für unsere Zeiten: wenn sie in die Rechte ihres Ernstes, ihrer Würde und Gründlichkeit eingesetzt, und in deutscher Sprache (S. 28) gehalten werden. Bey dieser Gelegenheit von den Erfordernissen eines medicinischen Professors und den gewöhnlichen Wahlgründen. Ueber den Werth der Sprach = und antiquarischen Kenntnisse in Hinsicht auf die Erziehung des Arztes. Ein Versuch zur

Ver

Vereinigung der streitenden Partheyen. Viel Gutes und Wahres: hier aber keines Auszugs bedürftig. Ein Wort über Recensentenunfug. Versteht sich von einem Manne wie Hr. W. nicht, wie es jetzt Sitte ist, mit Autorenunfug vergolten oder aufgewogen, sondern wahr und unpartheyisch: „Ihr müßt den Absatz (der Menge der „recensirenden Schriften)" unterbrechen, Männer der deutschen Nation, und eure „Antipoden werden überwunden seyn." Vom Plane einiger Literatoren vom ersten Range, eine geheime Verbindung zu errichten, um den Absatz gewisser kuranten Artikel zu hemmen, und Deutschlands literärische Produkte in einer von Jahr zu Jahr fortzusetzenden Bibliothek so aufzustellen, daß bey der größten Vollständigkeit die Rubriken des Schlechten, Mittelmäßigen und Klassischen von einander gesondert; der Zu- oder Mißwachs der Wissenschaften nach jedem Quinquennium geschätzt werde; die Verfasser der Recensionen, Namen und Karakter dem Publikum eröfnen, u. s. w. (S. 143 f.) „Wer diesen „Plan zu kennen, und wenn er ihn gut findet, an dessen Aus„führung - - - Antheil zu nehmen, wünscht, hat weiter „nichts nöthig, als der Gesellschaft unter einer von mir zu „eröfnenden Addresse seine Gesinnungen zu erklären. Daß sich „übrigens die Gesellschaft vorerst äußerlich verbirgt, und „selbst denen, welche sich mit ihr zu verbinden wün„schen, den Ort und die wenigen Personen, welche das „Centrum dieser Verbindung ausmachen, nicht eher entdeckt, „bis sie eines Jeden persönliche Lage, Karakter und Gesin„nungen gehörig erkannt, und mit dem großen Zweck, den „sie sich vorgesetzt, übereinstimmend gefunden hat, ist wohl „jedem Weltklugen begreiflich." u. s. w. (S. 146.) — Da Recensent Niemands Vormund ist, so wird man seine unmaßgebliche Meynung hierüber geradezu nicht verlangen; so viel aber darf er doch wohl sagen, daß er das Werk aufrichtig loben und preisen will, wenn es zu Stande kommen und ausdauern kann. — Daß in unserer d. Biblioth. einmal eine Uebersetzung eher als das Original angezeigt ward, wie der Verf. S. 147 ff. bemerkt, ist freylich nicht in der Regel, aber bey dem Umfange dieses Werks wohl einmahl verzeihlich. So gar widersprechend sind beyde Anzeigen einander auch nicht, und dem Unheile, daß bey ungleichen Recensionen der Leser nicht weiß, welchem Urtheile er trauen soll, wird bey der gegenwärtigen Lage der Kritik dadurch

bey

bey weitem nicht abgeholfen, daß in der A. D. Bibl. alles ein Geist und ein Ton ist. Eine unbillige, unweise, unmögliche Forderung! — **Ueber den Zweck der Maurerey. Ein Geständniß.** Nach unserm Gefühle (Recensent ist auch ein alter Maurer) wie der folgende und letzte Aufsatz dieser Lieferung: **Würdigung der Vernunftreligion als Zweck der Maurerey**, im Ganzen vortreflich, mißdeutungsfähig freylich hie und da, aber der Beherzigung gewiß sehr werth, und ein Cabinetstück von Freymüthigkeit. — Wir können es von uns nicht erhalten, den Lesern durch die Darstellung des Gerippes das Vergnügen, die angenehme Ueberraschung zu verkümmern, die ihnen die Lektüre der S. 157—304. selbst, wenn uns nicht Alles trügt, in reichem Maaße gewähren wird, nur dem Hrn. de Marees nicht, der hier als (S. 207 f.) **Deutschlands größter Dummkopf und der Orthodoxie vielgeliebter Klopffechter** aufgeführt wird.

Wz.

Almanach für Aerzte und Nichtärzte, auf das Jahr 1789. Herausgegeben von D. Christian Gottfried Gruner. Jena, bey Cuno 1789. 8. auf 288 Seiten.

Da dieses Buch schon einige Jahre hindurch fortgesetzt, und seine Einrichtung also nicht unbekannt geblieben ist, so dürfen wir nur seine Existenz oder Erscheinung auch in diesem Jahre anzeigen. Der Ton ist in diesem Jahrgange eben derselbe, wie in den vorigen Jahren, manches ist anziehend oder unterhaltend, am wenigsten, wenn der Verf. witzig seyn soll; besser gerathen dem Verfasser immer die gelehrten historischen Untersuchungen, worin er ein Meister ist.

Rg.

5) Welt-

5) Weltweisheit.

Fragmentarische Beyträge zur Bestimmung und Deduktion des Begriffs und Grundsatzes der Causalität und zur Grundlegung der natürlichen Theologie in Beziehung auf die kantische Philosophie, von Johann Friedrich Flatt, Professor der Philosophie in Tübingen, Leipzig, 1788. bey Siegfried Lebrecht Crusius. 190 S. in 8.

Es war immer zu vermuthen, daß, wenn sich erst mehrere Philosophen vereinigen würden um die Kritik der reinen Vernunft, die unstreitig eine der merkwürdigsten neuern Erscheinungen in der philosophischen Welt bleibt, genauer zu prüfen, das viele Wahre und Richtige darinn anders anzuwenden und das Ueberspannte in den kantischen Behauptungen zu mäßigen, hiedurch eine sehr heilsame Revolution in der philosophischen Denkart unsrer Zeit würde hervorgebracht werden. Der übertriebene Idealismus, welchen Kant durch seine Revision aller bisherigen Metaphysik einzuführen suchte, schien das Bedürfniß der Vernunft zu wenig zu befriedigen, und ihre Rechte, welche vielleicht der dogmatische Realismus der älteren Philosophen zu weit ausgedehnt hatte, in zu enge Grenzen einzuschliessen, als daß man sich dabey hätte beruhigen und nicht den möglichen und vortheilhaften Mittelweg zwischen beyden Extremen aufzufinden hätte bemüht seyn sollen. Eine der ersten Versuche hiezu ist unter andern auch in einigen Recensionen in unsrer Bibliothek gemacht worden, und Hr. Prof. Flatt bringt durch seine Untersuchungen sehr ähnliche Resultate heraus, wie der Recensent der Schulzischen Erläuterungen, ob er gleich sich einen andern Gegenstand wählte, als worauf jener besonders Rücksicht nahm. Da uns seine Schrift einer der wichtigsten Beyträge zu den neuern Verhandlungen über Kants System zu seyn scheint, so halten wir es nicht für überflüßig, den Inhalt derselben unsern Lesern etwas vollständig vorzulegen.

Das Ganze besteht aus vier Fragmenten, wovon das erste von der Bestimmung der verschiedenen Begriffe von Ursache handelt. Sie lassen sich hauptsächlich auf drey reduciren, nämlich den reinsinnlichen, den transcendenten und den gemischten Begriff, nachdem man entweder diesen Begriff blos durch den Zeitbegriff bestimmt, wie Hume, Priestley und Basedow, und etwas die Ursache von etwas anderm nennt, wenn es demselben beständig der Zeit nach vorhergeht, oder auch den Begriff von Grund mit dem Begriff von Wirklichkeit verbindet, und nach Leibnitz und Wolf dasjenige als die Ursache betrachtet, welches den Grund von der Wirklichkeit eines reel von ihm verschiedenen enthält, oder endlich den reinen Verstandesbegriff von Grund, Nothwendigkeit, Wirklichkeit mit einer Zeitbestimmung verbindet. In dieser letzten Rücksicht nennt man Ursache entweder dasjenige, was den Grund von der Entstehung eines andern oder überhaupt von dem Daseyn eines andern in der Zeit enthält, oder man denkt sich das Vorhergehen der Ursache mit hinein, welcher Begriff der gewöhnliche ist, und mit der Denkart des gemeinen Menschenverstandes aufs festeste verflochten zu seyn scheint, oder man verbindet blos den Begriff von Nothwendigkeit mit der Idee von Succeßion und denkt sich die Ursache als etwas, worauf etwas anderes nothwendig folgt. Der Verf. scheint dieser letzten Bestimmung der Idee von Caussalität, von der er es noch für unausgemacht hält, ob sie schon von irgend einem Philosophen adoptirt ist, am geneigtesten zu seyn und zwar mit gutem Grunde. Denn die Nothwendigkeit der Aufeinanderfolge gewisser Erscheinungen, die Ordnung, Proportion und gesetzmäßige Uebereinstimmung, welche wir in ihnen wahrnehmen, und welche uns in der einen den Grund entdecken lassen, warum grade diese und keine andere darauf folge, macht das Wesentliche der Causalverbindungen aus und unterscheidet sie von den unzuverläßigen und oft blos auf Aehnlichkeit und zufälligen Beyeinanderseyn beruhenden Assoziationen der Einbildungskraft. Uebrigens entscheidet der Verf. aber nicht über den vorzüglichen Werth eines dieser verschiedenen Begriffe von Ursache, außer daß er anmerkt, daß der Humische zu unvollständig ist, und daß er die Einwürfe Kants gegen den transcendenten Begriff zu widerlegen suche.

Im zweyten Fragment geht der Verf. historisch die verschiedenen Deduktionen des Begriffs von Ursache durch und

führt

führt zuerst die Vorstellungen der ältern Philosophen darüber an. Einige von ihnen leiteten diesen Begriff aus dem allgemeinen Princip her: Alles, was anders seyn könnte als es ist, setzt eine Ursache voraus; andre bedienten sich von der Erzeugung organisirter Körper oder überhaupt von der Regelmäßigkeit mehrerer Naturbegebenheiten hergenommener Beweise für die Realität des Begriffs von Ursache. Die Deduktionen der neuern Philosophen von diesem Begriffe sind besonders dreyerley. Einige sind nämlich ganz von der Erfahrung abhängig und reinempirisch; andre schlechterdings von der Erfahrung unabhängig; und noch andere halten sich zwischen diesen und jenen in der Mitte. Bey der ersten Art von Ableitung läßt man die Erfahrung der Entstehung des Begriffs von Causalität vorangehn, und betrachtet diesen als einen aus einzelnen Wahrnehmungen des äusseren oder innern Sinnes, oder aus beyden zugleich durch Abstraktion allererst entsprungenen Begriff. Diesen Weg betrat Locke zuerst. Durch Humes Zweifel dagegen wurde man aber genöthigt, einen andern Weg einzuschlagen und sich in eine tiefere Untersuchung der Frage einzulassen, in wie fern die Idee von nothwendiger Verknüpfung, welche einen Haupttheil des gewöhnlichen Begriffs von Ursache ausmacht und die Hume bestritt, aus der Erfahrung geschöpft und in der Erfahrung gegründet sey. Das letzte thaten unter den neuesten deutschen Philosophen vorzüglich Tetens, Feder und Jacobi, und den Bemühungen dieser scharfsinnigen Männer haben wir es zu verdanken, daß die Ableitung dieses Begriffs von Ursache und der Realität desselben aus den Empfindungen des innern Sinnes besonders in ein so vortheilhaftes Licht, als nur möglich seyn mag, gestellt worden ist. Ganz entgegengesetzt dieser Methode ist die Deduktion des Begriffs von Ursache und der Categorien überhaupt, welche Kant macht und nach welcher die Categorien nicht empirischen Ursprungs seyn können, sondern als reine Begriffe **a priori** im Verstande bey allem Denken zum Grunde liegen, und daß man ihnen objektive Realität nur in so fern, und nur deswegen beylegen könne, in so fern und weil sie von Seiten des Verstandes die Gründe der Möglichkeit aller Erfahrung überhaupt enthalten. Die dritte Methode, welche zwischen den beyden angeführten in der Mitte liegt, besteht im allgemeinen darinn, daß man aus irgend einem nothwendigen subjektiven Gesetz des Verstandes, oder aus einem **a priori** angenommenen

nen Princip die Nothwendigkeit ableitet, den Begriff von Ursache mit gewissen empirischen Wahrnehmungen, (in welchen an sich betrachtet die Vorstellung von ursachlicher Verbindung nicht enthalten ist,) zu verbinden oder unter gewissen durch die Erfahrung realisirten Bedingungen zu dem, was wahrgenommen wird, die ursachliche Verbindung hinzuzudenken. Dies hätte, wie mich dünkt, noch etwas bestimmter ausgedrückt werden müssen, da der Verf., wenn er hernach dieser mittlern Methode folgt, doch selbst in den Wahrnehmungen oder in dem Objektiven, welches diesen Wahrnehmungen zum Grunde liegt, eine ursachliche Verbindung als reel behauptet. Um den Werth dieser verschiedenen Deduktionsmethoden des Begriffs von Ursache zu bestimmen, macht der Verfasser einen Unterschied zwischen psychologischer Ableitung, nach welcher untersucht wird, wie wir zum Besitze eines Begriffs kommen, und metaphysischer Ableitung, wornach die Rechtmäßigkeit dieses Besitzes ausgemacht oder die Frage entschieden wird, ob ein Begriff mit Recht auf irgend einen Gegenstand bezogen werden könne, oder ob demselben etwas Reelles entspreche und theilt hierüber manche richtige Bemerkungen mit, von denen wir hier nur einiges ausheben. Wir sind genöthigt, mit gewissen Wahrnehmungen des innern Sinnes den Begriff von Abhängigkeit oder von nothwendiger Bestimmung des einen durch das andere zu verbinden; und wir sind durch ein Gefühl dazu genöthigt, das sich zwar schwerlich ganz auflösen läßt, aber unwiderstehlich jedem Menschen sich aufdringt und nothwendig bey allen Menschen sich finden muß, in so fern sie vernünftige und der Moralität fähige Menschen sind. Wir sind nämlich genöthigt, gewisse Erfolge als abhängig von unserm Willen oder überhaupt von unsrer Thätigkeit zu betrachten, und dieses Urtheil ist mit dem Grundgesetze der Sittlichkeit so fest verflochten, daß dieses mit jenem nothwendig verschwinden muß. Wir müssen also den Begriff von Abhängigkeit und von Realgrund als reel erkennen und da die Causalität, die wir uns in Ansehung unsrer freyen Handlungen zuzuschreiben genöthigt sind, uns als wahrhaft wirklichen Wesen oder als Dingen an sich zukommt, wie Kant behauptet, so müssen wir auch jenem Begriffe nicht blos empirische, sondern auch transcendentale Realität beylegen. Die Vorstellung von Vorhergehen und Nachfolgen vermengt sich so frühe mit der Idee unsrer Willenscausalität und der

Cau-

Causalität überhaupt, und wird durch die Phantasie so feste mit derselben verknüpft, daß es nicht befremdend für uns seyn kann zu bemerken, daß der gewöhnliche Begriff von Ursache ein gemischter Begriff ist. — Hierauf kommt der Verf. auf die kantische Methode der Deduktion des Begriffs von Ursache, von der er sehr richtig anmerkt, daß sie offenbar darauf angelegt ist, die transcendentale Realität jenes Begriffs gänzlich umzustoßen, oder was wohl im Grunde eben so viel seyn mag, den Begriff von Ursache in ein Hirngespinnst zu verwandeln, welchem in den wahrhaft wirklichen Objekten nichts reelles entspricht. Dennoch aber räumt Kant selbst in andern Stellen die transcendentale Realität irgend eines Begriffs von Causalität ein, und ist genöthigt dieselbe einzuräumen, wenn er nicht die ganze Moral und natürliche Theologie gleichfalls in ein leeres Hirngespinnst verwandeln will. Man muß also annehmen, daß Kant dem gemischten Begriff von Ursache, nur in so fern er die Zeitbedingung enthält, nicht aber dem reintranscendenten Begriffe transcendentaler Realität abspreche. Aber freylich muß man denn auch annehmen, daß die allgemeine Behauptung Kants: Categorien müssen auf Erscheinungen als ihre einzigen Gegenstände eingeschränkt seyn, nicht allgemein oder ohne Einschränkung zu nehmen sey. Unstreitig ist dieser angeführte Widerspruch in Kants Behauptungen, der offenbar eine Gebrechlichkeit in dem ganzen Gliederbau seines Systems verräth, sehr wesentlich, und wir stimmen unserm Verf. vollkommen bey, wenn er sagt: „Ich überlasse es „also den Vertheidigern des kantischen Systems, das Pro„blem, dessen Auflösung ich bey Kant und seinen Anhängern „vergebens gesucht habe, vollständig aufzulösen; wie ist der „Satz: Der Verstand kann von allen seinen Begriffen kei„nen andern als empirischen Gebrauch machen, niemals aber „einen transcendentalen, und wie sind die kantischen Beweise „dieses Satzes damit vereinbar, daß Kant selbst eine An„wendung der Categorien auf transcendentale Objekte nicht nur „für möglich, sondern auch für nothwendig erklärt"? — Nach der dritten Methode ist eine allen andern vorzuziehende Deduktion des Begriffs von Ursache möglich, deren Wesentliches darinn besteht, daß man das allgemeine Princip: Alles was entsteht oder überhaupt alles Zufällige setzt eine Ursache (im reintranscendenten Sinne) voraus, unmittelbar aus einem unsrer denkenden Natur eingepflanzten und vor aller Er-

fahrung hergehenden nothwendigen Gesetze herleitet und durch die Anwendung desselben auf Wahrnehmungen, die sich uns unaufhörlich im Felde der Erfahrung darbieten, die Realität jenes Begriffs erhärtet. Um dieses zu erläutern, sucht der Verf. zu beweisen, daß die beyden vornehmsten Grundsätze der Caufalität: alles was entsteht, und alles, was anders seyn könnte als es ist, oder überhaupt alles Zufällige setzt eine Ursache voraus, welche er die Grundsätze der Entstehung und der Zufälligkeit nennet, in der Natur unsrer Vernunft oder in einem allgemeinen subjektiv nothwendigen Denkgesetze unmittelbar gegründet seye, und daß wir darum auch berechtigt wären, auf die objektive Wahrheit jener Grundsätze zu schliessen. Es ist nicht allein kein Urtheil ohne Grund, sondern man kann auch den Erfahrungssatz als zuverläßig aufstellen: Der Verstand kann kein Urtheil, dessen Wahrheit nicht aus der Vergleichung der Ideen des Subjekts und Prädikats unmittelbar einleuchtend ist, unter der Voraussetzung für wahr halten, daß es aus keinem Grunde a priori hergeleitet werden könne: oder wenn der Verstand sich irgend ein Urtheil als ein weder in sich selbst gegründetes (unmittelbar evidentes) noch aus einem Grunde a priori begreifliches Urtheil denkt, so ist er genöthiget, demselben den Beyfall zu versagen. Ob wir uns gleich dieses Vernunftgesetzes nicht allemal klar bewußt sind, so fallen doch die ersten Aeusserungen desselben mit den ersten Anfängen der Vernunftentwickelung in einen Zeitpunkt zusammen. Ist dieses aber, so läßt sich auch nicht daran zweifeln, daß die allgemeinsten Grundsätze der Caufalität, von denen hier die Rede ist, nicht aus der Erfahrung allererst geschöpft, sondern in einem vor aller Erfahrung hergehendem Gesetze unsrer Denkkraft gegründet seyn. Alle Urtheile nämlich, die sich auf das Wirkliche oder Objektive beziehen, kann der Verstand (sofern er unabhängig von dem Einflusse fremder Ursachen, z. B., der Phantasie, der Neigungen u. s. w. und nur nach seinem eigenen Gesetze wirkt) nur dann und nur in sofern für wahr halten, wenn und in sofern sie den subjektiven Gesetzen des Denkens entsprechen. Zu demselben Resultat kann man auf dem Wege der Analyse gelangen. Man kann nämlich von der erweisbaren historischen Bemerkung ausgehen, daß Menschen von aller Art, sofern sie Gebrauch von der Vernunft zu machen im Stande sind, bey ihren Urtheilen

über

über entstandene Dinge, so weit sie dieselben als entstanden denken, den Grundsatz der Entstehung voraussetzen; und mit Recht daraus folgern, daß eine natürliche subjektive Nothwendigkeit vorhanden sey, jedes entstandene Ding, wenn es als ein solches betrachtet wird, als verursacht von einem andern Dinge zu denken. Der Grund von dieser allgemeinen Nothwendigkeit, dem Grundsatz der Entstehung gemäß zu urtheilen, kann nicht in einer Illusion der Phantasie oder in einer blossen aus wiederholten Wahrnehmungsurtheilen von einer gewissen Art, oder aus dem Unterricht entsprungenen Gewohnheit liegen. Vielmehr muß man annehmen, daß die Nothwendigkeit jener Denkart tiefer in der Natur unsrer Denkkraft, daß sie unmittelbar in einem gewissen nothwendigen Gesetze unsers Verstandes gegründet sey.

Mit welchem Rechte kann man nun aber von dieser subjektiven Nothwendigkeit, den angeführten Grundsätzen der Causalität gemäß zu urtheilen, auf die objektive Gültigkeit oder Nothwendigkeit derselben schliessen? Objektiv gültig nennt man Urtheile, entweder in sofern sie durch das, was in Ansehung der Menschen allgemein und unveränderlich subjektivisch ist bestimmt worden, und für alle Menschen als denkende Wesen gültig sind; oder man versteht darunter solche Urtheile, die von jedem Verstande, der eben solche Vorstellungen hat und gegen einander hält, als wahr erkannt werden; oder man nennt sie objektiv gültig und wahr, sofern denselben etwas wirkliches ausser dem Verstande entspricht. In dem ersten Sinn muß, wie aus dem vorhergehenden erhellet, die objektive Gültigkeit der allgemeinsten Grundsätze der Causalität nothwendig eingeräumt werden. Aber was im ersten Sinn objektiv gültig ist, das müssen wir auch im zweiten und dritten Sinn für objektiv gültig und eben deswegen für eine allgemeine nothwendige Wahrheit halten. Denn wir haben nicht nur gar keinen Grund, das Gegentheil zu behaupten, sondern wir sind auch genöthigt, unsre Denkgesetze auf das Wirkliche anzuwenden und eben deswegen theils eine Harmonie derselben mit der wirklichen Welt oder mit dem ausser unsrer Vorstellung Wirklichen, theils eine Uebereinstimmung der Urtheile, auf die uns nothwendige Verstandesgesetze hinführen mit den Urtheilen andrer Geister anzunehmen. Freylich ist dies eine Voraussetzung, die nur geglaubt, nicht bewiesen werden kann, weil grade hier die Gränze alles Beweisens ist. Aber

es ist doch sicherlich eine nicht nur ganz unwiderlegbare, sondern auch durch unsre Natur selbst uns abgenöthigte Voraussetzung. — So ganz eines Beweises unfähig möchte doch diese Behauptung von der nothwendigen Harmonie äußrer subjektiven Denkgesetze mit den Gesetzen der wirklichen Welt nicht seyn, wie es der Verf. glaubt. Vielmehr scheint es dem Recensenten der Schulzischen Erläuterungen über Kants Kritik im 66ten Bande der Bibliothek geglückt zu seyn, davon einen eigentlichen Beweis zu führen. Da überdem diese Voraussetzung, die sich gleichfalls auf die ästhetischen Begriffe von Raum und Zeit, auf die übrigen Verstandesbegriffe und Vernunftideen anwenden lassen muß, allein zu einem zusammenhängenden und haltbaren System der Metaphysik führen kann, womit der kantische Idealismus ganz unverträglich ist; so wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. sich auf eine genauere Untersuchung anderweitiger Gründe dafür eingelassen hätte; obgleich diejenigen, welche er aus dem kantischen System selbst hernimmt auch schon wichtig genug sind. Denn er zeigt, daß Kant ebenfalls diese Voraussetzung annehmen müsse; wenn er nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen und nicht alles Wissen und Glauben der spekulativen Vernunft sowohl als der praktischen einem gränzenlosen Scepticismus Preis geben will. Denn auch Kant lege gewissen Sätzen, z. B. dem Grundgesetze der Sittlichkeit, dem Satze der Einstimmung und des Widerspruchs und den nothwendig aus diesen folgenden Sätzen, theils stillschweigend, theils ausdrücklich objektive Gültigkeit im zweiten Sinne bey. Mit welchem Rechte könnte er der Idee der praktischen Vernunft von der vollkommnen Harmonie der Sittlichkeit mit der Glückseligkeit objektive Gültigkeit im dritten Sinne zuschreiben, wenn er nicht überhaupt eine Uebereinstimmung der subjektiv nothwendigen Gesetze unsrer Vernunft mit den Gesetzen der Dinge, oder der äussern Welt annehme. Auch in Hinsicht der Behauptung, daß in der Natur allenthalben Zweckmäßigkeit und Ordnung anzutreffen sey, und daß eben darinn ein genugsamer subjektiver Grund zur Annehmung des Daseyns der Gottheit und der Fortdauer unsrer Existenz liege, scheint Kant der Voraussetzung einer Harmonie unsrer subjektiv nothwendigen Vernunftgesetze mit dem Objektiven zu bedürfen. Denn wäre diese zweckmäßige Einrichtung und Gesetzmäßigkeit der Natur blos in unsrer Vorstellung, so könnte die Vernunft nicht be-

fugt

fügt seyn, von dieser der wahrhaft wirklichen Natur blos an gedichteten Ordnung und Zweckmäßigkeit auf das Daseyn eines von ihr verschiedenen höchst verständigen Urhebers der Natur zu schließen. Kant ist also genöthiget, vorauszusetzen, daß der Gesetzmäßigkeit und Einheit, die unser Vorstellungsvermögen nach seiner eigenen Behauptung in die Erscheinungen hineinlegt, eine den Objekten selbst ausser unsrer Vorstellung anhängende Gesetzmäßigkeit und Einheit entspreche; also genöthiget, vorauszusetzen, daß unsre subjektiv nothwendigen Denkgesetze so eingerichtet seyn, daß ihr Gebrauch mit den Gesetzen der Natur, an welchen die Erfahrung fortläuft, genau übereinstimme. Ja, er behauptet sogar mit dürren Worten, (in einer Stelle seiner Grundlegung zur Metaphysik) daß den Gesetzen der sensibeln Welt, die Gesetze der Verstandeswelt zum Grunde liegen. — Warum sollte überdem die Vernunft, um die Idee von einem dem Systeme der Sittlichkeit entsprechendem Systeme der Glückseligkeit festhalten zu können, der Voraussetzung einer zureichenden Ursache bedürfen? — Warum nicht bey jener Idee stille stehen können, ohne nöthig zu haben, zu der Idee eines höchst vollkommenen Urhebers der Natur und Regierers der sittlichen Welt hinaufzusteigen? Und was sollte die Vernunft berechtigen, das Gut, daß sie als unzertrennlich mit der Sittlichkeit verbunden betrachten und nothwendig hoffen muß, als abhängig von einem höchsten ursprünglichen Gute zu denken, wenn sie nicht überhaupt berechtigt wäre, alles zufällig Wirkliche als abhängig von einer zureichenden Ursache im reintranscendenten Sinn anzusehen?

Das dritte Fragment enthält Bemerkungen über die Anwendung des Grundsatzes der Entstehung und der Zufälligkeit auf transcendentale Objekte, und über die transcendentale Realität des Begriffs von Veränderung, worinn der Verf. besonders darzuthun sucht, daß sich selbst aus den von Kant aufgestellten Principien der Moral und Moraltheologie folgern lasse, daß es im transcendenten Sinn reelle Veränderungen gebe. Es fließt nämlich selbst aus den von Kant behaupteten Sätzen, daß der Mensch als ein vernünftiges und mit Freyheit begabtes Wesen ein Ding an sich, und daß es für die Vernunft nothwendig sey, eine vollkommene Harmonie der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit, oder der Würdigkeit, glück-

lich zu seyn zu hoffen. Wie lassen sich aber diese Sätze mit der Voraussetzung zusammen reimen, daß der Begriff von Veränderung, auf den Menschen, so fern er ein intelligibler Gegenstand ist, gar nicht anwendbar sey? Es ist doch nur einer von den drey Fällen möglich. Entweder ist Veränderung des Menschen, sofern er ein Ding an sich ist, ganz nicht möglich, oder möglich zwar, aber nicht wirklich oder möglich und wirklich zugleich. Nimmt man das erste an, so kann man den Begriff von Sollen, so kann man die Imperative der Moral schlechterdings nicht auf ihn anwenden; denn offenbar setzen diese eine Möglichkeit, anders zu seyn, als man seyn solle, voraus. Bey der zweyten Voraussetzung, daß der Mensch als vernünftiges Wesen zwar nicht unveränderlich, aber doch stets unverändert sey, müßte man nothwendig annehmen, daß er seine Freyheit nie zur Vervollkommnung seines Zustandes gebrauche, und daß also auch die Freyheit sowohl als der Trieb zur Glückseeligkeit oder zur Vervollkommnung ein ganz unnützes und zweckloses Geschenk der Natur für den Menschen sey. Ueberdies würde bey dieser Voraussetzung so gut als bey der ersten entweder gar keine, oder nur eine ganz grundlose Hofnung einer der Sittlichkeit proportionirten Glückseeligkeit denkbar seyn. Es bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, daß der Mensch als ein Ding an sich betrachtet, nicht blos veränderlich sey, sondern auch wirklich verändert werde — daß es also intelligible oder transcendentale Objekte gebe, auf welche man den Begrif von Veränderung anzuwenden berechtiget sey. Aber wenn dies ist, so ist man auch befugt, den Grundsatz: Jede Veränderung und überhaupt alles, was entsteht, setzt eine Ursach im reintranscendenten Sinn voraus, auf transcendentale Gegenstände auszudehnen. Eben dies gilt wohl auch in Absicht auf den Grundsatz der Zufälligkeit, weil aus dem Wechsel der Zustände die Zufälligkeit derselben nothwendig folgt.

In dem Beytrage zur Grundlegung der natürlichen Theologie, welcher das vierte Fragment ausmacht, bringt der Verf. durch eine Reihe von Schlüssen das Resultat heraus, daß Veränderlichkeit oder Veränderungen der Form des Daseyns irgend eines wahrhaft wirklichen Gegenstandes Abhängigkeit der Form des Daseyns von einem äußerlichen Princip und zugleich das Daseyn eines unabhängigen und unveränderlichen Wesens beweise, und daß schon dieser Satz unter der

Vor-

Voraussetzung der transcendentalen Realität der Veränderung zu dem Schluß hinführen würde. daß wir und andere uns in Absicht auf Veränderlichkeit ähnliche Wesen so wohl der Form als der Materie des Daseyns nach von einem ganz unabhängigen und ganz unwandelbaren Wesen abhängig seyn müssen. Auf diesem Wege gelangen wir also zu der Idee eines Wesens, das nicht blos Baumeister, sondern auch Schöpfer der Welt ist, und da wir uns den, der Quelle des Daseyns und aller Realität zufälliger und veränderlicher Wesen ist, nicht ohne die höchste Vollkommenheit, und den, der Urheber der vollkommensten Harmonie der Natur mit der Glückseligkeit vernünftiger Wesen, und der Glückseeligkeit mit der Sittlichkeit ist, nicht ohne die höchste geistige Vollkommenheit denken können; so haben wir so starke Gründe, als je Wesen unsrer Art vernünftiger Weise fordern können, das Daseyn der Gottheit anzunehmen. — Das wäre das Vornehmste aus dieser kleinen interessanten Schrift, und wir fügen unsrer Anzeige davon nur noch den Wunsch bey, daß doch die Vertheidiger des Kantischen Systems, die gegen unsre Stimme bisher noch immer taub geblieben sind, doch endlich einmal dieses Verfassers wichtige Zweifel und Einwürfe beherzigen und sie einer Beantwortung, wo sie sich beantworten lassen, würdigen möchten. Ganz vorbeygehen können wir es nicht, daß das Buch mit zu vielen Noten unter dem Text, die allemal das Lesen beschwerlich machen, überhäuft zu seyn scheint, und sehr viele davon füglich mit in den Text hätten aufgenommen werden können, ohne daß der Zusammenhang merklich wäre unterbrochen worden. Wegen seiner neuen Terminologie entschuldigt sich der Verfasser selbst, und sie war ihm auch wohl größtentheils wenigstens unentbehrlich.

Wo.

Erörterung der von den Kuratoren des Stolpischen Legats zu Leiden für das Jahr 1787 vorgelegten Preisaufgabe: aus der Natur Gottes zu beweisen, daß die göttliche Präscienz unfehlbar, und der Freyheit der menschlichen Handlungen nicht entgegen sey, von Joh. Christoph Schwab, Professor der Philosophie in Stuttgart. Ulm, bey

bey Johann Konrad Wohler. in 8. 45 Seiten.

Gegenwärtige Schrift ward unter allen andern für die beste erklärt, aber doch als Beantwortung nicht hinlänglich, deshalb sie auch den Preis nicht erhielt. Die Aufgabe selbst enthält eine wesentliche Unbestimmtheit, und da läßt sich denn die Beantwortung, je nachdem man diese ergänzt, entweder befriedigend, oder unbefriedigend nennen. Unter Rettung der menschlichen Freyheit nimmt man entweder blos Beweis, daß die Menschen der Vorhersehung Gottes unbeschadet selbstthätig bleiben, nicht paßiv von außen zu allen ihren Handlungen bestimmet werden, oder man will damit auch gänzliche Unabhängigkeit der Handlungen von allem äußern Einfluß, vornehmlich aller göttlichen Einwirkung verstanden haben. Das scheint die Meynung der Kuratoren gewesen zu seyn; ersteres war des Verf. Gedanke. Dem gemäß zeigt er, Vorhersehung Gottes gründe sich auf die allergenaueste und vollständigste Kenntniß der Dinge, und die wieder, theils auf deren Erschaffung, theils auf ihre Anordnung zu einem Weltsysteme. Die von Gott einmal erschaffnen Dinge dauern fort, nicht durch fortgesetzte Schöpfung, wie man sich das meistens vorstellt, sondern durch eigne Kraft, wirken demnach selbstthätig und aus eigner Kraft, so viel ihrer von Natur selbstthätig sind. Auf diese Weise demnach bleibt den freyen Substanzen ihre Freyheit, und der Gottheit ihre Vorhersehung, ohne daß beyde sich aufheben. Mittelbar aber blieben denn doch alle Handlungen freyer Wesen von Gott abhängig, in einem andern Systeme, unter andern Umständen würden sie unstreitig anders handeln.

Zb.

Wir werden uns wieder sehen. Eine Unterredung nebst einer Elegie, von Dr. Karl Christian Engel. Zweyte verbesserte, und mit einem Nachtrage vermehrte, rechtmäßige Ausgabe. Göttingen, im Verlage bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1788. in 8. 216 Seiten.

Zu mehrerer Befestigung einer künftigen Wiedervereinigung hat der Verf. den Nachtrag angefügt, und wir müssen gestehen, er hat uns auch hierin so sehr Genüge geleistet, als es bey einem Gegenstande, wo nur hohe Wahrscheinlichkeit möglich ist, sich nur verlangen läßt. Er zeigt nämlich, daß diese Lehre zur Beruhigung und zur Tugend der zurückgebliebenen kräftig wirkt; und dann sucht er einigen Einwendungen zu begegnen, deren vornehmster ist, daß Gottes Güte und Weisheit uns nicht hinlänglich für solche Wiedervereinigung bürgt, weil von manchem ihr sehr gemäßen in der Erfahrung das Gegentheil gefunden wird: Z. B. das harte Schicksal der Negersclaven; die dem an sich guten Triebe zur Fortpflanzung so mannichfaltig entgegenarbeitenden Hindernisse. Der Verf. erwiedert, solche Fälle beweisen nur Ausnahmen von allgemeinen Zwecken, mithin folge höchstens, daß künftige Wiedervereinigung Ausnahme haben wird, welche Ausnahme aber den Tugendhaften nicht treffen könne. Dagegen läßt sich nun auf gleiche Weise sagen, Belohnung der Tugend, hat nach der Erfahrung Ausnahmen, wie, wenn sie sie jenseit des Grabes auch hätte? Folgende Stellung der Gedanken scheint uns zweckmäßiger: daß nicht alles geschieht, was der göttlichen Güte und Weisheit gemäß ist, davon ist die Unmöglichkeit in manchen einzelnen Fällen Schuld. Also würde aus dem Einwurfe nur folgen, die Wiedervereinigung werde nur wegen Unmöglichkeit nicht statt haben. Allgemeine Unmöglichkeit läßt sich nicht beweisen, also blieben höchstens einzelne Ausnahmen übrig, welche aber durch die Länge der Zeit wiederum zur Regel zurückkehren, indem sie durch Aenderung der Umstände nach und nach verschwinden. Folglich können Tugendhafte mit völligem Zutrauen auf solche Wiedervereinigung bauen.

Wf.

Ueber das Daseyn Gottes, in Beziehung auf Kantische und Mendelsohnsche Philosophie, von J. C. F. Bornträger. Hannover, in Kommission der Schmidtschen Buchhandlung. 1788. in 8. 156 Seiten.

Der

Der Verf. schließt die Vorrede so: Uebrigens wird es von der Aufnahme dieses Versuchs abhängen, ob ich meine geringen Bemühungen noch ferner auf dies Studium der Philosophie verwenden soll u. s. w. Wahrheitsliebe herrscht in gegenwärtigem Versuche durchgängig, von ängstlichem Haschen nach Paradoxie und auffallenden Behauptungen, welches jetzt so manchen guten Kopf verdirbt, ist der Verf. entfernt. Deutlichkeit im Vortrage, sind unverkennbar, wir glauben also, den Verfasser nicht ganz abschrecken zu dürfen. Nur wünschen wir dabey, daß er sich angelegen seyn lasse, in der Zergliederung metaphysischer Begriffe tiefer einzudringen, sie von einander sorgfältiger zu unterscheiden, und nicht sogleich vom ersten Scheine sich hinreißen zu lassen, welches denn freylich erst durch fortgesetzte Uebung mehrerer Jahre bewerkstelligt wird. Bisher hat er, dünkt uns, die verschiedenen von ihm bestrittenen Behauptungen nur nach der Oberfläche kennen gelernt; daher sind die ihnen beygebrachten Wunden meistens nicht unheilbar. Zur Bestätigung dessen und zugleich in Hoffnung zu nützen, wollen wir etwas ausführlicher ins Einzelne gehen. Das Daseyn wird hier richtiger als sonst durch ein Verhältniß des Gegenstandes zu unserm Empfindungsvermögen bestimmt, daß nämlich er von uns empfunden werde. Der Zusatz als wirkend oder leidend, gehört unsers Erachtens nicht nothwendig in den Begriff, weil er sich von selbst versteht. Der Kantischen Einwendung auszuweichen, daß im Satz vom Widerspruch durch das Wort zugleich der Zeit erwähnt wird, wird ihm hier folgender Innhalt gegeben. Keinem Dinge kommt ein Prädikat zu, was nicht bereits in dem Begriffe desselben entweder als schon unmittelbar bestimmt, oder doch als durch denselben bestimmbar enthalten ist. Allein in diesem Sinne hört er auf, durch Evidenz einer der obersten Grundsätze zu seyn, und verliehrt seine vornehmste Brauchbarkeit. Denn er fragt nun so gleich, sollten nicht im Begriffe eines Dinges widersprechende Prädikate können enthalten seyn? Seiner Bestimmung zufolge, ist er allgemeine Regel für die Urtheile sowohl als die Begriffe, ein vom Verstande der an sich wilden Dichtkraft angelegter Zügel, der sie bey allen ernsthaften Geschäften abhält, viereckte Zirkel, hölzerne Messer und dergl. sich zu bilden, und das hört er auf zu seyn, so bald man ihm diese Gestalt giebt. Er gebietet ferner, auch in Urtheilen und Schlüssen bey dem einmal zum Grunde gelegten

legten und angenommenen fest zu bleiben, nicht dies wieder in Gedanken aufzuheben, weil dadurch alles Denken und Schliessen vernichtet würde; und enthält sonach die erste Grundregel alles Denkens. Durch des Verf. Wendung verliert er auch diese Dignität, und wird blos anwendbar auf Herleitung von Urtheilen aus Begriffen. Wenn der Verf. darauf gegen Hrn. Kant das Daseyn synthetischer Sätze läugnet: so liegt wohl Mißverstand zum Grunde. Dieser sagt, der Satz, alle Körper sind schwer, ist synthetisch, weil aus der Definition oder dem Begriff des Körpers, als einer ausgedehnten soliden Substanz die Schwere nicht fließt: jener hingegen versichert, er ist analytisch, weil im vollständigen Begriffe des Körpers auch die Schwere enthalten ist. Hier also ist kein eigentlicher Widerspruch, und der Kantsche Satz bleibt unerschüttert stehen. Eben darauf beruht auch der Einwurf gegen den Satz des Widerspruchs, daß oft widerstreitende Beschaffenheiten in einem Subjekte sich beysammen finden, entgegenstehende nämlich, oder widerwärtige (contrariae); diese aber sind nicht auch widersprechende (contradictoriae); als welche eine ganz andere Gattung ausmachen.

Im andern Abschnitte sucht der Verf. die Ungültigkeit des ontologischen Beweises für Gottes Daseyn darzuthun; Existenz oder Daseyn, nicht Seyn in Gedanken, sagt er, ist keine Vollkommenheit, macht ein Subjekt nicht vollkommener; oft sind blos gedachte Dinge vollkommener als die würklichen. Einmal ist hier ihm der eigentliche Sinn des Schlusses nicht gegenwärtig gewesen, als welcher auf dem Begriffe der Realität ruht, und Vollkommenheit mit Realität gleichbedeutend nimmt. Und da gesteht er selbst, würklich seyn sey mehr als möglich seyn, also in der Existenz mehr Realität als in der bloßen Möglichkeit. Zweytens schließt der Verfasser, weil durch Existenz ein Ding in seinem Wesen nicht vollkommener wird: so ist sie keine Vollkommenheit, woraus geradezu folgt, daß durch sie ein Ding gar nichts gewinne. Da sich nun das, nach des Verf. eignen Geständniß, nicht behaupten läßt, so ist Daseyn nicht aus der Zahl aller Vollkommenheiten auszuschliessen, mithin unrichtig, daß keine Vollkommenheit ist, wodurch das Wesen eines Dinges keinen Zuwachs erhält. Im dritten Abschnitte führt der Verfasser einen Beweis für Gottes Daseyn a posteriori aus den succeßiven in der Welt sich ereignenden Veränderungen. Hier

[illegible] Weg mit seinen Gründen, ge-
[illegible] Grunde, oder der Grundsätze
[illegible] wird, dieser Grundsatz sey
[illegible] erkannt worden. Auch hier scheint
[illegible] Streitpunkt nicht tief genug
[illegible] ist der Satz: jede Wirkung
[illegible] allgemeiner, wo etwas verän-
[illegible] seyn, ist er von allen mög-
[illegible] Erfahrung, jenseit aller Erfah-
[illegible]; weil er blos ein [illegible]
[illegible] ist, mithin blos sub-
[illegible] sich beziehende Gültigkeit
[illegible] daß seine Erkennt-
[illegible] wird diese Behauptung
[illegible] ist nicht zu leugnen,
[illegible] muß, weil bloße Er-
[illegible] und strenge All-
[illegible] Folgerung stehen.
[illegible] als bloßer Erfahrungs-
[illegible] die Gränze der
[illegible] weil sein wahrer Gehalt
[illegible] erfahren, da erfahren
[illegible] Veränderung. Nun
[illegible] kein Gegenstand
[illegible] auch nicht wissen, ob
[illegible]

[illegible] zu führen, nimmt
[illegible] außer uns Er-
[illegible] zum Grunde liege.
[illegible] Behauptung, daß die-
[illegible] entspringt,
[illegible] und denken.
[illegible] Schein,
[illegible] hat von dem
[illegible] wird
[illegible] gebauten
[illegible] des Scheins sind,
[illegible] Dinges sich
[illegible] blos da, wo
[illegible] ohne daß sub-
jektive

jektive Bedingungen Einfluß haben; hingegen, wo der Schein blos vom vorstellenden Subjekte entspringt, läßt sich das nicht behaupten. Sollte also der Satz Anwendung auf die gegenwärtige Welt haben; so hätte der Verfasser darzuthun, daß die Veränderungen des Scheins, und der Schein selbst nicht blos in uns liegt, und dazu dürfe jener Unterschied allein nicht hinreichen, denn man wird erwiedern, daß einiger Schein sich auf beständige, andrer auf wandelbare Beschaffenheiten der Menschennatur gründet; daher einiger blos subjektiv, andrer objektiv scheint. Hiervon abgesehen verbindet der Verfasser in dem Beweise selbst, die sogenannte kosmologische Betrachtung, aus der nothwendigen Endlichkeit der Reihe von Ursachen und Wirkungen, mit der physikotheologischen, von der Zweckmäßigkeit und Ordnung der Weltveränderungen sehr gut zu einem Ganzen. Im letzten Abschnitte beurtheilt er manche andre Beweise für Gottes Daseyn sehr richtig und bündig.

Zb.

---

6) Romane.

Müller, der Menschenverächter, und seine fünf Töchter. Erster Theil. Zweyter Theil. Königsberg, bey Hartung, 1788. 180 Seiten, in 8.

Die Darstellung eines biedern Mannes, dem alles in der Welt mißlingt, weil er nicht heucheln und kriechen kann, dem seine Frau, die er aus Liebe nahm, untreu wird, der beynah sein ganzes Leben mit Armuth und Gallsucht kämpfen muß, ist dem Verf., bis auf einige Uebertreibungen, gut gelungen. Auch die Charaktere des alten und jungen Timotheus sind interessant, aber die Geschichten der fünf Töchter, zumal die von Lotten sind äusserst romanhaft und abentheuerlich. Ueberhaupt scheint der Verfasser mehr die Gabe zu besitzen, Charaktere zu zeichnen, als Thatsachen, wie sie in der wahren Welt vorgehen, zu erfinden.

Die Kunst schicklicher Uebergänge in den Erzählungen fehlt ihm auch noch sehr; sonst leuchten überall gute Grundsätze hervor, und im Ganzen verdient der Verfasser Aufmunterung.

Gr.

1) Sommerfeldische Familiengeschichte, oder Erziehung mit ihren Früchten. Erster Theil. Berlin u. Frankf. an der Oder, bey J. A. Hunze, 1788. 1 Alph. 4 B. in 8.

2) Familiengeschichte des Baron (s) von S. Eine wahre Geschichte unsers Zeitalters. In zwey Theilen. Wien, bey J. D. Hörling, 1788. 21½ B. in 8.

No. 1. Ziemlich genießbar, nur zu geschwätzig. Auch scheint Freund Emmerich hin und wieder copirt zu seyn. Hoffen will übrigens Rec., daß dies Familiengeschichtchen sich mit dem zweyten Theile schließt. Die voluminösen Romane pädagogischen Inhalts werden so leicht zur losen Speise.

No. 2. Wer Lust und Belieben hat, eine Gallerie von Empfindlern, moralischen Schwärmern und milzsüchtigen Kopfhängern, nebst einem (ob richtig oder fehlerhaft gezeichneten, läßt Recensent unentschieden, da er seit manchem Jahr schon nicht mehr an Ort und Stelle war) Carton von Leipzig zu sehen, der kaufe und lese dies Buch.

Rm.

Albertine. Richardsons Clarissen nachgebildet und zu einem lehrreichen Lesebuch für deutsche Mädchen bestimmt. Erster Theil. Berlin, bey Arnold Wever, 1788. Vor. XIV. 382 S. 8.

Hier wäre also der Anfang gemacht, denjenigen guten Wunsch wenigstens zum Theil in Erfüllung zu bringen, den Hr. von

von Archenholz in seinem Werk über England und Italien geäussert hat; nämlich den deutschen Leser mit Richardsons, unter uns fast in völlige Vergessenheit gekommenen — Clarisse, diesem berühmten, respektablen und für die Ewigkeit geschriebnen Werk, dem Vorzüglichsten, das die Britten in dieser Gattung aufzuweisen haben, und das mit Recht den Namen eines Magazins praktischer Lebensregeln für das weibliche Geschlecht verdient, auch eben deswegen ganz und unabgekürzt in jeder Frauenzimmer-Bibliothek zu stehen werth ist, durch eine neue, dem jetzigen Zeitalter angemessene Uebersetzung davon bekannt zu machen. Wir wissen nicht, ob sich der Verf. gerade durch jenen Wunsch zu seiner vorgenommenen Arbeit bestimmen ließ; aber dies liegt vor Augen, daß er ihn nach seiner eigenen Idee ausgeführt hat; denn er schränkte seine Absicht nicht nur darauf ein, die frühere jetzt unlesbar gewordene deutsche Clarisse, die zu einer Zeit erschien, wo unsre Sprache noch in ihrer Kindheit war, aus der sie sich nun Gottlob! auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit entwickelt hat, in ein geschmackvolleres, schöneres und modehafteres deutsches Gewand zu hüllen, und in dieser gefälligern Gestalt aufzuführen, sondern er gieng noch einige Schritte weiter. Das englische Original besteht aus funfzehn Alphabeten, und ist nicht nur für die heutige flüchtige Leselaune des deutschen Publikums, bey der man aus dem Gewühl der sich endlos hervordrängenden wirklich, oder vorgeblich neuen literarischen Produkte gerne viel und mancherley lesen will, und mithin das kürzeste Buch natürlich immer als das tauglichste finden muß, offenbar zu dickleibigt, sondern auch für dessen Oekonomie, die auf Literatur mäßige Summen verwendet, zu kostbar. Auf beydes nahm der Verf. bey dieser neuen deutschen Bearbeitung der Clarisse Rücksicht, und gab sich Mühe, jene funfzehn Alphabete in fünf zusammen zu schmelzen, ohne eben dadurch den schönen Körper des Originals zu einem Block ohne Kopf, Hände und Füße zu verunstalten, welches auch die bekannte ermüdende Weitschweifigkeit des Englischen und die Menge eingeflochtener Episoden und Nebenpersonen, die ohne Schaden des Ganzen kürzer abgefertigt, oder völlig abgesondert werden konnten, sehr erleichterte. Selbst die Verpflanzung des Schauplatzes der Geschichte nach Deutschland, wodurch neben dem das Buch für Deutsche an Interesse und Zweckmäßigkeit merklich gewann, kam dieser Abkürzung sehr zu statten.

ten. „Bey dieser zur Deutschen umgebildeten, auf deutschem Grund und Boden handelnden und leidenden Clarisse, „bedarf „es nun keiner Anstrengung für Leserinnen, sich nach England „zu versetzen, und das ins Gedächtniß zurückzurufen, was sie „von London und den englischen Sitten überhaupt gelesen „oder gehört haben, und sie dürfen nicht fürchten, daß ihnen „selbst bey einer ziemlich vollständigen Kenntniß des politischen „und sittlichen Lokale von England" (zu der in neuerer Zeit das Archenholzische Werk auf eine so angenehme Weise behülflich wurde) „doch wohl manche Stellen und Scenen der Clarisse ganz unverständlich, oder unnatürlich bleiben möchten." In der Vorrede erinnert der Verf. diejenigen Leser, die das in Deutschland freylich seltene, Original kennen und mit Aufmerksamkeit gelesen haben, in seiner Bearbeitung die Beantwortung folgender Fragen selbst aufzusuchen: „wie und was hat „der Nachbildner verkürzt? Hat er auch die kleinen Umstände, die dem flüchtigen Leser zu geringfügig scheinen, die „aber dem Gemälde Leben und Wahrheit geben, und mehr „als die glänzendsten und kühnsten Ideen das Genie des Dich„ters darlegen, als langweilig weggeschnitten? Und hat er „nur das, was nakte Begebenheit ist, nicht aber das psycho„logische Detail von der augenblicklichen Situation der Per„sonen, die diese Begebenheit trift, beybehalten?" Wir denken, hierauf könne die gründliche und unpartheyische Antwort am Schluß des Werks füglicher, als am Anfang desselben gegeben werden. In diesem ersten Theil rückt die Geschichte bis auf Albertinens Entweichung aus ihrem älterlichen Hause vor, zu welcher sie unterstützt und aufgemuntert von ihrem feurigen, tugendlügenden Anbeter, Graf Winterfeld, dem Stellvertreter des Lovelace, der von ihrer Familie aus den eigennützigsten und gehäßigsten Absichten bis aufs äusserste getriebene hartnäckige Zwang zu einer Heyrath mit einem ihr unerträglichen und allerdings nicht sehr liebenswürdigen, reichen Baron von Loyer, drang. Der Leser erhält den ganzen Gang der Begebenheiten aus Briefen, die Albertin, von Seelhorst an ihre Freundin Friederike von Pannewitz schreibt.

Albertine. Richardsons Clarissen nachgebildet und zu einem lehrreichen Lesebuche für deutsche Mädchen bestimmt. Zweyter Theil. Berlin, bey Arnold Wever, 1788. 379 Seiten.

Am Ende dieses Theils hat der Leser die Freude, Albertinen, für deren Rettung ihm ihre prüfungsvolle Lage bange machen mußte, aus Winterfelds Gewalt, in welche sie dieser niedrige Betrüger durch ein Gewebe der verwickeltsten Kunstgriffe gebracht hatte, ohne Verlust ihrer Tugend glücklich entkommen zu sehen. Alb. nach ihrer Flucht aus dem väterlichen Hause, aus dem sie immer noch bey aller unälterlichen Behandlung Regungen unvertilgbarer kindlicher Liebe mitnahm, fand in der Nähe der Winterfeldischen Familiengüter im Hause einer unbescholtnen Witwe ihren einstweiligen Wohnort. Hier war es, wo sie zum ersten Besinnen über ihren gethanen Schritt kam, und von wo aus sie die ersten, wiewohl fruchtlosen Versuche zur Aussöhnung mit ihrer erbitterten Familie machte; — hier war es aber auch, wo Winterfeld seine Plane auf seine schöne Beute nicht bequem genug ausführen zu können, und sich selbst mit seiner Gefehrtin vor den Nachforschungen der Seelhorste noch nicht hinlänglich gesichert glaubte. Daher wurde Berlin und in demselben das Haus einer elenden Kupplerin, die die Maske der rechtschaffenen Frau anlegen mußte, vorgeschlagen, und Alb. ließ sich durch die verführerischen Gründe W. und durch unterschobene erdichtete Briefe bewegen, sich den Vorschlag gefallen zu lassen. Auf diesem unvortheilhaften schlüpfrigen Schauplatz nun entfalten sich die beyderseitigen Charaktere vor den Augen des Lesers näher. Jene gewinnt durch ihre nie einzuschläfernde Wachsamkeit über sich und jede Bewegung ihres Verführers in Beziehung auf sie, durch ihren hellen Verstand, durch ihre raschen, augenblicklichen und doch so treffenden Urtheile, durch ihre feine, richtigen Empfindungen — unsre Liebe und Bewunderung, so wie dieser durch sein ränkevolles Wesen und durch die Leichtigkeit, mit der er die unabwendbaren Eindrükke, welche die Geistes- und Herzensvollkommenheiten Albertinens auf sein für das Gefühl des Schönen und Edlen noch nicht ganz abgestumpftes Gemüth machen, wieder zerstört und ausreißt, und standhaft in seinen Machinationen zum Unglück sei-

seines angebeteten Gegenstandes fortfährt, — unsern ganzen Abscheu. Immer war es uns unbehaglich, so oft wir wieder auf einen Brief Winterfelds an Beulwitz trafen, worinn er diesem mit der bösartigsten triumphirenden Freude seine niederträchtigen Grundsätze und Anschläge vorlegt, und neue Belege seiner verworfenen Denkart giebt; — so wie wir uns im Gegentheil jedesmal zum voraus freuten, so oft wir die Aufschrift: Albertine an Friderike sahen; — ein Beweis, daß dem Verf. seine Charakterschilderungen, deren die eine zurückstoßen, die andre anziehen sollte, gelungen ist. Das, wodurch **Winterfeld** seinem gewünschten Ziel ganz nahe zu rücken glaubte, nämlich ein, vermittelst eines im Haus künstlich veranlaßten Feuerlerms, mit Beyseitsetzung aller dem weiblichen Ehr- und Tugendgefühl schuldigen Schonung, gewagter nächtlicher Ueberfall Albertinens in ihrem Schlafzimmer und die dabey bewiesene Dreustigkeit, wurde gerade der Weg, alles, was er bisher für sich gewonnen zu haben glaubte, mit einemmal einzubüßen, Albertinen, die bisher in ihren Urtheilen über ihn unschlüßig geblieben war, in Absicht seiner die Augen zu öfnen und sie zur schleunigsten Flucht zu bestimmen, ehe sie noch ein Opfer seiner wilden Leidenschaft würde. Die Charaktere werden in diesem Theil schon viel manchfaltiger und vollständiger, wie es auch natürlich ist, als in dem ersten; so wie wir ihn auch für Mädchen merklich instruktiver und an schönen ungezwungenen Reflexionen reicher, als jenen gefunden haben. Vorzüglich belehrend ist für Töchter und Mütter der 8te Brief, worinn **Winterf.** sein aus Erfahrungen gezogenes Glaubensbekenntniß von den Weibern ablegt. Möchten doch beyde daraus lernen, wie sie ihrer Entschlüsse nicht mehr Meisterin bleiben, so bald sie sich mit Männern, die mit den gewöhnlichsten Schwächen und Blößen der Weiblichkeit bekannt sind, und jedes Weib nur immer als einen **liebenswürdigen Widerspruch** betrachten, — einlassen! — Möchten sie sich's aus dem 19ten Brief tief einprägen, welche Gefühle von Schüchternheit und Billigkeit, welche unwillkührliche Ehrfurcht **wahre** weibliche Tugend ohne Ziererey selbst dem verhärteten Wüstling abdringt! — Möchten sie sich, wenn ihre Belohnung entgegenkommender Liebe von ihnen an einen moralisch-schlechten Gegenstand verschwendet wird, von der trüglichen Hoffnung seiner künftigen Besserung durch die so wahre Bemerkung S. 253 heilen las-

sen und sich selbst damit so manches bittere Elend entfernen! „Leute, die bey hellem Verstand, bey klaren Begriffen von „Recht und Unrecht dennoch (wie Winterf.) ein unregel„mäßiges Leben fortführen, können nur durch ein Wunder, „oder durch physisches Unvermögen, länger zu fehlen, auf „einen andern Weg geleitet werden.“ Sehr witzig und passend sind die S. 136 vom Haushahn und S. 246 von einem gefangenen Vogel hergenommenen lebhaft durchgeführten Gleichnisse, und verrathen vielen Umgang mit weiblichen Charakteren mannichfaltiger Art. Zu wünschen wäre es, daß der Verfasser künftig statt so gesuchter, zum Theil selbst fabricirter Ausdrücke, wie „lauersam, rechtliche Leute, ein schüch„tern“ sich der unter uns gangbarern gleichbedeutenden ganz gut deutschen Worte bedienen möchte.

De.

Albertine. Richardsons Clarissen nachgebildet und zu einem lehrreichen Lesebuch für deutsche Mädchen bestimmt. Berlin, bey Arnold Wever, 1789. Dritter Theil. 347 Seiten.

Der Innhalt dieses Theils ist kurz dieser. Winterfeld spürt die nach Tempelhof zu einer Bäurin entflohene Albertine wieder auf und bringt sie durch die planvollesten Ränke in das Haus der verhaßten Eichmann zurück. Hier verschaft er sich auf den Rath der letztern bey Albertinen, die, so lang sie ihrer Sinnen mächtig blieb, unmöglich überwunden werden konnte, mit Gewalt die Befriedigung seiner Begierde vermittelst eines Schlaftranks, der aber auf ihre Natur stärker als gewöhnlich wirkte und ihren Kopf auf einige Zeit in Unordnung brachte, auch einen bleibenden nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit hatte. Vergebens sucht Winterfeld seine schändliche Handlung durch Anträge einer Heyrath wieder gut zu machen. Albertine schlägt sie mit den lebhaftesten Aeusserungen der Verachtung aus. Nach mehrern, wiederholten fruchtlos ausgehaltenen Versuchen gelingt ihr endlich die zweyte Flucht, aus ihrer beschwerlichen Gefangenschaft. Kaum fühlte sie sich frey, als sie auf einem Gang in die Kirche, — doch diesmal ohne Mitwirken Winterfelds, dessen in der Sache

fahrung hergehenden nothwendigen Gesetze herleitet und durch die Anwendung desselben auf Wahrnehmungen, die sich uns unaufhörlich im Felde der Erfahrung darbieten, die Realität jenes Begriffs erhärtet. Um dieses zu erläutern, sucht der Verf. zu beweisen, daß die beyden vornehmsten Grundsätze der Causalität: alles was entsteht, und alles, was anders seyn könnte als es ist, oder überhaupt alles Zufällige setzt eine Ursache voraus, welche er die Grundsätze der Entstehung und der Zufälligkeit nennet, in der Natur unsrer Vernunft oder in einem allgemeinen subjektiv nothwendigen Denkgesetze unmittelbar gegründet seye, und daß wir darum auch berechtigt wären, auf die objektive Wahrheit jener Grundsätze zu schliessen. Es ist nicht allein kein Urtheil ohne Grund, sondern man kann auch den Erfahrungssatz als zuverläßig aufstellen: Der Verstand kann kein Urtheil, dessen Wahrheit nicht aus der Vergleichung der Ideen des Subjekts und Prädikats unmittelbar einleuchtend ist, unter der Voraussetzung für wahr halten, daß es aus keinem Grunde a priori hergeleitet werden könne: oder wenn der Verstand sich irgend ein Urtheil als ein weder in sich selbst gegründetes (unmittelbar evidentes) noch aus einem Grunde a priori begreifliches Urtheil denkt, so ist er genöthiget, demselben den Beyfall zu versagen. Ob wir uns gleich dieses Vernunftgesetzes nicht allemal klar bewußt sind, so fallen doch die ersten Aeusserungen desselben mit den ersten Anfängen der Vernunftentwickelung in einen Zeitpunkt zusammen. Ist dieses aber, so läßt sich auch nicht daran zweifeln, daß die allgemeinsten Grundsätze der Causalität, von denen hier die Rede ist, nicht aus der Erfahrung allererst geschöpft, sondern in einem vor aller Erfahrung hergehendem Gesetze unsrer Denkkraft gegründet seyn. Alle Urtheile nämlich, die sich auf das Wirkliche oder Objektive beziehen, kann der Verstand (sofern er unabhängig von dem Einflusse fremder Ursachen, z. B., der Phantasie, der Neigungen u. s. w. und nur nach seinem eigenen Gesetze wirkt) nur dann und nur in sofern für wahr halten, wenn und in sofern sie den subjektiven Gesetzen des Denkens entsprechen. Zu demselben Resultat kann man auf dem Wege der Analyse gelangen. Man kann nämlich von der erweisbaren historischen Bemerkung ausgehen, daß Menschen von aller Art, sofern sie Gebrauch von der Vernunft zu machen im Stande sind, bey ihren Urtheilen

über

über entstandene Dinge, so weit sie dieselben als entstanden denken, den Grundsatz der Entstehung voraussetzen; und mit Recht daraus folgern, daß eine natürliche subjektive Nothwendigkeit vorhanden sey, jedes entstandene Ding, wenn es als ein solches betrachtet wird, als verursacht von einem andern Dinge zu denken. Der Grund von dieser allgemeinen Nothwendigkeit, dem Grundsatz der Entstehung gemäß zu urtheilen, kann nicht in einer Illusion der Phantasie oder in einer blossen aus wiederholten Wahrnehmungsurtheilen von einer gewissen Art, oder aus dem Unterricht entsprungenen Gewohnheit liegen. Vielmehr muß man annehmen, daß die Nothwendigkeit jener Denkart tiefer in der Natur unsrer Denkkraft, daß sie unmittelbar in einem gewissen nothwendigen Gesetze unsers Verstandes gegründet sey.

Mit welchem Rechte kann man nun aber von dieser subjektiven Nothwendigkeit, den angeführten Grundsätzen der Causalität gemäß zu urtheilen, auf die objektive Gültigkeit oder Nothwendigkeit derselben schliessen? Objektiv gültig nennt man Urtheile, entweder in sofern sie durch das, was in Ansehung der Menschen allgemein und unveränderlich subjektivisch ist bestimmt worden, und für alle Menschen als denkende Wesen gültig sind; oder man versteht darunter solche Urtheile, die von jedem Verstande, der eben solche Vorstellungen hat und gegen einander hält, als wahr erkannt werden; oder man nennt sie objektiv gültig und wahr, sofern denselben etwas wirkliches ausser dem Verstande entspricht. In dem ersten Sinn muß, wie aus dem vorhergehenden erhellet, die objektive Gültigkeit der allgemeinsten Grundsätze der Causalität nothwendig eingeräumt werden. Aber was im ersten Sinn objektiv gültig ist, das müssen wir auch im zweiten und dritten Sinn für objektiv gültig und eben deswegen für eine allgemeine nothwendige Wahrheit halten. Denn wir haben nicht nur gar keinen Grund, das Gegentheil zu behaupten, sondern wir sind auch genöthigt, unsre Denkgesetze auf das Wirkliche anzuwenden und eben deswegen theils eine Harmonie derselben mit der wirklichen Welt oder mit dem ausser unsrer Vorstellung Wirklichen, theils eine Uebereinstimmung der Urtheile, auf die uns nothwendige Verstandesgesetze hinführen mit den Urtheilen andrer Geister anzunehmen. Freylich ist dies eine Voraussetzung, die nur geglaubt, nicht bewiesen werden kann, weil grade hier die Gränze alles Beweisens ist. Aber

es ist doch sicherlich eine nicht nur ganz unwiderlegbare, sondern auch durch unsre Natur selbst uns abgenöthigte Voraussetzung. — So ganz eines Beweises unfähig möchte doch diese Behauptung von der nothwendigen Harmonie äußrer subjektiven Denkgesetze mit den Gesetzen der wirklichen Welt nicht seyn, wie es der Verf. glaubt. Vielmehr scheint es dem Recensenten der Schulzischen Erläuterungen über Kants Kritik im 66sten Bande der Bibliothek geglückt zu seyn, davon einen eigentlichen Beweis zu führen. Da überdem diese Voraussetzung, die sich gleichfalls auf die ästhetischen Begriffe von Raum und Zeit, auf die übrigen Verstandesbegriffe und Vernunftideen anwenden lassen muß, allein zu einem zusammenhängenden und haltbaren System der Metaphysik führen kann, womit der kantische Idealismus ganz unverträglich ist; so wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. sich auf eine genauere Untersuchung anderweitiger Gründe dafür eingelassen hätte; obgleich diejenigen, welche er aus dem kantischen System selbst hernimmt auch schon wichtig genug sind. Denn er zeigt, daß Kant ebenfalls diese Voraussetzung annehmen müsse; wenn er nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen und nicht alles Wissen und Glauben der spekulativen Vernunft sowohl als der praktischen einem gränzenlosen Scepticismus Preis geben will. Denn auch Kant lege gewissen Sätzen, z. B. dem Grundgesetze der Sittlichkeit, dem Satze der Einstimmung, und des Widerspruchs und den nothwendig aus diesen folgenden Sätzen, theils stillschweigend, theils ausdrücklich objektive Gültigkeit im zweiten Sinne bey. Mit welchem Rechte könne er der Idee der praktischen Vernunft von der vollkommnen Harmonie der Sittlichkeit mit der Glückseligkeit objektive Gültigkeit im dritten Sinne zuschreiben, wenn er nicht überhaupt eine Uebereinstimmung der subjektiv nothwendigen Gesetze unsrer Vernunft mit den Gesetzen der Dinge, oder der äussern Welt annehme. Auch in Hinsicht der Behauptung, daß in der Natur allenthalben Zweckmäßigkeit und Ordnung anzutreffen sey, und daß eben darinn ein genugsamer subjektiver Grund zur Annehmung des Daseyns der Gottheit und der Fortdauer unsrer Existenz liege, scheint Kant der Voraussetzung einer Harmonie unsrer subjektiv nothwendigen Vernunftgesetze mit dem Objektiven zu bedürfen. Denn wäre diese zweckmäßige Einrichtung und Gesetzmäßigkeit der Natur blos in unsrer Vorstellung, so könnte die Vernunft nicht befugt

fügt seyn, von dieser der wahrhaft wirklichen Natur blos an- gedichteten Ordnung und Zweckmäßigkeit auf das Daseyn eines von ihr verschiedenen höchst verständigen Urhebers der Natur zu schliessen. Kant ist also genöthiget, vorauszusetzen, daß der Gesetzmäßigkeit und Einheit, die unser Vorstellungsvermögen nach seiner eigenen Behauptung in die Erscheinungen hineinlegt, eine den Objekten selbst ausser unsrer Vorstellung anhängende Gesetzmäßigkeit und Einheit entspreche; also genöthiget, vorauszusetzen, daß unsre subjektiv nothwendigen Denkgesetze so eingerichtet seyn, daß ihr Gebrauch mit den Gesetzen der Natur, an welchen die Erfahrung fortläuft, genau übereinstimme. Ja, er behauptet sogar mit dürren Worten, (in einer Stelle seiner Grundlegung zur Metaphysik) daß den Gesetzen der sensibeln Welt, die Gesetze der Verstandeswelt zum Grunde liegen. — Warum sollte überdem die Vernunft, um die Idee von einem dem Systeme der Sittlichkeit entsprechendem Systeme der Glückseligkeit festhalten zu können, der Voraussetzung einer zureichenden Ursache bedürfen? — Warum nicht bey jener Idee stille stehen können, ohne nöthig zu haben, zu der Idee eines höchst vollkommenen Urhebers der Natur und Regierers der sittlichen Welt hinaufzusteigen? Und was sollte die Vernunft berechtigen, das Gut, daß sie als unzertrennlich mit der Sittlichkeit verbunden betrachten und nothwendig hoffen muß; als abhängig von einem höchsten ursprünglichen Gute zu denken, wenn sie nicht überhaupt berechtigt wäre, alles zufällig Wirkliche als abhängig von einer zureichenden Ursache im reintranscendenten Sinn anzusehen?

Das dritte Fragment enthält Bemerkungen über die Anwendung des Grundsatzes der Entstehung und der Zufälligkeit auf transcendentale Objekte, und über die transcendentale Realität des Begriffs von Veränderung, worinn der Verf. besonders darzuthun sucht, daß sich selbst aus den von Kant aufgestellten Principien der Moral und Moraltheologie folgern lasse, daß es im transcendenten Sinn reelle Veränderungen gebe. Es fließt nämlich selbst aus den von Kant behaupteten Sätzen, daß der Mensch als ein vernünftiges und mit Freyheit begabtes Wesen ein Ding an sich, und daß es für die Vernunft nothwendig sey, eine vollkommene Harmonie der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit, oder der Würdigkeit, glück-

lich zu seyn zu hoffen. Wie lassen sich aber diese Sätze mit der Voraussetzung zusammen reimen, daß der Begriff von Veränderung, auf den Menschen, so fern er ein intelligibler Gegenstand ist, gar nicht anwendbar sey? Es ist doch nur einer von den drey Fällen möglich. Entweder ist Veränderung des Menschen, sofern er ein Ding an sich ist, ganz nicht möglich, oder möglich zwar, aber nicht wirklich oder möglich und wirklich zugleich. Nimmt man das erste an, so kann man den Begriff von Sollen, so kann man die Imperative der Moral schlechterdings nicht auf ihn anwenden; denn offenbar setzen diese eine Möglichkeit, anders zu seyn, als man seyn solle, voraus. Bey der zweyten Voraussetzung, daß der Mensch als vernünftiges Wesen zwar nicht unveränderlich, aber doch stets unverändert sey, müßte man nothwendig annehmen, daß er seine Freyheit nie zur Vervollkommnung seines Zustandes gebrauche, und daß also auch die Freyheit sowohl als der Trieb zur Glückseeligkeit oder zur Vervollkommnung ein ganz unnützes und zweckloses Geschenk der Natur für den Menschen sey. Ueberdies würde bey dieser Voraussetzung so gut als bey der ersten entweder gar keine, oder nur eine ganz grundlose Hofnung einer der Sittlichkeit proportionirten Glückseeligkeit denkbar seyn. Es bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, daß der Mensch als ein Ding an sich betrachtet, nicht blos veränderlich sey, sondern auch wirklich verändert werde — daß es also intelligible oder transcendentale Objekte gebe, auf welche man den Begriff von Veränderung anzuwenden berechtiget sey. Aber wenn dies ist, so ist man auch befugt, den Grundsatz: Jede Veränderung und überhaupt alles, was entsteht, setzt eine Ursach im reintranscendenten Sinn voraus, auf transcendentale Gegenstände auszudehnen. Eben dies gilt wohl auch in Absicht auf den Grundsatz der Zufälligkeit, weil aus dem Wechsel der Zustände die Zufälligkeit derselben nothwendig folgt.

In dem Beytrage zur Grundlegung der natürlichen Theologie, welcher das vierte Fragment ausmacht, bringt der Verf. durch eine Reihe von Schlüssen das Resultat heraus, daß Veränderlichkeit oder Veränderungen der Form des Daseyns irgend eines wahrhaft wirklichen Gegenstandes Abhängigkeit der Form des Daseyns von einem äußerlichen Princip und zugleich das Daseyn eines unabhängigen und unveränderlichen Wesens beweise, und daß schon dieser Satz unter der

Voraussetzung der transscendentalen Realität der Veränderung zu dem Schluß hinführen würde, daß wir und andere uns in Absicht auf Veränderlichkeit ähnliche Wesen so wohl der Form als der Materie des Daseyns nach von einem ganz unabhängigen und ganz unwandelbaren Wesen abhängig seyn müssen. Auf diesem Wege gelangen wir also zu der Idee eines Wesens, das nicht blos Baumeister, sondern auch Schöpfer der Welt ist, und da wir uns den, der Quelle des Daseyns und aller Realität zufälliger und veränderlicher Wesen ist, nicht ohne die höchste Vollkommenheit, und den, der Urheber der vollkommensten Harmonie der Natur mit der Glückseligkeit vernünftiger Wesen, und der Glückseeligkeit mit der Sittlichkeit ist, nicht ohne die höchste geistige Vollkommenheit denken können; so haben wir so starke Gründe, als je Wesen unsrer Art vernünftiger Weise fordern können, das Daseyn der Gottheit anzunehmen. — Das wäre das Vornehmste aus dieser kleinen interessanten Schrift, und wir fügen unsrer Anzeige davon nur noch den Wunsch bey, daß doch die Vertheidiger des Kantischen Systems, die gegen unsre Stimme bisher noch immer taub geblieben sind, doch endlich einmal dieses Verfassers wichtige Zweifel und Einwürfe beherzigen und sie einer Beantwortung, wo sie sich beantworten lassen, würdigen möchten. Ganz vorbeygehen können wir es nicht, daß das Buch mit zu vielen Noten unter dem Text, die allemal das Lesen beschwerlich machen, überhäuft zu seyn scheint, und sehr viele davon füglich mit in den Text hätten aufgenommen werden können, ohne daß der Zusammenhang merklich wäre unterbrochen worden. Wegen seiner neuen Terminologie entschuldigt sich der Verfasser selbst, und sie war ihm auch wohl größtentheils wenigstens unentbehrlich.

Wo.

Erörterung der von den Kuratoren des Stolpischen Legats zu Leiden für das Jahr 1787 vorgelegten Preisaufgabe: aus der Natur Gottes zu beweisen, daß die göttliche Präscienz unfehlbar, und der Freyheit der menschlichen Handlungen nicht entgegen sey, von Joh. Christoph Schwab, Professor der Philosophie in Stuttgart. Ulm, bey

bey Johann Konrad Wohler. in 8. 45 Seiten.

Gegenwärtige Schrift ward unter allen andern für die beste erklärt, aber doch als Beantwortung nicht hinlänglich, deshalb sie auch den Preis nicht erhielt. Die Aufgabe selbst enthält eine wesentliche Unbestimmtheit, und da läßt sich denn die Beantwortung, je nachdem man diese ergänzt, entweder befriedigend, oder unbefriedigend nennen. Unter Rettung der menschlichen Freyheit nimmt man entweder blos Beweis, daß die Menschen der Vorhersehung Gottes unbeschadet selbstthätig bleiben, nicht paßiv von außen zu allen ihren Handlungen bestimmet werden, oder man will damit auch gänzliche Unabhängigkeit der Handlungen von allem äußern Einfluß, vornehmlich aller göttlichen Einwirkung verstanden haben. Das scheint die Meynung der Kuratoren gewesen zu seyn; ersteres war des Verf. Gedanke. Dem gemäß zeigt er, Vorhersehung Gottes gründe sich auf die allergenaueste und vollständigste Kenntniß der Dinge, und die wieder, theils auf deren Erschaffung, theils auf ihre Anordnung zu einem Weltsysteme. Die von Gott einmal erschaffnen Dinge dauern fort, nicht durch fortgesetzte Schöpfung, wie man sich das meistens vorstellt, sondern durch eigne Kraft, wirken demnach selbstthätig und aus eigner Kraft, so viel ihrer von Natur selbstthätig sind. Auf diese Weise demnach bleibt den freyen Substanzen ihre Freyheit, und der Gottheit ihre Vorhersehung, ohne daß beyde sich aufheben. Mittelbar aber blieben denn doch alle Handlungen freyer Wesen von Gott abhängig, in einem andern Systeme, unter andern Umständen würden sie unstreitig anders handeln.

Zb.

Wir werden uns wieder sehen. Eine Unterredung nebst einer Elegie, von Dr. Karl Christian Engel. Zweyte verbesserte, und mit einem Nachtrage vermehrte, rechtmäßige Ausgabe. Göttingen, im Verlage bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1788. in 8. 216 Seiten.

Zu

Zu mehrerer Befestigung einer künftigen Wiedervereinigung hat der Verf. den Nachtrag angefügt, und wir müssen gestehen, er hat uns auch hierin so sehr Genüge geleistet, als es bey einem Gegenstande, wo nur hohe Wahrscheinlichkeit möglich ist, sich nur verlangen läßt. Er zeigt nämlich, daß diese Lehre zur Beruhigung und zur Tugend der zurückgebliebenen kräftig wirkt; und dann sucht er einigen Einwendungen zu begegnen, deren vornehmster ist, daß Gottes Güte und Weisheit uns nicht hinlänglich für solche Wiedervereinigung bürgt, weil von manchem ihr sehr gemäßen in der Erfahrung das Gegentheil gefunden wird: Z. B. das harte Schicksal der Negersclaven; die dem an sich guten Triebe zur Fortpflanzung so mannichfaltig entgegenarbeitenden Hindernisse. Der Verf. erwiedert, solche Fälle beweisen nur Ausnahmen von allgemeinen Zwecken, mithin folge höchstens, daß künftige Wiedervereinigung Ausnahme haben wird, welche Ausnahme aber den Tugendhaften nicht treffen könne. Dagegen läßt sich nun auf gleiche Weise sagen, Belohnung der Tugend, hat nach der Erfahrung Ausnahmen, wie, wenn sie sie jenseit des Grabes auch hätte? Folgende Stellung der Gedanken scheint uns zweckmäßiger: daß nicht alles geschieht, was der göttlichen Güte und Weisheit gemäß ist, davon ist die Unmöglichkeit in manchen einzelnen Fällen Schuld. Also würde aus dem Einwurfe nur folgen, die Wiedervereinigung werde nur wegen Unmöglichkeit nicht statt haben. Allgemeine Unmöglichkeit läßt sich nicht beweisen, also blieben höchstens einzelne Ausnahmen übrig, welche aber durch die Länge der Zeit wiederum zur Regel zurückkehren, indem sie durch Aenderung der Umstände nach und nach verschwinden. Folglich können Tugendhafte mit völligem Zutrauen auf solche Wiedervereinigung bauen.

Wf.

Ueber das Daseyn Gottes, in Beziehung auf Kantische und Mendelssohnsche Philosophie, von J. C. F. Bornträger. Hannover, in Kommißion der Schmidtschen Buchhandlung. 1788. in 8. 156 Seiten.

Dis

Der Verf. schließt die Vorrede so: Uebrigens wird es von der Aufnahme dieses Versuchs abhängen, ob ich meine geringen Bemühungen noch ferner auf dies Studium der Philosophie verwenden soll u. s. w. Wahrheitsliebe herrscht in gegenwärtigem Versuche durchgängig, von ängstlichem Haschen nach Paradoxie und auffallenden Behauptungen, welches jetzt so manchen guten Kopf verdirbt, ist der Verf. entfernt. Deutlichkeit im Vortrage, sind unverkennbar, wir glauben also, den Verfasser nicht ganz abschrecken zu dürfen. Nur wünschen wir dabey, daß er sich angelegen seyn lasse, in der Zergliederung metaphysischer Begriffe tiefer einzudringen, sie von einander sorgfältiger zu unterscheiden, und nicht sogleich vom ersten Scheine sich hinreißen zu lassen, welches denn freylich erst durch fortgesetzte Uebung mehrerer Jahre bewerkstelligt wird. Bisher hat er, dünkt uns, die verschiedenen von ihm bestrittenen Behauptungen nur nach der Oberfläche kennen gelernt; daher sind die ihnen beygebrachten Wunden meistens nicht unheilbar. Zur Bestätigung dessen und zugleich in Hoffnung zu nützen, wollen wir etwas ausführlicher ins Einzelne gehen. Das Daseyn wird hier richtiger als sonst durch ein Verhältniß des Gegenstandes zu unserm Empfindungsvermögen bestimmt, daß nämlich er von uns empfunden werde. Der Zusatz als wirkend oder leidend, gehört unsers Erachtens nicht nothwendig in den Begriff, weil er sich von selbst versteht. Der Kantischen Einwendung auszuweichen: daß im Satz vom Widerspruch durch das Wort zugleich der Zeit erwähnt wird, wird ihm hier folgender Innhalt gegeben. Keinem Dinge kommt ein Prädikat zu, was nicht bereits in dem Begriffe desselben entweder als schon unmittelbar bestimmt, oder doch als durch denselben bestimmbar enthalten ist. Allein in diesem Sinne hört er auf, durch Evidenz einer der obersten Grundsätze zu seyn, und verliehrt seine vornehmste Brauchbarkeit. Denn er fragt nun so gleich, sollten nicht im Begriffe eines Dinges widersprechende Prädikate können enthalten seyn? Seiner Bestimmung zufolge, ist er allgemeine Regel für die Urtheile sowohl als die Begriffe, ein vom Verstande der an sich wilden Dichtkraft angelegter Zügel, der sie bey allen ernsthaften Geschäften abhält, vierekte Zirkel, hölzerne Messer und dergl. sich zu bilden, und das hört er auf zu seyn, so bald man ihm diese Gestalt giebt. Er gebietet ferner, auch in Urtheilen und Schlüssen bey dem einmal zum Grunde gelegten

legten und angenommenen fest zu bleiben, nicht dies wieder in Gedanken aufzuheben, weil dadurch alles Denken und Schliessen vernichtet würde; und enthält sonach die erste Grundregel alles Denkens. Durch des Verf. Wendung verliert er auch diese Dignität, und wird blos anwendbar auf Herleitung von Urtheilen aus Begriffen. Wenn der Verf. darauf gegen Hrn. Kant das Daseyn synthetischer Sätze läugnet: so liegt wohl Mißverstand zum Grunde. Dieser sagt, der Satz, alle Körper sind schwer, ist synthetisch, weil aus der Definition oder den Begriff des Körpers, als einer ausgedehnten soliden Substanz die Schwere nicht fließt: jener hingegen versichert, er ist analytisch, weil im vollständigen Begriffe des Körpers auch die Schwere enthalten ist. Hier also ist kein eigentlicher Widerspruch; und der Kantsche Satz bleibt unerschüttert stehen. Eben darauf beruht auch der Einwurf gegen den Satz des Widerspruchs, daß oft widerstreitende Beschaffenheiten in einem Subjekte sich beysammen finden, entgegenstehende nämlich, oder widerwärtige (contrariae); diese aber sind nicht auch widersprechende (contradictoriae); als welche eine ganz andere Gattung ausmachen.

Im andern Abschnitte sucht der Verf. die Ungültigkeit des ontologischen Beweises für Gottes Daseyn darzuthun; Existenz oder Daseyn, nicht Seyn in Gedanken, sagt er, ist keine Vollkommenheit, macht ein Subjekt nicht vollkommener; oft sind blos gedachte Dinge vollkommener als die würklichen. Einmal ist hier ihm der eigentliche Sinn des Schlusses nicht gegenwärtig gewesen, als welcher auf dem Begriffe der Realität ruht, und Vollkommenheit mit Realität gleichbedeutend nimmt. Und da gesteht er selbst, würklich seyn sey mehr als möglich seyn, also in der Existenz mehr Realität als in der bloßen Möglichkeit. Zweytens schließt der Verfasser, weil durch Existenz ein Ding in seinem Wesen nicht vollkommener wird: so ist sie keine Vollkommenheit, woraus geradezu folgt, daß durch sie ein Ding gar nichts gewinnt. Da sich nun das, nach des Verf. eignen Geständniß, nicht behaupten läßt, so ist Daseyn nicht aus der Zahl aller Vollkommenheiten auszuschliessen, mithin unrichtig, daß keine Vollkommenheit ist, wodurch das Wesen eines Dinges keinen Zuwachs erhält. Im dritten Abschnitte führt der Verfasser einen Beweis für Gottes Daseyn a posteriori aus den succeßiven in der Welt sich ereignenden Veränderungen. Hier

tritt

tritt ihm nun Hr. Kant in den Weg mit seinen Gründen, gegen den Satz vom zureichenden Grunde, oder der Grundsätze der Kausalität, wogegen dargethan wird, dieser Grundsatz sey hauptsächlich a posteriori erkannt worden. Auch hier scheint uns der Verf. in den eigentlichen Streitpunkt nicht tief genug einzudringen; die Hauptfrage ist der Satz: jede Wirkung muß ihre Ursache haben, oder allgemeiner, wo etwas veränderes ist, muß etwas veränderndes seyn, ist er von allen möglichen Dingen auch außer aller Erfahrung, jenseit aller Erfahrung gültig? Hr. Kant antwortet nein; weil er blos ein in unserm Verstande liegendes Denkgesetz ist, mithin blos subjektive, nur auf unsern Erfahrungen sich beziehende Gültigkeit hat. Durch unsers Verfassers Gegenrede, daß seine Erkenntniß a posteriori zu Stande kommt, wird diese Behauptung noch nicht ganz umgeworfen, denn theils ist nicht zu leugnen, daß er a priori seine Festigkeit haben muß, weil bloße Erfahrungen einem Satze keine Nothwendigkeit und strenge Allgemeinheit geben; theils bleibt die Kantische Folgerung stehen, wenn auch ihr Grund wegfällt; denn als bloßer Erfahrungssatz aus Induktion gezogen, kann er über die Gränze der Erfahrung nicht ausgedehnt werden, weil sein wahrer Gehalt nur ist, überall wo wir Veränderung erfahren, da erfahren wir auch eine Quelle, eine Ursache der Veränderung. Nun aber ist die Welt in ihrem ganzen Umfange kein Gegenstand unserer Erfahrung, also können wir auch nicht wissen, ob diese eine Ursache erfordert.

Um den Beweis für Gottes Daseyn zu führen, nimmt der Verfasser mit Hrn. Kant an, daß die Dinge ausser uns Erscheinungen sind, welchen etwas reelles zum Grunde liegt. Natürlicherweise liegt in der Kantischen Behauptung, daß dieser Schein blos aus der Einrichtung unsrer Natur entspringt, aus den Gesetzen, wornach wir Dinge empfinden und denken. Der Verf. hingegen unterscheidet einen blos subjektiven Schein, der den Grund allein im vorstellenden Subjekt hat von dem Objektiven, welchen Unterschied Hr. Kant sich schwerlich wird gefallen lassen. Daher er denn auch den darauf gebauten Grundsatz, daß wo successive Veränderungen des Scheins sind, auch successive Veränderungen des erscheinenden Dinges sich finden müssen, nicht anerkennen wird, das gilt blos da, wo der Schein vom Gegenstande selbst herrührt, ohne daß subjektive

jektive Bedingungen Einfluß haben; hingegen wo der Schein blos vom vorstellenden Subjekte entspringt, läßt sich das nicht behaupten. Sollte also der Satz Anwendung auf die gegenwärtige Welt haben; so hätte der Verfasser darzuthun, daß die Veränderungen des Scheins, und der Schein selbst nicht blos in uns liegt, und dazu dürfe jener Unterschied allein nicht hinreichen, denn man wird erwiedern, daß einiger Schein sich auf beständige, andrer auf wandelbare Beschaffenheiten der Menschennatur gründet; daher einiger blos subjektiv, andrer objektiv scheint. Hiervon abgesehen verbindet der Verfasser in dem Beweise selbst, die sogenannte kosmologische Betrachtung, aus der nothwendigen Endlichkeit der Reihe von Ursachen und Wirkungen, mit der physikotheologischen, von der Zweckmäßigkeit und Ordnung der Weltveränderungen sehr gut zu einem Ganzen. Im letzten Abschnitte beurtheilt er manche andre Beweise für Gottes Daseyn sehr richtig und bündig.

Zb.

---

6) Romane.

Müller, der Menschenverächter, und seine fünf Töchter. Erster Theil. Zweyter Theil. Königsberg, bey Hartung, 1788. 180 Seiten, in 8.

Die Darstellung eines biedern Mannes, dem alles in der Welt mißlingt, weil er nicht heucheln und kriechen kann, dem seine Frau, die er aus Liebe nahm, untreu wird, der beynah sein ganzes Leben mit Armuth und Gallsucht kämpfen muß, ist dem Verf., bis auf einige Uebertreibungen, gut gelungen. Auch die Charaktere des alten und jungen Timotheus sind interessant, aber die Geschichten der fünf Töchter, zumal die von Lotten sind äusserst romanhaft und abentheuerlich. Ueberhaupt scheint der Verfasser mehr die Gabe zu besitzen, Charaktere zu zeichnen, als Thatsachen, wie sie in der wahren Welt vorgehen, zu erfinden.

Die Kunst schicklicher Uebergänge in den Erzählungen fehlt ihm auch noch sehr; sonst leuchten überall gute Grundsätze hervor, und im Ganzen verdient der Verfasser Aufmunterung.

Gr.

1) Sommerfeldische Familiengeschichte, oder Erziehung mit ihren Früchten. Erster Theil. Berlin u. Frankf. an der Oder, bey J. A. Hunze, 1788. 1 Alph. 4 B. in 8.

2) Familiengeschichte des Baron (s) von S. Eine wahre Geschichte unsers Zeitalters. In zwey Theilen. Wien, bey J. D. Hörling, 1788. 21½ B. in 8.

No. 1. Ziemlich genießbar, nur zu geschwätzig. Auch scheint Freund Emmerich hin und wieder copirt zu seyn. Hoffen will übrigens Rec., daß dies Familiengeschichtchen sich mit dem zweyten Theile schließt. Die voluminösen Romane pädagogischen Inhalts werden so leicht zur losen Speise.

No. 2. Wer Lust und Belieben hat, eine Gallerie von Empfindlern, moralischen Schwärmern und milzsüchtigen Kopfhängern, nebst einem (ob richtig oder fehlerhaft gezeichneten, läßt Recensent unentschieden, da er seit manchem Jahr schon nicht mehr an Ort und Stelle war) Carton von Leipzig zu sehen, der kaufe und lese dies Buch.

Rm.

Albertine. Richardsons Clarissen nachgebildet und zu einem lehrreichen Lesebuch für deutsche Mädchen bestimmt. Erster Theil. Berlin, bey Arnold Wever, 1788. Vor. XIV. 382 S. 8.

Hier wäre also der Anfang gemacht, denjenigen guten Wunsch wenigstens zum Theil in Erfüllung zu bringen, den Hr.

von

von Archenholz in seinem Werk über England und Italien geäussert hat; nämlich den deutschen Leser, mit Richardsons, unter uns fast in völlige Vergessenheit gekommenen — Clarisse, diesem berühmten, respektablen und für die Ewigkeit geschriebenen Werk, dem Vorzüglichsten, das die Britten in dieser Gattung aufzuweisen haben, und das mit Recht den Namen eines Magazins praktischer Lebensregeln für das weibliche Geschlecht verdient, auch eben deswegen ganz und unabgekürzt in jeder Frauenzimmer-Bibliothek zu stehen werth ist, durch eine neue, dem jetzigen Zeitalter angemessene Uebersetzung davon bekannt zu machen. Wir wissen nicht, ob sich der Verf. gerade durch jenen Wunsch zu seiner vorgenommenen Arbeit bestimmen ließ; aber dies liegt vor Augen, daß er ihn nach seiner eigenen Idee ausgeführt hat; denn er schränkte seine Absicht nicht nur darauf ein, die frühere jetzt unlesbar gewordene deutsche Clarisse, die zu einer Zeit erschien, wo unsre Sprache noch in ihrer Kindheit war, aus der sie sich nun Gottlob! auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit entwickelt hat, in ein geschmackvolleres, schöneres und modehafteres deutsches Gewand zu hüllen, und in dieser gefälligern Gestalt aufzuführen, sondern er gieng noch einige Schritte weiter. Das englische Original besteht aus funfzehn Alphabeten, und ist nicht nur für die heutige flüchtige Leselaune des deutschen Publikums, bey der man aus dem Gewühl der sich endlos hervordrängenden wirklich, oder vorgeblich neuen literarischen Produkte gerne viel und mancherley lesen will, und mithin das kürzeste Buch natürlich immer als das tauglichste finden muß, offenbar zu dickleibigt, sondern auch für dessen Oekonomie, die auf Literatur mäßige Summen verwendet, zu kostbar. Auf beydes nahm der Verf. bey dieser neuen deutschen Bearbeitung der Clarisse Rücksicht, und gab sich Mühe, jene funfzehn Alphabete in fünf zusammen zu schmelzen, ohne eben dadurch den schönen Körper des Originals zu einem Block ohne Kopf, Hände und Füße zu verunstalten, welches auch die bekannte ermüdende Weitschweifigkeit des Englischen und die Menge eingeflochtener Episoden und Nebenpersonen, die ohne Schaden des Ganzen kürzer abgefertigt, oder völlig abgesondert werden konnten, sehr erleichterte. Selbst die Verpflanzung des Schauplatzes der Geschichte nach Deutschland, wodurch neben dem das Buch für Deutsche an Interesse und Zweckmäßigkeit merklich gewann, kam dieser Abkürzung sehr zu statten.

seines angebeteten Gegenstandes fortfährt, — unsern ganzen Abscheu. Immer war es uns unbehaglich, so oft wir wieder auf einen Brief Winterfelds an Beulwitz trafen, worinn er diesem mit der bösartigsten triumphirenden Freude seine niederträchtigen Grundsätze und Anschläge vorlegt, und neue Belege seiner verworfenen Denkart giebt; — so wie wir uns im Gegentheil jedesmal zum voraus freuten, so oft wir die Aufschrift: Albertine an Friderike sahen; — ein Beweis, daß dem Verf. seine Charakterschilderungen, deren die eine zurückstoßen, die andre anziehen sollte, gelungen ist. Das, wodurch **Winterfeld** seinem gewünschten Ziel ganz nahe zu rücken glaubte, nämlich ein, vermittelst eines im Haus künstlich veranlaßten Feuerlerms, mit Beyseitsetzung aller dem weiblichen Ehr- und Tugendgefühl schuldigen Schonung, gewagter nächtlicher Ueberfall Albertinens in ihrem Schlafzimmer und die dabey bewiesene Dreustigkeit, wurde gerade der Weg, alles, was er bisher für sich gewonnen zu haben glaubte, mit einemmal einzubüßen, Albertinen, die bisher in ihren Urtheilen über ihn unschlüßig geblieben war, in Absicht seiner die Augen zu öfnen und sie zur schleunigsten Flucht zu bestimmen, ehe sie noch ein Opfer seiner wilden Leidenschaft würde. Die Charaktere werden in diesem Theil schon viel manchfaltiger und vollständiger, wie es auch natürlich ist, als in dem ersten; so wie wir ihn auch für Mädchen merklich instruktiver und an schönen ungezwungenen Reflexionen reicher, als jenen gefunden haben. Vorzüglich belehrend ist für Töchter und Mütter der 8te Brief, worinn **Winterf.** sein aus Erfahrungen gezogenes Glaubensbekenntniß von den Weibern ablegt. Möchten doch beyde daraus lernen, wie sie ihrer Entschlüsse nicht mehr Meisterin bleiben, so bald sie sich mit Männern, die mit den gewöhnlichsten Schwächen und Blößen der Weiblichkeit bekannt sind, und jedes Weib nur immer als einen **liebenswürdigen Widerspruch** betrachten, — einlassen! — Möchten sie sich's aus dem 19ten Brief tief einprägen, welche Gefühle von Schüchternheit und Billigkeit, welche unwillkührliche Ehrfurcht **wahre weibliche** Tugend ohne Ziererey selbst dem verhärteten Wüstling abdringt! — Möchten sie sich, wenn ihre Belohnung entgegenkommender Liebe von ihnen an einen moralisch-schlechten Gegenstand verschwendet wird, von der trüglichen Hoffnung seiner künftigen Besserung durch die so wahre Bemerkung S. 253 heilen lassen

sen und sich selbst damit so manches bittere Elend entfernen! „Leute, die bey hellem Verstand, bey klaren Begriffen von „Recht und Unrecht dennoch (wie Winterf.) ein unregel„mäßiges Leben fortführen, können nur durch ein Wunder, „oder durch physisches Unvermögen, länger zu fehlen, auf „einen andern Weg geleitet werden." Sehr witzig und passend sind die S. 136 vom Haushahn und S. 246 von einem gefangenen Vogel hergenommenen lebhaft durchgeführten Gleichnüsse, und verrathen vielen Umgang mit weiblichen Charakteren mannichfaltiger Art. Zu wünschen wäre es, daß der Verfasser künftig statt so gesuchter, zum Theil selbst fabricirter Ausdrücke, wie „lauersam, rechtliche Leute, ein schüch„tern" sich der unter uns gangbarern gleichbedeutenden ganz gut deutschen Worte bedienen möchte.

De.

Albertine. Richardsons Clarissen nachgebildet und zu einem lehrreichen Lesebuch für deutsche Mädchen bestimmt. Berlin, bey Arnold Wever, 1789. Dritter Theil. 347 Seiten.

Der Innhalt dieses Theils ist kurz dieser. Winterfeld spürt die nach Tempelhof zu einer Bäurin entflohene Albertine wieder auf und bringt sie durch die planvollesten Ränke in das Haus der verhaßten Eichmann zurück. Hier verschaft er sich auf den Rath der letztern bey Albertinen, die, so lang sie ihrer Sinnen mächtig blieb, unmöglich überwunden werden konnte, mit Gewalt die Befriedigung seiner Begierde vermittelst eines Schlaftranks, der aber auf ihre Natur stärker als gewöhnlich wirkte und ihren Kopf auf einige Zeit in Unordnung brachte, auch einen bleibenden nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit hatte. Vergebens sucht Winterfeld seine schändliche Handlung durch Anträge einer Heyrath wieder gut zu machen. Albertine schlägt sie mit den lebhaftesten Aeusserungen der Verachtung aus. Nach mehrern, wiederholten fruchtlos ausgehaltenen Versuchen gelingt ihr endlich die zweyte Flucht aus ihrer beschwerlichen Gefangenschaft. Kaum fühlte sie sich frey, als sie auf einem Gang in die Kirche, — doch diesmal ohne Mitwirken Winterfelds, dessen in der Sache

gegebene Befehle mißbraucht und mißverstanden wurden, und der blos den Ort ihres Aufenthalts in Erfahrung gebracht wissen wollte — durch die dienstfertige Bemühung der Eichmann, die gleich den Tag nach ihrer Flucht der Policey eine Beschreibung ihrer Person mit der Anklage zugeschickt hatte, daß sie ihr für Wohnung und Tisch zweyhundert Thaler schuldig wäre, plötzlich von zwey Gerichtsdienern angehalten und in Verhaft genommen wurde. In diesem Verhaft, aus dem sie sich aus Furcht, zum drittenmal in die Hände der Eichmann zu fallen, bey aller angebotenen Freyheit nicht hinwegbegeben will, verläßt sie der Leser am Ende dieses Theils nicht ohne Besorgniß, daß ihr Körper unter ihrem angreifenden Kummer erliegen möchte.

Man sieht, daß mit diesem Theil die Geschichte ihrer Entwicklung nur um wenige Schritte näher gebracht worden. Manches, besonders in den Briefen Winterfelds an Beulwitz, hätte ohne Schaden des Ganzen noch mehr abgekürzt werden dürfen; wenigstens ist schwer zu begreifen, daß Stellen, wie folgende, dem größten Theil unsrer deutschen Mädchen sollten lehrreich seyn können: „die Liebe ist, wie ein wurzelndes Unkraut, das schwer auszurotten ist, wenn es erst Boden gefaßt hat. Hat sie einmal ein Herz durchschlungen, so läßt „sie sich nie ganz ausjäten, außer durch den eisernen „Rechen des Ehstands, der sie wirklich mit der Wurzel herausreißt."

De.

Tausend und ein Tag. Persische Erzählungen. Ins Französische übersetzt, von Herrn Petis de la Croix, ältesten Dollmetscher des Königs von Frankreich u. s. w. Von neuem aus dem Französischen übersetzt von J. S. G. S. Erster Band. Leipzig, bey Weidmanns Erben, 1788. XII. und 447 Seiten, in 8.

Wir haben weder die französische noch die ältere deutsche Uebersetzung bey der Hand, um Vergleichungen anstellen zu können. Nach dem aber, was wir von dieser neuen Uebersetzung gelesen haben, scheint sie uns nicht zu den schlech-

tern zu gehören. Nur selten stoßen wir auf Gallicismen oder undeutsche und steife Wendungen und Wortfügungen. Die Erzählungen selbst finden wir zwar bey weitem nicht von dem Werthe, den ihnen der Uebersetzer (vielleicht ohne seine eigne Ueberzeugung) beylegt: allein wir glauben doch, daß sie zur Ausfüllung einiger müßigen Stunden recht gut dienen können. So unendlich viel andere nützlichere und unterhaltendere Beschäftigungen es nun auch zu diesem Zwecke sonst noch giebt; so sind doch die Bedürfnisse und der Geschmack der sich täglich vergrößernden deutschen Lesewelt so verschieden und mannichfaltig, daß es gewiß nicht an Leuten fehlen kann, die sich an der Geschichte des Abulkasem von Baßra, des Königs Ruzvanschad und der Prinzeßin Scheheristany, des Prinzen Kalaf und der Prinzeßin von China, und wie die Prinzen und Prinzeßinnen weiter heißen, innig ergötzen werden.

Nw.

Gemälde häuslicher Scenen zur Veredlung junger Herzen, von der Verfasserin der Aufsätze eines Frauenzimmers vom Lande. Erster Theil. Leipzig, 1789. In der Waltherischen Buchhandlung. 8. 476 Seiten.

In den meisten Fällen ist es eine unangenehme Arbeit, Romane in der Absicht lesen zu müssen, weil man sie recensiren soll; aber um so belohnender ist es dann auch, unter einer Menge schlechter auf einen solchen zu kommen, wie der gegenwärtige ist, den man empfehlen kann. Die Verfasserin ziehet wider alle Empfindeley zu Felde, legt die edelsten und richtigsten Grundsätze an den Tag, und obgleich nicht viel Erfindung, doch eine ziemliche Ordnung in der Anlage und Ausführung.

Zwey ganz junge Kinder werden erst durch den Tod einer rechtschaffenen Mutter und das bald darauf erfolgte plötzliche Absterben eines gewissenhaften Vaters hülflos, von Freunden und Glücksgütern verlaßne Waisen. Eine alte ganz arme Magd nimmt sie zuerst zu sich, bald nimmt sich auch ein edeldenkender Geistlicher ihrer an, und darauf erbarmt sich ihrer ein Vatersbruder, der unverheyrathet ist, und sie an Kindesstatt

aufnimmt. Den Sohn übergiebt er der Erziehung eines geschickten und gutdenkenden Hofmeisters, die Tochter aber in das Haus einer Witwe von gutem Stande und edlen Grundsätzen. Beyde Kinder haben sehr gute Anlagen des Verstandes und Herzens, der Sohn aber ist zu weichherzig und die Tochter eitel. Diese beyden Fehler werden sehr treffend geschildert, nach ihrer Entstehung, Aeusserung und nach ihren schädlichen Wirkungen. Dabey kommen denn auch mancherley Charaktere vor, wovon keiner übertrieben, sondern alle nach der durch Grundsätze und Uebungen veredelten Natur gezeichnet sind. Ein Hauptmann, der zwar etwas rauh, aber doch in seinen Sitten, Grundsätzen und in seinem ganzen Wandel, ohne Tadel ist. Ein verwachsenes und übelgestaltetes Frauenzimmer, die aber ihren Verstand und ihr Herz schön gebildet hat. Ein junges unschuldiges Mädchen, welches durch die Schuld eines verschwenderischen Vaters, nebst ihrer verehrungswerthen Mutter in die dürftigsten Umstände gerathen, aber von der letztern zu guten Gesinnungen erzogen, und durch einen liebenswürdigen jungen Mann glücklich geworden ist, u. s. w.

Das Belehrende ist so genau in die Geschichte verwebt, daß der Zweck der Verfasserin, die Veredlung junger Herzen, vermuthlich hierdurch befördert werden wird, und die Kosten, für welche sie eigentlich schreibt, an dem Buche fortdauerndes Interesse finden werden. Hauptsächlich sind die Briefe des Onkle's an seinen Neven auf der Universität, und an seine Niece in dem Hause der Frau Hofräthin Weiss, lehrreich, und seine Unterweisungen sind um so schätzbarer und eindringlicher, da er nicht ein strenger unfreundlicher Sittenlehrer, sondern ein zärtlicher Freund der Jugend, ein liebreicher Richter ihrer Vergehungen, und ein verständiger erfahrner Rathgeber ist. Recens. will sich nur auf eine kurze Stelle über die Religion einschränken, um den Lesern einen Vorgeschmack von den richtigen Begriffen der Verf. zu geben. S. 168. heißt es: „Die Religion, welche ich verehre, ist die, die mir den hohen Begriff von Gott giebt, daß er das reinste Wesen ist, dessen Heiligkeit die Tugend mit Beyfall belohnt, und das Laster mit Mißfallen anschauet; daß er meinen Geist zu einer ewigen Dauer erschaffen hat, welcher auch dann noch fortlebt, wenn mein Staub in seine Elemente sich auflöst; eine Religion, welche mir weise zu seyn und erhaben zu den-

ley

ten gebeut, welche mir die große Liebe zu Gott und die Liebe zu seinen Menschen einflößt, die mir gestattet, nach reiner Wahrheit zu spähen, und die mir sie selbst zu prüfen erlaubt; eine Religion, die Jedem, der ihr gehorcht, schon hier die schönste Belohnung ist, und die uns Trost im Tode und die Hoffnung eines ewigen Lebens gewährt: eine solche Religion ist heilig, so sehr auch Unwissenheit, Leichtsinn oder Frevel ihren heiligen Namen schimpflich entweiht." Und S. 170: „Auf welche Art und Weise und mit welchen Gebräuchen wir Gott am meisten verehren können, darüber ist die Welt nie einig geworden, und könnte wohl ein höchst gütiges Wesen auf arme Sterbliche zürnen, wenn sie es unter verschiedenen Begriffen verehren? Es giebt nur einen Zweck der Religion, und das ist die Liebe zu Gott; und nur eine Ausflucht derselben, und das ist die, welche sich mit Güte über die Menschen verbreitet. Alles ist Verbrechen, was dem Wohl der Menschen entgegen arbeitet, und alles stammt vom Himmel, was uns mit Menschen zur Tugend verbindet."

Die Verf. mag eine gute Absicht gehabt haben, wovon sie uns auch in der Vorrede überzeugt, daß sie diesen Oncle und verschiedene andere Personen als katholische Christen vorstellt. Indessen ist in diesem Punkt allein die Wahrscheinlichkeit verfehlt. Es wird immer ein mißlungener Versuch werden, wenn Schriftsteller, welche nicht recht genau mit katholischer Erziehung und Denkungsart bekannt sind, katholische Personen darstellen wollen. Auch unter katholischen Christen ist gewiß hohe Tugend und edles christliches Betragen anzutreffen, aber es hat doch alles einen ganz andern Anstrich und ganz andere Aeusserungen, als hier vorgestellt wird.

Bm.

Narr Jak, Welt und Hof, ein satyrischer Roman. Voll Wahrheiten aus dem achtzehnten Jahrhundert, obgleich überirdische Geschichte. Erster Theil, 15 Bog. Zweyter Theil, 17 Bog. 8. Berlin, 1788. (ohne Anzeige des Verlegers.)

Dem Titel nach erwarteten wir von diesem Romane nur etwas sehr alltägliches, allein bey der Lektüre des Buches

selbst

selbst fanden wir uns auf eine ziemlich angenehme Weise getäuscht. Der Verfasser desselben hat wirklich nicht gemeine Talente zum satyrisch-moralischen Schriftsteller, und schon dieser Versuch (aus mehrern Gründen glauben wir schliessen zu dürfen, gegenwärtiger Roman sey ein erster Versuch des uns unbekannten Verf.) verdient vor dem grossen Haufen eine rühmliche Auszeichnung. Die Scene der Handlung ist der Hof und die Residenz eines deutschen Fürsten vom mittlern Range. Jak, ein Fremdling, geräth in die Hände der Zigeuner, die ihn bis ins 11te Jahr erziehen, und seinen Körper so biegsam machen, daß man ihn um einen Finger hätte wickeln können. Dieser Künste wegen ward er einmal an einen fürstlichen Hof gefordert, wo er den Beyfall des Fürsten so sehr erhielt, daß er ihn nicht wieder von sich ließ, und zum Substituten des Hofnarren bestimmte. In dieser Qualität ward er bald der Liebling und Vertraute des Fürsten, der ihn zu mancherley geheimen Geschäften gebrauchte, aber nicht immer dabey mit ihm zufrieden war, weil Jak von Natur einen ziemlichen Hang zur Rechtschaffenheit hatte, und von dem Minister des Fürsten, einem Manne, dem das Wohl seines Herrn und noch mehr des Landes Wohlfarth am Herzen lag, in seinen Grundsätzen befestigt wurde. Die Hauptbegebenheit des Romans ist die Liebesintrigue des Fürsten mit einer Gräfin Aurora, deren Tugend er, wiewohl nur mit großer Mühe und nach unzähligen angewandten teuflischen Ränken besiegt. Die Entwickelung dieser Geschichte giebt dem Verf. Gelegenheit, eine Menge Personen auftreten zu lassen, deren Mitwirkung und Charakterschilderung ein ziemlich treues und vollständiges Gemälde des gewöhnlichen Hoflebens, und der damit verbundenen Cabalen und Laster, ausmacht. Die merkwürdigsten Personen darunter sind, außer den schon genannten, ein Kammerherr, Günstling des Fürsten und Gemahl der Gräfin Aurora; ein Geschöpf, ganz nach dem Leben gemalt, ein geist- und herzloser Höfschranze, der die Gnade des Fürsten durch seine eigene und die Schande seiner tugendhaften Frau nicht zu theuer zu bezahlen glaubt, dem der Himmel aber zum Glück mehr den Willen als die Kraft zur Ausführung seiner hinterlistigen Plane gegeben hat, u. s. w. Ein Pater Beichtvater. Eine Maitresse, jung und schön, aber ohne Seele, die von dem Fürsten verlassen und exilirt wird, endlich aber incognito wieder erscheint, und die Gräfin, ihre

Neben-

Nebenbuhlerin ermordet. Die Mutter der Maitresse. Ein Geisterseher, ein Schüler Schwedenborgs, der, nachdem er als Betrüger erkannt worden, sich zu dem niederträchtigen Geschäfte brauchen läßt, die Phantasie und den hellen Kopf der Gräfin zu verwirren, und dadurch ihrer Tugend die erste tödtliche Wunde beyzubringen. Am Ende findet sichs, daß Jak, der Bruder der ermordeten Gräfin, und der für diese That mit dem Leben gestraften Maitresse ist, die die Gräfin umbrachte, unwissend, daß es ihre leibliche Schwester sey. Jak, bekömmt dadurch Ansprüche auf ein ansehnliches Vermögen, da sich aber ein Competent meldet, so überläßt er ihm, so schlecht auch seine Legitimation ausfällt, lieber alles, ehe er sich darüber in Streit einläßt. — Die Erfindung der Geschichte an und für sich kann dem Verf. keine große Mühe gemacht haben, bey aller Simplicität aber wird sie durch den guten muntern Vortrag, die eingewebte Satyre, die witzigen Einfälle, und glücklichen Bemerkungen unterhaltend genug. Weniger hat man Ursache mit den Charakteren zufrieden seyn. Sie sind nicht alle mit fester Hand entworfen, noch mit hinlänglicher Wahrheit und Feinheit der Nüancirung ausgeführt. So unthätig und schläfrig die Maitresse geschildert wird, ist es schwer zu begreifen, wie sie den Entschluß, die Gräfin mit eigner Hand aus dem Wege zu räumen nicht nur fassen und ausführen, sondern was noch weit mehr sagen will, ihn so lange mit sich herumtragen können, ohne sich weder durch die Furcht vor der Gefahr oder noch durch ihr Phlegma davon abbringen zu lassen. Auch der Heroismus, den sie bey ihrer Enthauptung zeigt, ist nicht das Antheil solcher weiblichen Charaktere. Ein Widerspruch liegt ferner in dem Amte Jaks und dem Gegenstand und der Erzählungsmanier, die beyde zu sehr nach unsern neuesten Zeiten schmecken, wo die Hofnarren, wenigstens dem Namen nach, längst aus der Mode gekommen sind. Auch dürfte es schwerlich je einen Hofnarren von Jaks Charakter und Betragen, oder einen Fürsten von den angenommenen Eigenschaften gegeben haben, der einen solchen Narren hätte um sich dulden mögen. Jak sagt dem Fürsten, und fast ihm allein, die bittersten Wahrheiten, und zwar nicht im scherzhaften, sondern fast durchaus in den feyerlichen Docententon eines graubärtigen Moralisten. Wir vermuthen, der Verf. hat diese Unwahrscheinlichkeit selbst sehr gut gefühlt, und würde den Narren gewiß ganz aus dem

Spiele

Spiele gelassen haben, wenn ihn nicht gewisse Umstände zum Gegentheil genöthigt hätten, denen leider! in unsern Tagen auch der bessere Schriftsteller nachgeben muß, wenn er nicht ganz unbemerkt unter der Menge bleiben will. Da des Verf. löblicher Endzweck, Modethorheiten und Modelaster in ihrer lächerlichen und schändlichen Nacktheit zu zeigen, und dadurch in noch unverderbten Seelen Abscheu gegen dieselben und Liebe zur Tugend einzuflößen, fast auf allen Seiten des Buchs klar am Tage liegt, so wunderten wir uns desto mehr, wie er dasselbe mit folgenden Worten Jaks und in einem Tone, den sich kein weiser Schriftsteller erlauben wird, beschliessen konnte: „Ich schalt mich einen Narren, daß ich an Sym„pathie hatte glauben können: ich schalt mich einen Narren, „daß mir Aurore nahe gegangen, daß ich Jettchen bedau„ret. Bin ich denn da, das Schicksal zu meistern? Weiß „ich, was das Beste ist? das weiß ich, daß man in der „Narrheit glücklich seyn kann, und meines Buches Ende „ist: Selig ist, der ein Narr ist." Soll das, woran wir aus christlicher Liebe nicht zweifeln wollen, Ironie seyn, so wird diese Ironie doch durch den schielenden Charakter Jaks gleichfalls zu schielend, um nicht Mißdeutungen unterworfen zu seyn.

Qw.

Die Leiden der Ortenbergischen Familie, erzählt von A. v. Kotzebue. Zweyter Theil. Reval und Leipzig, bey C. v. Glehe, und in Commißion bey Kummer. 14 Bog. 8. 1788.

Mit diesem Bande endigt sich die Geschichte und die Leiden der Ortenbergischen Familie. Nicolaus Ortenberg, des Rektors Bruder, erscheint hier nach einer mehr als zwanzigjährigen Abwesenheit wieder. Sucht nach Abentheuern, hatte ihn nach Holland und von da nach Indien getrieben, und diese hatte er auch reichlich gefunden. Die Erzählung derselben füllt einen ansehnlichen Theil dieses Bandes. Doch brachte er, außer Reue und Erfahrung, auch etwas nicht ganz zu verachtendes, ein ansehnliches Vermögen mit, das er bey seiner Heyrath mit der Tochter eines Braminen

auf

auf der Küste von Coromandel zum Brautschatz bekommen. Diese seine Frau starb noch vor seiner Abreise aus Indien. Er sucht seinen Bruder auf, kann aber nichts von ihm erfahren. Besser glückt es ihm mit seines Bruders Sohne Wilhelm, der nach dem Tod seiner Mutter von einem mitleidigen Invaliden auf dem Dorfe erzogen wird. Nicolaus sorgt für Wilhelm wie ein Vater, und der junge Mensch kömmt so weit, daß er die Universität beziehen kann. Hier findet er seinen Vater als Bettler wieder, doch nur um ihn sterben zu sehen. Von der Universität geht er mit einem Freunde nach Hannover, wo er sich in ein Fräulein Amalie von ** verliebt, und Gegenliebe findet. Die adelstolzen Aeltern aber wollen unter keiner andern Bedingung von einer Verbindung der beyden Liebenden hören, als daß Ortenberg sich baronisiren lasse. Und dazu schlägt ihm der Onkel Nicolaus die Einwilligung rund ab. „Kein Adel für Geld, wenn du ihn haben willst, so verdiene ihn." Verzweifelt nimmt Wilhelm von seiner Amalie Abschied, die ihm ewige Treue schwört, und geht in preußische Dienste, wo er sich auch im Baierschen Erbfolgekrieg bey verschiedenen Gelegenheiten so hervorthut, daß er vom König den Orden pour le merite und den Adel zur Belohnung erhält. An demselben Tage aber, wo die Briefe mit diesen königlichen Gnadensbezeigungen eintreffen, stirbt er an einer erhaltenen Wunde den Tod des Helden. Nicolaus, der sich indeß in der Schweiz häuslich niedergelassen, erhält es von Amaliens Aeltern, daß sie sie zu ihm kommen und bis an seinen Tod bey ihm lassen. Dafür setzt er sie zur Erbin seines sämtlichen Vermögens ein. So schließt sich der Roman. — In der Vorrede zum ersten Theile hatte der Verf. drey Bände versprochen. Er wollte einen dritten Band schreiben, und die Scene in eine bessere Welt versetzen, nachdem er in den beyden ersten die Tugend unterdrückt dargestellt hatte, sie allenthalben unterliegen, und das Laster triumphiren lassen. Dort in einer etwas bessern Welt, im Monde, oder Mars oder Jupiter wollte er die Menschen, deren Schicksale in diesem Buche erzählt worden, zusammenbringen, und sie mit feinern und mehrern Sinnen begaben. Dort sollte die Ortenbergische Familie den Lohn ihrer vielfachen Leiden ärnten. Offenherzig gesteht der Verf., warum er diesen Plan aufgegeben. „Es „gehören dazu Kenntnisse, die ich nicht besitze, und eine glut-

„vollere

„grössere Einbildungskraft, als die meinige.“ Wohl dem, der Selbsterkenntniß genug besitzt, so etwas einzusehen. Die wenigen Leser, die an den ziemlich schwärmerischen Ideen des Verf. von dem Zustande unserer Seelen nach dem Tode Behagen gefunden haben würden, mögen sich mit der Zukunft trösten, in der sie selbst alles das besser sehen werden, als es der Dichter ihnen hätte beschreiben können; und der übrige Theil der Leser hat noch weniger Ursache mit dem Entschlusse des Verf. unzufrieden zu seyn.

Dw.

Geist der Romane im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Erste Portion. Breßlau und Hirschberg, bey Korn dem Aeltern, 1788. 1 Alph. 2 Bog., 8. Mit einem Titelkupfer.

Der Titel verleitet, hinter demselben eine Auswahl der besten neuesten Romane zu suchen, allein im Buche selbst findet man nichts, als sechs Erzählungen von der eignen Fabrik des Herausgebers. Demohngeachtet glaubt er, den Titel seines Buchs rechtfertigen zu können, und zwar durch folgendes Galimathias. „Geist der Romane hab ich es genannt, weil ich dem Ideengang aller unserer Romanendichter, so viel, als möglich, nachgeschlichen, und ihn „zusammengedrängt aufstellen will.“ (Aller Romanendichter? Also auch der schlechten? Ohne Zweifel. Denn offenbar ist der Verf. nur dem Ideengang dieser Klasse nachgeschlichen.) „Geist der Romane im letzten Viertel des „achtzehnten Jahrhunderts nenn ich es, weil ich nur „solche Erzählungen aufstellen will, die nicht nur dieser „Säkulumstheil hervorgebracht, sondern, welche Zeit und „Beschaffenheit hervorbrachte, und manche Handlung „dieses Zeittheils darinnen herrscht.“ Den will ich loben, der mir in zehn Zeilen mehr Unsinn zusammendrängt, als dieser Anonymus, der sicher ewig namenlos bleiben wird, auch wenn es ihm einmal einfallen sollte, sich zu nennen! Nur die erste Erzählung: der Bastard, war Rec. im Stande ganz zu lesen, mit dem Schluß derselben ward auch seine Geduld am Ende. Sie enthält die Geschichte eines liederlichen Abentheurers, in einem Ton erzählt, der des Inhalts vollkommen

würdig

würdig ist. Eben so gemein und höchst geistlos fand er alles, was ihm beym Durchblättern der übrigen aufstieß. Doch nicht genug, daß diese Erzählungen höchst alltäglich und schlecht sind, sie verletzen an vielen Orten Wohlstand und gute Sitten. Jeder gewissenhafte Mann wird alles anwenden, ein Buch, in den Schilderungen, wie folgende vorkommen — und diese ist bey weitem noch die schlüpfrichste nicht — aus den Händen der noch unverdorbenen Jugend, und vorzüglich aus den Händen des Frauenzimmers zu entfernen. ...„An einem Abend gieng sie (heißt es von einer jungen Wittwe), in den Garten, sich abzukühlen, oder Ebentheuer aufzusuchen. Sie glühte ganz von Hitze, welche ihr Gesicht mit dem schönsten Hochroth färbte; ihre Lippen schmachteten und begannen sich oft zu schließen und aufzuthun — wie das Schmachten einer Perlenmutter ist, um den Thautropfen aufzufassen, den sie nun begierig verschlingt, und die Mündung zuthut — so sahe man an ihr, daß ihre Lippen nach einem Kusse schmachteten; ihr Busen wollte hoch in die Höhe, wie das Meer zur Zeit des Ungewitters die Wellen hoch treibt, verachtete das leichte Gewand, womit es umlegt war, sträubte es zurück, und sie, um ihm Kühlung und Ruhe zu verschaffen, schlug es vollends zurück. Ihr Gang selbst machte die Regungen ihres Herzens bekannt, zwar gieng sie langsam, aber so aufrechts mit langen Schritten, und dabey mit aneinandergezogenen Schenkeln, daß durch die Reibung ihr Geist und Leib immer aufs neue gereizt wurde.“

Sw.

Des englischen Schiffkapitain Brackwell's Reisen nach der neuentdeckten Insel Sankt Andreas. Eine Seefahrer Geschichte neuerer Zeiten, jetzt zum erstenmale aus dessen eigenen Handschriften vollständig übersetzt, und herausgegeben. Zittau und Leipzig, bey Joh. David Schöps. 1788. in 8. 126 Seiten.

Seefahrer-Geschichte und Mährchen sind bisweilen Synonymen. Hier ist auf 8 Bogen ein Ideal der ganzen Seefahrer-Geschichte:

Der noch ziemlich junge Brackwell, mit einem Handels-Schiffe nach Ostindien bestimmt, findet, daß sein Schiffs-Junge ein junges schönes Mädgen ist, das seiner verbuhlten Stiefmutter entflohen und seinen Vater in Madras aufsuchen will. Er verliebt sich in ihr, und erhält vom Vater zu Madras das Ja-Wort zur Heyrath, wenn er seine Geschäfte in Sina u. s. w. würde ausgerichtet haben. Auf seiner Rückreise von Sina treibt ihn ein Sturm nach den Societäts-Inseln, und von da nach dieser neu entdeckten Andreas-Insel, wo er mit **Kanonenschüssen** empfangen wird. Die Leute auf seinen beyden bewaffneten Schaluppen werden französisch angeredet. Man entdeckt im Eingange der Bay ein 36 Fuß **hohes Fort mit Kanonen, Häusern und Gärten**, das **ganz im Felsen gehauen**, auch mit Gewölben versehen ist (die im Felsen ausgearbeitet sind), davon eines ein **unterirdischer Gang ist, der eine halbe Stunde weit zu einem andern fortführt** (wie das alles von den wenigen Einwohnern, die erst in diesem Jahrhundert recht kultivirt worden, zu Stande gebracht ist, wird nicht gesagt). Genug, er sieht, daß er ohne Erlaubniß nicht landen darf. Der Gouverneur des Forts verstattet es indeß, und wird durch ein Geschenk von einer prächtigen Landkarten-Sammlung gewonnen. Diese Karte hatte der junge Brackwell eigentlich für einen sinesischen Mandarin bestimmt, den er vor **mehrern** Jahren hatte kennen gelernt, der aber gestorben war. Zum Gegengeschenk erhielt er vom Gouverneur einen goldenen Degen, die Verwilligung aller Bedürfnisse und des freyen Unterhalts der Schiffleute, die Monate lang da zu bleiben gedenken rc. Er wird zur Tafel geladen, wo er unter andern auch schönen rothen Wein, wie Burgunder, bekommt. (Daß doch Cook und andere Seefahrer eine so schöne Insel immer haben vorbey fahren müssen, ohne das geringste davon zu hören!) Unser Hr. Schiffskapitain fährt zur Tafel, und **wechselt die Pferde**, (um das Fort zu erreichen, das dicht an der Bay lag, daß er Tafelmusik wird gehabt haben, kann man von selbst erwarten; aber daß die Soldaten so geschickt auf musikalischen Instrumenten spielten, hätte man schwerlich errathen.) Nach Tische geht man auf die Jagd. Das Wild läuft bey Dutzenden zu den Schuß. Es werden indeß nur einige wilde Ziegen und ein **herrlich** schöner **Hirsch** geschossen. Er erhält auch die Erlaubniß, dem Fürsten in der Hauptstadt seine Aufwartung

Würkung zu machen. Dazu wird ein Reisewagen in den Stand gesetzt. — Nach einer Stunde Weges durch einen grossen Wald kömmt er an das Kastel, wo sich der vorhingedachte unterirdische Gang endigt, kömmt über ein paar schöne Dörfer, wo die Bauern um ihre Häuser Bogengänge von Weinstöcken haben. Ihm begegnen verschiedene Fuhrwerke, auch Fußgänger. Nirgendwo bemerkt er ein neugieriges Anstaunen und beschwerliche Zudringlichkeit (den Leuten auf dieser unbekannten Insel muß es also ganz was gewöhnliches gewesen seyn, fremde europäische Seefahrer bey sich zu sehen). Gegen Abend erreicht er endlich die Hauptstadt dieser noch nicht sonderlich bevölkerten Insel, deren Umfang 130 Stunden oder 390 englische Meilen beträgt. — Hier staunt unser Seefahrer desto mehr alles an. Er findet überall die schönsten Einrichtungen eines philosophischen Gesetzgebers, der von dem mildesten Klima unterstützt, den Nationalcharakter seines Volks so glücklich verbessert, nachdem er gute Einrichtungen für die Erziehung gemacht, und die Religion vom Pfaffen-Despotismus gereinigt. Zur Probe des ersten mag folgendes dienen: Weil das Volk zur Galanterie geneigt ist: so erweckt der Gesetzgeber dagegen das Ehrengefühl. Jeder Jüngling wählt sich früh seine Geliebte, die seine ordentliche Gattin wird, wenn er seine physischen Triebe nicht mehr beherrschen kann; und nun ist weiter an keine Ausschweifung zu gedenken. — Adel ist nicht erblich; aber jeder Knabe und jedes Mädgen kann ihn sich durch Vorzüge erwerben, und bekommt dadurch zugleich Rang und Versorgung, indem nur Aemter und Bedienungen solchen Adlichen zu theil werden. Der Bedienungen aber sind bey der angenommenen Volksmenge von 17547 Seelen ein wenig viel; ein Parlament, welches aus den Landständen besteht, lauter bejahrte Männer von erprobten Verdiensten (und die ganze Verfassung der Insel war doch noch nicht alt,) die Deputirten des Volks, der hohe Justitz-Rath, die Oberaufsicht über Oekonomie, Handel und Industrie des Landes, das Obersittenrichter-Kollegium, der Polizey-Rath, das Kollegium der Inspektoren und Examinatoren, welche die Oberaufsicht über alle Schulen haben und die Kandidaten prüfen müssen. Unter diesen steht das pädagogische Kollegium. (Schon auf der Andreas-Insel!) Das Sanitäts-Kollegium, und zuletzt das geistliche Konsistorium. Es sind noch verschiedene andere

 Bedie-

Bedienungen in den Städten, Flecken, Aemtern und Dörfern der Insel, und darunter Gouverneure, Kommandanten u. s. w. über 500 Mann Soldaten in den 4 Festungen und der Hauptstadt. — Wir müssen zu diesen allen noch setzen, daß die Insel in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts nur noch von einem einzigen Holländer, nebst Weib und Kindern bewohnt war. Dazu kamen mit der Zeit mehrere, auch Refugeurs aus Frankreich. Aber die schöne Einrichtung rührt von einem Deutschen her, welches wir gern glauben. Mehr ist doch wohl nicht nöthig, von dieser romanhaften Insel zu erzählen, um unsern Lesern einen Begriff zu machen, wie wahrscheinlich der Hr. Verf. seine Seefahrer-Geschichte vorgetragen hat. Daß er zu einem Reformator in dem Staats- Religions- und Erziehungsgeschäfte wenig Talente besitze, wird man hoffentlich nicht in Zweifel ziehen. —

P.

7) Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie.

Oekonomisch physikalisch-chemische Abhandlung, über den spanischen Klee; aus chemischen Untersuchungen des Klees gezogen rc. von Dr. Karl Gottlob Rößig, Prof. auf der h. Schule zu Leipzig rc. Leipzig, bey A. Fr. Böhme. 1788. 50 Seiten, in gr. 8.

Der Verf. hat in dieser Abhandlung eine Untersuchung der Bestandtheile des Klees, ihre Vortheile und Nachtheile, nebst den Einfluß, den sie beym Gebrauch haben, wie auch die Umstände bemerken wollen, unter welchen solches erfolgt. Zugleich will er aber auch die Erfahrung mit diesen Sätzen vergleichen und eines aus dem andern erklären. Er behauptet, daß die Natur zur allgemeinen Fütterung der von Pflanzen lebenden Thiere Gräser bestimmt habe, und daß der Klee deswegen, weil ihn die Natur, ohne Zuthun des Menschen, nur sparsam aufwachsen lasse, auch nur sparsam gebraucht werden solle. Dies will der Verf. vorzüglich durch eine chemische

sche Untersuchung des spanischen Klees beweisen. Sie besteht blos in einer brandigten Destillation von fünf Lothen, an der Luft ein wenig abgetrockneten Klees! —

Aus den dadurch erlangten Produkten zieht der V. die Folgerungen: 1) Der Klee enthält Theile, welche in ihrer Verbindung einen solchen Körper ausmachen, der mehr zur Fäulniß als Gährung geneigt ist; 2) der Klee kann also in den Gedärmen der Thiere nicht nur selbst in wirkliche Fäulniß gehen, und gar bald in ein flüchtiges übelriechendes Alkali aufgelöset werden, sondern auch 3) die Anlage zur Fäulniß in den thierischen Körpern vermehren. Der Klee sey deswegen ein schädliches Schaaffutter, verursache grobe Wolle, und veranlasse Krankheiten, wegen eines leicht in Fäulniß übergehenden Wassers, und groben Oels, die von dem Schaaf durch Transpiration nicht so leicht und schnell genug wieder fortgehen könnten, weil beyde beym Feuer schwer steigen, auch weil der Klee wenig an der Luft zerfliessendes wahres alkalisches Salz, hingegen viel absorbirende Erde enthalte, wodurch das flüchtige Alkali immer feiner und das Oel immer zäher werde (S. 47). Alle diese Folgerungen, aus den Produkten von 5 Loth, abgewelkten Klee! sind uns etwas zu stark und unnatürlich übertrieben vorgekommen. Ueberhaupt kann man gar nicht recht einsehen, was der Verf. mit seiner Abhandlung gewollt habe. Eine Anpreisung der Kleefütterung ist sie nicht; eine gänzliche Verwerfung der Kleebenutzung soll sie auch nicht seyn; also nur nach folgenden Hauptsätzen eine Anrathung zum eingeschränkten Kleefutter (das wissen alle Landwirthe schon von selbst). Wir wollen diese Hauptsätze selbst (S. 49) wörtlich hersetzen:

1) Der Klee ist grün; **allein und beständig gefüttert, wenn man zu viel giebt**, den Pferden nachtheilig.

2) Nur bey Arbeitspferden könnte man, wenn man ihnen solchen **nicht immer und ganz allein giebt**, eine Ausnahme im Nothfall machen.

3) Bey dem Hornvieh, sonderlich bey demjenigen, das gemolken wird, schadet er nichts; **es müßte sich denn überfressen.**

4) Schaafen nutzt der Klee, im Ganzen genommen, nichts, **wenn man ihn allein und beständig füttert**; wo man melkt, oder blos fett macht, kann man ihn grün

 unter.

unter gehöriger Klugheit, um das Ueberfressen zu verhüten, mehr benutzen, als bey feinen Wollheerden, wo er grün verfüttert, nichts weniger als Vortheile gewährt."

Wenn das letzte wahr ist, so wird doch solches nicht im Geringsten aus des Verf. unzweckmäßigen sogenannten chemischen Untersuchung erkannt. Gegen das Uebrige werden wohl die Landwirthe nicht viel einzuwenden haben. Die ganze unnütze Verschreyung des Kleefutters löset sich also in überflüßigen und unschicklichen Gebrauch auf. Das war allen Bauern schon bekannt.

Hat der Verf. etwa an diesem Gegenstande nur seine chemische Geschicklichkeit und Scharfsinn zeigen wollen, so ist er dabey sehr zu kurz gekommen. Wer sich davon überzeugen will, lese dagegen Westrumbs chemische Versuche mit grünem Klee (Chem. Annalen 1787, B. 1, S. 215 bis 30, 319 bis 31), welche durch eben diese Abhandlung veranlasset worden sind. Da demnach Westrumbs Versuche schon vor einem Jahre im Druck erschienen sind, so muß die Abhandlung unsers Verfassers schon vor einigen Jahren (vielleicht in den Schriften der Leipz. ökonom. Societät) vorhanden gewesen seyn, und dabey hätte es auch sein Bewenden haben können. Den neuen besondern Abdruck verdient sie nicht.

Zh.

Johann Heinrich Scharffs, weil. K. Großbr. Kommerzien-Kommissärs rc. Rezepte über verschiedene Gattungen von Farben. Erstes Stück, welches die Färbart des Scharlachs und einiger anderer Kochenill-Farben enthält. Göttingen, im Vandenhoeck- und Ruprechtischen Verlage. 1788. in 8. 3½ Bogen.

Für diese eigenhändig aufgezeichneten Färbrezepte eines Fabrikanten, der, während des vieljährigen Betriebes seiner in Göttingen, wie auch im Braunschweigischen, angelegten Fabriken sich durch vorzüglich schöne und dauerhafte Farben sehr bekannt gemacht hatte, verdient der Herausgeber allgemei-

gemeinen Dank derer jenigen, welche davon Gebrauch machen können.

So weit Rezens. die im gegenwärtigen ersten Stücke vorkommenden fünf Arten des Scharlachs und einiger andern rothen Farben nach ihren Vorschriften und Ingredienzen beurtheilen kann, so scheint ihm alles kunst- und zweckmäßig beschrieben zu seyn, und Anwendung zu verdienen.

In der Fortsetzung soll das Sächsische Blau und andere Farben mehr beschrieben werden.

Zh.

Einleitung zur allgemeinen Scheidekunst; entworfen von Christ. Ehrenfr. Weigel. Erstes Stück. Leipzig, bey Siegfr. Lebrecht Crusius. 1788. 556 Seiten, gr. 8.

Herr Prof. Weigel, der schon vor 11 Jahren in seinem Grundrisse der Chemie zu einem ausführlichen Lehrbuche Hoffnung machte, fängt nun an sein Versprechen zu erfüllen. Er wird dabey den Plan seines Grundrisses bis auf einige Aenderungen, in Ansehung der Ordnung einzelner Theile der angewandten Scheidekunst beybehalten. Das Ganze soll ohngefehr aus 6 Oktavbänden bestehen, und im einzelnen dergestalt nacheinander erscheinen, daß jeder Theil als ein besonderes Buch angesehen werden kann, welche endlich nach glücklicher Beendigung durch ein allgemeines Titelblatt, Nachtrag und Registerband zusammen vereinigt werden sollen.

Der erste Theil begreift die Einleitung in die allgemeine Scheidekunst, und wird aus drey Stücken bestehen, wovon gegenwärtiges erste die **Vorbegriffe** und den **Anfang der allgemeinen Bücherkunde** enthält. Das zweyte Stück wird die übrige allgemeine Bücherkunde, und das dritte die Geschichte und Zeichenlehre vortragen.

Im gegenwärtigen ersten Stücke sind 183 chemische Lehr- und Handbücher, und 391 von solchen vermischten Schriften, welche theils aus einzelnen Abhandlungen vermischten Innhalts, theils Sammlungen der Schriften einzelner Verfasser ausmachen, worinnen allerhand Chemisches vorkommt, angeführet. Dabey ist die besondere Mühe des Verf. zu rühmen, daß er nicht allein diese Schriften nach den verschiedenen Ausgaben,

gaben, so viel ihm solche bekannt worden sind, sondern auch bey den meisten etwas von ihrem vorzüglichsten Innhalte angeführet hat. Bey manchen hat er den ganzen Geist der Schrift sehr vortreflich mit wenig Worten ausgedrückt, so, daß der Leser gleich einsehen kann, was er sich davon versprechen kann. Noch nie haben wir die Quellen der chemischen Wissenschaft in einer solchen Reichhaltigkeit beysammen gesehen, als hier.

Zh.

Ueber die Gebirg- und Steinarten des Chursächsischen Hennebergs, nebst einer allgemeinen Uebersicht aller bis itzo bekannten Mineralien dieses Landes, und einem Anhange vom Schneekopf und Rupberg, ein Resultat fünf und zwanzigjähriger Beobachtungen und Erfahrungen, von J. M. Anschütz. Leipzig, in der J. G. Müllerischen Buchhandlung, 1788. in 8. 12 Bogen stark.

Wären alle Schriften, welche Geognosi und Mineralogie zum Gegenstand haben, die Frucht so vieler Jahre, nicht so manche unter ihnen die Frucht eines flüchtigen Blicks auf die nächste Gegenstände bey dem Durchreisen größerer oder kleinerer Erdstriche, oft noch eines Blicks, der durch Vorliebe für, oder Widerwillen wider gewisse Meynungen eine falsche Richtung bekommen hat, so würden wir zwar weniger Bücher und die Wissenschaft weniger Hypothesen aufzuweisen haben, aber jene würden dagegen einen desto größern und bleibenderen Werth, und diese desto festeren Grund haben. So zeigt uns aber jeder mit anhaltender Anstrengung und mit freyer Seele in die große Natur gewagter Blick, wie wenig wir noch von ihr kennen, wie weit wir noch von dem Gipfel entfernt sind, von welchem so manche Eiferer sich schon ganz zu übersehen, ihr ganzes Verfahren zu durchschauen, das Alter ihrer Kinder zu bestimmen glauben, und wohl gar auf solchen Grundsäulen ein Gebäude der Wissenschaft aufführen, in welchem Freunde derselbigen sicher einhergehen können. Wir freuen

freuen uns, den Verf. in diesen Grundsätzen mit uns übereinstimmend zu finden, und können nach unsern Einsichten der Wissenschaft zu der Bekanntmachung seiner Bemerkungen Glück wünschen, wenn er sich auch hier und da gegen die Wernerische Nomenklatur verstoßen haben sollte. Die Vorrede durchgeht diejenige Schriften, die von Hennebergischen Mineralien handeln; voran ein Verzeichniß über dieselbige nach der Ordnung von den Tabellen, welche Cavallo nach Kirwan's Mineralogie gemacht, und Forster in das Deutsche übersetzt hat. Was der Verf. unter stralicht- und schalichten Gips, der mit Scheidewasser brauset, verstehe, warum er Nierenstein unter Gips zählt, wissen wir uns nicht zu erklären, auch über seinen Tripel hätten wir nähere Aufklärung gewünscht, und der lose graue Thonschiefer mit Kräuterabdrücken, dünkt uns schieferichter Thon zu seyn. Nicht nur der ganze Rücken des Thüringer Waldgebirges, so weit er nach Henneberg gehört, sondern auch alle andere von da bis zur Sandscheidung liegende Berghöhen und Spitzen sind Porphyrgebirge. Granit findet sich vom Abhange des Gebirges ins Chursächsische Henneberg herein meistens lehne, wenn man schon einen großen Theil der Höhe herabgestiegen ist; an den niedrigen darzu gehörigen Bergen Granitfelsen, Felsenreihen und Wände. Von der Struth bis Suhla, und von da bis an den untern Theil des Dumberges machen große Granitfelsen die Grundlage ganzer großer Saiten von Porphyrbergen; unter dem Porphyr auch Hornsteinarten, in welchen (nach dem Verf.) der Thon den Quarz (wir würden, wenn es wirklich so ist, lieber sagen die Alaunerde die Kieselerde) überwiegt: unter ihnen auch faserichter Thon, den der Verf. ehemals für versteinertes Holz hielt: zwischen dem Hengsthause, Frauenwalde, Schleusingerneuendorf und Schönau eine große Strecke Schiefergebirg, wohin der Verfasser auch die schwarze Steine in dem Schleusinger Steinpflaster rechnet, die Hr. Glaser für Basalt ansah. Erzgänge im Granit, gewöhnlicher in Granit. Beym Dollmar und auf der Steinburg Basalt auf Sandstein. Flußspat aus der Gegend von Suhla mit Zeichnungen von Bäumchen ist uns selbst schon zu Gesichte gekommenen. Quarz im Porphyr die gewöhnliche Gangart der Eisen- und Kupfererze. Jaspis, Marmor und Porphyr in großer Mannichfaltigkeit, letzterer auch in Säulen. Der Basalt ist auf dem hohen Ofen zu Suhla bey dem Durchsetzen strenger thonichter Eisenerze mit gutem

...n sind, sondern auch
...zlichsten Innhalte an-
... den ganzen Geist der
...orten ausgedrückt, so,
... was er sich davon ver-
... die Quellen der chemi-
...eichhaltigkeit beysammen

Zh.

...Steinarten des Chursächsi-
...nebst einer allgemeinen U...
...o bekannten Mineralien
...inem Anhange vom Sch...
..., ein Resultat fünf und ...
...eobachtungen ... Erfahrun...
...Anschütz. L... der J. G...
...en Buchhandlu... in 8.
...n stark.

Wären alle Schriften, welc... Miner...
Gegenstand haben, d... er Jah...
manche unter ihnen die Fru... gen B...
nächste Gegenstände bey dem ... ößere...
rer Erdstriche, oft noch eine... durch
oder Widerwillen wider gew... ein...
tung bekommen hat, so w... w...
und die Wissenschaft wenig...
aber jene würden dagegen ...
ren Werth, und diese desto ...
uns aber jeder mit anhalte...
Seele in die große Natur ...
noch von ihr kennen, wie w...
fernt sind, von welchem so ...
übersehen, ihr ganzes Verfa...
ihrer Kinder zu bestimmen gl...
Grundsäulen ein Gebäude der ...
chem Freunde derselbigen sich...

freuen uns, den Verf. in diesen Grundsätzen mit uns übereinstimmend zu finden, und können nach unsern Einsichten der Wissenschaft zu der Bekanntmachung seiner Bemerkungen Glück wünschen, wenn er sich auch hier und da gegen die Wernerische Nomenklatur verstoßen haben sollte. Die Vorrede durchgeht diejenige Schriften, die von Hennebergischen Mineralien handeln, voran ein Verzeichniß über dieselbige nach der Ordnung von den Tabellen, welche Cavallo nach Kirwan's Mineralogie gemacht, und Forster in das Deutsche übersetzt hat. Was der Verf. unter stralicht- und schalichten Gips, der mit Scheidewasser brauset, verstehe, warum er Nierenstein unter Gips zählt, wissen wir uns nicht zu erklären, auch über sei[illegible] Tripel hätten wir nähere Aufklärung gewünscht, und der [illegible]raue Thonschiefer mit Kräuterabdrücken, dünkt uns [illegible]hon zu seyn. Nicht nur der ganze Rücken des [illegible]gebirges, so weit er nach Henneberg gehört, [illegible] andere von da bis zur Sandscheidung liegen[illegible] [illegible]d Spitzen sind Porphyrgebirge. Granit fin[illegible] [illegible]ange des Gebirges ins Chursächsische Henne[illegible] [illegible]ns le[illegible] man schon einen großen Theil [illegible]stieg[illegible] den niedrigen darzu gehöri[illegible] [illegible]nitf[illegible]nreihen und Wände. Von [illegible]hla[illegible] bis an den untern Theil des [illegible]n g[illegible]felsen die Grundlage ganzer [illegible] P[illegible]; unter dem Porphyr auch [illegible] w[illegible] dem Verf.) der Thon den [illegible]n, [illegible]klich so ist, lieber sagen die [illegible]erd[illegible]: unter ihnen auch faserich[illegible] [illegible]W[illegible]ür versteinertes Holz hielt: [illegible]tha[illegible]walde, Schleusingerneuen[illegible] [illegible]ein[illegible]ke Schiefergebirg, wohin [illegible]ol[illegible]eine in dem Schleusinger [illegible] für Basalt ansah. Erz[illegible] [illegible]Granit. Beym Dollmar [illegible]ndstein. Flußspat aus der [illegible] von Bäumchen ist uns [illegible] Quarz im Porphyr die [illegible]d Kupfererze. Jaspis, [illegible]nnichfaltigkeit, letzterer [illegible]n hohen Ofen zu Suhla [illegible] Eisenerze mit gutem

Vor

Spiele gelassen haben, wenn ihn nicht gewisse Umstände zum Gegentheil genöthigt hätten, denen leider! in unsern Tagen auch der bessere Schriftsteller nachgeben muß, wenn er nicht ganz unbemerkt unter der Menge bleiben will. Da des Verf. löblicher Endzweck, Modethorheiten und Modelaster in ihrer lächerlichen und schändlichen Nacktheit zu zeigen, und dadurch in noch unverderbten Seelen Abscheu gegen dieselben und Liebe zur Tugend einzuflößen, fast auf allen Seiten des Buchs klar am Tage liegt, so wunderten wir uns desto mehr, wie er dasselbe mit folgenden Worten Jaks und in einem Tone, den sich kein weiser Schriftsteller erlauben wird, beschließen konnte: „Ich schalt mich einen Narren, daß ich an Sym„pathie hatte glauben können: ich schalt mich einen Narren, „daß mir Aurore nahe gegangen, daß ich Jettchen bedau„ret. Bin ich denn da, das Schicksal zu meistern? Weiß „ich, was das Beste ist? das weiß ich, daß man in der „Narrheit glücklich seyn kann, und meines Buches Ende „ist: Selig ist, der ein Narr ist.“ Soll das, woran wir aus christlicher Liebe nicht zweifeln wollen, Ironie seyn, so wird diese Ironie doch durch den schielenden Charakter Jaks gleichfalls zu schielend, um nicht Mißdeutungen unterworfen zu seyn.

Qw.

Die Leiden der Ortenbergischen Familie, erzählt von A. v. Kotzebue. Zweyter Theil. Reval und Leipzig, bey C. v. Glehe, und in Commißion bey Kummer. 14 Bog. 8. 1788.

Mit diesem Bande endigt sich die Geschichte und die Leiden der Ortenbergischen Familie. Nicolaus Ortenberg, des Rektors Bruder, erscheint hier nach einer mehr als zwanzigjährigen Abwesenheit wieder. Sucht nach Abentheuern, hatte ihn nach Holland und von da nach Indien getrieben, und diese hatte er auch reichlich gefunden. Die Erzählung derselben füllt einen ansehnlichen Theil dieses Bandes. Doch brachte er, außer Reue und Erfahrung, auch etwas nicht ganz zu verachtendes, ein ansehnliches Vermögen mit, das er bey seiner Heyrath mit der Tochter eines Braminen

auf

auf der Küste von Coromandel zum Braunschatz bekommen. Diese seine Frau starb noch vor seiner Abreise aus Indien. Er sucht seinen Bruder auf, kann aber nichts von ihm erfahren. Besser glückt es ihm mit seines Bruders Sohne Wilhelm, der nach dem Tod seiner Mutter von einem mitleidigen Invaliden auf dem Dorfe erzogen wird. Nicolaus sorgt für Wilhelm wie ein Vater, und der junge Mensch kömmt so weit, daß er die Universität beziehen kann. Hier findet er seinen Vater als Bettler wieder, doch nur um ihn sterben zu sehen. Von der Universität geht er mit einem Freunde nach Hannover, wo er sich in ein Fräulein Amalie von * * verliebt, und Gegenliebe findet. Die adelstolzen Aeltern aber wollen unter keiner andern Bedingung von einer Verbindung der beyden Liebenden hören, als daß Ortenberg sich baronisiren lasse. Und dazu schlägt ihm der Onkel Nicolaus die Einwilligung rund ab. „Kein Adel für Geld, wenn du ihn haben willst, so verdiene ihn.“ Verzweifelt nimmt Wilhelm von seiner Amalie Abschied, die ihm ewige Treue schwört, und geht in preußische Dienste, wo er sich auch im Baierschen Erbfolgekrieg bey verschiedenen Gelegenheiten so hervorthut, daß er vom König den Orden pour le merite und den Adel zur Belohnung erhält. An demselben Tage aber, wo die Briefe mit diesen königlichen Gnadenbezeigungen eintreffen, stirbt er an einer erhaltenen Wunde den Tod des Helden. Nicolaus, der sich indeß in der Schweiz häuslich niedergelassen, erhält es von Amaliens Aeltern, daß sie sie zu ihm kommen und bis an seinen Tod bey ihm lassen. Dafür setzt er sie zur Erbin seines sämtlichen Vermögens ein. So schließt sich der Roman. — In der Vorrede zum ersten Theile hatte der Verf. drey Bände versprochen. Er wollte einen dritten Band schreiben, und die Scene in eine bessere Welt versetzen, nachdem er in den beyden ersten die Tugend unterdrückt dargestellt hatte, sie allenthalben unterliegen, und das Laster triumphiren lassen. Dort in einer etwas bessern Welt, im Monde, oder Mars oder Jupiter wollte er die Menschen, deren Schicksale in diesem Buche erzählt worden, zusammenbringen, und sie mit feinern und mehrern Sinnen begaben. Dort sollte die Ortenbergische Familie den Lohn ihrer vielfachen Leiden ärnten. Offenherzig gesteht der Verf., warum er diesen Plan aufgegeben. „Es „gehören dazu Kenntnisse, die ich nicht besitze, und eine glut-

„vollere

„bessere Einbildungskraft, als die meinige.“ Wohl dem, der Selbsterkenntniß genug besitzt, so etwas einzusehen. Die wenigen Leser, die an den ziemlich schwärmerischen Ideen des Verf. von dem Zustande unserer Seelen nach dem Tode Behagen gefunden haben würden, mögen sich mit der Zukunft trösten, in der sie selbst alles das besser sehen werden, als es der Dichter ihnen hätte beschreiben können; und der übrige Theil der Leser hat noch weniger Ursache mit dem Entschlusse des Verf. unzufrieden zu seyn.

Dw.

Geist der Romane im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Erste Portion. Breßlau und Hirschberg, bey Korn dem Aeltern. 1788. 1 Alph. 2 Bog., 8. Mit einem Titelkupfer.

Der Titel verleitet, hinter demselben eine Auswahl der besten neuesten Romane zu suchen, allein im Buche selbst findet man nichts, als sechs Erzählungen von der eignen Fabrik des Herausgebers. Demohngeachtet glaubt er, den Titel seines Buchs rechtfertigen zu können, und zwar durch folgendes Galimathias. „Geist der Romane hab ich es genannt, weil ich dem Ideengang aller unserer Romanendichter, so viel, als möglich, nachgeschlichen, und ihn „zusammengedrängt aufstellen will.“ (Aller Romanendichter? Also auch der schlechten? Ohne Zweifel. Denn offenbar ist der Verf. nur dem Ideengang dieser Klasse nachgeschlichen.) „Geist der Romane im letzten Viertel des „achtzehnten Jahrhunderts nenn ich es, weil ich nur „solche Erzählungen aufstellen will, die nicht nur dieser „Säkulumstheil hervorgebracht, sondern, welche Zeit und „Beschaffenheit hervorbrachte, und manche Handlung „dieses Zeittheils darinnen herrscht.“ Den will ich loben, der mir in zehn Zeilen mehr Unsinn zusammendrängt, als dieser Anonymus, der sicher ewig namenlos bleiben wird, auch wenn es ihm einmal einfallen sollte, sich zu nennen! Nur die erste Erzählung: der Bastard, war Rec. im Stande ganz zu lesen, mit dem Schluß derselben ward auch seine Geduld am Ende. Sie enthält die Geschichte eines liederlichen Abentheurers, in einem Ton erzählt, der des Inhalts vollkommen

würdig

würdig ist. Eben so gemein und höchst geistlos fand er alles, was ihm beym Durchblättern der übrigen aufstieß. Doch nicht genug, daß diese Erzählungen höchst alltäglich und schlecht sind, sie verletzen an vielen Orten Wohlstand und gute Sitten. Jeder gewissenhafte Mann wird alles anwenden, ein Buch, in den Schilderungen, wie folgende vorkommen — und diese ist bey weitem noch die schlüpfrichste nicht — aus den Händen der noch unverdorbenen Jugend, und vorzüglich aus den Händen des Frauenzimmers zu entfernen. „An einem Abend gieng sie (heißt es von einer jungen Wittwe), in den Garten, sich abzukühlen, oder Ebentheuer aufzusuchen. Sie glühte ganz von Hitze, welche ihr Gesicht mit dem schönsten Hochroth färbte; ihre Lippen schmachteten und begannen sich oft zu schließen und aufzuthun — wie das Schmachten einer Perlenmutter ist, um den Thautröpfen aufzufassen, den sie nun begierig verschlingt, und die Mündung zuthut — so sahe man an ihr, daß ihre Lippen nach einem Kusse schmachteten; ihr Busen wallte hoch in die Höhe, wie das Meer zur Zeit des Ungewitters die Wellen hoch treibt, verachtete das leichte Gewand, womit es umlegt war, sträubte es zurück, und sie, um ihm Kühlung und Ruhe zu verschaffen, schlug es vollends zurück. Ihr Gang selbst machte die Regungen ihres Herzens bekannt, zwar gieng sie langsam, aber so aufrechts mit langen Schritten, und dabey mit aneinandergezogenen Schenkeln, daß durch die Reibung ihr Geist und Leib immer aufs neue gereizt wurde."

Sw.

Des englischen Schiffkapitain Brackwell's Reisen nach der neuentdeckten Insel Sankt Andreas. Eine Seefahrer Geschichte neuerer Zeiten, jetzt zum erstenmale aus dessen eigenen Handschriften vollständig übersetzt, und herausgegeben. Zittau und Leipzig, bey Joh. David Schöps. 1788. in 8. 126 Seiten.

Seefahrer-Geschichte und Mährchen sind bisweilen Synonymen. Hier ist auf 8 Bogen ein Ideal der ganzen Seefahrer-Geschichte:

Der noch ziemlich junge Brackwell, mit einem Handels-Schiffe nach Ostindien bestimmt, findet, daß sein Schiffs-Junge ein junges schönes Mädgen ist, das seiner verhaßten Stiefmutter entflohen und seinen Vater in Madras aufsuchen will. Er verliebt sich in ihr, und erhält vom Vater zu Madras das Ja-Wort zur Heyrath, wenn er seine Geschäfte in Sina u. s. w. würde ausgerichtet haben. Auf seiner Rückreise von Sina treibt ihn ein Sturm nach den Societäts-Inseln, und von da nach dieser neu entdeckten Andreas-Insel, wo er mit Kanonenschüssen empfangen wird. Die Leute auf seinen beyden bewaffneten Schaluppen werden französisch angeredet. Man entdeckt im Eingange der Bay ein 36 Fuß hohes Fort mit Kanonen, Häuseln und Gärten, das ganz im Felsen gehauen, auch mit Gewölben versehen ist (die im Felsen ausgearbeitet sind), davon eines ein unterirdischer Gang ist, der eine halbe Stunde weit zu einem andern fortführt (wie das alles von den wenigen Einwohnern, die erst in diesem Jahrhundert recht kultivirt worden, zu Stande gebracht ist, wird nicht gesagt). Genug, er sieht, daß er ohne Erlaubniß nicht landen darf. Der Gouverneur des Forts verstattet es indeß, und wird durch ein Geschenk von einer prächtigen Landkarten-Sammlung gewonnen. Diese Karte hatte der junge Brackwell eigentlich für einen sinesischen Mandarin bestimmt, den er vor mehrern Jahren hatte kennen gelernt, der aber gestorben war. Zum Gegengeschenk erhielt er vom Gouverneur einen goldenen Degen, die Verwilligung aller Bedürfnisse und des freyen Unterhalts der Schiffleute, die Monate lang da zu bleiben gedenken &c. Er wird zur Tafel geladen, wo er unter andern auch schönen rothen Wein, wie Burgunder, bekommt. (Daß doch Cook und andere Seefahrer eine so schöne Insel immer haben vorbey fahren müssen, ohne das geringste davon zu hören!) Unser Hr. Schiffskapitain fährt zur Tafel, und wechselt die Pferde, (um das Fort zu erreichen, das dicht an der Bay lag, daß er Tafelmusik wird gehabt haben, kann man von selbst erwarten; aber daß die Soldaten so geschickt auf musikalischen Instrumenten spielten, hätte man schwerlich errathen.) Nach Tische geht man auf die Jagd. Das Wild läuft bey Dutzenden zu den Schuß. Es werden indeß nur einige wilde Ziegen und ein herrlich schöner Hirsch geschossen. Er erhält auch die Erlaubniß, dem Fürsten in der Hauptstadt seine Auf-

wartung

wartung zu machen. Dazu wird ein Reisewagen in den Stand gesetzt. — Nach einer Stunde Weges durch einen gewissen Wald kömmt er an das Kastel, wo sich der vorhingedachte unterirdische Gang endigt, kömmt über ein paar schöne Dörfer, wo die Bauern um ihre Häuser Bogengänge von Weinstöcken haben. Ihm begegnen verschiedene Fuhrwerke, auch Fußgänger. Nirgendwo bemerkt er ein neugieriges Anstaunen und beschwerliche Zudringlichkeit (den Leuten auf dieser unbekannten Insel muß es also ganz was gewöhnliches gewesen seyn, fremde europäische Seefahrer bey sich zu sehen). Gegen Abend erreicht er endlich die Hauptstadt dieser noch nicht sonderlich bevölkerten Insel, deren Umfang 130 Stunden oder 390 englische Meilen beträgt. — Hier staunt unser Seefahrer desto mehr alles an. Er findet überall die schönsten Einrichtungen eines philosophischen Gesetzgebers, der von dem mildesten Klima unterstützt, den Nationalcharakter seines Volks so glücklich verbessert, nachdem er gute Einrichtungen für die Erziehung gemacht, und die Religion vom Pfaffen-Despotismus gereinigt. Zur Probe des ersten mag folgendes dienen: Weil das Volk zur Galanterie geneigt ist: so erweckt der Gesetzgeber dagegen das Ehrengefühl. Jeder Jüngling wählt sich früh seine Geliebte, die seine ordentliche Gattin wird, wenn er seine physischen Triebe nicht mehr beherrschen kann; und nun ist weiter an keine Ausschweifung zu gedenken. — Adel ist nicht erblich; aber jeder Knabe und jedes Mädgen kann ihn sich durch Vorzüge erwerben, und bekommt dadurch zugleich Rang und Versorgung, indem nur Aemter und Bedienungen solchen Adlichen zu theil werden. Der Bedienungen aber sind bey der angenommenen Volksmenge von 17547 Seelen ein wenig viel; ein Parlament, welches aus den Landständen besteht, lauter bejahrte Männer von erprobten Verdiensten (und die ganze Verfassung der Insel war doch noch nicht alt,) die Deputirten des Volks, der hohe Justitz-Rath, die Oberaufsicht über Oekonomie, Handel und Industrie des Landes, das Obersittenrichter-Kollegium, der Polizey-Rath, das Kollegium der Inspektoren und Examinatoren, welche die Oberaufsicht über alle Schulen haben und die Kandidaten prüfen müssen. Unter diesen steht das pädagogische Kollegium. (Schon auf der Andreas-Insel!) Das Sanitäts-Kollegium, und zuletzt das geistliche Konsistorium. Es sind noch verschiedene andere

Bedienungen in den Städten, Flecken, Aemtern und Dörfern der Insel, und darunter Gouverneure, Kommandanten u. s. w. über 500 Mann Soldaten in den 4 Festungen und der Hauptstadt. — Wir müssen zu diesen allen noch setzen, daß die Insel in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts nur noch von einem einzigen Holländer, nebst Weib und Kindern bewohnt war. Dazu kamen mit der Zeit mehrere, auch Refugeurs aus Frankreich. Aber die schöne Einrichtung rührt von einem Deutschen her, welches wir gern glauben. Mehr ist doch wohl nicht nöthig, von dieser romanhaften Insel zu erzählen, um unsern Lesern einen Begriff zu machen, wie wahrscheinlich der Hr. Verf. seine Seefahrer-Geschichte vorgetragen hat. Daß er zu einem Reformator in dem Staats-Religions- und Erziehungsgeschäfte wenig Talente besitze, wird man hoffentlich nicht in Zweifel ziehen. —

P.

---

7) Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie.

Oekonomisch physikalisch chemische Abhandlung, über den spanischen Klee; aus chemischen Untersuchungen des Klees gezogen 2c. von Dr. Karl Gottlob Rößig, Prof. auf der h. Schule zu Leipzig 2c. Leipzig, bey A. Fr. Böhme. 1788. 50 Seiten, in gr. 8.

Der Verf. hat in dieser Abhandlung eine Untersuchung der Bestandtheile des Klees, ihre Vortheile und Nachtheile, nebst den Einfluß, den sie beym Gebrauch haben, wie auch die Umstände bemerken wollen, unter welchen solches erfolgt. Zugleich will er aber auch die Erfahrung mit diesen Sätzen vergleichen und eines aus dem andern erklären. Er behauptet, daß die Natur zur allgemeinen Fütterung der von Pflanzen lebenden Thiere Gräser bestimmt habe, und daß der Klee deswegen, weil ihn die Natur, ohne Zuthun des Menschen, nur sparsam aufwachsen lasse, auch nur sparsam gebraucht werden solle. Dies will der Verf. vorzüglich durch eine chemische

sche Untersuchung des spanischen Klees beweisen. Sie besteht blos in einer brandigten Destillation von fünf Lothen, an der Luft ein wenig abgetrockneten Klees! —

Aus den dadurch erlangten Produkten zieht der V. die Folgerungen: 1) Der Klee enthält Theile, welche in ihrer Verbindung einen solchen Körper ausmachen, der mehr zur Fäulniß als Gährung geneigt ist; 2) der Klee kann also in den Gedärmen der Thiere nicht nur selbst in wirkliche Fäulniß gehen, und gar bald in ein flüchtiges übelriechendes Alkali aufgelöset werden, sondern auch 3) die Anlage zur Fäulniß in den thierischen Körpern vermehren. Der Klee sey deswegen ein schädliches Schaaffutter, verursache grobe Wolle, und veranlasse Krankheiten, wegen eines leicht in Fäulniß übergehenden Wassers, und groben Oels, die von dem Schaaf durch Transpiration nicht so leicht und schnell genug wieder fortgehen könnten, weil beyde beym Feuer schwer steigen, auch weil der Klee wenig an der Luft zerfliessendes wahres alkalisches Salz, hingegen viel absorbirende Erde enthalte, wodurch das flüchtige Alkali immer feiner und das Oel immer zäher werde (S. 47). Alle diese Folgerungen, aus den Produkten von 5 Loth, abgewelkten Klee! sind uns etwas zu stark und unnatürlich übertrieben vorgekommen. Ueberhaupt kann man gar nicht recht einsehen, was der Verf. mit seiner Abhandlung gewollt habe. Eine Anpreisung der Kleefütterung ist sie nicht; eine gänzliche Verwerfung der Kleebenutzung soll sie auch nicht seyn; also nur nach folgenden Hauptsätzen eine Anrathung zum eingeschränkten Kleefutter (das wissen alle Landwirthe schon von selbst). Wir wollen diese Hauptsätze selbst (S. 49) wörtlich hersetzen:

1) Der Klee ist grün; **allein und beständig gefüttert, wenn man zu viel giebt,** den Pferden nachtheilig.

2) Nur bey Arbeitspferden könnte man, wenn man ihnen solchen **nicht immer und ganz allein giebt,** eine Ausnahme im Nothfall machen.

3) Bey dem Hornvieh, sonderlich bey demjenigen, das gemolken wird, schadet er nichts; **es müßte sich denn überfressen.**

4) Schaafen nutzt der Klee, im Ganzen genommen, nichts, **wenn man ihn allein und beständig füttert;** wo man mestet oder blos fett macht, kann man ihn grün unter.

unter gehöriger Klugheit, um das Ueberfressen zu verhüten, mehr benutzen, als bey seinen Wollheerden, wo er grün verfüttert, nichts weniger als Vortheile gewährt."

Wenn das letzte wahr ist, so wird doch solches nicht im Geringsten aus des Verf. unzweckmäßigen sogenannten chemischen Untersuchung erkannt. Gegen das Uebrige werden wohl die Landwirthe nicht viel einzuwenden haben. Die ganze unnütze Verschreyung des Kleefutters löset sich also in überflüßigen und unschicklichen Gebrauch auf. Das wär allen Bauern schon bekannt.

Hat der Verf. etwa an diesem Gegenstande nur seine chemische Geschicklichkeit und Scharfsinn zeigen wollen, so ist er dabey sehr zu kurz gekommen. Wer sich davon überzeugen will, lese dagegen Westrumbs chemische Versuche mit grünem Klee (Chem. Annalen 1787. B. 1. S. 215 bis 30, 319 bis 31), welche durch eben diese Abhandlung veranlasset worden sind. Da demnach Westrumbs Versuche schon vor einem Jahre im Druck erschienen sind, so muß die Abhandlung unsers Verfassers schon vor einigen Jahren (vielleicht in den Schriften der Leipz. ökonom. Societät) vorhanden gewesen seyn, und dabey hätte es auch sein Bewenden haben können. Den neuen besondern Abdruck verdient sie nicht.

Zh.

Johann Heinrich Scharffs, weil. K. Großbr. Kommerzien-Kommissärs rc. Rezepte über verschiedene Gattungen von Farben. Erstes Stück, welches die Färbart des Scharlachs und einiger anderer Kochenill-Farben enthält. Göttingen, im Vandenhoeck- und Ruprechtischen Verlage. 1788. in 8. 3½ Bogen.

Für diese eigenhändig aufgezeichneten Färbrezepte eines Fabrikanten, der, während des vieljährigen Betriebes seiner in Göttingen, wie auch im Braunschweigischen, angelegten Fabriken sich durch vorzüglich schöne und dauerhafte Farben sehr bekannt gemacht hatte, verdient der Herausgeber allgemei-

gemeinen Dank derer jenigen, welche davon Gebrauch machen können.

So weit Rezens. die im gegenwärtigen ersten Stücke vorkommenden fünf Arten des Scharlachs und einiger andern rothen Farben nach ihren Vorschriften und Ingredienzen beurtheilen kann, so scheint ihm alles kunst- und zweckmäßig beschrieben zu seyn, und Anwendung zu verdienen.

In der Fortsetzung soll das Sächsische Blau und andere Farben mehr beschrieben werden.

Zh.

Einleitung zur allgemeinen Scheidekunst; entworfen von Christ. Ehrenfr. Weigel. Erstes Stück. Leipzig, bey Siegfr. Lebrecht Crusius. 1788. 556 Seiten, gr. 8.

Herr Prof. Weigel, der schon vor 11 Jahren in seinem Grundrisse der Chemie zu einem ausführlichen Lehrbuche Hoffnung machte, fängt nun an sein Versprechen zu erfüllen. Er wird dabey den Plan seines Grundrisses bis auf einige Aenderungen, in Ansehung der Ordnung einzelner Theile der angewandten Scheidekunst beybehalten. Das Ganze soll ohngefehr aus 6 Oktavbänden bestehen, und im einzelnen dergestalt nacheinander erscheinen, daß jeder Theil als ein besonderes Buch angesehen werden kann, welche endlich nach glücklicher Beendigung durch ein allgemeines Titelblatt, Nachtrag und Registerband zusammen vereinigt werden sollen.

Der erste Theil begreift die Einleitung in die allgemeine Scheidekunst, und wird aus drey Stücken bestehen, wovon gegenwärtiges erste die **Vorbegriffe** und den **Anfang der allgemeinen Bücherkunde** enthält. Das zweyte Stück wird die übrige allgemeine Bücherkunde, und das dritte die Geschichte und Zeichenlehre vortragen.

Im gegenwärtigen ersten Stücke sind 183 chemische Lehr- und Handbücher, und 391 von solchen vermischten Schriften, welche theils aus einzelnen Abhandlungen vermischten Innhalts, theils Sammlungen der Schriften einzelner Verfasser ausmachen, worinnen allerhand Chemisches vorkommt, angeführet. Dabey ist die besondere Mühe des Verf. zu rühmen, daß er nicht allein diese Schriften nach den verschiedenen Aus-

gaben, so viel ihm solche bekannt worden sind, sondern auch bey den meisten etwas von ihrem vorzüglichsten Innhalte angeführet hat. Bey manchen hat er den ganzen Geist der Schrift sehr vortreflich mit wenig Worten ausgedrückt, so, daß der Leser gleich einsehen kann, was er sich davon versprechen kann. Noch nie haben wir die Quellen der chemischen Wissenschaft in einer solchen Reichhaltigkeit beysammen gesehen, als hier.

Zh.

Ueber die Gebirg- und Steinarten des Chursächsischen Hennebergs, nebst einer allgemeinen Uebersicht aller bis itzo bekannten Mineralien dieses Landes, und einem Anhange vom Schneekopf und Rupberg, ein Resultat fünf und zwanzigjähriger Beobachtungen und Erfahrungen, von J. M. Anschütz. Leipzig, in der J. G. Müllerischen Buchhandlung, 1788. in 8. 12 Bogen stark.

Wären alle Schriften, welche Geognosi und Mineralogie zum Gegenstand haben, die Frucht so vieler Jahre, nicht so manche unter ihnen die Frucht eines flüchtigen Blicks auf die nächste Gegenstände bey dem Durchreisen größerer oder kleinerer Erdstriche, oft noch eines Blicks, der durch Vorliebe für, oder Widerwillen wider gewisse Meynungen eine falsche Richtung bekommen hat, so würden wir zwar weniger Bücher und die Wissenschaft weniger Hypothesen aufzuweisen haben, aber jene würden dagegen einen desto größern und bleibenden Werth, und diese desto festeren Grund haben. So zeigt uns aber jeder mit anhaltender Anstrengung und mit freyer Seele in die große Natur gewagter Blick, wie wenig wir noch von ihr kennen, wie weit wir noch von dem Gipfel entfernt sind, von welchem so manche Eiferer sich schon ganz zu übersehen, ihr ganzes Verfahren zu durchschauen, das Alter ihrer Kinder zu bestimmen glauben, und wohl gar auf solchen Grundsäulen ein Gebäude der Wissenschaft aufführen, in welchem Freunde derselbigen sicher einhergehen können. Wir

freuen

freuen uns, den Verf. in diesen Grundsätzen mit uns übereinstimmend zu finden, und können nach unsern Einsichten der Wissenschaft zu der Bekanntmachung seiner Bemerkungen Glück wünschen, wenn er sich auch hier und da gegen die Wernerische Nomenklatur verstoßen haben sollte. Die Vorrede durchgeht diejenige Schriften, die von Hennebergischen Mineralien handeln, voran ein Verzeichniß über dieselbige nach der Ordnung von den Tabellen, welche Cavallo nach Kirwan's Mineralogie gemacht, und Forster in das Deutsche übersetzt hat. Was der Verf. unter stralicht- und schalichten Gips, der mit Scheidewasser brauset, verstehe, warum er Nierenstein unter Gips zählt, wissen wir uns nicht zu erklären, auch über seinen Tripel hätten wir nähere Aufklärung gewünscht, und der ipse graue Thonschiefer mit Kräuterabdrücken, dünkt uns schieferichter Thon zu seyn. Nicht nur der ganze Rücken des Thüringer Waldgebirges, so weit er nach Henneberg gehört, sondern auch alle andere von da bis zur Sandscheidung liegende Berghöhen und Spitzen sind Porphyrgebirge. Granit findet sich vom Abhange des Gebirges ins Chursächsische Henneberg herein meistens lehne, wenn man schon einen großen Theil der Höhe herabgestiegen ist; an den niedrigen darzu gehörigen Bergen Granitfelsen, Felsenreihen und Wände. Von der Struth bis Suhla, und von da bis an den untern Theil des Domberges machen große Granitfelsen die Grundlage ganzer großer Saiten von Porphyrbergen; unter dem Porphyr auch Hornsteinarten, in welchen (nach dem Verf.) der Thon den Quarz (wir würden, wenn es wirklich so ist, lieber sagen die Alaunerde die Kieselerde) überwiegt: unter ihnen auch faserichter Thon, den der Verf. ehemals für versteinertes Holz hielt: zwischen dem Hengsthause, Frauenwalde, Schleusingerneuendorf und Schönau eine große Strecke Schiefergebirg, wohin der Verfasser auch die schwarze Steine in dem Schleusinger Steinpflaster rechnet, die Hr. Glaser für Basalt ansah. Erzgänge im Granit, gewöhnlicher in Granit. Beym Dollmar und auf der Steinburg Basalt auf Sandstein. Flußspat aus der Gegend von Suhla mit Zeichnungen von Bäumchen ist uns selbst schon zu Gesicht gekommenen. Quarz im Porphyr die gewöhnliche Gangart der Eisen- und Kupfererze. Jaspis, Marmor und Porphyr in großer Mannichfaltigkeit, letzterer auch in Säulen. Der Basalt ist auf dem hohen Ofen zu Suhla bey dem Durchsetzen strenger thonichter Eisenerze mit gutem

Vortheil als Flüß gebraucht worden. Porphyr und Granit werden als Bausteine, letzterer auch zu Unterlagen unter die Schmiedestöcke, zum Pflastern und zu Farbsteinen in Blau Farbenwerken gebraucht. Auch der Schmerkopf ist ein zerklüfter Porphyrfelsen. Der Porphyr bildet da zum Theil Kugeln, die inwendig öfters hohl sind. Auch der Rupberg besteht aus Porphyr, von welchem ein Theil Säulengestalt hat.

Dz.

Physikalische Arbeiten der einträchtigen Freunde in Wien, aufgesammelt von Ign. Edl. v. Born. Des zweyten Jahrg. drittes Quartal. Wien, 1788. 6 Bogen über ein Alphabet.

Die eine kleinere Hälfte dieses Quartals macht Hr. Stütz Beschreibung der Chalcedone, die sich in der kaiserlichen Sammlung zu Wien befinden, aus; sie sind nicht nach der Farbe, sondern nach ihrem Bruche, Oberfläche, Gestalt, in dichte, geschichtete, übersinternde, getropfte, cylindrische und kristallisirte eingetheilt, aus Zweybrücken, Sina, Ostindien, Eisland, Churpfalz, Sicilien, Würtenberg, Siebenbürgen, Böhmen, Litthauen, Ungarn, Sachsen, Kärnthen, Vicenza, Sibirien, Volterra, Cornwallis (die niedersächsische, norwegische finden wir nicht.) Quarz- und Kalkkristall mit Chalcedon übersintert; sehr wohl trägt der Verf. Bedenken, das ungarische Saxum metalliferum zum Porphyr zu zählen, da ihm Jaspis und Feldspat mangeln, aber er ist sehr geneigt, den Chalcedon aus einer Gallerte entstehen zu lassen, bey deren Bildung er der Kalkerde, so wie bey der Erhärtung dem Eisen ihre Rolle anweißt. Die zwote größere Hälfte S. 89—224, macht die Beschreibung einer Reise aus, welche Prof. Hermann 1781 durch einen Theil Oesterreichs, Salzburg, Baiern und einen kleinen Theil Schwabens von Augsburg bis Donauwerth, und von da bis Regensburg gemacht hat; man kennt schon die Manier des Verf. und seine Aufmerksamkeit auf alles, was die Menschen, den Staatskundigen und Staatswirth, den Landwirth und den Naturforscher angehen kann; nur muß man nicht vergessen, daß es Bemerkungen sind, die er

auf

auf einer kurzen Reise gemacht, hin und wieder solche (z. B. die Naturprodukte Salzburgs) die er andern abgeborgt hat. Zu Hütteldorf eine Dreschmaschine, womit man in einer Stunde so vieles Getreide ausdreschen konnte als sechs Menschen in einem Tage, eine Erfindung eines Officiers, die ohne Anwendung blieb. Zu Fridau die Baumwollenzeugmanufaktur des Bar. von Grechtler, nebst mehreren darzu gehörigen Anstalten; sie verbraucht jährlich allein an Krapp 400 Centner, liefert jährlich über 40000 Stücke Kattun zu 16 Ellen, und erhält außer den Leuten, welche die Baumwolle weben und spinnen, noch 500 Menschen. In Oberösterreich ist der Gebrauch des Mörgels auf Kleefeldern gemein; im Innviertel der Hopfenbau desto stärker. Oberösterreich ist sehr gebirgicht; Kalkgebirge streichen vom Morgen nach Abend, Granitgebirge von Mittag nach Mitternacht; jene sind meistens kahl; diese mit Holz oder Rasen bewachsen. Der Acker wird in Oberösterreich in schmale höchstens 5 Schuhe breite Bette getheilt, die in der Mitte einen hohen Rücken bekommen. Der Werth der Waaren, die jährlich im Lande verfertigt werden, beträgt wenigstens 10 Millionen Gulden. Daß im Lyceum zu Linz weder Landwirthschaft, noch Naturgeschichte, noch Technologie gelehrt wird, bedauert der Verf. mit Recht. Salzburg, ein langes Verzeichniß seiner Mineralprodukte; etwas von seinen Gewächsen und Thieren. Politischer Zustand des Landes; Manufakturen und Fabriken, vornehmlich Salzsiedereyen und Hüttenwerke. Straßen, Fuhrwesen und Posten, Handlung; Hofstaat und Einkünfte des Erzbischofs; Schulanstalten, Charakter, Sitten, Tracht der Einwohner. Topographie der Hauptstadt. Grabschrift des Paracelsus. Auf Baiern und Oberpfalz rechnet der Verf. 729 Quadratmeilen und 1200tausend Einwohner; die Einkünfte des Churfürsten, ehe das Innviertel getrennt wurde, auf fünf bis sechs Millionen Gulden. Augsburg: seine Kirchen und Klöster; das Jesuiter-Collegium, wo noch 40 Jesuiten in ihrer ehemaligen Tracht beysammen leben, Kandidaten aufnehmen, von einem Rektor, den sie sich selbst wählen, regiert werden, und ihre Anfangs nach der Aufhebung ihres Ordens eingezogene Güter wieder besitzen (S. 192). Die fünf Tabaksfabriken zu Augsburg verarbeiten jährlich über 12000 Centner Tabak.

Ueber das Feuer. Ein Beytrag zu einem Unterrichtsbuche aus der Naturlehre, von Joseph Weber. Mit einer Kupfertafel. Landshut, bey Weber, 1788. in 8. 216 Seiten. Mit dem Motto auf der Rückseite des Titels. Nutzet alles, was gut ist, es sey gewachsen, wann und wo es wolle.

Dieses Motto giebt bereits Nachricht von dem Inhalte dieser Schrift des Herrn Webers, und ihrem Ursprunge. Der Verfasser hat nämlich alles dasjenige, was bis itzo (1787, da eigentlich diese Schrift herausgekommen) über diesen Gegenstand von den Naturforschern, die durch ihre gemachten neuen Entdeckungen tiefer in die Geheimnisse der Natur des Feuers einzudringen vermochten, gesagt worden, gesammlet, und solches gesucht in eine zusammenhängende Ordnung zu bringen, um ein System über dieses ehemalige Element zu geben, welches freylich hier und da noch hinkt, und deshalb noch nicht auf den gesundesten Füßen stehet, besonders möchten die Lehrsätze des Hrn. de Lucs, so in dem zweyten Theile seiner neuen Idee der Meteorologie enthalten sind, und die von dem Verfasser noch nicht genuzt werden konnten, mancher Folgerung, ja selbst den Erfahrungen eine andere Wendung geben: besonders würde dieses den Ursprung des Lichtes; die Natur des Feuers; des Entstehens der Wärme, ihre Abnahme bey wachsender Höhe, ihre Veränderung, unabhängig vom Stande der Sonne, ja selbst die Wärme der Sonnenstralen, betreffen. Ob Hr. Weber selbst etwas dazu gethan hat, haben wir eben nicht gefunden, es müßte denn der Vortrag selbst seyn, der viele Besonderheiten an sich hat und sehr auffallend ist, wenn man sich an denselben noch nicht gewöhnt hat. Ob nun gleich dieses Buch nichts als bloße Compilation ist, so hat es dennoch seinen wahren Werth und wird vielen ein angenehmes Geschenk seyn, welche die Quellen nicht selbst Nutzen können, aus welchen Hr. Weber geschöpft hat, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, können wir solchem unsern Beyfall nicht versagen. Damit man nun den Gang des Vortrags übersehen möge, so wollen wir solchen unsern Lesern erzählen. Zuerst als Einleitung wird der Begriff vom Feuer aus gemeiner Erfahrung festgesetzt — gezei-

gezeiget, daß ein Feuerstoff, ein gebundenes und freyes Feuer existire. Da nun die Feuermaterie sich durchs Gefühl, durch das Gesicht und durch beyde zugleich äussert, so entstehet hierdurch (!!) eine dreyfache Abtheilung von Licht — Wärme — Glut oder Flamme, die nun den Stoff zu drey Abschnitten hergeben. Im ersten sucht derselbe den Begriff von der Wärme festzusetzen, erzählt die Geschichte der Meynungen über die Natur der Wärme, die freylich sehr kurz gerathen, und zeiget, worinn die Wärme nicht bestehe, und daß die rege Feuermaterie, der Wärme Ursach sey. Nach der Natur der Wärme ist sie bald gebunden, bald frey, und besitzt eine Auflösungskraft, ist flüßig, überaus fein, hat eine große Federkraft, und wirkt blos auf das Gefühl, und als Menstruum nach chemischen Gesetzen. Es giebt Leiter und nicht Leiter der Wärme, und die Wirkung derselben ist, daß sie die Körper ausdehnt, sie austrocknet, siedet, (sieden macht) schmelzt und in Asche, Kalk und Glas verwandelt. Urtheile der Wärme nach unserer Empfindung. Von der Kälte ihrer Ursache und Wirkung, denen noch allerhand Erscheinungen, bey Wärme und Kälte angehängt sind. Der zweyte Abschnitt beschäftiget sich mit dem Lichte. Hier wird der Begriff des Lichtes festgesetzt; die Geschichte der Meynungen hierüber erzählt und die Erfahrungen, die zur Bestimmung der Natur des Lichtes abzwecken, vorgetragen. Vom Einflusse des Lichtes auf die Gewächse, auf die thierischen Körper, auf die Mineralien; und alsdann von der belebenden Kraft desselben, von welchen das Resultat, daß das Licht der vollends entwickelte Feuerstoff — eine höchst feine und ungemein elastische, auflösende, allwirksame und allbelebende Materie sey. Von Farbenlicht und den zufälligen Farben. Von der Ablenkung, Brechung, und Apprallung des Lichts, nebst einem Anhange, in welchen von der Kälte der obern Luftgegend, dem Wechsel der Wärme bey Tage und Nacht und in den verschiedenen Jahrszeiten, und den Abweichungen von den Gesetzen der Wärme und Kälte, in verschiedenen Ländern und Gegenden gehandelt wird. Der dritte Abschnitt handelt von der Glut, der Flamme, ihrer Nahrung und Reinheit. Von der Einwirkung der Luft auf Glut und Flamme und den Hülfsmitteln sie zu erregen. Von künstlichen und natürlichen Entzündungen, und — einigen Verwahrungsmitteln wider die Feuersbrünste. Von unverbrennlichen Körpern,

hern, dem griechischen und Centralfeuer, dem Feuer des Schieß- und Knallpulvers, und zuletzt von der Natur des elektrischen Feuers.

Ak.

Beyträge zur Naturkunde und den damit verwandten Wissenschaften, besonders der Botanik, Chemie, Haus- und Landwirthschaft, Arzneygelahrtheit und Apothekerkunst. Von Friedrich Erhart. Zweyter Band. Hannover und Osnabrück, bey Schmidt, 1788. gr. 8. 12 Bogen.

Die Erinnerungen des Rec. des vorigen Bandes, über die in diesen Beyträgen herrschende Unordnung, finden wir hier um so mehr bestätigt, weil in diesen wiederum ein abgerissenes Stück, des Versuchs eines Verzeichnisses der um Hannover wildwachsenden Pflanzen, als die zweyte Fortsetzung erscheinet. Vielleicht — doch wir zweifeln hieran gar nicht, hat der Hr. Verf. noch mehrere solche Jahrgänge in Händen; die in den folgenden Bänden ihre Stelle nach chronologischer Ordnung erhalten werden; je öfterer aber dieses geschehn wird, je weniger wird sich Hr. Erhart der Verzeihung würdig machen — und wenn, wie wir gehört haben, derselbige die ganze Flora mit ehestem herauszugeben gedenket, so scheint es höchst eigennützig zu seyn, diese Bruchstücke hier zum zweytenmale unter ein und der nämlichen Gestalt aufzutischen. Daß Hr. Erhart solche im Hannöverischen Magazin jährlich, so wie er solche fand, bekannt machte, war für ihn zweckmäßig, er legte hiedurch seinen Vorgesetzten und dem Hannöverischen Publiko Rechenschaft von seinen Bemühungen ab. Dieser Zeitpunkt aber ist vorbey, und wir fordern von ihm mit Recht nicht abermalige Stückerey, sondern die Summe seiner Entdeckung in systematischer Ordnung verbunden. Noch gehöret hierzu die 13te Abh., Bestimmung einiger Bäume und Sträucher aus unsern Lustgebüschen. In 11 und 14 kommen wiederum botanische Zurechtweisungen vor. Die in der 12ten enthaltenen Garten-Anmerkungen haben wir nochmals mit Vergnügen gelesen, jedoch einige Ausfälle, die Personalien zu seyn scheinen, wie z. B. die Treiberey der Melonen, abge-

abgerechnet. Die 5te und 6te Nummer: Versuch einiger Regeln bey Benennung deutscher Kinder, und Wünsche für Landleute, die Verbesserung ihrer Hauskalender betreffend, möchten wohl beyde nicht in das Reich der Naturlehre gehören. Der Anfrage No. 6: Ob es nicht besser wäre, daß die Geistlichen auf dem Lande zuweilen, anstatt einer weitläuftigen Erklärung gewisser Evangelien und Episteln, ihren Zuhörern von der Kanzel einige Anweisung ertheilten, wie sie ihre Gesundheit erhalten u. s. w., pflichtet Rec. und gewiß mit ihm jeder, der an der Vollkommenheit seines Nächsten ein Vergnügen findet, bey, und mir ist es eine wahre Wonne, dem Verf. hiedurch zu versichern, daß sein gutgemeinter Vorschlag, auch wirklich bereits befolget wird, weil nämlich verwichnen Sommer die sämtlichen Prediger des Hannoverischen Amtes N. sich untereinander verabredet, monatlich ihren Zuhörern eine Rede über irgend einen gemeinnützigen Gegenstand zu geben. Auch ist längstens hiermit der Anfang gemacht worden. In der Reise nach der Grafschaft Bentheim (in 14) und von da nach Holland, nebst Retour nach Herrenhausen, die für jeden Botaniker eine angenehme Unterhaltung seyn wird, finden wir verschiedene schätzbare Nachrichten von dem Zustande der Holländischen Gärten, ihrer Vorgesetzten, oder Besitzer. Daß Burmann den Verf. besucht, und ihn persönlich nach dem Horto medico eingeladen, war allerdings Höflichkeit, wie Hr. E. saget: was aber das Compliment anbetrift, so derselbe dem Professor van Royen macht, so scheint es uns Satyre zu seyn, denn sonst wäre der Ausdruck: „denn da er nicht wie viele andere Professoren den ganzen Tag mit Vorlesungen verderben muß, sondern nur eine einzige Stunde liest" nicht zu entschuldigen. Wir wollen doch nicht hoffen, daß Hr. E. glaubt, junge Leute in Wissenschaften zu unterrichten, sie zu brauchbaren Männern des Staats zu bilden, hiesse die Zeit verderben!! Noch mehr — Hr. Royen ist auch nicht gezwungen, sein Brod mit Bücherschreiben, Zeitungsschmieren; u. d. gl. zu verdienen. Glaubt denn etwa gar Hr. E. Bücherschreiben, für Zeitungen arbeiten sey eine Schande. Rec. siehet das Hannoverische Magazin für nichts anders als eine Art Zeitung an, und weiß, daß der Redakteur desselben der Hr. v. M. für jeden Bogen 5 Thlr. zahlt, und glaubt, das Hr. E. dieses Honorarium genossen hat, glaubt aber auch, daß die Schmidtische Handlung das Verlagsrecht

dieser Auszüge aus jenen Zeitungen bezahlt habe, und doch ist Rec. viel zu billig, als daß er dem Verf. dieses zur Last legen sollte, sondern hält alles für eine Satyre auf den Hrn. van Röven: denn dieser schreibt gar nicht — ob es gleich Hr. E. wünscht.

Ak.

Museum *N. G. Leskeanum*, pars entomologica ad Systema Entomologiae *Cl. Fabricii* ordinata, cura *J. J. Zschachii*. M. Bacc. cum Tab. aen. pictis. Lipsiae, in Bibliopolio J. G. Mülleriano, 8. 1788.

Wir freuen uns recht sehr über den glücklichen Anfang von der Beschreibung der Naturaliensammlung des, für die Naturgeschichte zu früh gestorbenen Leske, theils weil sie sehr reichhaltig, von dem seligen Besitzer mit großen Kosten gesammelt, sehr gut erhalten und geordnet war, und weil Rec. selbst ein Augenzeuge ihrer Vortreflichkeit gewesen ist. Hr. B. Zschach hat sich durch die Ausgabe derselben ein wahres Verdienst erworben, und sein Katalogus ist kein blos trockenes Verzeichniß der Insekten; sondern alle besonders bezeichnete sehr zahlreiche neue Arten, die weder Linne' noch Fabricius, wie Hr. Z. versichert, gekannt haben, sind sehr genau beschrieben; bey den übrigen aber die Trivialnamen von Linne' oder Fabricius beygesetzt. Wir wollen nur einige anführen. Vom Blattkäfer 37; Rüsselkäfer 54; Laufkäfer 66; Springkäfer 40; Schlupfwespe 210; Nachtschmetterlinge 228 neue Arten. Wir vermuthen aber sehr, daß bey diesen vorgeblich neuen Arten, wie bey den Esperschen, verschiedene Spielarten mit unterlaufen mögten. Die beyden illuminirten Kupfertafeln enthalten lauter seltene Insekten. Hin und wieder hat der Herausgeber gute und lehrreiche Bemerkungen beygebracht.

Fm.

Caroli à Linné, Equitis aurati de stella polari &c. Systema Naturae per Regna tria Naturae

turae secundum Classes, Ordines, Genera, Species cum Characteribus Differentiis, Synonymis, Locis. Tom. I. Editio decima tertia, aucta, reformata: Cura Jo. Frid. *Gmelin*, Philos. et Medic. Doctor, hujus et Chemiae in Georgia Augusta Professor &c. Lipsiae, 8. 1788. Impensis Ge. Eman. *Beer*. (1 Alph. 1/2 B. 500 Seiten.)

Seit 22 Jahren, seit 1766, war keine neue Ausgabe des Linneischen Natursystems gedruckt. Wer es weiß, was die Naturgeschichte binnen dieser Zeit — in ihren drey Reichen — für Riesenschritte gethan; wie viele neue Entdekkungen, vorzüglich im Thier- und Pflanzenreiche, in Europa sowohl, als in Afrika und Amerika, und in den neuentdeckten **Südländern**, gemacht; wie manche — selbst Linneische Irrthümer — durch richtigere Beobachtungen relegirt, und wie manche Hypothesen durch untrügliche Fakta in wahre Naturgesetze verwandelt sind: der wird sich freuen, mit einer neuen Ausgabe des Linneischen Natursystems, und zwar von dieser Art, beschenkt zu seyn. Denn Hr. **Gmelin** war der Mann dazu, der nicht allein wegen seiner eigenen ausgebreiteten Naturkenntnisse; sondern auch durch die vortrefliche und zahlreiche Bibliothek seines Orts, dieser Arbeit gewachsen war. Denn kein Privatmann ist im Stande, sich die Bücher anzuschaffen, die seit 22 Jahren nur im **Thierreich** allein herausgekommen sind. Gewiß eine der reichsten **Nachlesen**, die allein ein System zu füllen im Stande war.

Daß dem Herausgeber seine mühsame Arbeit durch viele Vorarbeiter, als **Büffon**, **Erxleben**, **Fabricius**, **Goeze**, und andere mehr, erleichtert worden, gestehet er in der Vorrede selbst, wo er sie fast alle, bis auf die Reisebeschreibungen namhaft gemacht hat. Indessen ist ihm das Verdienst nicht abzusprechen, daß er selbst mit ausserordentlichem Fleiß und prüfender Genauigkeit nachgetragen hat. Vorzüglich hat er bey dieser nunmehrigen **dreyzehnten** neuen Ausgabe folgendes geleistet:

1) Ueberall die **Nomenklaturen**, welche Linne nicht hatte, beygefügt.

2) alle neuere Schriften angeführt, worinn die Gattungen und Arten am besten beschrieben und abgebildet sind;

3) so getreu er auch im Ganzen, und mit Recht die Linneischen Ordnungen beybehalten; gleichwohl nach neuern bessern Beobachtungen, neue Gattungen, z. B. bey den Affen, und einigen andern Thiergattungen, hinzugesetzt;

4) manche Thierarten in mehrere Gattungen getheilt; und

5) alle, seit 22 Jahren, neuentdeckte Arten einer jeden Gattung eingerückt, und zwar dergestalt, daß sie der Leser bey den ungleichen und versetzten Zahlen, gleich heraus finden kann.

Z. E. bey Simia ist im Linne' No. 33 Syrichta die letzte Art. Nun folgt Nr. 34 Troglodytes bis Nr. 48 Porcaria; also 15 neue Arten.

Bey Vespertilio allein neun Unterordnungen, und bey V. Vampyrus drey besondere Untergattungen. Linne' hatte überhaupt von Vespertilio nur 6 Arten: hier aber von Nr. 7 hastatus bis Nr. 23 lasiurus, 17 neue Arten: u. s. w.

Bey der zwoten Ordnung, den Brutis, wird mit Bradypus angefangen, und der Elephant steht ganz zuletzt.

Wir könnten noch mehrere Proben von des Hrn. G. Fleiß und Genauigkeit anführen. Da wir aber voraus sehen, daß es jeder Naturforscher zu seinem Handbuche machen muß; so wird er die schätzbaren Verdienste dieser neuen Ausgabe des Linneischen Natursystems, selbst finden und beurtheilen können.

Dieser erste Theil enthält aus dem Thierreiche alle Saugthiere, und von den Vögeln die beyden ersten Ordnungen: Accipiter und Pica. Wir sehen den folgenden Theilen mit einer wahren ἀποκαραδοκία entgegen.

Ar.

Enchiridion historiae naturali inserviens, quo termini et delineationes *Avium*, *Piscium*, *Insectorum et Plantarum* adumbrationes in-

tel-

intelligendas et concinnandas, secundum methodum, systematis Linnaeani continentur, editore Io. Reinholdo *Forster*, LL. Med. et Philos. D. et LL. AA. M. Halae ap. Hemmerde et Schwetschke, 8. 1788. 14 Bog. pp. [illegible]

Die Zueignungsschrift des Verf. an seinen würdigen Sohn, den Hrn. Geheimenrath Forster in Mainz, ist rührend. Belohnung und Freude muß es für einen Vater seyn, von einem Sohn sagen zu können, wie dieser von dem Seinigen in der Zueignungsschrift: „Quilibet cordatus mirabitur, tot labores ab uno homine et juvene, qui nondum vigesimum attigerat annum, et unico socio laboris, (z. B. auf der südländischen Reise) potuisse perfici. Lubens igitur fateor, te virili animo, in hoc flore aetatis, in quo adolescentes animum solent explere venatu, equitatione, ludis, comessationibus, amore; nihil horum egisse; verum me strenue adjuvisse in sustentanda et educanda numerosa sobole, et post habitis commodis tuis, meas res Tibi cordi esse, re et factis comprobasse.“

Der würdige Verf. fühlte es, wie es schon mehrere eingesehen haben, daß dem Anfänger in der Naturgeschichte nichts unentbehrlicher sey, zum Verstande des Linneischen Systems, als dessen Terminologie; aber welche Schwierigkeiten, durch welche er sich durchzuarbeiten hatte, und durch welche nicht wenige von dem Studio selbst abgeschreckt werden? Zur Erleichterung dieser Sache kam Hr. F. auf die Idee, die Linneische Terminologie zur Bezeichnung der verschiedenen Beschaffenheiten der Pflanzen, Vögel, Fische und Insekten, die in seinen Werken zerstreuet ist, so zusammenzustellen; daß man sie mit einem Blicke übersehen, und der Anfänger sie gleich nachschlagen, und sich Raths erholen kann. Zwar fehlt noch in diesem Enchiridion zur Vollständigkeit desselben, die Terminologie des Mineralreichs und der Klassen der Säugthiere, der Amphibien und Gewürme, die wir aber bald von dem Sohn zu erwarten haben.

Hr. F. aber hat noch mehr gethan, als blos die Linneische Terminologie dieser vier Thierklassen zusammengetragen.

Er hat die einzelnen Ausdrücke, die in den Aufsätzen des Verf. übergangen waren, an ihrem Orte eingerückt, in jedem Fache die dahin gehörigen Schriftsteller, z. B. bey den Fischen zu Rathe gezogen, und die Bezeichnung der viererley ganz verschiedener Klassen organischer Wesen, nach einer gleichförmigen Methode, vollständiger entworfen.

Vorzüglich hat uns gefallen, daß er bey jeder Thierklasse am Ende die kurzen Charaktere der Geschlechter (Generum) beygefügt, und mit einigen neuen, von ihm selbst entdeckten, vermehrt hat, z. B. unter den Vögeln Callaeno, Chionis, Aptenotydes — und unter den Fischen Echidna und Harpurus.

Außerdem sind S. 140 bey den Insekten die besondern Farbenbenennungen weit genauer, als bisher, bestimmt, die doch immer etwas zur gehörigen Unterscheidung eines Insekts beytragen.

Naturforscher, die nun ein Insekt beschreiben, und seine Naturgeschichte verfolgen wollen, werden sich durch den richtigen Gebrauch dieses nützlichen Büchleins ihre Arbeit sehr erleichtern können. Nur eine Probe von den Insekten S. 139.

5. *Tempus.*

A. *Generationis.*

I. *Nuptiarum et Amoris.*

a. Anni et tempestatum, per Stadia *Florescentiae, grossificationis, maturitatis, messis* &c.

b. *Vitae* Stadio, semper ultimo, Insecto *perfecto*, nunquam Larva vel Pupa generante.

c. *Duratio*, in copula sunt per dies integros, horas, momenta paucula.

II. *Nidificationis*, per diem, biduum, (Vti *Sphex Figulus.*)

III. *Exclusionis* ovorum.

IV. *Educationis.*

a. *Larvae*, quamdiu in hoc stadio permaneat.

b. *Pupae*, quamdiu in stadio secundo duret.

c. *Imago*, quamdiu perfectum Insectum vivat.

B.

B. *Vitalium actionum.*

I. *Victus et Cibi.*

a. *Ratione stadii.*

a. Larva edente, Pupa non, Imagine rursus vorace.

b. Larva et Pupa et Imagine edente.

c. Larva edente, sed Pupa et Imagine non.

d. Larva et Pupa edente, Imagine non.

b. *Ratione temporis.*

a. Alimenta sumunt mane, diu, vesperi, noctu.

b. — — — sole splendente, tempore ventoso, nebuloso, pluvio, ante, vel post pluviam.

c. Alia alimenta sumente Larva alia Imagine.

d. Larvis exclusis *Onisci et Cocci, devorantibus vivam matrem.*

II. *Somni et Quietis.*

a. Quamdiu quieti indulgeant?

b. Quando quiescant et lateant? quando cursitent vel circumvolent? Diu? Noctu?

C. *Migrationis.*

I. *Locus.*

a. a quo? (*Gryllus migratorius* ex Arabia, *Blattae.*)

b. ad quem? (in septentrionem et occidentem.)

II. *Tempus*, quo primum visi. (Vit. 1670 primum *Cimex lectularius* in Anglia visus.

III. *Causae migrationis.*

D. *Durationis.*

I. *Annua.*

II. *Longaeva.*

Außer den vielen Geschäften der dreyjährigen Seereise hat der Verf. dieses Enchiridion inter otium navigationis ausgearbeitet. Was kann nicht, ein arbeitsames Genie zu Stande bringen? Den Dank aller Naturforscher, besonders

 der

der Entomologen, dürfen wir ihn nicht zuwinken. Er hat ihn schon, da sein Buch ein längst gewünschtes überaus nützliches Hülfsmittel der Naturgeschichte, und eine Erklärung der Linneischen Kunstsprache ist, die gewiß vielen sehr willkommen seyn wird.

Ar.

D. Joh. Friedr. Blumenbachs, der Med. Prof. ord. zu Göttingen, Handbuch der Naturgeschichte. Mit Kupf. Dritte sehr verbesserte Ausgabe. Göttingen, bey Johann Christ. Dieterich, in 8. 1788.

Wenn denn auch die zwo ersten Ausgaben schon in den Händen des Naturforschers sind; so wird es Ihn nicht gereuen, diese dritte durchzulesen, wenn er bedenkt, wie viel uns im Reiche der Natur noch immer zu erforschen übrig bleibt, und weil es dieses Handbuch der Naturgeschichte vor allen Compendien, die uns zuströmen, wegen seines lehrreichen, unterhaltenden und gar nicht trocknen Inhalts, und wegen der, auf die Natur und Erfahrung selbst gegründeten Eintheilungen, in allen drey Naturreichen, vorzüglich verdient. Der Verf. giebt uns in der Vorrede selbst Rechenschaft, was er in dieser neuen und sehr verbesserten Auflage geleistet habe. Nicht nur die Mängel der vorigen sind gebessert; sondern aus dem Zuwachs, den die Naturgeschichte in den letzten Jahren erhalten, und der gewiß nicht unbeträchtlich, ist das wichtigste beygefügt. Drittens, sind am Ende jedes Abschnitts die wichtigsten Schriftsteller, und wo es nöthig schien, bey jeder Gattung eine treue Abbildung; auch die französischen und englischen Namen, angeführt. Warum mag Hr. Bl. bey dem Rhinoceros bicornis den Sparrmann nicht angeführt haben? Vorzüglich sind im Thierreich manche nützliche physiologische Bemerkungen aus der Anatome comparata beygebracht. Wir setzen hinzu: auch aus dem Innersten der Naturgeschichte manches Thiers das Wesentlichste und Merkwürdigste, — mit einer launichen und einnehmenden Kürze. Von der Hyaena S. 103 und ihrem, durch die neuern Bemerkungen außer Zweifel gesetzten

den Unterschied, der Wolfs- und Hundszähne; C. enthalten, hätten wir mehr erwartet. Wie ist aber das, was Hr. Bl. S. 96 von dem Bär apodiktisch sagt: daß er den Winter ohne alle Nahrung lebe, mit andern untrüglichen Erfahrungen; besonders mit Taubens Versicherung von seinem Winteraufenthalt, und häufig eingetragenen Nahrungsmitteln von Knochen, wildem Obst, u. s. w. — zu vereinigen?

Ferner ist der Abschnitt von der Physiologie und dem Nutzen der Gewächse sehr erweitert. Besonders haben die Abschnitte von der allgemeinen Mineralogie, und von den Versteinerungen beträchtliche Verbesserungen erhalten, wie sie auch verdienten. Alles nach des Verf. eigenem Plan in beständiger Rücksicht auf Geogenie. Bey der Ordnung im Ganzen sind die Linneischen Nantes, mit Grunde, von den Amphibien getrennt, und wieder zu den Fischen gebracht; hingegen die dachsartigen Thiere, die man bald zu den Bären, bald zu den Viverris zog, in einem eigenen Geschlechte: Meles, verbunden. Die weißen Ameisen waren allerdings von den Papierläusen: Termes, zu trennen, und sind in ein eigenes Geschlecht, Termsolus, gebracht. Daß Hr. Bl. sich bey Genus und Species, durch Geschlecht und Gattung fixirt, rechtfertiget der Sprachgebrauch und die Natur selbst, und es wird dadurch vielen Verwirrungen abgeholfen. — Das vorgesetzte † bedeutet beym Thierreich die in Deutschland befindlichen Gattungen, und das * am Ende des lateinischen Charakters, daß der Verf. das ganze Thier im Göttingischen Museum oder sonst wo gesehen habe. Auf der ersten Kupfertafel sind die sämtl. Eingeweidewürmer im menschlichen Körper. Unter den übrigen Abbildungen ist Rezensenten Fig. 8. der vergrößerte [illegible] der gemeinen Waldschnepfe S. 454 vorzüglich merkwürdig gewesen; zugleich aber demselben aufgefallen, daß Fig. 13. Vorticella rotatoria, das Räderthier, eine sehr starke Vergrößerung genannt wird. Rezens. hat es ungleich stärker vergrößert gesehen. — Die nach der Vorrede S. IX. angeführten Verbesserungen und Zusätze wird der Leser zu nutzen wissen.

Kr.

Versuch einer Naturgeschichte der Krabben und Krebse, von Johann Friedr. Wilh. Herbst. Siebentes Heft. Zürch, bey Fueßly, 1788. in 4. mit vier illuminirten Kupfertafeln, und 4 Bogen Text.

Diese Fortsetzung enthält nach der gemachten Eintheilung des Verf. **Krabben mit stachlichtem Brustschild,** und zwar 1) **deren Leib rund, kugelförmig, die Vorderfüße aber sehr lang sind;** dazu rechnet er Cancer araneus, Chabrus, Cruentatus, muscosus, Cyphæus, Dodécos, sämtlich von Linne, ferner hircus Fabr.; zwey neue aus seinem eigenen Musäo, nämlich C. ovis und muricatus, davon der letztere auch in Fabricii Mantissa vorkommt, endlich zwey Forskählische, C. cariosus und incanus. 2) **Deren Schild fast Eyrund, und mehr platt:** C. Squinado, (Scopolis C. Maia) Ursus, ein neuer (ist wohl auch Ursus Fabr.) und Cornutus und Sinicus L. 3) **Mit herzförmigem Schild, dessen Spitze nach vornen zugekehrt ist:** C. maia, horridus, cristatus, superciliosus, rostratus, longipes, spinifer, tribulus, pubes, sämtlich Linneische; ferner vom Fabricius C. longirostris, nasutus, Scorpio, phalangium, Gonagra, nodulosus, vom Gronov C. Scaber, vom Otto Fabricius C. Satnax, vom Pennant C. tetraodon, Dorsettensis, tuberosus, asper, und endlich C. Seticornis von Slabber.

Abgebildet sind von diesen C. araneus noch auf der 13ten Tafel des sechsten Hefts, woran aber der Verf. mit Recht zweifelt, ob er der Linneische sey. (Recensent hätte kein Bedenken getragen, ihn wegen seiner runden Gestalt und sehr langen Füßen zu einer neuen Art zu machen) muricatus, Squinado, ursus, maia, horridus, (stimmt doch nicht in allem mit L. überein) superciliosus, rostratus, seticornis, longirostris (ist aber schwerlich der Fabricische; es fehlen rostrum fissum connivens, manus spinosa, pedes longissimi) und longipes; endlich noch auf der 17ten Tafel vier Arten, davon aber noch kein Text da ist. Recensent, der die Schwierigkeiten in Vergleichung der Beschreibungen, Abbildungen und Originalstücke kennt, schätzt den

den Fleiß des Verf. um so höher, weilen er bey diesem Insektengeschlecht schon manche erhebliche Verbesserung gemacht, und mit neuen Arten bereichert; allein er kann den Wunsch nicht zurückhalten, daß es dem Verf. gefallen möchte, die Beschreibungen, welche er aus andern zu nehmen gezwungen ist, genauer abzufassen: dann etwas auslassen, oder unbestimmt, oder wohl gar unrichtig geben, bringt diesem Theil der Naturgeschichte, worinnen oft eine Kleinigkeit erheblich ist, immer eine neue Verwirrung. In der Beschreibung des C. dodecos hätte z. E. das pubescens bey dem thorax, das connivens bey dem rostro fisso, und bey mehreren andern die Beschaffenheit des Schwanzes und der Füße aus Linnes Beschreibung nicht sollen ausgelassen werden. Bey eben dem C. dodecos wird cauda hirsuta ein rauher Schwanz übersetzt. Rauh ist aber zu unbestimmt, wann nicht wenigstens zugleich dabey steht, wovon eine Sache rauh ist. Bey C. hircus ist tuberculis oblitteratis mit Buchstaben ähnlichen Höckerchen übersetzt: oblitteratus heißt aber verloschen, abgenutzt: bey C. cupraeus ist Simum, das Charakteristische des Schnabels vergessen. Bey C. cristatus können Spinae thoracis — per marginem et discum convexum nicht heißen: die Dorne stehen auf dem äussern gewölbten Umriß. Denn dabey denkt man sich nur einen gewölbten Rand, und vergisset die Mitte der Schaale. Bey C. cornutus werden latera ciliata spinis 6. validis ganz unrecht übersetzt: an jeder Seite stehen 6 behaarte Dornen: Ciliatus gebraucht Linne gar oft, ohne an Haare zu denken, von dem Stand der Zähne oder Dornen in einer den Wimperhärchen ähnlichen Reihe; so meynt er es auch hier. Spinae erectiusculae, sollten wohl diese scharfe Dornen heissen?

Die Beschreibung des C. argentatus ist aus Linne' und Scopoli zusammengesetzt. Dies wäre wohl angegangen, wenn es dem Verf. gefallen hätte, in der Beschreibung beyzufügen, dies sagt Linne von seinem Exemplar, und dieses setzt noch Scopoli zu dem Seinigen hinzu. Wenn aber diese Bemerkung hinwegbleibt, so steht man in Gefahr, ein Drittes in der Natur nicht existirendes zu fingiren. Hier scheint der Fall zu seyn: Linne's C. argentatus ist ein ganz anderer, als der Scopolische. Die Abbildung auf der 17ten Tafel Fig. [illegible], zu welcher noch keine Beschreibung ist, scheint mir der

Linneische und zugleich Chiragra Fabr. zu seyn. Der [illegible]-polische aber kann er nicht seyn; weilen dieser dreymal längere Füße als die Schaale haben soll, und in andern angegebenen Merkmalen von dem Linneischen abweichet: und so hätten wir in dieser zusammengesetzten Beschreibung 3 in einen nicht existirenden verwandelt.

Krabben, welche von andern weder gut abgebildet, noch richtig beschrieben sind, z. E. einige von Pennant rc. könnten füglich wegbleiben. Sie vermehren nur das Register, und man weiß doch nicht, was man aus ihnen machen soll.

Sf.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, von einigen Liebhabern dieser Wissenschaften. Leipzig, in 8. Dritten Bandes sechstes Stück, 1787. 8½ Bogen stark. Vierten Bandes, erstes und zweytes Stück. 1788. 14 Bogen stark.

Das sechste Stück des dritten Bandes fängt mit Th. Henry's Versuchen und Beobachtungen über Gährungsmittel und Gährung an, S. 643 bis 659. Punsch, wozu mit vester Luft gesättigtes Wasser kam, schäumte und perlte nach 4 Tagen, als es ausgegossen wurde, wie der beste Cyder; schaalgewordenes Bier wurde von der Beymischung der vesten Luft erst nachdem es fünf Tage verschlossen gestanden hatte, wieder gut; Weitzenmehl mit Wasser zu einer dünnen Gallerte gekocht, und in Nooth's Geräthschaft mit vester Luft gesättigt, vertrat, nachdem es 3 Tage gestanden hatte, bey Brodteig ganz die Stelle des Sauerteigs; Würze in der Noothischen Geräthschaft mit vester Luft gesättigt, gerieth in 24 Stunden in Gährung, und gab brauchbare Hefe und gutes Bier, und ziemlich vielen Brandtewein; aus diesem und einigen andern Versuchen schließt der Verfasser, veste Luft sey zur Gährung durchaus nöthig; das Wasser werde bey der Gährung zersetzt; der größte Theil des brennbaren Wesens verbinde sich mit dem phlogistischen Theil des Wassers und bilde Weingeist, der kleinere mit Lebensluft zu vester Luft; hält man die Luft von der [illegible] Feuchtigkeit [illegible],

so

so behält er, weil ein Theil des Zuckerstoffs unzersetzt bleibt, einen süßlichen Geschmack; dauert die Gährung mäßig fort, so erreicht die Weingährung ihre höchste Stufe; wird aber der Zuckerstoff zu sehr verdünnt, oder ist die Wärme zu groß, so geht die Weingährung in Eßiggährung über. Der Eßig entsteht fast eben so, wie durch die Salpetersäure die Zuckersäure. II. Bruce Nachricht von der empfindungsähnlichen Eigenschaft des Baums Averrhoa Carambola, S. 659 bis 666. Seine Blätter bewegen sich, wenn man sie berührt, wie diejenige der Mimose, unterwärts, oft so, daß sie sich beynahe mit ihren gegenüberstehenden Spitzen berühren, aber nicht zugleich die Zweige; auch bey den Blättern erfolgt sie nicht augenblicklich; nach Sonnen-Untergang sinken die Blätter ganz nieder, da sie sonst horizontal stehen. III. Th. Percival's Betrachtungen über das Empfindungsvermögen der Pflanzen, S. 666 bis 678. Die bekannten Gründe, die man für dieses Vermögen schon längst beygebracht hat, Reizung und Reizbarkeit (sagt der Verf.), schließen immer den Begriff eines Gefühls in sich. Zuletzt einige eigene Versuche des Verf. mit der Mimose gegen die Meynung Bertholon's, als wenn ihre Bewegungen von Elektricität kämen. IV. Der Beschluß des Auszugs aus Priestley, über die Luftgattungen, S. 678 bis 709. V. Broussonet, von den Schuppen einiger Fische, welche man gemeiniglich für schuppenlos hält, S. 710 bis 724. Bey dem Spitzschwanze liegen sie unter einer sehr zarten und feinen Haut, so, daß sie viereckige einander kreuzende Felder bilden; rautenförmig sind sie bey Gronov's Mystacembalus; sehr klein, sonst wie bey dem Spitzschwanze geordnet, bey dem [illegible] der übrigen, nur eine Rückenfinne hat; eben so klein sind sie bey dem Aal, wo sie in Reihen runder oder länglichen Beuteln liegen, welche die Verbindungen der Haut mit der Oberhaut bilden. Bey dem Meerwolf sind die Schuppen rund; eben so, nur kleiner, bey der Aalmutter, die größere Flossen hat; bey dem Schlangenfische fallen sie leicht ab; bey zween brasilianischen Fischen, welche der Makrele nahe kommen, länglicht, sehr gerade, spitzig und mit der Haut bedeckt; bey dem Nadelfisch sehr klein, flach und beynahe lanzenförmig; bey den Stachelbäuchen fein, wie Nadeln, mit abstehenden Spitzen; der Verf. glaubt überhaupt, daß alle Fische Schuppen haben. VI. F. Fontana, von den Ursachen des Unterschiedes zwischen ve-

sten

festen und flüßigen Körpern, S. 722 bis 737. Streben nach gegenseitiger Annäherung ist der Grund der Vestigkeit, Wärmestoff, der zweyte wirkende Stoff in der Natur, die Ursache der Flüßigkeiten; bey Flüßigkeiten ist die ausdehnende Kraft grösser als die Schwere; die Kraft der Dünste entspringe aus der mit ihnen vereinigten großen Menge des Wärmestoffs, die Schnellkraft der Luftarten vom brennbaren Wesen. VII. W. Withering, Versuche und Beobachtungen über die Schwererde, S. 737 bis 762. Die Erde von Alstonmoor in Kumberland war blos mit vester Luft gesättigt (wie sie Bindheim auch aus dem Isaak bey Freyberg, untersucht hat), und hielt in 200 Theilen nur einen Theil Eisenkalk; noch beschreibt der Verf. einen andern, mit Vitriolsäure gesättigten Schwerspat in harzartigen Krystallen, der in 200 Theilen 4, 6 Eisen hielt, von Pennerley bey the Bog in Shropshire; beyde sind mit vieler Genauigkeit untersucht. Der Verf. ist sehr geneigt, die Schwererde zunächst an die metallische zu setzen; er will bemerkt haben, daß sie durch Quellung gefällt wird. VIII. Der Beschluß von dem Auszuge aus Ingenhouß vermischten Schriften, S. 763 bis 768.

Im vierten Bande macht de la Metherie lichtvolle Uebersicht der vornehmsten Entdeckungen des Jahres 1786 in der Physik, Chemie und Naturgeschichte, S. 3 bis 82 den Anfang. Die Totalsumme der bekannten Thierarten schlägt der Verf. zu 16200, diejenige der Pflanzen zu 20000 an; unter den öffentlichen Gärten der deutschen Universitäten sind nur diejenigen zu Wien, Salzburg und Maynz genannt; auch ist die Erndte, die Sipthory in Griechenland und in der Levante gemacht hat, zu gering angegeben; der Diamantspat von Bombai und Sina, in sechsseitigen gerade abgestumpften Ecksäulen, in welchen unser Claproth Alaunerde, etwas Eisen, das der Magnet zieht und wenig Kieselerde gefunden hat; die Cevennen, der Mittelpunkt, in welchem Frankreichs Granitgebirge zusammentreffen. Sehr eifrig und gründlich gegen die neuern Angriffe, vornehmlich französischer Naturforscher auf das brennbare Wesen. II. J. Cuthbertson Beschreibung einer (etwas) verbesserten (hier auch abgebildeten) Luftpumpe, S. 83 bis 124. Die Verbesserung besteht in einem innerhalb der Kolbenstange beweglichen Stabe, dessen Ende, wenn der Stempel niederwärts gestoßen wird, die Oefnung, welche die Gemeinschaft zwischen dem Stiefel

und

und dem Recipienten unterhält, verschließt; und sie wieder öffnet, wenn der Stempel aufwärts gezogen wird. Feuchtigkeit des Luftkreises habe bey gehöriger Sorgfalt die Wirkung dieser Pumpe nie so weit geschwächt, daß die Heber- und Barometerproben eine 900fache Verdünnerung angezeigt hätten. III. De Sivry mineralogische Beschreibung, eines Theils der vogesischen Gebirge und des Elsasses, eine von der Akademie zu Nancy gekrönte Preisschrift, im Auszuge, Seite 124 bis 197. Die ganze Vogesen bestehen aus Granit und Sand (beyde Worte scheint jedoch der Verf. nicht in einer bestimmten Bedeutung zu nehmen); alle niedrige und Vorgebirge um Bar Granit, mit Kalk und Thon bedeckt. Nur sehr kurz von den Bergwerken bey Markirch, Framont, Belfort. Der Marmor von Framont, sey wie ein Tropfstein gebildet, und nehme keine sonderliche Politur an (sollte das vielleicht nicht Albaster seyn?) IV. Morgan's Beobachtungen und Versuche über das Licht verbrennender Körper, S. 198 bis 221. Säuren seyen vorzüglich gute Leiter der Elektricität.

Di.

Magazin für allgemeine Natur- und Thiergeschichte, herausgegeben von C. Fr. A. Müller, Dr. Ersten Bandes erstes Stück. Mit Kupfern. Göttingen und Leipzig, bey Joh. Dan. Gottl. Brose. 1788. 7 Bogen, in 8.

Ueber den Plan und Zweck dieser Sammlung finden wir nirgends eine Nachricht, und wissen also nicht, ob Mangel oder Ueberfluß die Anlage dieses Magazins veranlaßt habe. Aus dem aufbewahrten Vorrathe sollte man fast schließen, daß die erste Ursache hier Statt fand. Die erste Abhandlung: Der Schakal, von Güldenstedt übersetzt und mit Anmerkungen von Berthout von Berchem, ebenfalls übersetzt, mit einem aus Schreber entlehnten Kupfer, enthält mancherley Muthmaßungen über den wilden Stamm der Ziegen, Hunde und einiger andern Vierfüßer. Die zweyte: Ueber die Dankbarkeit der Hunde, liefert eine von den gewöhnlichen Geschichten, deren wir schon so viele haben. Die dritte: Fragmente über die Geschichte des Salamanders,

widers

wiederhohlte und bestätigte einige neuere Versuche mit diesem sonderbaren Thiere. Genaue Bestimmungen der Maaße und auch der Zeit, fehlen meistens, und das Ganze ist in einem possierlichen, und wie es uns vorkommt, unschicklichen Tone geschrieben. Die vierte: H. Pr. Boddaert, von den zum thierischen Leben nöthigen Theilen, bey verschiedenen Thieren, ist die elendeste unter allen; und doch verspricht man am Ende eine Fortsetzung dieser Uebersetzung. Sie enthält die gemeinsten aus gewöhnlichen und schlechten Büchern zusammen gestoppelte Beobachtungen, durch ein erbärmliches Raisonnement und ganz verdrehte oder falsche Ausdrücke in ein lächerliches Geschwätz verwandelt. So wird man den Lauf der Blutgefäße und die Vertheilung in den Kiemen der Fische nicht verstehen, wenn man nicht die ausgezogenen Schriftsteller nachsehen kann. Die Amphibien, die Roggen (so steht überall statt Rochen), und Fische mit geschlossenen Kiefern haben zwey Ohr- einfache Kiefern. S. 82. Wo in aller Welt ist so etwas gehört worden? Die Lungen der Vögel bestehen nach S. 84 aus einem flüßigen Stoffe, welcher an der Brust festhängt; das obere Ende jedes Lappens hat ein, oder zwey sehr weite Oefnungen, durch welche die Luft in den Leib der Vögel geht. Wahrscheinlich hat hier der Uebersetzer mit Schuld; aber das Ganze ist doch so unbestimmt, daß man wohl sieht, der Verfasser habe nie eine Vogellunge gesehn, vielweniger untersucht. Die Siren lacertina hat nach Seite 85, inwendig flüßige Lungen, und nach außen als Kiefen emporstehende Kiemendeckel mit 3 Oefnungen. Wie ist es möglich, so was nachdrucken zu lassen? Das folgende enthält noch abgeschmacktere Dinge, die wir aus Ekel weglassen. Die letzte Abhandlung: Etwas über das Wiederkäuen und die Verdauungswerkzeuge der wiederkäuenden Thiere, S. 89, ist die beste von allen. Die Eigenheiten und Kennzeichen dieser Thierklasse sind nicht alle angegeben, und die aus Campern angezogenen hat dieser trefliche Mann selbst späterhin zum Theil zurückgenommen. Die aus Blumenbach angeführte (S. 96) aber eigentlich von Campern entdeckte Beschaffenheit der Backenzähne, in Ansehung der Höhe des äußern und innern Randes, soll darzu dienen, daß das Futter nicht so leicht zwischen den Zähnen heraus fallen könne. Von den vielen kleinen Mutterkuchen (Cotyledones) wird gar nichts erwähnt, doch aber des Talgs, der die Stelle des Fettes ver-

tritt

[illegible] Eingeschlossenheit [illegible] bey dem [illegible] [illegible] statt [illegible]? Die Beschreibung der vier Magen und des Wiederkäuens ist hauptsächlich nach Campers Vorlesungen gemacht, aber der Verf. doch darinn widerspricht, daß das Futter im dritten Magen lange verweilen solle. [illegible] Meynung wird für unwahrscheinlich erklärt. Die Beschaffenheit und Wirkung der Haube hat der Verf. nicht beschrieben, und [illegible] Daubentons spätere Abhandl. in den Pariser Akademieschriften angeführt. Auch ist die Ursache des Gerinnens der Milch im vierten Magen nicht angegeben. Die gewöhnliche angegebene Ursache des Wiederkäuens, welche von der Furchtsamkeit der Thiere hergenommen ist, soll nicht auf Büffelochsen und Steinböcke passen. Die von Peyer angenommene Meynung, damit nicht so viel verzehrt werde, gefällt dem Verf. noch am meisten.

Wir wünschen, daß er künftig eine bessere Auswahl treffen und mehr Litteratur bey eignen Aufsätzen zeigen möge, damit nicht Dinge wiederhohlt werden, die längst bekannt, widerlegt oder besser gesagt sind.

Tm.

Hrn. von Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere; aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern vermehrt von Bernhard Christian Otto, der Arzneygelahrtheit und Weltweisheit Doktor, Professor der Naturgeschichte und Oekonomie, Aufseher des botanischen Gartens in Greifswald, des Königl. Schwed. Gesundheits-Kollegium von Pommern und Rügen Assessor, der Schlesischen patriot. ökonom., der Lundischen physiograph., der Berlin. und Hallischen Naturforschenden Gesellschaft Mitglied. 12ter Band, 1787. 13ter Band, 14ter Band, 1788. Berlin, bey Joachim Pauli.

Der 12te Band enthält lauter Gazellen, und das bisher den Naturkundigen mehrentheils ziemlich unbekannte und

und nur in Asien und Afrika lebende, Geschlecht der Antilopen. Büffon hat das Verdienst, diese letztern deutlicher bestimmt zu haben, allein kurz genug, und vielleicht schon mit dem vorigen Theile geendigt. Dies hat den Uebersetzer und Herausgeber bewogen, in diesen Theil beynahe einen ganzen Supplementsband des Verfassers einzuschalten, die neuern Beobachtungen über die Antilopen zusammen anzuführen, und in den Anhängen und Anmerkungen die vorzüglichsten Nachrichten von Pallas, Allemand, Sparrmann und Forster, beyzubringen, wofür alle Naturforscher dem Herausgeber verbunden bleiben. Denn obigen Männern haben wir das meiste und sicherste in der Antilopengeschichte zu danken, und finden in diesem Theile solche am ausführlichsten gesammelt. Nur die Zergliederung mußte weggelassen werden. Es sind auch, aber nur aus den Beschreibungen, Unterscheidungszeichen aller hierinn beschriebenen Arten der Thiere gegeben, die aber vermuthlich bey künftigen genauern Nachrichten und Entdeckungen, da Asien und Afrika mehr bereist wird, wegfallen möchten. Vorzüglich sind hier sieben Geschlechter mit den dazu gehörenden Arten beschrieben: der Bubal; der Coudoma, oder Coesdoes; der Gib, oder Guib; die grimmische Ziege; die kleinen Zwerghirsche; die Nazanen; der Cudus oder Camen, wozu der Gnou gehöret. Vom Cudus allein zwölf Arten.

Im 13ten Bande vierzehn Geschlechter vierfüßiger Thiere. Das Bisamthier; der Babirussa, oder Hirscheber, den Linne' zu den Schweinen rechnet, da er doch gar nichts von der Bauart dieses Thiers, überdem wollichte Haare, und einen andern Schwanz hat. Gleichwohl hauet er mit den beyden Unterzähnen, da ihm die beyden obern, die sowohl, als diese aus dem reinsten Elfenbein bestehen, und das merkwürdigste Unterscheidungszeichen dieses Thieres sind, an der Gegenwehr hinderlich sind. Recens. besitzt nur das wohlbehaltene Skelet eines Kopfs mit den vier Hauern, und kann sich durch den Augenschein überzeugen, daß ihm die auf der Nase sitzende Hauer zu andern Absichten dienen müssen. Das Wahrscheinlichste ist ihm ebenfalls die vom Büffon hier angegebene Ursache, daß sie sich mit den obern Hauern an Zweigen aufhängen, wenn sie den Kopf niederlegen, oder stehend schlafen wollen, damit sie, wie einige melden, in dieser Stellung den Tiger, der ihnen am meisten

sten

ihm nachstellen soll, diese eher wittern können. Eine Gewohnheit, die sie mit dem Elephanten gemein haben, der, wenn er, ohne sich niederzulegen, schlafen will, den Kopf auf die Art stützt, daß er das Ende seiner Stoßzähne in Löcher steckt, welche er zu dem Ende in der Mauer seines Stalls bohrt. Ungewiß ist es noch, ob das Weibchen dieses Thiers ebenfalls mit solchen Oberhauern versehen sey.

Die übrigen Geschlechter sind der Cabiai; das Stachelschwein; der Cuandu; der Urson; der Tanrec und der Tendrac; die Giraffe; das Lama und Paco; der Unau, und Ai; der Surikate; der Tarsier; der Phalanger; der Coquallin.

Im 19ten Bande die Nachricht von des Hrn. v. Büffons Tode am 17ten April 1788, nebst der Versicherung, daß die Beschreibung der vierfüßigen Thiere geendigt, und auch die Geschichte der Vögel von dem Herrn Guenau von Montbeillard vollendet sey. Wenige Bände der erstern, und die Zusätze von den vom Büffon nicht beschriebenen Thieren, werden mit dem Register (welches unentbehrlich ist), bald den Beschluß machen. Auch sollen des Grafen von Cepede Naturgeschichte der Amphibien, und die übrigen Fortsetzungen der Büffonschen Naturgeschichte, ins Deutsche übersetzt werden und auf gleiche Art, wie die Naturgeschichte der Vögel, erscheinen.

In diesem Theile sind sechszehn Thiergeschlechter beschrieben. Der Hamster; der Bobak, und die andern Murmelthiere; der Monax; das Capsche Murmelthier; die Gerboisen oder Springer; der Daman Israel; die Manguste; die Fossane; der Vansire; die Makis; der Loris; die Fledermaus mit neuen Arten. Schätzbar ist die systematische Aufstellung aller hier beschriebenen Fledermäuse. — Der Serval; der Ocelot; der Margay; der Katzenparder.

Ar.

G. K. Boehmer's systematisch-litterarisches Handbuch der Naturgeschichte. Dritter Theil. Gewaechsreich. Zweyter Band. 1787. etwas über 42 Bogen stark. Vierter Theil.

Mineralreich. Erster Band. 1788. 32 Bogen stark.

In dem zweyten Bande des dritten Theils führt der Verf. die Schriften auf, die von einzelnen Gewächsen in botanischer, ökonomischer, technischer, chemischer oder medicinischer Rücksicht handeln, und befolgt dabey die alphabetische Ordnung, nicht nach den Namen der Verfasser (welches, wie wir hoffen, und den Verf. um die Brauchbarkeit seines Werks zu erhöhen, bitten), in einem allgemeinen Register über das ganze Werk nachgehohlt werden kann, sondern nach den, öfters nach den Linnéischen Namen der Gewächse; die Farrenkräuter laufen doch alle unter dem Namen Filix, die Pilzen unter dem Namen Fungus, die Gräser unter dem Namen Gramen, die Moose unter dem Namen Muscus. Unter den Schriften vom Kampfer haben wir Houttuyn's; und unter denen von der Benzoe sowohl dessen, als Dreyander's Abhandlungen vermißt. Unter die Schriften von Pilzen hat sich auch Kirkland's Schrift: de spongia, so, wie unter diejenige von den Moosen mehrere von den confervis verloren, die doch sowohl als die Flechten davon getrennt zu werden verdienen. Unter den Schriften vom Zukker vermissen wir Beckmann's Vorlesung über die Geschichte des Zuckers, vor der Göttingischen Gesellschaft gehalten, und unter denen vom Klee Westrumbs Zersetzung desselbigen.

Wir können nicht bergen, daß der vierte Theil, so viel wir davon vor uns haben, unsere gemachte Erwartung nicht befriedigt hat; Vollständigkeit auch von einem Manne, der schon so lange daran sammlet, bey einem solchen Werke verlangen, wäre ungerecht; aber Ordnung ist die Seele eines solchen Werkes, der Verf. mag nun dabey zum Grunde legen, was er will, und diese vermissen wir gar sehr; nicht nur hat der Verf. eine Menge Schriften angegeben, die gar nicht von Mineralien handeln, noch zur Mineralogie gehören, sondern auch in den Abschnitten selbst, ist sehr oft weder chronologische, noch alphabetische, noch eine andere Ordnung nach den Materien, oder der Art, wie und von welcher Seite sie abgehandelt werden, noch wie es z. B. bey den topographischen Mineralogien hätte geschehen können, eine geographische Ordnung beobachtet; auch steht manches Buch am unrechten Orte, oder,

oder, ohne daß es bemerkt wird, gedoppelt da; hier und wieder ist auch der Name eines Schriftstellers unrichtig angegeben. I. Abschnitt. Allgemeine Schriftsteller. 1) Litterarische. 2) Wörterbücher. 3) Systematische Schriften, Beschreibungen, Beobachtungen; hier nun Handbücher der Markscheidekunst und Schmelzkunde, der Schwede Forskus zweymal S. 25 und 29 und Werner von Mineraliensammlungen kommen zweymal vor. Nicht Vananio, sondern Vanuccio Bieringuccio, heißt der Verf. des Werks, de pyrotechnia, das S. 69 angeführt wird. Von Cavallo's mineralogischen Tafeln ist das Original gar nicht erwähnt. 4) Oryktographische, worunter der Verf. auch die Bergmännische begreift. Nicht Zapf, sondern Kapf, preußischer Bergkadet, heißt der Verf der Beyträge zur Geschichte des Bergbau's im Kinzinger Thale. Camerarii Beschreibung einer Grube bey Biberach (in Oberschwaben), steht mitten unter den Schriften, welche Thüringen betreffen. 5) Von Erzeugung, Wachsthum u. a. physikalische Schriften. 6) Von nützlicher und schädlicher Würkung der Mineralien. II. Abschnitt. Besondere Schriften des Mineralreichs. 1) Von Erden; hier Baldassari's Schrift von dem sauren Salze im Sienesischen. 2) Vom Sande. 3) Von Steinen; unter den Schriften von Specksteinarten vermissen wir Beckmanns Vorlesung von der türkischen Pfeifenerde. Der Verf. der Versuche mit dem Granit der rhätischen Alpen ist nicht Ploucquet, sondern Hacquet; bey den Chalcedon vermissen wir die schöne Beschreibung der Chalcedone im Wiener Kalkerde von Strüz; bey Rome de l'Isle, die zwote, so sehr vermehrte Ausgabe seiner Krystallographie. 8) Von Salzen, unter welche der Verf. auch die Salze anderer Naturreiche zählt, Aug. Schäffer von Salzproben zweymal, S. 321 und 326; sogar Delius de aethiope vegetabili verläuft sich hieher. Die Schriften von Vitriol und Vitriolsäure, ihrer Natur, Gestalt, Bereitung und Gebrauch, alle durch einander; hinter dem Weinstein auch die versüßte Säuren; unter dem flüchtigen Laugensalze Charteuser de salibus plantarum nativis, und Schlosser de sale urinae nativo 5) Von brennbaren Körpern, wohin der Verf. auch die Phosphore aller Naturreiche zählt; einige Schriften von Ambra Jacina stehen unter Amber; und Ruprecht, über den Pechstein unter den Schriften von Erdpech.

8) Geschichte, Erdbeschreibung.

Caractère de Frederic II. Roi de Prusse; traduit de l'Allemand de Mr. le Docteur Büsching &c. par A. S. d'Arnex. Berne, chez Em. Haller, 1788. T. 1. 9 Bogen, T. 2. 11 Bogen, in 8.

Der Uebersetzer hätte sehr wohl gethan, wenn er die Bitte des Verfassers in der Vorrede zur andern Auflage des Buches erfüllt hätte, daß man ihm eine etwanige Uebersezzung vor deren Abdruck sehen lassen möchte. Ersterer entschuldiget sich zwar damit, Berlin sey zu weit von Bern. Vielleicht fürchtete er, daß ihm ein anderer Uebersezer zuvorkommen möchte: aber seine Arbeit hätte dagegen, wenn es auch geschehen wäre, an Reputazion gewonnen. Genug, es sind viele Stellen ausgelassen, die zur Sache gehören, wenn es gleich Kleinigkeiten scheinen. Der Vorwand, als ob manches Umständliche blos mit dem Enthusiasmus eines Deutschen für Friedrich II. in Verhältniß stehe, dem Ausländer aber ganz uninteressant sey, ist nicht triftig genug. Alles dieses gehört zu der Geschichte, nicht nur eines großen Mannes, sondern der Menschheit überhaupt: zur Geschichte der Sitten, Gebräuche und des Privatlebens der gegenwärtigen Zeit. Ueber ein paar hundert Jahre wird dem Geschichtleser, geschweige dem Geschichtforscher, jeder kleine historische Umstand, brauchbar seyn. Ueberdem ist Deutschlands und Europens Enthusiasmus für diesen König fast der nämliche. Hätte der Uebersezer etwas auslassen wollen, so gab es verschiedene Dinge, die sich allzusehr auf die Verfassung einzelnen deutschen Staaten beziehen, und ein Ausländer ohne eine lange Note nicht versteht. Und wozu dienen dem, der kein Deutsch kann, des Königs deutsche unorthographischen Worte, die schon Hr. Büsching bis zum Ekel angebracht hat. Wer dieser Sprache mächtig ist, lese ja das Original!

Daß aber der Uebersezer den Sinn oft desselben verfehlt hat, ist kein Zweifel. Wenn es der Raum hier litte, wollten wirs durch viele Stellen beweisen: wir haben dergleichen aus

bey flüchtiger Durchsicht eine ziemliche Anzahl gefunden. S. 10 des ersten Theils, z. B. versteht man, „daß Friedrich Wilhelm I. sich durch den Rheinwein wirklich das Podagra zugezogen habe, und doch ward es nur von Friedrich II. geglaubt. S. 25 liest man statt der schwarzsammetenen Stiefeletten, die der König sich auf den Besuch des Großfürsten machen ließ: lange Hosen. Manche sind noch drollichter. —

Die Kritik französischer Ausdrücke gehört zwar nicht hieher: aber doch ist uns S. 96 die Compagnie des Sciences (für Gesellschaft der Wissenschaften), sehr aufgefallen. — Warum oft Stellen verrückt und anderswo eingeschaltet werden, wissen wir auch nicht. Mit einem Wort: die Uebersetzung hat einen geringen Werth.

Lu.

Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten im Großen. Aus dem Englischen, in einem Auszuge. Dreyzehnter Band, welcher die Geschichte des Jahres 1783 einschließt. Leipzig, bey Weygand 1788. 1 Alph. 10 Bogen, in 8.

Immer noch ausführlich, in Rücksicht auf Großbritannien; seicht und mager, in Ansehung andrer Staaten!

LK.

Beyträge zur Naturgeschichte des Herzogthums Wirtemberg, nach der Ordnung und den Gegenden der dasselbe durchströmenden Flüsse. Von Dr. F. Rößler, Professor am Gymnasio zu Stutgard. Erstes Heft, mit einer Kupfertafel. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 240 Seiten, in 8.

Die natürliche Ordnung heischt es, im allgemeinen erst Materialen zu sammlen, ehe ein Gebäude aufgeführt werden solle: Aus diesem Gesichtspunkte müssen gegenwärtige Beyträge angesehen werden, und es war daher nicht zu erwarten,

ten, daß sie alles erschöpfen würden, was über den bearbeiteten Gegenstand gesagt werden kann, zumal da die Schwierigkeiten, auf einer noch wenig betretenen Bahn vorzuschreiten, nicht geringe sind, und die politischen Verschiedenheiten eines Erdstriches zwar nicht die Natur in ihrem Gange, gleichwohl aber die Leichtigkeit der Aufnahme des Landes, und die Zuverläßigkeit der Nachrichten unterbrechen. Der Verf. giebt zuerst Nachricht von Charten und Zeichnungen, welche die Naturgeschichte Wirtembergs erläutern. Dies sind nun meistens gewöhnliche Landcharten, einige wenige genauere Versuche von Normalcharten sind beygefügt: das Wort; Naturgeschichte, darf hier nicht im strengen Sinne genommen werden, und ist gewiß nicht gleichlautend mit Physiographie. Die in der Kayserlichen Bibliothek in Wien befindliche Charte von Wirtemberg, von 1603, ist merkwürdig: Es ist keine Charte im eigentlichen Verstand, sondern ein in Stein gearbeitetes flaches Basrelief: also beynahe dieselbe Idee, welche General Pfyffers in Lucern, verfolgt. Nach Anführung der natürlichen Eintheilungen des Herzogthums, fängt er seinem Plane gemäß, mit dem Neckerfluß an, bemerkt alle Einflüsse in ihr, von seiner Quelle an, bis gegen Tübingen, als so weit dieses erste Heft reicht. Bey Gelegenheit der kleinern in sich ergiessenden Flüsse und Bäche, beschreibt er jedesmal die Gegenden in ihrem Ursprung, Lauf und Ausfluß. Das Schaustück der ganzen Schrift ist die Beschreibung der Salten zu Sulz, wohin auch der auf der Kupfertafel verzeichnete Grundriß gehört. Das Ganze ist übrigens im Provinzialstyl verfaßt; kleine Unrichtigkeiten, als Niederau, Oberau, statt Niedernau, Obernau, kommen in einigen Stellen vor.

III.

Versuch einer Geschichte Danzigs, aus zuverläßigen Quellen und Handschriften. Von Dr. Daniel Gralath. Erster Band. Königsberg. 1789. Bey Hartung. 544 Seiten, in gr. 8. ohne Vorbericht und Verzeichniß von Pränum. und Subscrib. auf 32 Seiten.

Danzigs bloßer Name erweckt schon bey jedem, der ihn hört, den Wunsch, die Geschichte einer so alten und berühmten, ehemals so mächtigen, immer so merkwürdigen und durch so viele kritische Lagen sich glücklich und ehrenvoll durcharbeitenden Stadt nach Würden beschrieben zu sehen. Auch hat es ihr nicht an geschickten Schriftstellern gefehlt, die solche Versuche gemacht haben, wie Schütz und Curike im vorigen Jahrhunderte, im jetzigen der ihnen an Geist und Wissenschaft weit überlegene Lengnich, und so viele andere, welche einzele Gegenstände aus der Geschichte dieser Stadt aufgeklärt haben, deren Arbeiten zum Theil noch in Handschriften ruhen. Allein mit Recht behauptet unser Verf. daß es noch immer an einem gemeinnützigen historischen Handbuche darüber fehle, worinne der geschmackliebende Leser eben so sehr wünschen möchte, das veraltete Gewand der Chroniken abgelegt zu finden, als mit den gedehnten Umständlichkeiten verschont zu seyn, welche oft einen gar zu pünktlichen Auszug aus den Kurialprotokollen und Landtagsprozessen verrathen. „Mit Vermeidung also häufig eingeschalteter kritischer Untersuchungen für den Geschichtforscher u. hat er hauptsächlich seinen Mitbürgern, wißbegierigen Lesern der preußischen pomerellischen Geschichte, und der studierenden Jugend seiner Vaterstadt, ein bequemes Handbuch liefern wollen, woraus sie durch leichte Uebersicht, mit den erheblichsten Geschichtsceenen Danzigs bekannt werden können. Seine Beschäftigungen mit dieser Geschichte in einem fünf und zwanzigjährigen Lehramte, brachten nach und nach eine schriftliche Ausarbeitung hervor, die durch mancherley Unterstützung zum Druck reif wurde. Er bemerkt recht wohl, welche Forderungen man an ihn zu thun nicht berechtigt sey, da sein vornehmster Zweck dieser ist, „den Bürgerstaat Danzigs in allen Situationen seiner Staatsverfassung und Landesverknüpfung, unter dem Gewebe politischer Theilnahme und Mitwürkung zu betrachten, und dadurch den Werth derselben „ins Licht zu stellen, den Welt und Vorwelt niemals verkannt „haben, und der nur seit den neuesten Zeitläuften, in geschwächtem Ansehen auf die Nachwelt überzugehen scheint.“

In dieser von dem Verf. selbst angegebenen Rücksicht, finden wir sein Buch zweckmäßig und empfehlungswürdig. Man verkennt darinn einen Mann nicht, der seine Materie lange studiert hat, ihrer ganz mächtig ist, sie wählt,

stellt, verbindet und vorträgt, wie es seine Hauptpflicht seyn dürfte. Wenn gleich seine Schreibart nicht schön und in einem höhern Grade edel heißen kann; so ist sie doch größtentheils rein, fließend und nicht unangenehm. Daß er in die flache und kunstlose Darstellung der Thatsachen nicht eigne Reflexionen und pragmatische Anmerkungen eingestreuet hat, entschuldigt er damit, weil er dem Raisonnement keine freye Bahn einräumen, sondern nur der Erzählung so viel Deutlichkeit und richtige Beziehung geben wollte, als der einsichtsvolle Leser nöthig hat, um darauf selbst fruchtbare Urtheile gründen zu können. Ob Hr. G. mit dieser Entschuldigung bey denen durchkommen werde, die jetzt von dem Geschichtschreiber eine fast poetische Darstellung erwarten, und den Leser von ihm auf jedem Schritt mit seinem leitenden Urtheil begleitet wissen wollen? steht dahin; wir stimmen mit ihm darinne völlig überein. Die Quellen hat er zwar nur an der Spitze eines jeden Zeitraums oder Hauptabschnittes der Geschichte angezeigt, und pünktliche Citationen weggelassen; allein auch hier lassen sich seine Ursachen gut hören; wenn gleich manchem Leser wohl mit genauen streng gewählten Allegaten gedient seyn dürfte. Urkunden beyzufügen, erlaubte sein Plan nicht. Vielweniger können wir ihm der Verbindlichkeit entlassen, uns topographisch-statistische Nachrichten von Danzig nachzuliefern, von welchen sein Vorrath jetzt noch zu dürftig war, zu welchem er aber aufs künftige einige Hoffnung macht.

Die fragmentarische Einleitung vom Ursprunge und ersten Wachsthum der Stadt Danzig, welche vorangeht (S. 1 bis 54), ist dazu bestimmt, eine kurze und deutliche Uebersicht derjenigen Meynungen mitzutheilen, welche nach so manchen, für den Ursprung und das Alter der Stadt Danzig angestellten Erforschungen, einen entschiedenen Vorzug in der Geschichtkunde behaupten. Da es bekannt ist, daß an der Weichsel und an den Ufern der Ostsee eine Gothische Völkerschaft gewohnt habe: so hat man daraus mit unbestrittener Glaubwürdigkeit, wie der Verf. sagt, geschlossen, daß Danzig von den Gothen angelegt worden sey. Jornandes bestätigt solches insonderheit (c. 4. 17), indem nach seiner Anzeige einige Jahre nach Chr. Geb. ein Gothischer König Borich mit drey Schiffen, aus Skanzien oder Skandinavien herüber gekommen, sich mit seinen Leuten an den Ufern der Weichsel niedergelassen, und dem daselbst

anges

angelegten Wohnsitze den Namen Gothenschanz oder Gothiscanzia gegeben habe, woraus in der Folge Gedanum und Danzig entsprungen seyn sollen. Die pohlnischen Schriftsteller, und andere nach ihnen haben zwar entweder die Grundlegung der Stadt Danzig den Dänen zueignen, oder wenigstens ihren Namen von denselben herleiten wollen; aber ohne sichere Beweise. Das Scurgum des Ptolemäus, welches nicht selten für den Embryo Danzigs ist angesehen worden, war vielmehr im frühesten Zeitalter eine pohlnische Faktorey oder Handelsstadt, auf der heutigen Halbinsel Hela. Hierinne und in allem übrigen, was den Ursprung Danzigs betrift, folgt Hr. S. dem gelehrten Verfasser der Parergorum historic. nämlich, daß schon 508 Jahre vor C. Geb. Menon oder Mannan als Anführer eines Gothischen Volks, vom Mäotischen See an das Baltische Meer gezogen sey; sich daselbst unter den Wanen oder Wenden niedergelassen habe, von ihnen Odin oder der Einzige benannt worden sey; das von ihm eingenommene Land sey der Gothen Heimath genannt worden; und in diesen Weichselgegenden also sey das vielfältig gesuchte Jotunheim anzutreffen; mit Hülfe der Wanen, eines kultivirten Volks am Ausflusse der Weichsel, habe er daselbst ein neues Asgard, (oder einen Sitz der Regenten, des Gottesdienstes und der feyerlichen Versammlungen,) angelegt, womit der sichersten Erklärung nach, Danzig seinen ersten Anfang genommen habe; außer diesem allgemeinen Ehrentitel aber, habe die Stadt auch von jeher einen eignen Namen gehabt, nämlich Giöthanr Schants, woraus durch Zusammenziehung der Sylben, das Wort Gdansk entstanden sey, dessen sich die Pohlen in ihrer Sprache bedienen, und welches ihre alten Schriftsteller durch Gdanum ausdrücken. — Hier scheint freylich alles sehr gut zusammenzuhängen; bey einem genauern Untersuchen aber möchte wohl die etymologisch-mythische Deduktion von Othins Zeiten her, nicht sehr fest befunden werden: gesetzt auch, daß man die spätere Gothische nach der Namens-Aehnlichkeit gelten lassen wollte. Das pohlnische Gdansk, fährt der Verf. fort, haben die zahlreichen Ankömmlinge aus Deutschland in das jetzt übliche Danzig verwandelt, das ehedem viel härter ausgesprochen, auch lange nachher noch Danzigk geschrieben worden ist; zuerst findet man es in einem Briefe des Herzogs Wentopolk vom J. 1253 gebraucht. Der Name Gidanie, wel-

welcher vom zehnten Jahrhunderte her in einer Lebensbeschreibung des H. Adalberts zuerst vorkommt, ist auch der Bedeutung nach mit Gothenschanz einerley; wenn gleich der Bedeutung nach verschieden. Wahrscheinlich haben ihn die benachbarten Wenden in Umlauf gebracht, und gleich anfänglich der Gythonen, (denn so wurden auch die Gothen genannt,) vornehmste Stadt Gythonium oder Gythanium genannt. Hingegen läßt sich der lateinische Name Dantiscum auf keine Art rechtfertigen. Am Ende glaubt also der Verf. mit Hrn. Uphagen, daß sich der Ursprung von Danzig weit über die christliche Aere hinaus, bis in die Regierung des Darius Hystaspis erhebe, und daß alle Traditionen von jüngerer Anlegung derselben, entweder falsch und erdichtet seyn; oder sich auf eine und die andere topographische Veränderung der Stadt in spätern Zeiten beziehen müssen. — Indessen laufen noch anderthalb Jahrtausende hin, ehe man auf ein historisches Hauptfaktum trift, womit sich der Zustand der Stadt etwas deutlicher entwickelt. (Freylich sehr spät für eine so alt und gleich Anfangs so ansehnlich seyn sollende Stadt.) Glaubwürdig ist es, daß die Gothen sich in diesen Gegenden nie völlig verlohren haben; sondern vielmehr unter den Benennungen der Rostier, der Gepiden, der Vidioarier und der Warzer fortgepflanzt hier geblieben seyn müssen. Gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts giebt die Beschreibung der beyden Reisegefährten Other und Wulfstan an den großen Alfred einiges Licht im dortigen Länderverhältnisse. Noch mehr bekömmt man am Ausgange des zehnten Jahrhunderts aus der Bekehrungsgeschichte des heil. Adelbert. Damals soll bereits, nach Hr. Uphagens Vermuthung, weil Danzig zu Volkreich geworden war, sich außer der Stadt eine Menge Einwohner in einem weitläuftigen Flecken angebauet haben, dem vielleicht der alte gothische Name Nygard (neue Stadt) gegeben worden sey; daher noch eine Vorstadt Neugarten genannt werde. Die damit verbundne Geschichte des preußischen Fürsten Hagel, eigentlich Jagello. Um diese Zeit brachte auch Boleslav von Pohlen, als Ueberwinder der Preussen, Danzig an seinen Staat: und sie muß schon damals sehr Nahrungs- und Gewerbevoll gewesen seyn. — Unter der pohlnischen Regierung bekam das Land der Warzer eine neue Distriktualeintheilung; die aber, wie Hr. G.

hinzu-

hinzufügt, gegen das Zeugniß der pohlnischen Geschichtschreiber, bey den deutschen und pommerschen Schriftstellern immerfort einer ungleichen Auslegung unterworfen war. Der am linken Ufer der Weichsel gelegene Antheil des Landes wurde nunmehr von seiner Hauptstadt und zugleich nach seiner Lage an der Gränze des pohlnischen Reichs, die **Mark Danzig** genannt, und auf pohlnische Art in den Danziger und Schwetzer Palatinat eingetheilt. Die rechte Seite der Landschaft **Warszien**, oder das **Culmische Gebiet**, wurde damals zwar auch an Pohlen gebracht, und vom großen **Boleslav** eine Zeitlang behauptet; der pohlnische Besitz desselben aber scheint nie von festem Bestande gewesen zu seyn. Von diesen beyden Landschaften unterscheidet sich noch das an die Mark Danzig gränzende Land **Cassuben**, welches ebenfalls von **Boleslav** überwältigt wurde, und **Slupsko** oder **Stolpe** zu seiner Hauptstadt hatte. Die Bewohner der Mark Danzig sowohl als der Landschaft **Cassuben**, nebst den noch westlicher an der Ostsee wohnenden Völkern, sind in der Folge Pomorzanie, **Pommern**, d. h. Gränznachbarn des Meeres, oder Küstenbewohner genannt worden; man findet diese Benennung erst bey den Schriftstellern des eilften Jahrhunderts. Im folgenden ist auch Pommern oder **Pomerania** als der Name des Landes in Gebrauch gekommen. Ferner ist das zu Pohlen gehörige Pommern in die **obere und untere Landschaft** dieses Namens eingetheilt worden; man hat nämlich **Cassubien** auch **Niederpommern** genannt, und der **Mark Danzig** ist der Name **Oberpommern** beygelegt worden. Wie endlich für diese letztere Landschaft das Diminutiv **Pomerellen** seinen Ursprung erhalten habe, läßt sich nicht sicher darthun. Zuerst gebraucht diesen Namen der pommersche Kanzler, **Valentin von Eickstett**, um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, bey den Pohlen aber ist er wohl niemals angenommen worden. — Weit mehr gehen die Meynungen von einander ab, wenn die Regierungen und Regentenfolgen in den gedachten pommerschen Ländern, von dieser Zeit an, bis ins 13te Jahrhundert, in Betrachtung gezogen werden. Die alten pohlnischen Annalisten, davon einige mit dieser Periode gleichzeitig sind, kommen in ihren Aussagen zwar überein, daß sowohl die **Mark Danzig** als das angränzende **Cassuben** zwischen den Flüssen Persante zu Leba, (oder Ober- und Niederpommern,) bis ins 13te Jahrhun-

hundert unter pohlnischer Oberherrschaft gestanden, und mit dem jenseits der Persante gelegenen Pommern keine Verknüpfung gehabt habe. Die pommerschen Schriftsteller hingegen, und mit ihnen die meisten neuern Historiographen wollen die pohlnische Unterwürfigkeit gedachter Landschaften nicht zugeben; sie behaupten, daß alle slavische Völker, und so auch die Einwohner dieser zu Hinterpommern gerechneten Lande, ungeachtet der unläugbaren Kriege mit Pohlen, doch völlig frey und unabhängig geblieben wären; und damit verbinden sie noch die auch als sicher angesehene Meynung, daß die gesammten pommerschen Staaten einen gemeinschaftlichen Regentenstamm gehabt hätten. Die Zergliederung des pohlnischen Reichs im J. 1772 gab Gelegenheit, daß darüber von beyden Seiten mehrere Schriften herauskamen. Zwey derselben zeichnen sich durch ihren gelehrten und kraftvollen Vortrag vorzüglich aus. Die erstere (gründliche Nachricht von den Herzogen von Pommern Danziger Linie, Berlin, 1774) erklärt sich zwar völlig für die Parthey der pommerschen Schriftsteller, und sucht die Glaubwürdigkeit der alten pohlnischen Nachrichten ganz zu entkräften; sie empfiehlt sich aber durch ihren sachreichen Inhalt sowohl, als durch eine fliessende Schreibart: und ist dabey in einem so starken Tone der Ueberzeugung geschrieben, daß sie den Beyfall des Lesers gleichsam mit Aufhebung alles Widerspruchs abzufordern scheinet. Nur eine so gründliche Beantwortung als in der zweyten Schrift (Ehrenrettung der ältern pohln. Geschichtschreiber gegen die gründliche Nachricht u. von Hr. Uphagen, 1774) enthalten ist, konnte noch das Ansehen der pohlnischen Geschichtschreiber retten; der ruhige Gang der Widerlegung, womit das Raisonnement der erstern Abhandlung öfters in Blöße gesetzt ist, wird darinne noch mehr durch die festesten Beweisgründe erhoben, welche den gegenseitigen Argumenten nicht selten alle Kraft und Zuverlässigkeit entziehen. Der vorgegebene Stammbaum der pommerschen Fürsten, so sicher auch selbst der ehrwürdige Schütz, einer unsrer ersten einheimischen Geschichtschreiber, ihn aufgenommen hat, wird durch so wichtige Argumente erschüttert, daß mindestens zwey der angeblichen Herzoge Danziger Linie ausfallen, und der gemeinschaftliche Stammvater Sambor oder Santibor unter lauter unsichern Conjekturen verschwindet. Seitdem Bolaslav I. die Mark Danzig unter pohlnische

nische Oberherrschaft gebracht hat, ist sie durch fürstliche Statthalter regiert worden; unter denen aber nicht eher als um 1178 ein Fürst Sambor in der Mark Danzig bekannt und sicher genug vorkömmt. Er selbst und zwey seiner Nachfolger haben noch pohlnische Oberhoheit erkannt; nur seines Bruders Sohn, der große Swantepolk hat sich späterhin eigenmächtig den unabhängigen Besitz und den Herzogl. Titel von Pommern zugeeignet.

So weit unser Verfasser. Wir haben lieber dafür gesorgt, daß die Leser ihn über einen kritischen Punkt, (der, so sehr er sich in das dunklere Alterthum verliert, doch in den neuesten Zeiten einen gewissen Grad von Wichtigkeit erlangt hat,) ganz aushören können, als daß wir blos einen magern Auszug des Buchs vorgelegt hätten. Man wird doch ohngefähr seine Methode daraus kennen lernen. Uebrigens gehören wir selbst zu denen, welche die völlige Glaubwürdigkeit der pohlnischen Geschichtschreiber dabey nicht für hinlänglich erwiesen halten dürften.

In der eigentlichen Geschichte Danzigs, macht der Verf. S. 55 den Anfang mit dem ersten Abschnitte: Danzig unter der Herrschaft des deutschen Ordens, in Verknüpfung mit dem Lande Preussen, seit den Staatsrevolutionen in Pomerellen, nach dem Ableben Herzogs Mestwin II. bis auf den Abfall der preussischen Stände an die Krone Pohlen, im Jahr 1295 bis 1454. Hier zeigt der Verf., wie Danzig durch einen Successionsvergleich von neuem an Pohlen gekommen; aber auch durch Kriegshändel und übermüthige Prätensionen, mit List und Gewalt unter die Herrschaft der Kreuzherren gebracht worden sey. Unter dieser Herrschaft kam die Stadt in Flor, wenn sie gleich neue Kriegsunruhen auszustehen hatte. Sie wurde frühzeitig, vermuthlich noch im 13ten Jahrhundert, in den Hanseatischen Bund aufgenommen, wo sie die neunte in der Ordnung war; brachte im 14ten Jahrhundert die heil. Dorothea, vermeinte Schutzpatronin von Preussen hervor; nahm Antheil an den Unionshändeln der nordischen Reiche; leistete dem Orden im neuen Kriege mit Pohlen neue Hülfe gegen den Anfang des 15ten Jahrhunderts, wurde aber dafür von dem Hochmeister durch despotische Begegnung belohnt, und verlohr unter andern durch meuchelmörderische Anstalten des Comthurs zu Danzig drey ihrer

an-

ansehnlichsten Bürger; wurde in den Hussitenzwist und andere Unruhen verwickelt, woraus eine veränderte Verfassung der Stadt entsprang; hatte ihren Theil im Jahr 1428 am Dänischen Kriege mit der Hanse; litt auch im Jahr 1433 durch den erneuerten Krieg mit Pohlen. Vorzüglich wird S. 204 f. erzählt, wie sich nach und nach seit dem J. 1439 der preußische Landesbund gegen den Orden unter nachdrücklicher Mitwirkung **Danzigs**, gebildet habe; welche Versuche gemacht wurden, denselben zu trennen; (während daß im Jahr 1449 die Stadt den Rang der zweyten Hansischen Quartierstadt, für Preussen und Liefländer erhielt,) von welcher Wirkung die zweymalige Bundsgesandtschaft an den Kaiser gewesen; und andere Maasregeln mehr; worauf dieser Abschnitt mit den Freyheiten und Vorzügen, welche **Danzig** durch das **Incorporationsdiplom** von Pohlen erlangte, beschlossen wird.

Der **zweyte** setzt noch in diesem Bande die Geschichte vom Jahr 1454 bis 1526 fort, da **Danzig** unter der Herrschaft der Könige von Pohlen, in Verbindung mit der westlichen oder pohlnischen Provinz Preussen, seit dem preußischen Abfall an Casimir III. bis auf die neuen Statuten für **Danzigs** innere Verfassung unter Siegmund I. stand. (S. 259 f.) Die Anstalten zum preußischen Kriege, auch von Seiten **Danzigs** eröfnen die Erzählung. Die Stadt bekömmt ihr erstes **Hauptprivilegium** vom Könige im Jahr 1454, in dem der Rechten Stadt Danzig die Alte und Junge Stadt einverleibt, und alle deren, Zinsen, Nutzungen und Einkünfte, auch alle in der Nähe befindliche Besitzungen des Ordens zu Theil worden. Die junge Stadt, diese Vorstadt, die immer von dem Orden zum Schaden der Alten und Rechten Stadt mit willkührlichen Freyheitsrechten unterstützt worden war, wurde mit königlicher Erlaubniß abgebrochen. **Danzigs** Beystand in diesem Kriege, vornehmlich auch zur See. Nach heftigen innern Unruhen bekam die Stadt im Jahr 1457 von dem Könige das **zweyte Hauptprivilegium**, kraft dessen sie insonderheit den Umfang aller See- und Wasservorrechte an den preußischen Küsten, die Bestätigung des Münzrechts, und unter andern auch die Freyheit erhielt, daß rings um dieselbe in einem Bezirke von fünf deutschen Meilen zu ewigen Zeiten keine Stadt noch Schloß renovirt, oder aufs neue erbauet werden sollte. Die Stadt setzte ihre Kriegsoperationen

fort.

fort, bis die glückliche Schlacht im Putziger Winkel, (J. 1462) woran sie nicht wenig Antheil hatte, immer wichtigere Folgen herbey führt, wodurch endlich (J. 1466) der Thorner Friede bewirkt wurde. Danzig hat in diesem Kriege, von 15000 seit dem Anfange desselben in eigenem Solde gehaltenen Miethsoldaten, am Ende nicht mehr als 161 Mann übrig behalten; ohne den großen Verlust an Bürgern und Landleuten genau berechnen zu können. Die Stadt gab nunmehr Dirschau und Putzig zurück; suchte ihre Handlung und ganze Verfassung in Aufnahme zu bringen; empfand das ihrige von allen den Eingriffen, die man sich pohlnischer Seits früh genug auf die preußischen Vorrechte erlaubte; wurde in andere Händel verwickelt; hauptsächlich durch rachsüchtige Privatfeinde und ausgetretene Einsaßen; mußte im J. 1512 die erste Rechtsappellation an den König wider sich ergehen lassen; wogegen sich doch mit ihr das ganze Land als gegen eine Neuerung setzte, so daß die Appellationen bis auf weitere Untersuchung eingestellt wurden. Der Ausbruch des neuen Kriegs zwischen Pohlen und dem deutschen Orden (J. 1519) war auch der Zeitpunkt, da Danzig die ersten eingerichteten Festungswerke erhielt. Die Stadt wurde in diesem Kriege zwey Tage lang von dänischen und deutschen Hülfstruppen belagert. Bald sah sie sich durch Christian *II.* genöthigt, ihm gemeinschaftlich mit der Hanse den Krieg anzukündigen, half Kopenhagen belagern, und den König Friedrich von Dännemark unterstützen. Nachdem sie diese rühmliche Unternehmnng geendigt hatte, ward sie durch einen Bürgeraufruhr zerrüttet, wozu sich seit dem J. 1522 Bewegungen über die Reformation gesellten. Die daraus entstandenen Unruhen wurden so heftig, daß der große Haufen den Rath absetzte, und eine Hauptveränderung in Staats- und Kirchensachen vornahm. Dadurch aber zog sich die Stadt den Unwillen des K. Siegmund zu, der im J. 1526 selbst in Danzig gegenwärtig, alles auf den alten Fuß herstellte, und scharfe Strafgesetze vollziehen ließ. Die gesetzlichen Vorschriften, die er zugleich gab, sind nachmals unter dem Namen der Statuten dieses Königs, als Stadtgesetze daselbst beobachtet worden.

Als.

Let-

Letters on the study and Use of History, by the late right honorable Henry St. John, Viscount Bolingbroke. A new Edition. Basil, pr. for J. J. Tourneisen, 1788. 310 Seiten, gr. 8.

Auch diese 9 Briefe des Lords Bolingbroke über die Geschichte verdienen einen neuen Abdruck. Sie enthalten bekanntlich Betrachtungen über den Nutzen der Geschichte überhaupt: etwas über die alte Geschichte, und dann eine kritische Zerlegung der neuern, vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts bis zum Utrechter Frieden, besonders mit Bezug der europäischen Begebenheiten auf England. Der Scharfblick eines grossen Staatsmannes verräth sich überall, und das Wiener Kabinet kömmt oft nicht zum Besten davon.

Tu.

The History of the reign of the Emperor Charles V. — by William Robertson. A new Edition. IV Volumes. Basil, printed by I. I. Tourneisen, 1788. gr. 8.

Da die deutsche Uebersetzung, die wir von Robertsons Geschichte Karls V. haben, denen, die das Original lesen können, eben nicht entbehrlich macht; so kann dieser saubere Abdruck desselben letztern nicht anders als willkommen seyn.

Tu.

The History of the decline and fall of the roman empire, by Edward Gibbon Esq. A new Edition, Vol. IX-XII. Basil, printed by I. I. Thurneisen. 1789. gr. 8.

The History &c. — Notes to the six last Volumes. Ebendaselbst, 1789. gr. 8.

Dies ist der Beschluß der schönen und korrekten Ausgabe dieses treflichen Werks, davon wir schon die vorigen Theile

Theile angezeigt haben. Bey dem XIIten Bande ist ein sachenreiches Register, wodurch die Brauchbarkeit dieser Ausgabe sehr erhöhet wird.

The History of England, from the Invasion of Julius Caesar to the revolution in 1688. by David Hume Esq. A new Edition. Vol. I. Basil. printed by I. I. Tourneisen. 1789. gr. 8.

Dies ist eine Fortsetzung der löblichen Bemühung der Hrn. Thurneisen in Basel, uns von englischen Meisterwerken gute und correkte Ausgaben zu liefern. Diesem ersten Theil ist das Leben des berühmten Verfassers, von ihm selbst beschrieben, beygefügt.

Gz.

The Life of Captain James Cook, by Andrew Kippis. Basil, printed by I. I. Tourneisen, 1788. Vol. I. 20 B. Vol. II. 22 B. gr. 8.

Ein guter Abdruck dieser Biographie, die verschiedene neue Nachrichten von Cook enthält, die K., was die öffentlichen Thaten anbelangt, aus den Registern der Admiralität, und was das Privatleben betrift, von Cooks Wittwe und Freunden erhalten hat.

Tu.

9) Philologie.

Aristophanis Nubes, graece et latine una cum scholiis graecis edidit et animadversionibus illustravit Theophilus Christoph. Harles.

 Lip-

Lipsiae sumtu librariae Weidmannianae, 1788. gr. 8. 1 Alph. 4 Bogen.

Der Herausgeber wollte eine neue Ausgabe des Dichters veranstalten, zögerte aber damit zu lange, und begnügte sich endlich, um den Verleger einigermaßen zu befriedigen, mit der Ausgabe dieses einzelnen Stücks. Die lateinische Uebersetzung ist von Bergler; der Text ist nach der Küsterschen Ausgabe abgedruckt, und nur in sehr wenigen Stellen nach neuern Verbesserungen abgeändert, obgleich öfterer die Unrichtigkeit der aufgenommenen Lesart zugestanden wird. Neben den alten Ausgaben, wovon die Aldinische allein ganz verglichen worden ist, brauchte er insonderheit die von Hrn. Brunk, so wie auch die einzelnen Ausgaben der Wolken, von Ernesti, welche Hr. Brunk nicht kannte, und die von Hrn. Schütz, welche nach der Brunkischen herausgekommen ist. Außerdem erhielt er die Lesearten zweyer Handschriften aus München und Elbingen, welche freylich nur äusserst wenige gute und neue Varianten, dafür aber destomehr schlechte, und Schreibefehler haben, welche aber alle sehr sorgfältig aufgesammlet worden sind. Weil die Ausgabe der übrigen Stücke von Hrn. Harles aufgegeben worden ist, so hat er die Lesarten der beyden Handschriften in den Fröschen zum Gebrauch der künftigen Herausgeber hinter dem Texte angehängt. Auch diese enthalten sehr wenig Brauchbares; und die beygefügten Anmerkungen beziehen sich nicht einmal auf die Brunkische Ausgabe. Die griechischen Scholien sind verschiedentlich aus dem Aldinischen Exemplar ergänzt und berichtiget worden; auch ist in den Noten alles beygebracht worden, was Ernesti und Nagel darüber angemerkt haben, doch so, daß man dennoch die Schriften und Ausgaben von beyden nicht entbehren kann, wenn man ihre Verbesserungen beurtheilen will. Auch Suidas, der diese Scholien vollständiger hatte und excerpirte, ist hin und wieder verglichen worden; aber bey weitem nicht ganz. An das Buch der Eudocia hat Hr. Harles gar nicht gedacht; obgleich darinne viele und große Stellen aus den Scholien abgeschrieben stehn. Endlich findet man noch unter den Scholien die griechischen Anmerkungen von Biset. Was Hr. H. sich dabey gedacht haben mag, ist schwer zu errathen. In jedem Falle ist es unüberlegt, dem

Leser

Leser mit diesem Wuste beschwerlich zu fallen, und ihm dafür die Anmerkungen von bessern Auslegern zu entziehn. Die ganze Küstersche Ausgabe wollte doch Hr. H. nicht wieder abdrucken lassen, und für einen griechischen alten oder brauchbaren Scholiasten wird er doch den Biset auch nicht gehalten haben! Wir haben die ganze Ausgabe mit Bedacht durchgelesen, und versichern nach Ueberzeugung, daß dadurch die Kritik und Auslegung des Dichters nicht das mindeste gewonnen, ja vielmehr verlohren habe, weil dadurch nun eine beßre Ausgabe dieses Stückes weiter verschoben und verhindert worden ist. Bekanntlich schränkte Hr. Brunk sich allein auf die Kritik ein; also blieb fast die ganze Interpretation einem folgenden Herausgeber überlassen. In diesem Stücke aber hat Hr. Harles weiter nichts geleistet, als daß er am Anfange eines jeden Aktes oder jeder Scene kurz den Inhalt anzeigte, überall die bekannten von andern gemachten Bemerkungen beybrachte, aber nicht ganz und verständlich, und endlich die sogenannten Atticismen und Phraseologien zum Ekel erklärte, und dabey Citationen häufte, welche unmöglich dem Anfänger zu etwas nützlich seyn können. Denn auf eine gelehrtere Klasse von Lesern kann er unmöglich bey seiner Art zu kommentiren gesehn und gerechnet haben, es sey denn, daß er allen Lesern des Aristophanes nicht mehr Geschmack und Einsicht als sich selbst zutraute. Es würde uns und den Lesern sehr ekelhaft werden, wenn wir hier viele Beyspiele von der Behandlungsart des Hrn. H. anführen wollten, sie ist immer noch dieselbe, und wird hoffentlich dieselbe bleiben, so lange sich gutwillige Verleger zum Drucke seiner Arbeiten darbieten und dabey ihre Rechnung finden. Doch aber wollen wir einige Stellen anführen, welche diese Ausgabe von den übrigen unterscheiden. Daß der Druck besonders in den griechischen Scholien, oft so fehlerhaft ist, mag des Verlegers Schuld mehr als des Herausgebers seyn! V. 75 ist ganz richtig den alten Ausgaben zufolge hinter φροντίζον ein Komma gesetzt worden, so daß ἐᾶν ἀτεχνόν nun zusammen gehören. Aber V. 161 sollte es auch διὰ λεπτοῦ getrennt, und nicht διαλέπτου heissen. V. 195 wird die Lesart der Vaverschen Handschrift ὑμῖν statt ἡμῖν gebilliget, und dennoch die alte schlechte im Texte gelassen, obgleich Herr Schütz sie schon ausgeworfen hatte! Die Auslegung der Worte ἀφανίζων πονηρὰ σχήματα Vers 542, welche der Scholiast vorbringt [illegible] wird zwar

 für

für die wahre erklärt, aber dennoch nicht bemerkt, daß sie sich auf eine verschiedene Lesart, σκώμματι, bezieht! Was helfen die zum V. 552 angeführten Auslegungen, wenn die gebräuchlichen Worte aus dem mittlern barbarischen Zeitalter nicht erklärt werden, welches aus dem Wörterbuche des du Cange so leicht war! Bey V. 766 wird die Stelle des Scholiasten κατασκευάσμα ὑάλου τροχοειδὲς aus dem Plinius durch crystallina pila erklärt, aber die vom Scholiasten angeführte gläserne Kugel ward ja mit Oel überzogen und in der Sonne erhitzt, damit man alsdann Feuer damit anzünden konnte; hingegen diente die pila statt eines Brennglases! Wider den von Hrn. Brunk nach V. 966 aus dem Suidas aufgenommenen Vers werden ganz gegründete Erinnerungen gemacht. Aber bey dem 969sten Verse vermißt man die gesunde Beurtheilungskraft gar sehr in der beygefügten Note. Ἐν παιδοτρίβου δὲ καθίζοντας τὸν μηρὸν ἔδει προβαλέσθαι. Hierbey merkt Hr. H. ganz richtig an, daß Suidas statt καθίζοντας lieset βαδίζοντας. At enim, fügt er hinzu, sermo est de sessione, non de incessu puerorum. Wir aber fragen, woraus erhellet dann, daß hier vom Sitzen nicht vom Stehn oder Gehn die Rede sey? Aus dem Worte καθίζειν? Das ist ja eben streitig! Und kommen dann die Kinder in die Schule des Lehrmeisters, der sie in allerley Leibesbewegungen übt, um da zu sitzen; oder lernt man Leibesbewegungen im Sitzen? Die Worte μηρὼ προβαλέσθαι erklärt er mit Hrn. Brunk: praetenta tunica vel cingulo femora obtegere; aber diese Auslegung leidet der Sprachgebrauch nicht; und wenn der eine Scholiast sagt: ἐνδύσασθαι, περιβαλέσθαι, so hatte er ganz ungezweifelt eine andre Lesart vor Augen. Die Hüften sind in jedem Falle schon durch die tunica bedeckt, aber nicht die Schaamtheile, wenn bey Leibesübungen der Körper in verschiedene Lagen kommt. Kurz προβαλέσθαι μηρὼ ist hier eben das, was vorher V. 963 μὴ ξυνέχειν τὼ μηρὼ heißt; und προβαλέσθαι behauptet auch hier seine gewöhnliche Bedeutung. Κεφάλαιον ῥαφανίδος V. 977 wird nucleus raphani erklärt. Hat Hr. H. jemals Rettiche gegessen und darinne Kerne gefunden? Von eben dem Schlage ist die feine Auslegung von ψῦττα durch anas! Bey V. 1305 bleibt es uns unbegreiflich, wie nicht nur Hr. Harles, sondern auch Hr. Brunk, die Worte αὐτοῖς τροχοῖς τοῖς σοῖσι καὶ ξυνωρίσι ganz mit Stillschweigen übergehen konnte. Nach dem

ersten Creditor Pasias tritt der zweyte Amynias auf, dem Strepsiades für einen διφρίσκος und für Räder drey Minen schuldig war, nach Vers 31. Dort macht auch der Scholiast die Bemerkung, daß dieser Amynias ein unglücklicher Pferdeliebhaber gewesen sey; der also wahrscheinlich den Rest seiner Liebhaberey dem jungen Phidippides für drey Minen überließ. Διφρίσκος ist eigentlich eine Art von Wagensitz oder Gestelle für den Fuhrmann, und so erklärt es auch der Scholiast. Auf die unglückliche Liebhaberey des Mannes beziehn sich die Worte V. 1275 ἵππυς γ' ἐλαύνων ἐξέπεσον. wobey Hr. Harles blos anmerkt: ἵππυς verte currum. Vide Ruhnken ad Callimachi H. in Cererem versu 87. Eben darauf beziehn sich V. 1267 und 1272, wobey auch nicht eine Sylbe von Anmerkung steht. Ganz unrecht steht also in der Aufschrift der fünften Scene Αμύνιας ὁ δανειστής. Aber ein Wuchrer war der Mann nicht, auch erscheint er hier nicht so, wohl aber war er ein Gläubiger, also χρήστης. Er fordert erst seine Sachen wieder. V. 1270 τὰ χρήματα μοι τὸν υἱὸν ἀποδοῦναι κέλευσον ἃ ἔλαβεν. Hieraus fragt der Vater, welche Sachen? und der Glaubiger antwortet ἃ ἐδανείσατο. Und noch besteht er auf die Rückgabe. V. 1277 τὰ χρήματ' ἀπολαβεῖν βούλομαι. Auch hier steht in der Uebersetzung: pecuniam recipere cupio. Aber Geld hat er dem Strepsiades nicht geborgt; also kann er dergleichen nicht wieder fordern; und die Uebersetzung ist in allen angeführten Stellen falsch. Endlich verlangt Amynias das für die Sachen versprochene Geld V. 1281 ἀργύριον; und endlich will er mit den Zinsen davon zufrieden seyn V. 1288. Als endlich der aufgebrachte Schuldner den Amynias fortjagt, nennt er ihn zum Spott mit einem Pferdenamen Σαμφόρα, und sagt zuletzt: ἔμελλόν ἄρα κινήσειν σ' ἐγὼ αὐτοῖς τροχοῖς τοῖς σοῖς καὶ ξυνωρίσι, d. i. sonst wollte ich dich jagen mit deinen Rädern und deinem Wagen. Also sind διφρίσκος und ξυνωρὶς hier einerley, und diese Stelle beweiset sonnenklar, daß der Gläubiger seine Räder und Wagen wieder verlangt hätte. Auch erklärt sich leicht, warum er mit dem Spottnamen Σαμφόρας belegt wird. Aber von dem allen hat Hr. B. und Hr. Harles nichts bemerkt; dargegen beschenkt Hr. H. uns mit einer Vergleichung der Stelle im Theokrit XV. 8, wo eine Frau ihren Mann ihr Handpferd (πάραορον) nennt. Nach diesem Muster kann man am besten die übrigen Bemerkungen unsers Herausgebers beurtheilen.

Beym 1704 Vers steht folgende Anmerkung: Post [illegible] in margine codicis Bavarici ab alia manu additus est versiculus; [illegible] Aber das ist kein eingeschobenes oder neuer Vers, sondern eine Glosse, die sich auf die nicht bemerkte Leseart [illegible] statt [illegible] beziehet, und Wort für Wort in dem gedruckten Scholiasten sich auch befindet.

Am armseligsten zeigt sich die Gelehrsamkeit des Herausgebers in den Anmerkungen über den Scholiasten, wo noch so wenig vorgearbeitet war. Die offenbarsten Schreib- und Druckfehler sind stehn geblieben, neue hinzugekommen, und die in dem Wuste von Scholien verborgenen Varianten sind alle unentwickelt und unerklärt geblieben. Also bleibt einem künftigen Herausgeber noch die ganze Arbeit übrig! Wir würden zu viel verlangen, wenn alle von Gelehrten vorgeschlagene Verbesserungen hätten gesammlet werden sollen, obgleich bey einem so lange aufgenommenen Plan einer neuen Ausgabe so etwas sich wohl von einem Manne von Fleiß und Talenten fordern ließ. Dagegen aber muß man es doch für unverzeihliche Nachläßigkeit erklären, wenn bey Stellen Verbesserungen angeführt, und andere ausgelassen werden, und zwar, wenn der Herausgeber die Bücher selbst und oft anführet, worinne die Verbesserungen sich befinden! Dies ist der Fall bey der Anmerkung S. 303, verglichen mit Toup Emend. I. p. 22, und Seite 304, verglichen mit Ruhnken ad Xenoph. Ernesti p. 22! Daß Hrn. H. Phraseologien über alles gehen, beweiset insonderheit seine Gleichgültigkeit und Nachläßigkeit, womit er den so schätzbaren historischen Theil der Scholien behandelt hat. So übergeht er z. B. bey S. 309 alles, was von den Arkadiern erzählt wird, führet blos aus den Scholien über den Apollonius einige Varianten an, und thut als wenn die Sachen selbst klar, oder geringfügig seyen. Heynens trefliche Abhandlung über diese ganze Stelle, im zweyten Bande der Opusc. Academ. muß dem Herausgeber ganz unbekannt geblieben seyn. So wenig ist er mit seinem Fache bekannt! Das Skolion des Simonides S. 391 wird durch Nagels beygebrachte Muthmaßung nicht verbessert; wohl aber durch die von Valkenair übern Herodot S. 459, welche Hr. Harles ausgelassen oder nicht gekannt hat. Dieser lieset ganz richtig: [illegible] Doch wir sind des Abschreibens müde; und was wir bemerkt haben, gilt

mehr

mehr, den Besitzern der neuen Ausgabe, und den Käuflustigen, als dem Herausgeber, dessen Kritik mit einem Gepräge gestempelt und von solchem Gehalt ist, daß an kein umschmelzen und umprägen zu gedenken ist. Möchte nur der Mann sich auf Chrestomathien einschränken, da jungen Leuten seine holländische Wortkrämerey vorlegen, sich und andre fleißig citiren; aber an Ausgaben von ganzen Schriftstellern sollte er sich nicht wagen, und dadurch unsre ganze humanistische Gelehrsamkeit bey Ausländern in einen so üblen Ruf bringen, als wenn der Mann, der die meisten Ausgaben von alten Schriftstellern unter den Deutschen macht, auch der gelehrteste unter ihnen sey!

Zo.

Lectiones Syro-Arabico-Samaritano-Aethiopicae. Congessit ac tabulis elementaribus ad addiscendas illas linguas necessariis, instruxit D. J. G. *Hasse*, Linguar. OO. Prof. P. O. Regiom. et Lips. sumt. Hartungi, 1788. 8. 15 halbe Bogen und 4 große Bog.

Es ist besonders für unser Zeitalter ein sehr nützliches und verdienstliches Unternehmen, durch harmonisches Studium der, im biblisch-theologischen Sinn sogenannten, morgenländischen Sprachen, dies ganze Studium zugleich leichter und auch interessanter zu machen. Wenn man, nach einer fast allgemeinen Gewohnheit, die Grundsätze der hebräischen Sprache erlernt und durch Uebung im Lesen einige Vertraulichkeit mit dieser Sprache erworben hat, alsdann ist es am besten, in einem halbjährigen harmonischen Collegio die übrigen verwandten Dialekte zusammen zu verbinden. Die auffallende Aehnlichkeit ihrer Einrichtung und ihrer Paradigmen ist anlockend für den Schüler, und die Kunde der vorausgelernten Dialekte wird dadurch jeden der folgenden erweitert. Kritik und Auslegung der Bibel gewinnt dadurch nicht allein, sondern zugleich Völker- und Kirchengeschichte. Und wenn der hebräische Codex, als Religionsbuch, in unseren Tagen so weit herunter gesetzt worden ist, daß selbst künftige Religionslehrer es der Mühe nicht mehr Werth

finden, darum so viele Zeit der Erlernung der hebräischen Sprache aufzuopfern, so muß der für Völker- und Kirchengeschichte gewiß zu hoffende Nutzen mitwirken, ein Studium zu empfehlen und zu heben, das unverschuldet zu viel Gleichgültigkeit und Verachtung erfahren hat.

In aller dieser Rücksicht darf der Verf. auf Beyfall und Dank rechnen, daß er außer seinen übrigen Bemühungen, auch durch das angezeigte Buch sich als einen Beförderer des Studiums der morgenländischen Sprachen bewiesen hat. Und die innere Einrichtung selbst, stimmt wenigstens mit der Absicht eines **Elementarbuchs** überein, bis über welche Grenzen er nicht hinausgehen wollte. **Ein Theil** ist Grammatik und besteht in vier großen Tabellen, davon eine die Buchstaben und Lesezeichen, mit den nothdürftigsten Regeln; die andere das Paradigma des Verbi perfecti, die dritte die Verba anomala und die vierte die Veränderungen des Nomens und Pronomens, auch die Verbindungen des Suffixi darstellen. Aus langer Erfahrung wissen wir, daß es für den Anfänger besser sey, nur Paradigmen vor sich zu haben und durch gar keine Grammatik sich selbst zu unterrichten, sondern alle seine Aufmerksamkeit dem mündlichen Vortrage des Lehrers zu widmen. — **Der andere Theil** ist Lesebuch oder Chrestomathie: 1) **zum Syrischen**, ein paar Stücke aus der Bibel-Uebersetzung; sechs andere Stücke aus Assemani B. O.; etwas in Versen und ein Stück ohne Punkte. Hierzu ist gleich ein Specimen des Chaldäischen Dialekts gerechnet worden, worüber aus guten Gründen in den Tabellen der grammatische Unterricht entbehrlich schien. 2) **Zum Arabischen**, ein paar Stücke aus den Sentenzen Jesu Sirach, eine Anzahl Lockmanischer Fabeln, Excerpte aus dem Koran, etliche Gedichte aus Jones de Poesi Asiatica, etwas aus Abulfeda Beschreibung von Aegypten. 3) **Zum Samaritanischen**, etliche Excerpte aus dem Pentateuch und ein Brief der Samaritaner an Job. Ludolfus nach Bruns Abdruck. 4) **Zum Aethiopischen**, einiges aus der Bibel-Uebersetzung und ein paar metrische Stücke aus Jobi Ludolfi Aethiop. Grammatik entlehnt.

Zur ersten Lektüre und für einen halbjährigen Cursus ist diese Mannichfaltigkeit genug, und wir mögen es dem Herausgeber nicht zum Vorwurfe machen, daß er für sein orientalisches

talischen Elementarbuch nicht mehr für eigene Stücke gesorgt habe. Hingegen möchten wir wohl erinnern, in Absicht der Ehre des neuen bey einer Chrestomathie dieser Art, die sich der Verf. in der Vorrede zuzueignen scheint: Seine harmonische Sammlung ist nützlich; aber nicht neu. Ihm muß nicht gegenwärtig gewesen seyn, daß der sel. Cellarius fast für alle orientalische Dialekte kurze Anweisungen und hinter diesen Chrestomathien veranstaltet; der sel. Hr. Otho aber, in seiner Palaestra LL. OO. (Frcf. 1702. 4.) eine harmonische Sammlung ganz nach derselben Idee herausgegeben und in Marburg zu seinen Vorlesungen gebraucht habe.

Ch.

Evangelium secundum Marcum Graece et Latine. Ex codicibus nunquam antea examinatis, maximam partem Mosquensibus edidit et animadversiones adiecit Christianus Fridericus Matthaei, Colleg. imperial. Ross. assessor et illustr. Collegii provincial. Misenensis rector. Accesserunt aliquot codicum specimina. Rigae, impensis Ioann. Frider. Hartknoch CIϽIϽCCLXXXVIII. S. XL. und 519. in 8.

Evangelium secundum Matthaeum Graece et Latine. — — Cum aliquot codd. speciminibus et indice codicum omnium, qui in quatuor evangeliis primo sunt adhibiti. Rigae, von dems. Verl. in dems. J. S. XXX. und 484. in 8.

Je öfterer in Deutschland Bücher angefangen werden, daran Ende nie erreicht wird, desto angenehmer ist es uns, daß der Verf. das mühsame Werk einer neuen Ausgabe des N. T. in zwölf Bänden glücklich geendiget hat. Bey dieser Ausgabe sind hundert Manuscripte, wovon die meisten zu Moskau, die übrigen zu Pultau, Dresden, Leipzig, Göt-

ringen und ist der eigenen Bibliothek des Verf. vorhanden sind, geschätzt. Der Verfasser verglich die Mscpt. mit der von Gregory 1703 Fol. zu Oxford besorgten Ausgabe, weil er in Moskau keine bessere bey der Hand hatte. Den Text, den er hat abdrücken lassen, ist nach seinem Mscpt. berichtiget. Aus den Noten, worinn er zu den Texteswörtern der Gregorischen Ausgabe seine kritischen Bemerkungen mittheilet, ersiehet man, in welchen Stellen er von dieser Ausgabe abweichet. Unmöglich können wir es so wenig, als andere Kritiker billigen, daß der Verfasser nur die von ihm collationirten Mscpt. zur Grundlage einer neuen Ausgabe gemacht hat. Gerade, als wann nur diese den Stoff zu einer besseren Ausgabe enthielten, und alle übrigen Manuscripte ihnen an Alter und Vortreflichkeit nachzusetzen wären. Wir begreifen nicht, wie ein so unkritischer Gedanke bey ihm hat entstehen können. Wie viel nützlicher würde seine Arbeit für die Kritik ausgefallen seyn, wenn er auf einen so unzulänglichen Grund keine neue Ausgabe gebaut, sondern nur blos die Excerpten, mit Mittheilung seiner Bemerkungen darüber, bekannt gemacht hätte? Von den Mscpt. müssen wir gestehen, daß sie, wenigstens in den beyden vor uns liegenden Büchern, keine Variante von Wichtigkeit, welche nicht schon vorher bekannt gewesen wäre, enthalten. Wir haben die von ihm in den Text aufgenommenen Lesarten mit ziemlicher Genauigkeit mit der Griesbachischen Ausgabe verglichen, und gefunden, daß sie entweder von Griesbach (hauptsächlich ist dieses im Matthäus der Fall) schon aufgenommen, oder doch von ihm aus andern Mscpt. angeführet sind. In den Noten unterscheidet er die Mscpt., welche den Text nach der natürlichen Ordnung ohne Scholia enthalten, von denen, welche Scholia haben oder Evangelistaria sind. Er bemerket sehr richtig, daß manche Lesart in der letztern blos aus der innern Einrichtung und Beschaffenheit der Evangelistarien entstanden sey. Bey denen, welche Scholia oder Commentarien haben, bemühet er sich den Verf. ausfindig zu machen. Viele ungedruckte Anmerkungen werden zuerst mitgetheilt. So wie der Verf. überhaupt in der Kritik nur blos die griechischen Codices gelten lassen will, alle übrige kritische Hülfsmittel als unzuverläßig und überflüßig verwirft, so hat er es oft in seinen Noten mit Origenes, Chrysostomus, und andern Kirchenvätern zu thun, und verläugnet, daß die von ihnen citirten Texteswörter nicht zu

zu einer Quelle von Varianten gemacht werden können. Bey dieser Gelegenheit kommen sehr heftige und eines Gelehrten höchst unwürdige Ausfälle auf Griesbach vor. Nicht leicht ist in den neueren Zeiten ein Gelehrter mehr mißhandelt worden, als der verdiente und bescheidene Griesbach von Matthäi. Man sehe nur die Vorrede zum Marcus. Aus Achtung für Matthäi zeichnen wir die Schimpfwörter nicht aus, womit er bald in lateinischer, bald in deutscher Sprache einen unter Theologen sehr verehrungswürdigen Namen beschmitzt hat. Wir haben die vielen Stellen, wo er ihn, wenn er auch nur eine Variante ausgelassen hat, welche nach des Verfassers Meynung hätte angeführt werden müssen, anbellt, nicht ohne Ekel lesen können. An Wiederholungen und Machtsprüchen sind die Noten auch in andern Rücksichten voll. Wir haben durch die Arbeit des Matthäi eine Menge Mscpte und Anmerkungen kennen gelernt, von denen man vorher nichts wußte. Er hat auch viele Proben von Schriftzügen seiner Codd. in Kupfer stechen lassen. Die griechische Paläographie hat auch durch seine Bemerkungen über das Alter der Codic., welche er in der Vorrede zum Marc. giebt, gewonnen. Aber die Ausbeute seiner griechischen Mscpt. des N. T. ist unbedeutend. Hebräische Mscpt. des A. T. zu conferiren, hält man anjetzt nicht mehr der Mühe werth. Wird man nicht von den griechischen Mscpt. des N. T. bald ein gleiches urtheilen?

Ag.

10) Finanz- und Handlungswissenschaft.

Allgemeine Beyträge zur Handlung, von Christian Gottlob Gründler, Kaufmann in Berlin. Erster Theil. Berlin, 1788. 112 Seiten in 8.

Die Absichten des Verfassers mögen wohl recht gut seyn; aber wir haben in dieser Schrift, sofern sie den Handel überhaupt betrift, nichts gefunden, was nicht von Büsch und Andern längst gründlicher und deutlicher auseinandergesetzt

setzt wäre. In Ansehung dessen, was er von dem Handel der preußischen Staaten insbesondere sagt, bescheidet sich der Recensent zwar wohl, daß es ihm an den genauen Kenntnissen desselben fehlt, welche dazu erfordert werden, um gründlich darüber urtheilen zu können. Indessen glaubt er doch, so viel Licht zu haben, daß er einsehen kann, die Vorschläge des Verf. seyn auch hier nicht alle der Natur der Sache und den Regeln einer weisen Staatswirthschaft angemessen.

Qm.

1) Versuch einer gründlichen Beantwortung der wichtigen Frage: Kann die Einfuhr auswärtiger Fabrikate zum innern Debit der inländischen ähnlichen Fabriken unbeschadet, erlaubt werden, und in wiefern ist eine Einschränkung darinn nöthig? Aus den Schriften bekannter Männer und deren Grundsätzen gezogen, von dem Verfasser der allgemeinen Beyträge zur Handlung. Berlin, 1788. 36 Seiten, in 8.

2) Ueber die Seidenfabriken im Brandenburgischen. Aus dem Französischen des Hrn. Fabriquendirektors Mayet. Berlin, 1788. 56 S. in 8.

Beyde kleine Schriften betreffen dieselbe Untersuchung, die in Nr. 2. nur auf einen besondern Gegenstand angewendet ist: Beyde scheinen auch dieselbe Veranlassung gehabt zu haben.

Der Verfasser von Nr. 1. verneint den ersten Theil seiner Frage, und erklärt also den Handel mit auswärtigen Fabrikaten dem Debit der innern Fabrikwaaren für schlechterdings nachtheilig: um indessen, wenigstens in Rücksicht gewisser Waaren, jenen beybehalten zu können, setzt er Einschränkungen, und Bedingungen fest, die kürzlich darinne bestehen, daß der Preiß der inländischen Fabrikwaaren, durch Aufhebung der Accise von den Lebensmitteln, möglichst erniedrigt und wohlfeil gemacht, und der Impost von den ausländischen Waaren nur mäßig angesetzt werde, um zwar immer den Ankauf

kauf derselben für den einheimischen Arbeiten zu erschweren, jedoch zu keinem Schleichhandel Anlaß zu geben. Die hier abgehandelten Sätze sind leider! sehr undeutlich und unzusammenhängend vorgetragen, und das Publikum wird sich aus diesen Blättern nicht befriedigend von einer Frage unterrichten können, deren Beantwortungen um der mancherley Gesichtspunkte willen, aus welchen sie betrachtet wurden, zeither so verschieden ausgefallen ist.

Deutlicher und mit Wärme und Eifer, legt der Verf. von Nr. 2. dar, wie schädlich der schon frey gegebene Handel mit fremden Seidenwaaren, den Brandenburgischen Seidenfabriken und durch deren Zerstörung dem Lande selbst werden müßte. Der Styl dieser Abhandlung hat mehrere Spuren der fremden Sprache, in der das Original geschrieben ist, behalten: wenigstens fehlt ihm im Deutschen viel, um geschmeidig zu seyn. Eigentlich war sie zum ersten Theil einer Schrift bestimmt, in deren zweyten Theil die Kultur des Maulbeerbaums und der Seidenraupe (Seidenwurm sagt der Uebersetzer unrichtig) in den königlichen Staaten behandelt, und im dritten Theil Mittel vorgeschlagen werden sollten, die Fabriken der Brandenburgischen Staaten zu vervollkommnen. „Allein man lies (S. 55) den Verf. fühlen, wie nothwendig die Umstände eine schleunige Bekanntmachung des ausgearbeiteten erstern Theils seiner Arbeit machten.“ Ob wir die übrigen Theile noch zu erwarten haben, ist nirgends angezeigt.

Jb.

Beyträge zur Oekonomie, Technologie, Polizey und Cameralwissenschaft, von Johann Beckmann. Eilfter Th. Göttingen, in der Vandenhöck- und Ruprechtischen Handlung, 1788. in 8. 156 S.

Enthält folgende merkwürdige Aufsätze: I. Rechtliches Bedenken über die Frage: ob der Torf überhaupt und insbesondere in der Reichsgrafschaft W. R. zu den Landesherrlichen Regalien gehöre: von Pütter. S. 1 fg. Torf ist kein Regale, da er weder auf Bergmannsart gewonnen wird, noch ehemals zu den kayserlichen Regalien, die nachher auf die Landesherrn übergegangen sind, gehört hat. — II. Tagebuch auf einer Reise von Bourdeaux, durch die mittäglichen Provinzen von

Frank-

Frankreich bis nach Lyon; von Hrn. von Wiedau. S. 14 fg. Unter manchen trivialen und allzuoft von Reisebeschreibern wiederholten Bemerkungen, finden sich hier auch viele interessante Nachrichten von Manufakturen, vom ökonomischen Zustand der durchreisten Länder u. s. w. — S. 15. Mühle mit horizontalen Rädern zu Aiguillon. Sie giebt 40000 Livres Pacht. — S. 20 fg. Königlicher Kanal bey Toulouse und dessen Wasserbehältnisse zu St. Ferrioli und Lampy. Die darinne befindliche Schleusen sind sehr bequem eingerichtet. Der Kanal erhebt sich bey Naurouze 32 Toisen, 3′ über die Garonne, und 64 T. 3′ über das mittelländische Meer, ist 61 Lieues lang, 30′ breit, und 7′ tief, und hat 102 kleine Reservoirs, 62 Corps d'Ecluse, und sechs kleine Flüsse gehn unter ihm weg, indem er auf Brücken darüber hingeleitet ist. Die Unkosten auf diesen Kanal betragen jährlich 500,000 und der reine Gewinn 400,000 Livres. — S. 34. Grünspanfabrik zu Montpellier. Hier läßt man die Platten länger zwischen den Weinbeerstengeln, als gewöhnlich angegeben wird, nämlich zusammen 10 Wochen. Daß die Wirkung darum grösser seyn kann, zweifelt Rezensent. — S. 38. Auf dem Weg von Montpellier nach Cette, fand der Verf. die quercus coccifera, wovon eine Art Galläpfel gesammelt und statt Cochenille verbraucht, auch von Marseille aus nach der Levante verführet wird; ingleichen spartium junceum, das wie Hanf, zu Stricken, Segeltuch und sogar zu Leinewand verarbeitet wird. Auch bemerkte er Krappbau. Die Beschreibung desselben zeigt aber, daß er nicht besser, als der übrige französische Krapp behandelt, d. i. viel zu früh, schon im ersten Jahr ausgegraben wird. — S. 39. Berühmte große Tobaksfabrik zu Cette, welche täglich 450 Personen beschäftigt. — S. 43. Zwischen Cette und Nimes brennt der Landmann, aus Mangel andrer Fütterung, getrockneten Viehmist, der mit großer Sorgfalt aufgesammelt wird. Im Ernst kann aber wohl der Verf. nicht verlangen, den Pferden und Eseln Körbe hintenan zu binden, um die Zeit des Sammelns zu ersparen. — S. 56. Schilderung der Provence, die gegen die enthusiastischen Deklamationen anderer Reisenden sehr interessirt. Bey den freywillig vom Land hervorgebrachten Feigen und Orangenfrüchten, welche die Reisenden gewöhnlich mit dem Lande so zufrieden machten, muß, wie der Verf. behauptet, der Landmann hungern. — S.

— S. 60 fg. Unreinlichkeit zu Marseille, die aufs höchste steigt, und schlechter Zustand der Polizey. — S. 65. Zu Marseille sind 42 Seifensiedereyen, welche 8 Monate lang 1000 Arbeiter beschäftigen, und ohngefähr für 18 Millionen Livres Seife liefern, 20000 Fässer Oel und eben so viel Centner Pottasche verbrauchen. — Wachsbleicherey des Hrn. Pascal, welche die größte und wichtigste in ganz Frankreich seyn soll. Die Bleichtafeln waren aus Ziegelsteinen gemauert, 60 Fuß lang, 7 breit, und 2½ hoch, mit einem Rand versehn, etwas abhängig nach einer Seite, um den Abfluß des Regenwassers durch die an dieser Seite angebrachten Löcher zu befördern. — S. 68. La fabrique des bonnets de turquie. Die dem Hrn. Rossel gehörige Manufaktur dieser Art beschäftigt tausend Arbeiter außer dem Hause, und 192 im Hause, daher er 2000 Livres wöchentlich auszuzahlen hat. (Dieser Aufwand steht mit der Zahl der Arbeiter im offenbaren Mißverhältniß, wie auch der Herausgeber bemerkt hat. Leider findet man mehrere solche Angaben, wo man zu zweifeln veranlaßt wird, und die auch zum Theil durch Druckfehler sich eingeschlichen haben mögen, wie z. B. auch S. 53 und 54. zweymal Vaucluse st. Valcluse steht.) Diese Mützen werden aus spanischer Wolle gestrickt, alsdenn mit Oel 2 und 2 gewalkt, wodurch sie das Ansehn eines gefilzten Tuchs bekommen, dann mit Kermes gefärbt, und an der Spitze mit einer kleinen schwarzen Quaste versehn. — S. 72. Corallenfabrik. — S. 80. Glücklicher Zustand des Staats von Avignon. Die Einwohner sind von allen Abgaben frey; nur sind sie verbunden, das nöthige Salz vom König von Frankreich zu nehmen, welches ihnen aber derselbe vielmahl wohlfeiler, als seinen Unterthanen überläßt. Uebrigens bezahlt der König jährlich 230000 Livres dem Pabst, damit seine Unterthanen keinen Tobak bauen, hat aber Messagerien, den Verkauf der Spiel-Karten und der gemalten Leinwande sich vorbehalten. — III. Balanz der Kosten und des Ertrags zwischen Krapp und Getraydebau; S. 83. von Hertze. Etwas mehr als die Rubrik sagt, nämlich auch einige Anmerkungen über den Krappbau selbst. — VI. Vom Land Hadeln, vom politischen Zustand desselben, und von der dortigen Landwirthschaft. S. 113. Hier finden wir das nur mehr ausgearbeitete Gegenstück zu der Schilderung der Einwohner von Avignon; ein Volk in Deutschland,

das

dadurch Freyheit von Abgaben; durch Blüthe seiner Gewerbe und Wohlstand auf gleiche Art sich von seinen Nachbarn unterscheidet. VII. Traubentabelle oder Bestimmung der vornehmsten Arten des Weinstocks; von Walter. S. 143. Sie ist mit vielem Fleiß ausgearbeitet, und wird fortgesetzt.

Jb.

---

11) Vermischte Schriften.

Unumstößlicher Beweis, daß die Aufklärer Atheisten sind. Frkf. u. Leipz. 1788. 102 S. in 8.

Schon der Titel läßt die Ironie durchscheinen. Das Ganze ist ein Dialog zwischen dem Verf., einer Frau von ** und einem Hofrath. Dieser letztere ist ein erklärter Feind aller Neuerungen, ein Mann voll der krassesten Religionsbegriffe, und einem blinden Verdammungsgeist. Der Verf. und seine Freundin brauchen die Vorsicht, die man gegen Leute dieser Art so sehr nöthig hat, sie widersprechen ihm nicht gerade zu, allein durch ihre Zweifel Bedenklichkeiten und Dilemmen bringen sie den gedankenlosen Eiferer dahin, daß er um eine Absurdität, die er behauptet hat, zu unterstützen, zehn neue behaupten muß. Seine Schlüsse laufen in einem ewigen Zirkel, er verwickelt sich in die plumpsten Widersprüche, ohne daß er es merkt, oder zu dem geringsten Zweifel gegen die Richtigkeit seiner Sätze gebracht wird. Er beschließt die Unterredung mit der Versicherung, die Aufklärer wären die ärgsten, schändlichsten, abscheulichsten Bösewichter, die sich an der Menschheit, an Gott und den Priestern versündigten: sie wären Atheisten, Pharisäer, Gotteslägner, Staatsverbrecher und Feinde der Menschheit. — Leider giebt es Personen von solchen düstern Ideen, und solchen lieblosen Gesinnungen in Menge — allein, wozu ihre Schilderung? Wäre die Ausführung geistvoller und anziehender, so hätte es für diejenigen, die mit dem Verf. überein denken, hierdurch einigen Reiz gewinnen können, so aber, wie es da steht, ist es nichts, als ein mittelmäßiges Portrait eines widerlichen Gesichts.

Nw.

Ueber

Ueber Kunstrichter und Kritikanten, von Johann Michael Affsprung. Ulm 1789, in der Wohlerschen Buchhandlung, 101 S. in 8.

Hr. Affsprung hat verschiedene Tractate und Tractätchen, (auch sogar einmal eine Ode) geschrieben, welche nun eben nicht zu den schlechtesten gehören, aber gerade auch nicht zu den Meisterstücken. In allen diesen bemerkt man eine gewisse Derbheit, ein gewisses Hervordrängen, welches zu sagen scheint: Merkt auf! da bin ich Johann Michael Affsprung, und damit scheint Hr. A. auch zu verlangen, man soll aufmerken, wenn er redet; denn er setzt voraus, es ist sehr wichtig, was er sagt.

Wie es nun so in der gelehrten Welt gehet, die Vielen thun nicht immer, was Einer haben will. Einer hört gar nicht auf das, was Johann Michael Affsprung sagt, sondern auf andere Dinge; ein Anderer hört es, findet es nicht gar sonderlich; oder ein Anderer findet es der Mühe nicht werth; oder ein Anderer vergißt, daß er gehört hat, was Johann Michael Affsprung sagt. — Das muß nun Hr. A. alles mit ansehen, und wundert ihn. Nicht als ob es ihn etwa verdrösse; denn er versichert zwar selbst in der Zueignungsschrift, er sey fast zu gleichgültig gegen Ruhm und Ehre; aber es wundert ihn denn doch, und der gute Mann sieht nicht, daß es hundert und tausend andern Schriftstellern so geht, die eben so gut sind wie er, und einigen vielleicht auch, die noch besser sind.

Indessen will er hier der Welt zu erkennen geben, daß es ihm so geht. Er hat Bemerkungen über des verstorbenen Königs von Preußen Abhandlung de la litterature allemande geschrieben; die haben, wie er berichtet, die meisten gelehrten Zeitungen gar nicht angezeigt. Er hat eine Ode an die Appenzeller geschrieben, davon ist irgendwo gesagt worden, die Appenzeller werden sie nicht lesen, und was er über die Appenzeller geschrieben hat, hat nicht ganz allgemeinen Beyfall gehabt. Dieß giebt ihm zu Protestationen Gelegenheit. Ein Recensent in der A. d. B. hat von Hrn. A. Anrede an seine ehemaligen

Mitbürger eine günstige Anzeige gemacht, und äußert dabey, daß sich Hr. A. einen Bürger von Ulm nenne, möge er wohl zur Nachahmung des Rousseau Citoyen de Geneve gethan haben; das will Hr. A. nicht auf sich sitzen lassen. Hr. A. hat des Isokrates Abhandlung an den Nicocles übersetzt, davon hat ein anderer Verf. in der A. d. B. gesagt, Hr. A. habe das Original nicht verstanden, darüber wird Hr. A. fast ungehalten, und sagt: „Ich hätte den Schriftsteller, den ich übersetzen wollte, „nicht verstanden? dazu fehlte mir die Hundsstirne eines solchen Kritikanten!“ (Wenn wirklich Hr. A. das Griechische des Isokrates nicht verstand, so muß es seine Schuld seyn, denn er wirft auch in dieser Schrift mit allerhand griechischen Brocken um sich, und muß also wohl viel Griechisch lesen!) Ein Anderer hat über ein Rügegericht (welches, wie es scheint, auch wider Recensenten gerichtet war) das Hr. A. 1786 herausgab, allerley gesagt, was Hrn. A. nicht gefällt, darüber heißt er „Ein „homuncio, der mit eben so wenig Sach- als Selbst„kenntniß in den Tag hineinschwatzt!“ Aus welchem allem wohl allerdings deutlich erhellt, daß Hrn. A. seine Schriften besser gefallen, als manchen Recensenten, ja vielleicht als manchen Lesern, die nicht Recensenten sind. So geht es vielen Autoren mit ihren Schriften.

Es ist sonderbar wie Hr. A. in Recensionen belesen ist, denn er citirt aus mancherley Journalen von vielen Jahren her. Dieß ist sonderbar, da er doch versichert, daß er gegen den Ruhm, der von den papiernen Thronen der Recensenten herab ertheilt wird, fast zu gleichgültig ist. Vielleicht ist er noch nicht gleichgültig genug. Denn noch gleichgültiger wär er gewiß, wenn er sie nicht läse, oder sie gleich vergäße nachdem er sie gelesen hat. Dieß geschieht ja vielen Schriften, warum nicht auch den Recensionen. Der Rec. bekennt gern auch, nicht alle von Hrn. A. Schriften gelesen zu haben.

So viel sich aber Rec. von Hrn. A. Schriften erinnert, so ist er darinn immer mit Monarchen und Aristokraten sehr unzufrieden. Es ist bey ihm kein Heil als in einer Demokratie. Und dennoch, wenn sich Rec. nicht sehr irrt, so schickte sich Hr. A. besser zum König oder Aristo-

kraten

staaten als zum Bürger einer Demokratie. Wo Hr. A. ist, da will er bemerkt seyn; wo man nicht siehet, daß er da ist, gefällt er sich nicht. Zu seinen unmaßgeblichen Rathschlägen, die er vor einigen Jahren E. E. Rath in Ulm gab, und da ein E. E. Rath glaubte, sich selbst und der guten Stadt Ulm, ohne Hrn. Affsprung rathen zu können, seine Vaterstadt verließ, schien so etwas hervorzuleuchten. Nun pflegt in democratischen Staaten jemand, der sich hervordrängen und seinen Mitbürgern Rath geben will, ohne daß er der Gemeine schon Dienste geleistet hat, wodurch er das Vertrauen seiner Landsleute verdient, selten mit guten Augen angesehen zu werden. In einer Demokratie, wo jeder auf sein Ich sich stützt, pflegt der nicht willkommen zu seyn, der sein Ich mehr hervordrängen will, als es von selbst hervorkommt. Hr. Affsprung hat sich in einer Landsgemeinde in Appenzell sehr wohl gefallen. Der Rec. befürchtet aber, wenn Hr. A. ein Appenzeller wäre, und änderte seine selbstische gar unpopuläre Gemüthsart nicht, so möchte er von seinen lieben Mitbürgern an der Landgemeine zuweilen etwelche unsanfte Stöße bekommen, wenigstens nicht leicht zum Landammann erwählt werden, sondern glücklich genug seyn, wenn er nur unbemerkt unter dem Haufen bliebe. Dies scheint wenigstens in der gelehrten Democratie sein Schicksal zu seyn.

H. A. hat in dieser Schrift wirklich sehr viel mit seinem lieben Ich zu thun, und hat darin viel griechische, auch nicht wenig englische und italiänische Stellen angeführt, welches schon für seine Sprachkenntniß einige Ehrfurcht zuwege bringen kann. Dem Rec. sey es erlaubt, noch eine französische Sentenz hinzuzufügen: Que de bruit pour une omelette!

Zu-

Abalforaddin der Weise. Eine Sammlung neuer morgenländischen Erzählungen. Frankfurt und Leipzig 1788, 107 S. 8.

Reine Moral im gefälligen Gewande der erwachsenen Jugend beyderley Geschlechts vorzutragen, und durch

 ange-

angenehme Unterhaltung den Unterricht des Sittenlehrers mitzutheilen, ist der Zweck dieser morgenländischen Erzählungen. Abalforaddin ist, der Dichtung zufolge, der Name eines ehrwürdigen Derwisches (muhamedanischen Mönchs) aus der persischen Provinz Kusistan, der seine Jugend den Studien und sein Alter der Wohlthätigkeit geweihet hatte. Er pflegte seinen Zöglingen moralische Geschichten zu erzählen, deren fünf hier gesammlet sind, und in vieler Rücksicht Unterhaltung und Unterricht gewähren. Die zwar sonst bekannten und hundertmal gepredigten Bemerkungen, z. E. Rechtschaffenheit siegt am Ende, Falschheit stürzt sich selbst in die Grube, Unfälle des Lebens sind heilsame Lehrmeister, nicht Ruhe und Betrachtung sondern nützliche Geschäftigkeit ist Tugend ꝛc. werden hier auf eine sinnliche Weise, im orientalischen Gewande sehr unterhaltend dramatisirt. Nur eins können wir nicht billigen, daß der Verf. in die erste Geschichte so viel Zaubereyen einwebt. Mit dem bißchen gesunden Menschenverstande ist es eine so delikate Sache, daß kein Rechtschaffener Anlaß geben sollte, ihn zu verrücken. Wunderglaube und Hexengeschichten aber, wie sie in dem ersten Stücke (die folgenden vier sind frey davon) vorkommen, verwirren ihn durchaus. Weil wir am Verfasser Erfindungs- und Erzählungstalent gewahr werden, und gutes Herz vermuthen, so rathen wir ihm, wenn er, wie es (aus S. 16) scheint, mehr liefern wollte, dergleichen Flekken zu vermeiden. Auch sind die Ausdrücke, herzgut, Essenspeisen u. d. m. so beschaffen, daß der Schriftsteller, der Affektation vermeidet, und auf Korrektheit Anspruch machen will, sich deren billig enthält.

Ad.

Das goldene Wort, oder der wahre Weg zur menschlichen Glückseeligkeit. Ein Taschenbuch für Philosophen und Christen. Wien, bey Wucherer 1788, S. 76 in gr. 12.

Dieses Taschenbuch sollte theils die besten praktischen Lebensregeln kurz und im populären Vortrage enthalten,

halten, theils sollte es zeigen, daß Philosophie mit dem reinen Christenthum in keinem Widerspruche stehe; deshalb wurde jede Lehre, deren man hier 61 findet, mit 1, 2, oder 3 Sprüchen aus der heiligen Schrift unterstützt. Wenn dergleichen Sammlungen mit Auswahl, Ordnung, Bestimmtheit und gefäliger Darstellung gemacht würden: so wäre allerdings manches Gute davon zu erwarten. Rec. kann aber diese billig verlangten Eigenschaften hier durchaus nicht rühmen. Viele Sätze sind trivial und im armseligsten Katechismuskleide aufgestellt, so daß sie aus psychologischen Gründen auf den Leser nur wenig Eindruck machen können. Wenn sich sententiöse Moralen nicht durch lebhafte Bilder und auffallende Anschauung auszeichnen: so liest man sie so, wie das gemeine Publikum die Sonntagspredigt anhört. Sie geht zu einem Ohr hinein und zum andern heraus, ohne den festen Entschluß des Besserwerdens zu bewirken. — Der Vorredner gesteht selbst, daß er dieses Werkchen aus dem Schutte der Vergessenheit hervorgezogen, und nur in einer andern Tracht dargestellt habe. Man siehts ihm an; auch ist im alten Schutte selten etwas Gutes zu finden. Wegen der sonderbaren Klassifikation der Leser in Philosophen und Christen verliert Rec. kein Wort, denn wenn das eine den Denker bezeichnet, so müßte das andere Dummkopf heissen; und dann dürfte es keine denkende Christen geben. Daß der Sammler nichts dabey dachte, sieht man auch daher, weil alle biblische Stellen einzig und allein aus den Sprüchen Salomons und Sirachs entlehnt sind; deshalb er lieber Juden statt Christen hätte sagen können. Bey alle dem passen die biblischen Stellen nicht einmal zur aufgestellten sogenannten philosophischen Moral; so ist z. E. S. 35 der deutsche Spötter etwas ganz anders als der hebräische. Eben so wenig sind die Parallelen S. 40, 46, 58, 64 ꝛc. treffend. Die meisten Denksprüche von S. 66 an, sind nur wenig denkwürdig, und das goldene A B C verdient allenfalls einen Platz in einem alten Gesangbuche. Viele Beugungen und Wortfälle sind undeutsch. Z. E. er fallt, die Ohrenbläser, die Freund ꝛc. st. fällt, Ohrenbläser, Freunde ꝛc. Indessen freute sich Rec. über die durchaus herrschende Empfehlung der

„ben, durch deutliche Entwickelung der nöthigen Begriffe „aufzudecken.“ Da der Verf. unter diesen Protestanten, wie er S. 1 selbst sagt, Gelehrte versteht, deren Schriften einen hohen Grad von Aufklärung und Cultur zu erkennen geben, so begreifen wir nicht, wie er diese Eigenschaften mit Religionshaß, der immer nur eine Leidenschaft roher, ungebildeter und unwissender Menschen ist, vereinigen will. Aber freilich läßt sich leicht alles hinschreiben, wenn man sich nirgend der Mühe des Beweises unterzieht. Wäre der Verf. im Stande, die ganze Sache mit kaltem Blute und unpartheyischen Augen zu betrachten, so würde er finden, wie wenig wahrscheinlich es sey, daß bey der jetzigen Lage der Sachen, in den Köpfen und Herzen der Protestanten Religionshaß gegen die Katholiken entstanden sey; er würde finden, daß alles, was er aus diesem vorgeblichen Religionshaß herleitet, aus einer ganz andern und höchst reinen Quelle entspringe. Ueberzeugt und durchdrungen von den unendlichen und unschätzbaren Vortheilen, die die Reformation dem menschlichen Geiste verschaft hat, sahen mehrere aufgeklärte und mit dem Lauf der Dinge bekannte protestantische Gelehrte aus verschiedenen auffallenden Kennzeichen, daß wir Protestanten Gefahr liefen, theils durch Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit von unserer Seite, theils durch die Natur und Verfassung der katholischen Religion, die sich für unfehlbar hält, und sich durch alle Mittel fortzupflanzen sucht, besonders durch die, so wie vorzeiten immer auch noch jetzt fortdauernden hinterlistigen und weit ausgeholten Entwürfe der Erbfeinde aller Aufklärung, die immer noch thätigen Jesuiten und ihres Anhangs, viele, wo nicht alle unserer so theuer erworbenen Vorzüge einzubüßen. Und was noch bedenklicher schien, als diese Umstände, selbst protestantische Gelehrte und Geistliche, Männer von ausgebreitetem Ruf und Einfluß auf die Denkungsart eines großen Theils des Publikums, fingen an, eine Sprache zu führen, und Aeußerungen zu thun, bey denen wohlmeynende Protestanten, die im Stande waren, die ganze Lage der Sache zu übersehen, unmöglich stille schweigen konnten. Jene Männer suchten die Welt zu überreden, der Geist der römischen

schen Kirche habe sich in unsern Tagen ganz geändert, im Wesentlichen wäre zwischen beyden Confeßionen jezt nur noch ein geringer Unterschied, einige empfahlen sogar protestantischen Lesern katholische Erbauungsbücher. — —

Hier traten nun zum Glück andere Männer von Gewicht, voll Freymüthigkeit, Wahrheitsliebe und edlem Enthusiasmus für die grossen Geschenke des Himmels, Aufklärung und Denkfreyheit, als die wahren Stützen menschlicher Glückseeligkeit auf, weckten die Schlaftrunkenen aus ihrem Schlummer. Sie gaben die unwiderleglichsten Beweise, daß der Geist des Katholizismus noch eben derselbe sey, der er von Anfang gewesen, und daß man jezt immer noch Ursach habe, auf der Huth zu seyn, und die so lang ungebrauchten Waffen nicht ganz einrosten zu lassen.

Ist das Religionshaß? Haben diese protestantischen Gelehrten je nach dem Beyspiel der katholischen Geistlichkeit, ihren Brüdern gerathen, die Katholicken zu hassen, zu verfolgen und zu tödten, haben sie je die unmenschliche Sprache eines Paul Windeck geführt: *Lutherani mortis supplicio exterminandi, interficiendi, propulsandi, reprimendi, delendi, ustionibus et sectionibus exscindendi, tollendi, explodendi, viriliter exstirpandi, trucidandi, internecione delendi!!!* Nein, gewiß nie, sondern alles, was sie thaten, war, daß sie die katholische Religion und den Geist ihrer Hierarchie in ihrem wahren Lichte darstellten, daß sie behaupteten, die katholische Hierarchie, behaupte noch immer ihre von ihr nie veränderte Grundsätze und daß sie daher ihre Glaubensgenossen blos für allzugroßer Sicherheit warnten. Das ist Patriotismus, nicht Religionshaß. Aber weiter!

„Der Lieblingskniff der neuesten gelehrten Akatho-
„liken ist, den ehrwürdigen Katholizismus an den noch
„glimmenden Exjesuitismus oder Jesuitismus anzuschlies-
„sen, und so an der Kritik des Erstern ihren ganzen Witz
„zu erschöpfen. Allein wenn diese Meynung einigen Grund
„haben sollte, so müßten entweder unsere Religionsgrund-
„sätze die nämlichen seyn, als der Jesuiten ihre, oder un-
„sere ganze Kirchenverfassung müßte mit dem Jesuitenor-

„den verflochten seyn.“ Und ist sie das etwa nicht? wie ganz anders und bestimmter würde sich der Verf. in diesen Zeilen ausgedrückt haben, wenn es ihm wirklich um deutliche Entwickelung der Begriffe zu thun wäre. Was versteht er unter „ehrwürdigen Katholizismus?“ Hat der Setzer Recht, wenn er ihn in der Note als, ein von päbstlichen Grundsätzen völlig abgesondertes, reines Christenthum“ definirt? Allerdings könnte ein solcher Katholizismus sehr ehrwürdig seyn, aber wenn er denn immer noch Katholizismus oder allgemeines, allgemein zu verpflanzendes Christenthum seyn wollte, wäre er doch noch wohl immer sehr einseitig. Wo ist wahres reines Christenthum zu finden? Unter einzelnen Gliedern vielleicht, gewiß aber wohl kaum unter dem größern Theil, am allerwenigsten aber unter den Jesuiten und Mönchen der katholischen Kirche. Diese predigen nie Christenthum, sondern Pabstthum. Die Katholiken, welche dem Pabste am meisten nehmen, gestehen doch dem Pabste das Recht zu, Primas der Kirche zu seyn, und als solcher über die Reinigkeit der katholischen Lehre zu wachen. Diese Reinigkeit können Protestanten ohnmöglich reines Christenthum nennen. Wo hat es denn der Verfasser her, daß die Religionsgrundsätze der katholischen Kirche von den der Jesuiten unterschieden wären? Sind die Jesuiten etwa keine Katholicken? Im Gegentheil dieser Titel gebührt ihnen par excellence und sie selbst haben sich auch von jeher nicht wenig darauf zu gute gethan. Ueberdieß begreifen wir gar nicht, wie der Verf. behaupten kann, daß alle neuere Schilderungen des Katholizismus eigentlich nur den Jesuitismus träfen? Eine Menge der wesentlichsten und schädlichsten Irrthümer und Misbräuche waren schon lange in den Religionsbegriff der päbstlichen Kirche übergegangen, ehe noch von Jesuiten die Rede war. Freylich haben diese nichts gethan, sie abzustellen, sondern sie vielmehr erweitert, vermehrt, verfeinert und zum Verderben des gesunden Menschenverstandes und der Menschenglückseeligkeit in ein förmliches System gebracht.

„Zudem sind ja die Maximen dieses Ordens, sobald „sie mit Gewißheit entdeckt worden sind, einhellig ver„dammet.“ (Kann man sich eine sinnlosere Behauptung

denken

denken? wo? wie? und wann? wäre denn das geschehen? Ist die Maxime der Jesuiten, sich unter die Ketzer zu schleichen, um sie zur unfehlbaren Kirche zurückzuführen, worüber ihnen die Päbste besondere Privilegien gaben, etwa auch verdammt?) „und diese fürch„terliche Gesellschaft ist förmlich und feyerlich aufge„hoben worden." (Kann sie deswegen im Finstern ihr Werk nicht mit doppelter Sicherheit treiben. Was hat sie mehr verloren, als den Namen. Vielleicht mehr Gewinn als Verlust!) „mithin kann diese Sekte, die zwar „in unsern Busen aufwuchs" (und nur da aufwachsen konnte) „aber noch bey Zeiten unterdrückt wurde" (Wollte Gott, das wäre wahr! Aber denn hätte es nicht erst 1773, sondern bereits 1540 geschehen müssen) „unserer „Religion eben so wenig zum Vorwurf gereichen, als der „protestantischen ihre zahlreichen schwärmerischen Brüder„schaften." 1) Ist der Ausdruck zahlreich einer von den belobten des Verf. die er auf gut Glück aus der Luft greift, und dann 2) nenne er uns doch eine protestantische Brüderschaft, die sich unstreitig so vielen und so verderblichen politischen und religiösen Einfluß zu verschaffen gewußt oder auch nur gesucht hätte, als die Gesellschaft der Jesuiten!

„Obgleich der Pabst immer unser erster Bischof ist, „so hat doch Er für sich weder die Macht, Glaubensar„tickel festzusetzen, noch unserer Kirche Gesetze vorzuschrei„ben." — Ei! Ei! Sehr viele Katholiken denken ganz anders! Wenn es doch dem Verf. gefallen hätte zu bestimmen, worauf sich die Vorrechte des Bischofs zu Rom über alle andere Bischöfe gründeten? Freilich haben diese letztern nach und nach, theils der List theils der Gewalt nachgegeben, und diese Oberherrschaft anerkannt, allein gilt in der alleinseeligmachenden Kirche auch Erschleichung und Usurpation? Eben so hat freilich der Pabst das Recht nicht, Glaubensarticel festzusetzen und der Kirche Gesetze vorzuschreiben, allein er hat es doch nunmehr lange Jahrhunderte hindurch, ohne wirksamen Widerspruch zu finden, in seiner Kirche ausgeübt, und die meisten Glaubensartickel derselben sind ja erweislich nur Vorschriften der Päbste nicht Christi, und so folgt aus des Verf. eige-

nen

nen Worten, daß die katholische Religion nicht die reine unverfälschte Lehre Jesu seyn könne."

„Dies erhellet aus den Kirchenverfassungen der ka-„tholischen Bischöfe in Holland, in Frankreich, in ver-„schiedenen Staaten Italiens, und besonders im Toska-„nischen, aus den neuesten Kircheneinrichtungen in Oe-„sterreich und dem deutschen Reiche u. s. w." Welch eine Folgerung! Was beweisen einzelne Ausnahmen? Und von was für einer Art sind überdieß diese Ausnahmen! In wie viel wesentlichen Stücken haben sich denn die Bischöfe in den österreichischen Niederlanden (denn das will der Verf. hier doch wohl mit Holland sagen?) und Frankreich von der Herrschaft des Pabstes frey gemacht? Sagt nicht selbst ein Mitglied des französischen Clerus, ein Doctor Theologiae von den Libertatibus ecclesiae gallicanae, „Cette liberté *ne repugne point à la dignité* „*du S. Siege*, et n'empêche point que l'Eglise gal-„licane ne soit *parfaitement soumise à l'Eglise Romaine*? Haben sie aber etwa mit jenem Schatten von Freyheit zugleich den Geist der Hierarchie, den Geist der Ausbreitung der Kirche abgelegt, trotzen sie nicht eben so auf ihre usurpirten Vorrechte, sind sie weniger intolerant, weniger widerspenstig gegen ihre gesetzmäßige Obrigkeit? Der Verf. muß nichts, nicht einmal die Zeitungen lesen, sonst würde er wissen, wie lächerlich es sey, sich auf die französische und niederländische, als eine aufgeklärte Geistlichkeit zu berufen. Macht man auch in einigen italiänischen Staaten schwache Schritte zur Aufklärung, fängt auch gleich das Ansehen des Pabstes an, hier und da zu fallen, so wächst dafür an andern Orten dieses Landes Blindheit und Aberglauben desto schneller. Ward nicht noch vor kurzem in Parma die Inquisition von neuem eingeführt? Was die schwachen Bemühungen des Bischofs von Pistoja den Einfluß des Pabstes nur in etwas zu hemmen, durch die Kabalen der übrigen Bischöfe für einen Erfolg gehabt, ist hinlänglich bekannt. Man lese doch nur in den Göttingischen Zeitungen den Auszug der Akten dieses Synodus. Daß die Jesuiten thätig dazu mitwirkten ist außer Zweifel. Eben so weiß man, was für Hinder-

nisse

[illegible], der Vollstreckung der kaiserlichen Toleranzedikte in seinen Erblanden, vorzüglich in den Weg gelegt werden.

„Da, wie ein jeder eingestehen muß, die Jesuiten, um „ihren Zweck zu erreichen, im Verborgnen miniren müs„sen, so ist dieses ein offenbares Zeichen, daß der Geist „ihrer auf Sultanismus hinauslaufenden Unternehmun„gen dem Geist unserer reinen Lehre schnurstracks entge„gengesetzet ist.“ — Was für ein Schluß! Sind es etwan die Jesuiten allein, die im Verborgenen miniren. Ueberdem ist die Dunkelheit, in der sie wirken und thätig sind, nicht Zwang, sondern von jeher eigene kluge Wahl. Wie dieser schädliche Orden gestiftet wurde, waren die Köpfe der Menschen, wenn gleich nicht von der religiösen doch von der politischen Seite betrachtet, schon so hell worden, daß die meisten gewaltthätigen Mittel, deren sich der päbstliche Stuhl sonst mit so gutem Erfolg bedient hatte, jetzt wenigstens nicht ihre volle Wirkung thun wollten: sie ergriffen also das Geheimniß, und man weiß nur zu gut, wie sehr es ihnen auf diesem Wege geglückt hat. — Wenn sich der Verf. doch bestimmt erklärt hätte, was er unter reiner katholischer Lehre versteht. Soll es mit alleinseligmachender, unfehlbarer gleichbedeutend seyn? Soll es die Lehre des tridentinischen Conciliums seyn, oder eine Lehre, wie der Verf. sie sich einbildet? Wo ist denn die reine katholische Lehre? doch gewiß die, zu deren Bewachung der Pabst bestellt ist.

„Selbst der Buchhändler Friedrich Nikolai in Ber„lin, den sonst das gelehrte Publikum, und meine schrift„stellerische Wenigkeit als einen der aufgeklärtesten Phi„losophen, und ehemaligen würdigen Freund der seeligen „Herrn G. E. Leßing und Moses Mendelssohn ver„ehrt, hat sich von seinen Jugendvorurtheilen und dem „eingesogenen Religionshaß noch nicht erholet, und „möchte unsere ganze Kirche nur gar zu gern wegen eini„gen ihrer mächtigen Mitglieder, die sich unter der Lei„tung der Jesuiten aufgeklärtes Denken in der Religion „zu untergraben bemühen sollen, und deren wahre An„sichten er nicht einmal in einiges Licht zu setzen vermag, „verdächtig machen. Und dem Gesichtspunkt, worinn er, „um unsere Kirche und die Verbesserung der Sitten wirk-

„lich

„lich verdiente Männer, als den Herrn Pensionaire und
„Zeitungsschreiber Babo in München, verschiedene bam-
„bergische Professoren, und selbst den liebenswürdigsten
„aufgeklärtesten Franz Ludewig Fürstbischoffen von
„Würzburg und Bamberg u. s. w. zu stellen suchen,
„ist in der That grundfalsch, und einem denkenden Man-
„ne, der nicht gleich nach äußerlichen, scheinbaren Um-
„ständen zu urtheilen gewöhnt ist, unverzeihlich." —
Welch ein Gewebe von Widersprüchen, Unwahrheiten,
Verdrehungen und Verläumdungen! Wer wird in diesem
Portrait den Mann erkennen, der, als einer der ersten
und eifrigsten Vertheidiger der Toleranz in Deutschland,
deshalb von den Götzen und Consorten verdammt und ver-
lästert wurde? Jugendvorurtheile, eingewurzelter Re-
ligionshaß? Wie wenig muß der Verf. die Protestanten
kennen. Wer kann von Hrn. N. Religionshaß vermu-
then? In welcher von seinen Schriften läge der Grund
zu solcher Vermuthung? Eher würde uns der Vorwurf
einer allzu übertriebenen Sorglosigkeit und Sicherheit tref-
fen. Welch ein Widerspruch ist es ferner, einen Mann
den aufgeklärtesten Philosophen zu nennen, und doch
ihm Schuld zu geben, er könne sich von Jugendvorurtheilen
und Religionshaß nicht losmachen! welches Jugendvor-
theil könnte Hr. N. haben? etwa das die katholische Kirche
unfehlbar und alleinseeligmachend sey. Will sie das
nicht seyn? — daß diese unfehlbare und alleinseeligma-
chende Kirche beständig darauf ausgegangen ist alle Ketzer
an sich zu ziehen, und sie vermeintlich seelig zu machen.
Ist dies nicht wahr? Was ist das für ein Gesichtspunkt,
in den Hr. N. den Fürstbischoff von Bamberg und Würz-
burg zu setzen sucht? Ein grundfalscher, unverzeihli-
cher Gesichtspunkt? Unverschämte Lüge! Wo ist das ge-
schrieben? Ehe der Verf. dies genau und klar bestimmt und
erwiesen hat, verdient er mit allem Recht den Titel eines
Verläumders! — Man lese wie Hr. Nicolai von diesem
Fürsten mit Ehrfurcht und Billigkeit spricht. (In seiner
Rb. I. Bd. 3te Auflage S. 133.)

„Doch sogar auf in aller Rücksicht rechtschaffene Pro-
„testanten, die ihren eingewurzelten Religonshaß mit phi-
„losophischer Ueberzeugung abgelegt haben, und mit war-

„men

„men sanftmüthigen Herzen das Gute aller christlichen Par„theyen umfangen und zu unterstützen suchen, und beson„ders die Göttlichkeit des Katholizismus nicht verken„nen können, erstrecken sich seine so strenge, als unge„rechte Inquisitionen; und wirklich in unserm verfeiner„ten und polizirten Jahrzehend von einem solchen Manne, „unerhört und schauerlich ist die Art von Benehmen, „die er sich gegen den engelreinen und enthusiastischen „Freund alles Wahren und Guten den Hrn. Johann „Kasper Lavater, Stadtpfarrer an der St. Peterskir„in Zürch, gegen den berühmten Hrn. v. Murr in Nürn„berg und andere erlaubet, und unerklärbar ist, was „unversöhnlicher Religionshaß aus dem sonst so edel„denkenden Nikolai gemacht hat.“ Weiß der Verf. auch, was er daher schwatzt? Will er scherzen, so ist der Scherz sehr fade, will er ernsthaft reden, so redet er sehr ungereimt. Lavater und Murr! Protestanten, die die Göttlichkeit des Katholizismus nicht verkennen können! Kann man im hitzigen Fieber die Begriffe mehr durcheinander werfen! Doch nein, das ist ein beliebter Kunstgriff aller blinden Verfechter des Katholizismus, daß sie dem großen Haufen einzubilden suchen, vernünftige Protestanten wären durchaus von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt, unterließen aber nur theils aus Furchtsamkeit, theils aus andern politischen Gründen und Rücksichten in den Schoos der Mutterkirche zurückzukehren. So plump dieser Kniff ist, so thut er doch seine Wirkung. Der Ausdruck Inquisition ist eine kindische Retorsion, worüber schon der Setzer den Verf. zurecht gewiesen hat. „Hat Nik. (sagt er) sich jemals zum Rich„ter in Religionssachen aufgeworfen? Hat er jemand ge„nöthigt, seinen Meynungen beyzupflichten? Und hat „nicht jedermann die freye Wahl, von dem, was N. „sagt, so viel zu glauben, oder nicht zu glauben, als ihm „beliebt? Wenn Privatmeynungen der Schriftsteller mit „der Inquisition verglichen werden dürfen, so ist den Re„genten zu rathen, alle Druckerpressen ins Feuer werfen „zu lassen, und sie, wie jene, aus ihren Staaten zu ver„bannen.“ Eben so unüberlegt ist es, was der Verf. über N's. Betragen gegen Lavater sagt. Was kann ein Mann,

der

der von einem erbitterten Gegner mit so viel Hitze und Ungestümm angegriffen, so absichtlich falsch verstanden, so geflissentlich angeschwärzt und verläumdet wird, gegen den man sich alle Arten von Hinterlist und Winkelzüge bedient, was kann der zur Rettung seines guten Namens weniger thun, als den ganzen Zusammenhang der Sache, öffentlich bekannt machen, und nach Beybringung der nöthigen Dokumente dem Publiko das Endurtheil überlassen? das hat Nicolai gethan, und dieses Verfahren nennt unser partheyischer Anonymus ein unerhörtes, schauerliches Betragen! Freylich mag es sich auf diese Weise bisweilen zutragen, daß Jemand, den die große Menge für engelrein gehalten, und dafür ausgeschrieen hat, und wenn er sich noch so sehr windet, wenn er noch so sehr leertönende Worte braucht, in einem höchst zweydeutigen Licht erscheint; allein wessen ist dann die Schuld? — Den Weihrauch, den der Verf. dem engelreinen Lavater und dem berühmten v. Murr streut, gönnen wir ihnen gern.

„Aber warum soll man freyen Wesen, denen katholische Ideen, deren moralische Güte am Tage liegt, „behagen, ihre Gewissensfreyheit einschränken?“ — Gegen die moralische Güte der katholischen Ideen von der alleinseeligmachenden, unfehlbaren Kirche, dem Fegefeuer, Ablaß, der Vorbitte der Heiligen, der Verfolgung, der Ketzer u. dgl. läßt sich freylich vielleicht etwas einwenden; allein was will der Verf. hier mit der Einschränkung der Gewissensfreyheit? Welcher protestantische Schriftsteller, von denen hier die Rede ist, hat noch auf eine solche Einschränkung angetragen? Kein wahrer aufgeklärter Protestant wird je einen fremden Religionsverwandten in seiner Ueberzeugung zu stöhren suchen; ja, er wird nicht einmahl denjenigen, von seiner eigenen Kirche, der gegründete Zweifel gegen die Wahrheit derselben zu haben vermeynt, mit Gewalt in derselben erhalten, oder ihn nach geschehener Entsagung der protestantischen Religion verfolgen oder verdammen, (die katholischen Proselytenjäger, vorzüglich die Jesuiten kennen diese edle Denkungsart der Protestanten recht gut, sie machen aber schon seit hundert und mehr Jahren den niederträchtigen Gebrauch davon, daß sie schwachköpfige Leute durch ein elen-

des

des argumentum ex tuto zur Rückkehr in den sogenannten Schafstall der Kirche zu führen suchten). Aber es ist ihm wohl zu verzeihen, wenn er es nicht stillschweigend ansehen will, daß der Schwachheit und Unvorsichtigkeit Schlingen gelegt werden, in die sie endlich ohnfehlbar gerathen müssen, wenn sie nicht hinreichend dagegen gewarnt werden: wenn Lehrer der protestantischen Religion die grundlosesten Sätze des Katholizismus und die ungereimtesten Ceremonien, die Glockenweihe, das Silentium, die die Klostergeistlichen, als Ehre Jesu anpreisen; wenn — u. s. w.

„Größtentheils wahr und gräßlich sind Nicolais frey„müthige Aufdeckungen des Aberglaubens und der päbst„lichen Gesinnungen verschiedener katholischer Hirten; aber „unphilosophisch ist das Resultat, das er daraus folgert: „denn diese mönchischen Greuel und unerlaubten Züge „dem Katholizismus überhaupt aufdringen zu wollen, „heißt doch wirklich nach einer fremden den Vernunftge„setzen dem Diameter nach entgegengesetzten Logik schlies„sen.“ Wie der Verf. sich hier windet, um den Streitpunkt zu verdrehen! Unmöglich aber kann es ihm bey einem nur irgend denkenden Menschen gelingen. Erstlich, sind denn die von N. gerügten Greuel blos mönchisch? Man nehme seine Reisebeschreibung zur Hand, und man wird sich bald vom Gegentheil überzeugen. Und dann zweytens: wovon spricht Hr. Nikolai? Von dem Katholizismus, wie er vielleicht seyn könnte, oder wie er wirklich ist? Offenbar doch von dem letztern. Wenn nun aber, nach dem eignen Geständniß des Verf. gräßlicher Aberglauben und Greuel unter den Geistlichen dieser Kirche herrschen; wenn diese Geistlichen einen unumschränkten Einfluß auf die Denkungsart des großen Haufens haben; wenn ferner jener Aberglaube und jene Greuel fast durchaus unvermeidliche Folgen der Dogmen des kirchlichen Lehrbegriffs sind, die beständig unveränderlich seyn sollen, auf deren Reinigkeit d. h. Unveränderlichkeit der Weihen, alle Katholiken dem Papst ein Recht zugestanden haben, treffen dann den Katholizismus nicht alle die Vorwürfe, die man ihm bisher gemacht hat? Mit Recht warnt man also die Protestanten, die im Besitz einer un-

gleich gereinigten Lehre sind, für Machinationen, die ihnen diese Lehren, welche unverändert beyzubehalten der Papst gesetzt ist, als verändert vorstellen, oder sie ihnen angenehm, oder als zu Jesu Ehre gereichend, vorstellen. Dieß ist alles, was geschehen ist, und was der nachdenkende Protestant billigen muß.

„Auch der unschuldigsten Toleranz in den österreichi„schen Erbstaaten will man Zwecke, die begünstigten Pro„testanten wieder in den Schoos der alleinseeligmachen„den Kirche zurückzuführen, andichten.“ Sehr Recht hat gewiß der Setzer, wenn er dabey die Anmerkung macht, daß es in den österreichischen Erblanden noch gewaltig viel päpstliche Partheygänger gebe, die die besten neuen Einrichtungen mit der Benennung des Naturalismus verhaßt zu machen suchen. (Solche Leute giebt es auch unter den Protestanten nicht wenig. Was dort Migazzi ist, ist hier der engelreine Demarees, Stark u. s. f.) Was ist überdem natürlicher, als daß Leute, die ihre Kirche für die alleinseligmachende halten, alles anwenden werden, die, ihrer Meynung nach, aus dem Schoos der wahren Mutterkirche verirrten Schaafe wieder dahin zurückzuführen. Ja in diesem Wahne muß dieses Bestreben ihnen das größte Verdienst dünken, und sie müssen jedes Mittel für erlaubt halten, das dienen kann, eine so wichtige Sache zu Stande zu bringen. Was Nikolai in seinen Rb. über die ächtkatholische Brüderschaft in Wien sagt, beweiset dieses doch gewiß. Von dieser ächtkatholischen Brüderschaft in Wien hat er aus ihren eigenen Schriften bewiesen, daß sie unter dem Scheine der Toleranz die Protestanten in den Schoos der Kirche zurückzuführen; nicht aber, wie ihm der Verf. verläumdet, von der Toleranz des Kaisers, welche N. allemal aus vollem Herzen lobet.

„Ist es wahr, daß der Katholizismus den Prote„stantismus nicht neben sich vertragen kann, daß er alle „Partheyen außer seiner Kirche von dem Himmelreich „ausschließe?“ (Wie kann der Verf. bey seinen Grundsätzen nur noch eine solche Frage aufwerfen? Schwatzt er nicht fast immer um das dritte Wort einer alleinseligmachenden Kirche? Ist es aber nicht höchst widersinnig, auſ-

ser

ser einer alleinseligmachenden Kirche noch Seligkeit anzunehmen?)

„Leider führen unsre meisten Mönche noch diese Sprache, und möchten der ganzen Welt ihre leidenschaftliche „Denkungsart aufhängen.“ — (Nu, und also? Allein nicht blos die Mönche, auch außer diesen alle Bischöfe und Priester, vom untersten bis zum Pabst hinauf, und das Concilium Tridentinum denken so. — Ist aber das, was ganze Jahrhunderte lang, so gut als von allen Lehrern der Religion einstimmig für wahr anerkannt und gepredigt wird, nicht das eigentliche System einer Sekte?) „aber auch in dieser Menschenklasse fanden sich immer, „und fanden sich besonders jezt viele wackere Religosen, „die die katholische Lehre in ihrer ganzen Lauterkeit lehrten und lehren.“ — Und wer läugnet das? — Aber wer sind denn diese viele? der Verf. weiß nur Einen zu nennen, den ehemaligen Lehrer der Weltweisheit zu Augsburg und jetzigen Hofprediger des Herzogs von Würtenberg P. F. E. Schneider. Allein, was beweißt das? Schneider ist ein einzelner Mann, sein Kollege Werkmeister ist auch ein einzelner Mann, und daß es einzelne vernünftige Katholiken gebe, wissen wir Protestanten lange und Hr. Nicolai hat es oft in seiner Rb. mit Beyfall gesagt. Hr. S. predigte einmal, jede Religionsparthey könne bey einem sittlich guten Wandel selig werden, das hat seine Richtigkeit, daß er aber den ganzen Beyfall des Ordinarius und des größten Theils seiner Zuhörer gehabt, ist eine offenbare Unwahrheit. Im Gegentheil hatte der gute Pater eine Menge bitterer Verfolgungen deshalb auszustehen, bis er endlich den Ruf nach Stuttgard erhielt.

„Genug, daß der Katholizismus unserer meisten „obersten Hirten nur Liebe und Sanftmuth athmet, „und daß zu allen Zeiten der größte Theil unserer Glaubensgenossen ihre Widersacher mit vieler Mäßigung „behandelt hat. Dieses lehrt uns die Kirchengeschichte „durchgehends.“ — Wollte Gott es wäre so! Aber es ist wohl ein wenig gefährlich sich auf die Kirchengeschichte zu berufen, wenn man die Sanftmuth und Mäßigung der Katholicken, besonders der katholischen Geistlichkeit beweisen will! Die Beweise vom Gegentheil aus allen

Zeiten und Ländern sind so unzählig und liegen so offenbar am Tage, daß dieses leere Gewäsche keiner weitern Widerlegung bedarf. Ja die katholische Klerisey und selbst viel weltliche Fürsten haben sich von jeher dieser Verfolgungssucht gegen die Protestanten als eines heiligen Eifers für die Sache Gottes laut genug gerühmt. Man darf ja nur sehen, was die französische Geistlichkeit gegen das K. franz. Edikt, den Protestanten einige geringe bürgerliche Freyheiten in Frankreich zu gestatten, eingewendet hat.

„Wie liebreich vertrug immer die französische Kirche „die undankbaren Hugenotten, die zweymal mit der „schwärmerischsten Grausamkeit die Waffen gegen ihre ge„setzmäßige Obrigkeit ergriffen: und kann man es Ludewig „XIV. dessen großmüthigen und erhabenen Charakter „die Nachwelt bewundert, verdenken; daß er sich endlich „seiner eidbrüchigen und aufrührerischen Unterthanen „entledigt?“ Das ist zu arg! Entweder ist der Verf. sehr unwissend und ein gänzlicher Fremdling in den Dingen, über die er sich so entscheidend zu urtheilen anmaßt, oder er ist der vorsetzlichste, unverschämteste Lügner, unter allen, die je Papier besudelten. Ein Mann, der Ludwig den XIV. die Aufhebung des Edikts von Nantes nicht verdankt! Man hat aussprengen wollen, dieser jetzt vor uns liegende Wisch habe Hrn. Pezzi, den Verf. des Faustins, zum Verfasser. Diese Stelle ist allein hinlänglich es zu widerlegen. Denn, wie könnte ein vernünftiger Mann, wenn ihn auch Leidenschaft und Esprit de Corps noch so sehr irre führten, etwas so gar unvernünftiges sagen?

„Welche Bruderliebe haben nicht die meisten katholi„schen deutschen Fürsten gegen ihre protestantischen Mit„brüder und ihre Unterthanen an den Tag gelegt, daß sie „den zwoen protestirenden Kirchen, besonders in dem West„phälischen Friedensschlusse, die nämlichen Rechte als „der katholischen einräumten?“ — Ist es bloß Bruderliebe, wenn man die natürlichsten Rechte der Menschheit nur dann nicht mehr vorenthält, wenn man gezwungen ist, sie einem einzuräumen? Ward dieser Friede nicht durch einen dreyßigjährigen blutigen und verheerenden Krieg erkauft, und doch weigerte sich der römische Bischof und

sein

sein ganzer Anhang, und weigert sich noch bis diesen Augenblick, ihn für gültig zu erkennen. Ist das Bruderliebe? Ueberdem weiß jedermann, der in der Geschichte nur halbwegs bewandert ist, wie manche feyerlichen Versprechungen der Katholicken gegen die Protestanten in der Folge gehalten worden sind. Der ganze Friede enthält kaum Einen Artickel, die Religionsfreyheit der Protestanten betreffend, der von den Katholicken nicht unzählichemale übertreten worden wäre. Man sehe nur die zahllosen Beschwerden des Corporis Evangelici, und doch ist gewiß nicht der hundertste Theil aller Bedrückungen bis dahin zur Klage gekommen. Wurde nicht einer der hauptsächlichsten Punkte dieses Friedens, daß der Religionszustand des Jahres 1624 die Norm für die Zukunft abgeben, und alles, was seitdem verändert worden, dahin restituirt werden sollte, durch so manche falsche Auslegungen, Exceptionen und offenbare Gewaltthätigkeit an vielen Orten und in ganzen Ländern so gut als ganz umgestoßen? **Maria Theresia** war sonst eine so vortrefliche Frau, wie arg ließ sie aber ihre evangelischen Unterthanen verfolgen; so lange sie noch Jesuitische Beichtväter hatte.

„Und welche unumschränkte Duldung herrschet nicht „in den meisten katholischen Staaten? Fast in allen Oer„tern, wo sich nur die geringste Anzahl Protestanten auf„hält, ist eine Kirche erbaut, wo sie ungestört ihre got„tesdienstlichen Gebräuche abhalten können.“ — Wer kann das mit Wahrheit als allgemein sagen? Man erinnere sich doch nur an die neulichen scandalösen Auftritte in Cölln, und unzählich andere, alle aus der neuesten Zeit! Man lese doch die in Frankfurt am Mayn herausgekommenen Nachrichten von den Evangelischen in Oesterreich nach der Toleranz.

„Die neuesten Religionsbedrängnisse in der untern „Pfalz sind fast das einzige Beyspiel katholischer Intole„ranz, im deutschen Reiche. Aber möchten sich nur dieje„jenigen, die über diese Kabale, die noch dazu keine „Folgen nach sich ziehen kann, Wunder schreyen, der „leidigen Religionskriege in Deutschland erinnern, die „immer von Protestanten ihren traurigen Ursprung „nahmen. Möchten sie, statt sich über fast unschäd-

„lichste jesuitische Neigung zu Proselitenmachereyen
„aufzuhalten.“ (O! da man die Sache selbst nicht mehr
läugnen kann, so möchte man den Protestanten wenigstens einbilden, sie hätten gar nichts oder doch so gut
als nichts davon zu befürchten.) „Die Geschichte des
„wilden Verfolgungsgeistes, der ihre Glaubensbrüder in
„allen Ländern und zu allen Zeiten beherrschte, beden-
„ken! Man durchreise alle Länder mit unpartheyischem
„Forschergeiste, man wird unter den Protestanten im-
„mer den erklärtesten Religionshaß, unter nur wenig
„aufgeklärten Katholiken hingegen, die sanftmüthigsten,
„friedlichsten Religionsgesinnungen antreffen. Diesen
„Satz könnte ich mit einer weitläuftigen Reihe eigener
„Beobachtungen in verschiedenen Ländern belegen.“ ——
O das thu doch der Verf. ja, und zwar recht bald. —
Wenn er kann — denn wahrhaftig, wenn man die Geschichte der letzteren 200 Jahre kennet, so weiß man fast
nicht, ob ein Mann, der noch sensus communis hat,
so etwas behaupten zu können sich unterfangen dürfte.

Bey den Noten des protestantischen Setzers werden wir uns nicht lange verweilen. Offenbar rühren sie
von keinem Protestanten, sondern von einem Katholiken
her, der überdieß seine Rolle nicht sehr natürlich spielt.
An einigen Orten weißt er zwar seinen Autor ziemlich gut
zurecht, nämlich da, wo der Verf. wissentlich, aus Leidenschaft, über die Schnur haut, um doch etwas zu
sagen, an andern aber fällt er selbst in die Fehler, davon
er jenen mit Grund bezüchtigt. So sagt er z. B. S. 7.
„Vor allen Dingen muß man den Papismus vom Ka-
„tholizismus unterscheiden.“ Allein, worinn besteht
„denn dieser Unterschied? Hält nicht selbst Febronius die
Hierarchie für göttlich, die katholische Religion für
alleinseligmachend? S. 14 hingegen gesteht er selbst, so
lange die Hildebrandischen Grundsätze von der päpstlichen
Oberherrlichkeit und Gesetzgebungsmacht nicht gänzlich verworfen würden, so lange werde sich auch der ächte Katholizismus vom Papismus nicht unterscheiden lassen.
Und doch wäre auch damit bey weitem nicht alles gethan.
So lange noch die aufgeklärtesten Katholiken, dem Pabste
das Recht zugestehen, der Mittelpunkt der Einig-

keit

heit zu seyn und auf die Reinigkeit der unfehlbaren Lehre zu wachen, ist es dem Papste wohl sehr leicht, Papismus und Katholizismus eines seyn zu lassen. S. 20. nennt er die hinterlistigen „Vertrauten Briefe über Katholiken und Protestanten" eine vortrefliche Schrift. S. 23. schwatzt er auch von einem barbarischen Verfahren Nicolais gegen Lavater. S. 31. „Kein Mann von „Kopf verwechselt die römische Kirche mit dem geläu„terten Geiste des Christenthums, welches der einzige „Inbegriff des ächten Katholizismus ist, oder doch we„nigstens seyn sollte." Wollte Gott, dem wäre so! So wären wir ja einig. Allein Katholizismus ohne Unfehlbarkeit, ohne Tradition, ohne Fegefeuer, giebts einen solchen? und ist mit diesen ein geläuterter Geist des Christenthums zu denken? der Verf. mag es glauben, oder sich anstellen, als glaube er es, ein ächter Protestant wird es ihm nie zugeben. S. 33. spricht er von einen evangelischen Katholizismus, der wahrscheinlich mit im Monde zu Hause ist. S. 10. „Ob einige Ber„liner auch aus Staatsursachen die Toleranz der Ka„tholiken verdächtig zu machen suchen, will ich nicht ent„scheiden. Vielleicht sieht man es dort nicht gern, wenn „in gewissen katholischen Staaten durch Verbreitung der „Duldung und Aufklärung die innere Stärke auf eine „höhere Stufe emporsteigt." Kindisch ist dieser so blos aus der Luft gerissener Verdacht; dergleichen sich Wiener Schriftsteller so oft erlauben. Zum Glück haben die Protestanten bessere und edlere Stützen ihrer Stärke und ihres Wohlstandes, als die, verhältnißmäßig freilich unläugbare Schwäche mancher katholischen Länder. So weit genug zum Beweise, daß folgendes Urtheil, das dieser vorgebliche Greyer über seinen Autor fällt, ihn selbst nicht viel weniger trift: „Ihre Begriffe sind noch nicht aufge„reimt genug; Ihre Beweise sind nicht aus der Geschich„te gehoben; Ihr Raisonnement ist nicht zusammenhän„gend; Ihren Standpunkt haben sie beynahe auf allen „Seiten vergessen: überhaupt scheinen Sie nicht der „Mann zu seyn, der sich an Nicolai und seines Glei„chen wagen dürfte."

Pk.

Der Bote aus Thüringen, 1—20stes Stück 1788.

Auch eine Frucht der thätigen Schnepfenthalischen Pädagogik und eine sehr gute, gesunde Frucht! Ueber die Bestimmung und Beschaffenheit dieser Schrift wollen wir Herrn Salzmann selbst hören, s. Nachrichten aus Schn. 2ter Band S. 34 f.: Itzo sind wir auch im Begrif einen sehr großen Plan auszuführen — die niedrigen Stände aufzuklären. Wir nennen diesen Plan groß, weil wir gewiß glauben, daß die höhern Stände, vom Prinzen bis auf das Kind des Kaufmanns, ihre erste Bildung, die erste Stimmung ihrer Seele von den Ammen, Mägden, Bedienten u. dgl., folglich von den niedern Ständen bekommen; und daß also, wenn das Menschengeschlecht besser werden soll, die niedern Stände gebessert, ihnen ihre Vorurtheile und schlechten Sitten benommen und Gefühl für das, was schön, gut, recht und edel ist, beygebracht werden müsse. In dieser Absicht haben wir die Maske eines Boten angenommen, mischen uns unter die niedrigen Stände und handeln mit ihnen in einer höchstpopulären Sprache die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit ab; wir lassen eine Wochenschrift unter dem Namen, der Bote aus Thüringen, ausgehen, davon der Jahrgang 18 gr. im Golde kostet, und der in Gegenden, wohin die Boden der Gothaischen Zeitungsexpedition gehn, bey dieser, in den entferntern aber auf dem nächsten Postamte, wie auch in allen Buchläden zu haben ist. Diese Schrift besteht in Gesprächen mit Leuten aus allerley Klassen, die der Bote über allerley Gegenstände, z. B. aus der Moral, Pädagogik, Oekonomie, Naturgeschichte u. dgl. hält. Um mehrere Leser herbey zu locken, sind auch Zeitungsnachrichten beygefügt, die aber immer absichtlich so eingerichtet sind, daß auch durch sie der Sinn für Wahrheit geschärft werde. Die Schrift ist der Erwartung völlig gemäß, die man sich nach dieser Beschreibung von ihr machen muß. Die Materien sind alle gemeinnützig und der Ton ist populär ohne in das Niedrige zu fallen. Die Entwickelung der Begriffe, wo dergleichen zur Aufklärung des Gemeinsinns nöthig war, ist so wie sie zu diesen Zweck seyn mußte und

wie man sie von Herrn S. vermuthen kann. Ich halte diese Volksschrift für eine der nützlichsten, die wir haben, und wünsche, daß sie allgemein bekannt und genutzt werden möge.

Eine andere, der Einkleidung nach nicht so gute, übrigens aber auch nützliche Volksschrift, ist mir zu Handen gekommen, die den Titel führt:

Zeitung für Städte, Flecken und Dörfer, insonderheit für die lieben Landleute, alt und jung. Sie hat ungefähr gleichen Zweck und Inhalt mit dem Thüringer Boten und wird im Braunschweigschen von einem Landprediger, wie ich höre, geschrieben. Es ist eine Freude zu sehen, daß die Bemühung, das Volk aufzuklären, immer allgemeiner wird.

Vr.

Denkwürdigkeiten, aufgezeichnet zur Beförderung des Edlen und Schönen. Herausgegeben von C. P. Moritz und C. F. Pockels. Zweyten Bandes zweytes Stück. Berlin 1788, bey Unger, 151 S. 8.

Diese Zeitschrift erhält sich bey ihrem Werthe, und dies neue Stück derselben verdient dasselbe Lob, was wir seinen Vorgängern beygelegt haben. Zuerst stehen der sechste bis eilfte Brief über verschiedene Gegenstände der Moral. Man liest sie mit Vergnügen. Dann folgt die Acte zur Versicherung der Gewissensfreyheit von der Assemblee von Virginien, abgefaßt zu Anfang des Jahres 1786. Sie verdiente es allerdings, hier aufbewahrt zu werden. Montaigne, wie er sich in seinen Versuchen selbst schildert. Herr P. hat die Absicht, nach und nach in dieser Zeitschrift die wenigen guten Characterschilderungen, welche große Köpfe von sich selbst entworfen haben, in richtigen Auszügen zu sammeln; ein Vorsatz, welcher allen Beyfall verdient. Fortgesetzte Gedanken aus dem Tagebuche eines Hypochondristen. Das andere Geschlecht; Beschluß des ersten Capitels von der weib-

 lichen

lichen Liebe; zweytes Cap. von der Coquetterie; drittes Cap. von der weiblichen Verschlagenheit; viertes Cap. von der weiblichen Schönheit. Vortrefliche Wahrheiten, welche fleißig gelesen zu werden verdienen. Den Schluß dieses Stücks macht Dom (muß Don heißen; denn Dom ist Portugiesisch, nicht Spanisch) Carlos, ein historisches Gemälde aus dem St. Real, neu übersetzt und umgearbeitet. Recht gut erzählt.

Dm.

Braunschweigisches Journal, philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, herausgegeben von E. Chr. Trapp, Joh. Stuve, Conr. Heusinger und Joh. Heinr. Campe. Im Verlag der Schulbuchhandlung. 7tes bis 12tes Stück, 4 St. 512 S. 8.

Der Werth, den wir den angezeigten 6 ersten Stücken dieser Zeitschrift beylegen mußten, ist auch in diesen nicht zu verkennen. Merkliche Mißgriffe in der Wahl der Materien wird man den Hrn. Herausgebern derselben wol nicht zutrauen; indessen scheinen uns doch sonderlich anziehend: I. J. H. Campens väterlicher Rath für seine Tochter, der im 7ten, 8ten und 9ten Stück fortgesetzt wird. Aus Furcht, der Nachdruckergilde in die Hände zu fallen, bricht der Hr. V. hier ab, verspricht aber dieses lehrreiche, gemeinnützige und ächte Produkt eines väterlichen Herzens und Spiegel der weiblichen Vollkommenheiten und Schwächen, in einem eignen Werk auf Subscription zu ediren. II. 8 St. S. 390. Anmerkungen über die Frage: Ob der Staat sich in Erziehung mischen soll, vom H. Professor Villaume. III. 9 St. S. 65 Noch ein Wort über Glaubenspflicht, Freyheit und Nothwendigkeit von J. H. Campe. IV. 9 St. S. 82 und 10 St. S. 201. fortgesetzte Hauptsätze der sogenannten neuen Erziehungstheorie, das Sprachstudium überhaupt und die lateinische Sprache insonderheit betreffend, behan-

behauptet und vertheidiget von Leipnitz, Locke, Tschirnhausen ꝛc. von J. H. Campe. V. 10 St. S. 152 Fortsetzung über den wesentlichen Unterschied des Protestantismus und Catholicismus. VI. In dem nämlichen St. S. 129. Anzeige und Beantwortung einiger durch das preussische Religionsedict vom 9. Jul. 1788 veranlaßten Schriften, von J. H. Campe. VII. 11 St. S. 257. Ueber Glaubenseinigkeit, vom Hr. Professor Schütz in Jena. Aus dem Lateinischen übersetzt. VIII. In dem nämlichen Stück S. 333. Hrn. geheimen Hofrath Schlossers Beantwortung der Einwendungen im 4ten Stück des Braunschweigischen Journals, gegen seinen Aufsatz von der Glaubenspflicht im 2ten Stück eben dieses Journals. Die scharfsinnige Wendung, die der Hr. V. dieser Abhandlung seinen Gedanken über die Glaubenspflicht zu geben weiß, rücken ihn den Meynungen seiner Gegner nahe, und die ungemein gefällige und schonende Art, womit Hr. R. Campe sich mit ihm verständiget und seinen detaillirten Gründen begegnet, lassen keine neue Ausforderung vermuthen. IX. 12 St. S. 385. Vorschlag, die Ausbildung der confirmirten Landjugend betreffend. — Mehrere Abhandlungen, worinn besonders auch den alten bösen Schlendrian im Schul- und Erziehungswesen die Wahrheit in einem frappanten Ton gezeiget wird, müssen wir der Kürze wegen übergehen.

Tl.

Der deutsche Zuschauer; herausgegeben von Freunden der Publicität. Siebenter Band XXI. Heft. Achter Band XXII — XXIV. Heft. Jun. bis Sept. 1788.

Diese Monatsschrift erhält sich immer noch durch gewisse ihr eigne Aufsätze und Nachrichten vor und über Gegenstände, die man nicht in allen Monatsschriften erwarten kann. Diese vier Hefte sind nicht reich an Aufsätzen, aber unterhaltend. Die Reichstagsnachrichten, die Briefe aus Wien, über den Zustand der Litte-

ratur

ratur und des Buchhandels in Oesterreich, der Aufsatz über Illuminaten und Jesuiten werden für die meisten Leser gleiches Intresse haben. Die Briefe aus Wien, so inkorrekt und skurril sie geschrieben sind, verdienen als Zeugnisse von manchen Wiener Buchhändler- und Buchmacherintriquen alle Aufmerksamkeit. Ob alles genau wahr und nicht manches übertrieben ist, mag dahin gestellt seyn; aber der Rec. hat von Leuten, die das Wiener Buchmacherwesen gut kennen, die Versicherung erhalten, daß die hauptsächlichen Thatsachen nicht erdichtet sind. Nebst andern ist der berüchtigte Nachdrucker ziemlich ins Häßliche geschildert, Wuchergriffe und oft schädlichen sogar auf Unkosten des höchsten und zu dieser Leute Besten nachsichtiger Monarchen aus einer durchaus verwerflichen Habsucht gefaßte, und durch eben so niedrige Ränke realisirte Spekulationen, werden ihnen hier vorgeworfen, und viel Schleichwege aufgedeckt. Sie enthalten auch ganz gute Nachrichten mancher Wiener Modeskribler und Schriftsteller. Dieß ist eine häßliche Schilderung. Zur Ehre der Gelehrsamkeit wäre zu wünschen, daß sie übertrieben sey. In den Aufsatze über Illuminaten und Jesuiten solle die erstere gerechtfertigt werden, und Weishaupts persönliche sowol, als vaterländische Verdienste, werden mit richtiger Schätzung abgewogen, und die guten der Illuminaten durch eine Parallele derselben mit den schändlichen Grundsätzen der Jesuiten in ein auffallendes Licht gestellt. Dies Bild ist nun wieder ins Schöne gemahlt, wie das vorige ins Häßliche. So viel ist wohl gewiß, daß ein unpartheyischer Mann Hr. Weishaupts und mancher andern gute Absichten nicht verkennen wird. Aber er wendete gewiß die unrechten Mittel an. Sein Projekt war nicht allein unausführbar, sondern mußte nothwendig, sobald es in mehrere Hände kam, eine widrige Wendung nehmen, und würde, wenn auch Weishaupts Orden unverfolgt geblieben wäre, so wie die Welt jetzt steht, gewiß mit wenig Nutzen gestiftet haben. Das XXIV. Heft liefert unter der Aufschrift über Jesuitenregierung einen schon 1619 gedruckten gründlichen Bericht an alle und jede fürstliche Standspersonen, vom Leben, Wandel und Praktiken der Jesuiten, gestellt

stellt und ohne einige Partheylichkeit an Tag gegeben, durch eine geistliche Person, der von dem fein angelegten Plan der Jesuiten, ihre Herrschsucht bis zur Allgewalt an allen Höfen auszudehnen und die ganze Welt zu beherrschen schon eben so deutlich und nachdrücklich spricht, wie wir in unsern Zeiten davon sprechen würden. —

Fr.

Deutsches gemeinnütziges Magazin. Zweyter Band, oder des ersten Jahrgangs drittes und viertes Vierteljahr. Leipzig, bey Crusius 1788. zusammen 697 S. 8.

Recensent findet, daß dies gemeinnützige Magazin nichts anders, als es bereits von einen Mitarbeiter der Bibl. und mehrern gelehrten Blättern befunden worden ist, d. h. so gemischt und verschieden, als möglich, man mag auf den Innhalt oder auf den innern Werth seiner Aufsätze sehn. Um indeß den Vorwurf eines diktatorischen Ausspruches nicht zu verdienen, zeichnet er die vorzüglichsten Abhandlungen kürzlich aus. Drittes Vierteljahr. 1. Ueber den Zustand der katholischen Kirche in den österreichischen deutschen Erblanden. Ein reichhaltiges, fruchtbares Thema für den Philosophen sowol, als Politiker, hier aber blos historisch behandelt und daher für Leser, die in der Geschichte ihres Zeitalters nicht zurückbleiben, ziemlich entbehrlich. 2. Minos, ein kleiner politischer Roman. Ein nicht ganz unwichtiger Beytrag zur Erörterung der Frage: Was hat ein Land, das den Alleinhandel begünstigt, für Vortheile oder Nachtheile zu erwarten? übrigens, wie der Verf. selbst erkennt, viel zu einseitig und allgemein. 5. Ideen zu einem patriotischen Bunde, von Hrn. Prof. Ehlers. Unstreitig einer der schätzbarsten Beyträge. Zwar gehört der Vorschlag, die Errichtung einer patriotischen Gesellschaft betreffend, so ziemlich in das Reich der platonischen Hoffnungen oder Wünsche: aber nützlich ist es immer, wenigstens

stens den Begriff eines Patrioten zu bestimmen und zu berichtigen, und auf das Glück und die Vollkommenheiten, die ein allgemeiner Patriotismus über den Staat verbreiten würde, aufmerksam zu machen. Vortreflich ist insbesondre das Bild des Patrioten, das auf der 56. S. der Fortsetzung entworfen wird. Welche richtige Zeichnung! welches lebhafte Kolorit! Schade, daß der Raum uns die Mittheilung verwehrt. 7. Ueber die Justizverfassung im Königreich Neapel, von Hrn. Winter. Der Aufsatz wurde ihm von einem seiner Freunde, der ein geachteter Rechtsgelehrter ist, in die Feder diktirt und enthält überaus genaue und wichtige Nachrichten von den Gesetzen und Gerichtshöfen dieses Landes und der Art, wie Civil- und Criminalprozesse geführt werden. Nur etwas weniges aus des Verf. eigenen Bemerkungen. Leben, Ehre und Wohlfahrt der Neapolitaner ist in den Händen der Scrivani. Das sind gewöhnlich Leute aus den niedrigsten Classen des Volkes, die, wenn sie lesen und schreiben können, sich bey einem ältern Scrivano in die Lehre geben, und in seiner Schreibstube die erforderliche lateinische Terminologie und den übrigen Mechanismus ihres Handwerks erlernen. In den wenigen Jahren ihrer Lehrzeit sehen sie ihrem Herrn seine Kniffe ab und üben sie dann im Stillen, oft an ihm selbst, aus, bis sie so viel Geld erworben haben, um sich einen Sitz und Schreibtisch in der Halle der Vicaria zu erkaufen. Sie allein sind es, die die Verhöre anstellen; selten verhört der Richter selbst. Er muß sich also einzig und allein auf ihre Akten verlassen, und da solche Leute ohne Erziehung sind und sich den Richtern furchtbar zu machen wissen, so schreiben sie gewöhnlich gleich beym Verhöre hin, was sie wollen, (ein Verfahren, das um so leichter angeht, da die meisten Zeugen aus dem gemeinen Pöbel nicht lesen können,) oder schmieden wohl gar eine doppelte Aussage, und verleiten den Richter, nach der falschen zu urtheilen. Dabey haben sie das Recht, einen Jeden, welchen sie wollen, unter irgend den Vorwand einer gerichtlichen Formalität ins Gefängniß zu werfen, und gewöhnlich arretiren sie beym Criminalproceß alle Zeugen. So üben sie ungestraft an allen ihren Beleidigern Rache aus, bringen oft unschul-

unschuldige Personen, wo nicht ums Leben, doch um Ehre und Wohlfahrt, und helfen den überwiesensten Verbrechern vermittelst ähnlicher Ränke durch. Blos um deswillen allein schon geschehen eine Menge Missethaten, die nicht einmal angezeigt werden, weil keinem damit gedient ist, zum Lohn für seine Aufmerksamkeit auf die öffentliche Sicherheit einige Monate im Gefängnisse, und ohne zu wissen, wenn und wie er wieder herauskömmt, zubringen zu müssen. Der Verf. selbst bemerkte, als er einst mit einigen Freunden die Katakomben besuchte, in ihren geheimsten Gängen einen unausstehlichen Todtengeruch. Bey seiner Zurückkunft in die Stadt erfuhr er, daß aus einem angesehnem Wirthshause drey junge Franzosen vor drey Wochen verschwunden sind, und wie man sicher wisse, nicht verreist wären. Er und ein anderer Fremder wollten die Sache sogleich angeben, sie wurden aber von ihren neapolitanischen Freunden abgehalten und bedeutet, daß es zu nichts dienen und sie selbst darüber arretirt werden würden. 8. **Einige Bemerkungen über Geld, Bankozettel, Wechselcurs u. s. w. besonders in Rücksicht auf Dännemark.** Von der Untersuchung, ob viel Geld reich mache? und in wie fern der Besitz des Geldes ausschliessend für Reichthum gelten könne? geht der Verf. zu den Fragen über: Wann ist eine Nation reich zu nennen und wovon hängt die Größe ihres Reichthums ab? Viel neues hat der Verf. nicht gesagt, aber seine Absicht, gewisse allgemeine Ideen solchen Lesern nahe zu bringen, deren Lage und Umstände nicht erlauben, dergleichen in größern und vollständigern Werken aufzusuchen, hat er unsres Bedünkens erreicht. Viertes Vierteljahr. 16. **Raisonnirte Darstellung der Schleswig-Holsteinischen Münz- und Bankeinrichtung von Hrn. Prof. Eygers.** Ein sehr ausführlicher und gründlicher, aber den deshalb keines Auszugs fähiger, Aufsatz. Der Ausländer, dem es darum zu thun ist, die Bewegungsgründe, welche die Regierung zu den bekannten Verordnungen veranlaßten, ob die Wirkungen und Folgen derselben etwas genauer, als es aus öffentlichen Berichten möglich ist, kennen zu lernen, wird ihn sicher nicht ungelesen lassen. 17. **Nachrichten von der kirchlichen Verfassung im Königreich**

Neapel, von Winter. Ein guter Pendant zu der obigen Abhandlung über die Justizverfassung. Nach einer kurzen Geschichte der neuesten Irrungen zwischen dem römischen und neapolitanischen Hofe, verbreitet sich der Verf. über die Gelehrsamkeit, Sitten, Einkünfte und Zahl der Geistlichen dieses Staates. Die Bischöfe der entferntesten Provinzen nutzen jede geringfügige Gelegenheit, um einige Monate, ohne offenbar wider die Gesetze zu sündigen, in Neapel zubringen zu können. Es ist daher kein Wunder, daß die Disciplin verfällt, und das Volk schlecht unterrichtet wird. Die Macht des Bischofs von Neapel nimmt in dem Maaße zu, in welchem die Macht des Pabstes abnimmt. Da er aber ziemlich vom König abhängt und nichts von Belang ohne höhere Erlaubniß verfügen darf, so ist leicht einzusehn, daß die Regierung alle von ihm abhängende Geschäfte leitet. — Das Kloster von la Cava ist für einen Gelehrten höchst wichtig, weil es ein Archiv von 60000 Diplomen, und unter diesen eine Menge longobardische und normännische Urkunden, enthält. — Die Summe der Mönche im ganze Lande setzt H. M. auf 20240, der Nonnen auf 18777. Folglich bringen beynah 40000 Menschen ihr Leben im Müßiggange zu, und verzehren die Einkünfte des Reiches in einer unthätigen Ruhe. Die Regierung sieht übrigens den Schaden sehr wohl ein und sucht ihm nach Kräften entgegen zu arbeiten. Nach den Erdbeben in Calabrien zog man alle Klöster in der verwüsteten Provinz, und besonders eine überaus reiche Carthause ein. Die zwey noch übrigen Carthausen, wovon die eine in Neapel, die andre in Catanzaro ist, müssen dem Könige die Hälfte ihrer jährlichen Einkünfte abgeben, wodurch der Schatz 100000 Dukati gewinnt.
18. Christian Thomasius v. Ouvrier. Nicht blos die Materialien, wie in einer Note gesagt wird, sondern das Ganze ist aus Schröckhs Biographien entlehnt, und die besondre Absicht des Epitomators, seinen Zeitgenossen Wahrheiten, die eine allgemeine Beherzigung verdienten, anschaulich darzustellen, nirgends sichtbar. Jedem Stücke sind übrigens, wie den erstern, charakteristische Züge zur Menschenkenntnis und kurze Nachrichten beygefügt

fügt. Beyde Artikel aber haben eine sorgfältigere und zweckmäßigere Auswahl gar sehr nöthig.

Ng.

Nachrichten.

Aus einem Briefe aus Hamburg, vom 26. April 1789.

Ich glaube, daß Ihnen nachstehende Nachrichten von der berühmten Göttingischen Universitäts-Bibliothek nicht unangenehm seyn. Zwar sind sie nicht ganz Neue; indessen auch nicht ganz alt. Unser Freund, der sich in den Jahren 1782 bis 1785 mehremahlen in Göttingen aufhielt, brauchte die Bibliothek fleißig, beobachtete selbst und fragte vieles aus. Er setzte im Jahre 1785 diese Nachrichten zu seinem eigenen Gebrauch auf. — — —

Durch diesen Abzug nach Maynz sind bey der Göttingischen Universitäts-Bibliothek verschiedene Veränderungen vorgegangen. Ausser Heyne, als Oberbibliothekar, sind nunmehro fünf Personen zu Aufsehern bestellt, die alle ohne Unterschied Custoden der Bibliothek heißen, und unter welchen die Partikulararbeiten also vertheilt sind:

I. Der Herr Professor Eyring *), hat 1) statt des Repertorii Alphabetici, dessen Fortsetzung ihm vorhin oblag, jetzt einen Theil des Realkatalogen, und zwar zuerst den über die Theologie, und alle mit derselben verbundenen Wissenschaften zu führen. 2) Ferner ist ihm das Morgenländische Fach, das Landkarten-Wesen, das als von der übrigen Bibliothek abgesondert, einen eigenen Katalogen hat, und derjenige Theil der Aschischen Sendungen, der dahinein schlägt, privative zu verwalten, aufgetragen worden. 3) Er hat auch das ganze Doubletten-Wesen zur fernern Besorgung behalten. Und endlich ist ihm 4) die Bibliothekskasse, und

*) Dieser würdige Gelehrte hat letzt seinen Abschied von der Bibliothek genommen.

und die darüber zu führende Rechnung, welche ehedem zum Diezischen Departement gehört hat, anvertrauet worden.

II. Der Hr. Prof. Reuß hat 1) einen andern Theil des Realkatalogi und zwar für das erste, den von der Historie fortzuführen. 2) Liegt ihm das Manual ob, in welches über alle neue, oder aus Auktionen angekaufte Bücher, die genaue Specifikation eingetragen werden müssen. Er hat ferner 3) das Einbinden der Bücher, und folglich die Verzeichnisse für die Buchbinder und deren Lieferungen, zu besorgen, indem natürlicher Weise die eingebundenen Bücher nach den Verzeichnissen verglichen und untersucht werden müssen. 4) Er nimmt alle neu ankommende Bücher in Empfang, und verfertigt darüber die nöthigen Designationen, nicht nur für das Manual, sondern auch zum Circuliren an die Universität. 5) Ueber die Aschischen Bücher, Manuscripte und andere Seltenheiten macht er die Verzeichnisse, und führt auch die besondere Aufsicht über die Münzen, welche derselbe seit mehrern Jahren mit großer Freygebigkeit zu senden fortfährt. Der durch die Güte dieses alten Freundes von Göttingen entstandene Vorrath von Büchern zur Rußischen Litteratur, von Landcharten und Kupferstichen, auch morgenländischen Manuscripten, ist bereits sehr beträchtlich geworden, und das durch eben denselben entstandene Münz- und Medaillenkabinet, ist jetzt schon von großen Werth, und besteht Theils aus silbernen und goldenen Originalmünzen in ganzen Suiten, theils in bronzenen und zinnernen Kopien.

III. Der Hr. Prof. Stieghan führt einen Theil des Repertorii Alphabetici.

IV. Der Hr. Prof. Mitscherlich verwaltet die Stelle eines Bibliothek-Sekretairs, welcher gemäß er die Registratur über die ausgeliehenen Bücher führt, womit mehrerley Namenverzeichnisse verbunden sind. Dieses Amt fordert zugleich, daß er zu bestimmten Zeiten die ausgeliehenen Bücher, wenn sie über den gesetzten Termin ausbleiben, durch den Bibliotheksbedienten einfordern läßt.

V. Der Hr. Prof. Meyer *) muß 1) den Accessionskatalogum, in welchen die vollen Titel der Bücher eingetragen werden, fortführen. (In meinem vorigen Aufsatze steht eine Notiz dieses Katalogi.) 2) Er arbeitet nebst dem Prof. Stieghan an dem Alphabetischen Repertorium.

Außer

*) Er hat Göttingen verlassen, und hält sich in England auf.

Außer diesen 5 Custoden ist noch

VI. Hr. Fiorillo, als gelehrter Maler und Zeichenmeister, zum Aufseher über die Kupfer- und Handzeichnungs-Sammlung bestellt. Darzu gehört insonderheit die Uffenbachische Kupfer-Sammlung, die sonst Diez zum besondern Theil seines Departements in Aufsicht gehabt hat. Jetzt ist derselbe beschäftigt, einen Catalogue raisonné darüber zu verfertigen.

Ich füge noch etwas bey. I. Ueber die Ordnung, wornach die Bücher gestellet sind. II. Ueber einzelne Merkwürdigkeiten derselben.

I. Ueber die Ordnung, wornach die Bücher gestellt sind.

Die ganze Bibliothek steht nach dem Realkatalogen, dessen ersten Grundlage gewöhnlich dem sel. Prof. Matthiä zugeschrieben wird. Es ist ohnläugbar, daß der seel. Prof. Matthiä, als der erste und einzige Custos, um diesen Katalogen, so wie um die Bibliothek selbst, große Verdienste hatte. Indessen, da der seel. Hofrath Geßner, als Oberbibliothekar und zumal an der ersten Einrichtung thätigen Antheil genommen, und Hr. Prof. Matthiä nichts thun konnte, als die Entwürfe des seel. Geßners gut auszuführen, so muß man, wenn strenge nach Wahrheit geurtheilt werden soll, den Entwurf des Katalogen mehr Geßnern, und hingegen die Anwendung und Ausführung mehr Matthiä zuschreiben.

Die Einrichtung des Realkatalogen selbst ist übrigens nichts anders, als ein genau detaillirtes System, aller einzelnen Wissenschaften und Künste. Alle Bücher sind nach diesem System geordnet, und keines derselben führt eine Nummer. Dies macht es zur ersten Pflicht, jeder bey der Bibliothek angestellten Person, das System oder den Realkatalogen zu studieren, als wonach allein die Bücher aufgesucht, und wenn sie gebraucht sind, auch wieder aufgestellt werden müssen. Wären unsere Bücher numerirt, so dürften unstudierte Personen vielleicht im Stande seyn, mit Hülfe des Alphabetischen Katalogen und der daran zu findenden Nummern, alle und jede Bücher aufzufinden, und aufzustellen. So hingegen wie nun einmal die Grundeinrichtung ist und bleiben wird, müssen diejenigen Männer, welche sie verwalten, mindestens encyklopädische Studien haben, die sie in den Stand setzen, die Theile jeder Wissenschaft in ihrem Zusammenhange zu übersehen.

Wenn ich die Stiographie des Realkatalogen hier mitthei-len wollte, müßte ich ein kleines Buch schreiben. Zur allgemeinen Uebersicht ist hinreichend, hier zu erinnern, daß die Grundlage des Bibliothek Systems, in des Hrn. Prof. Eyring Litterarischen Allmanach, und in seinen Litterarischen Annalen anzutreffen ist. Es scheint seine Absicht bey diesem Verzeichnisse gewesen zu seyn, sich selbst zum Vortheil seines Bibliothek-Amtes, in den Litterar-Notizen zu erhalten, und alle Fächer der neuen Litteratur auf diese Weise zu übersehen und sich gegenwärtiger zu machen. Eben dieser Absicht scheint er es angemessen gefunden zu haben, das System, das er täglich studieren mußte, auf die neueste Litteratur anzuwenden. Die kleinen Veränderungen, die er zuweilen machte, verändern nichts in der Hauptsache. Denn auf eine ähnliche Weise sind die Bibliothekaren dieser berühmten Bibliothek genöthiget, neue Rubriken zu machen. Es giebt Fächer, die erst in unsern letzten Zeiten neu bearbeitet worden sind; als z. B. Politik, Oekonomie ꝛc. Für solche hatte Matthiä oder Geßner noch gar keinen detaillirten Entwurf gemacht, sondern die Bibliothekaren mußten nun, veranlaßt durch die Bearbeitung dieser Fächer, ergänzen und einen systematischen Entwurf einschalten.

II. Einzelne Merkwürdigkeiten der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen.

1) Manuscripte.

Noch ist kein vollständiges Verzeichniß derselben vorhanden.

Die merkwürdigsten aus dem ältern Vorrathe der Bibliothek, beschreibt Pütter in der gelehrten Geschichte der Universität Göttingen.

Hieher gehört:

Codex N. T. gr. Gehlianus 4. den der sel. Rektor Gehle, in Stade, selbst in einer eignen Schrift, in 8. beschrieben hat und der für 40 Thlr. gekauft worden ist.

Ein Syrisches Lexikon.

Ein ansehnlicher Vorrath von geschriebenen Koranen. Ganze und einzelne Theile des Korans.

Ein ganzer Fascikel Miscellan-Sachen zur Morgenländischen Litteratur, aus dem Nachlasse des seel. Pastor Schulze in Halle.

Der

Der Katechismus der Drusen von Hrn. Niebuhr. Er ist, wie ich mich erinnere, von Hrn. Eichhorn im Repertorium publicirt worden.

Der Vorrath von türkischen und arabischen Manuscripten, ist von Zeit zu Zeit durch die Geschenke des Hrn. von Asch vermehrt worden. Außer den Koranen ist mir übrigens nichts sehr merkwürdiges bekannt worden, indem das meiste in Gebet- und Erbauungsbüchern besteht.

Ein noch nicht untersuchtes Manuscript auf Pergament, zur Kriegs- und Fortifikationskunst der alten Deutschen, mit gemalten Vorstellungen, in fol. Es ist in Nürnberg aus der Hand gekauft worden.

Ein Cod. Mſ. des Corporis juris, aus dem Schwarzischen Nachlasse in Altorf, den Hr. H. R. Heyne in einem eignen Programma beschrieben hat.

Eine beträchtliche Anzahl von Statuten, geschrieben.

Viele geschriebene Werke zur Partikular-Geschichte, denen ein eigener Schrank gewidmet ist.

Eine Anzahl von 433 Fascikeln, Meibomischer Briefe und Mſc., davon, so viel ich weis, in Hrn. Prof. Blumenbachs Bibliothek eine Nachricht anzutreffen ist. Es ist dies eigentlich nur ein Theil der Meibomischen Manuscripte, die allerley Wissenschaften betreffen, und insonderheit den Statum rei medicae, von dem ganzen 17ten Jahrhunderte erläutern. Der übrige Theil, welcher Geschichte des deutschen Reichs enthält, wird in Hannover auf der Königl. Bibliothek verwahrt, daraus jener Theil, als ein Geschenk an die Universität überlassen worden ist.

Die sämmtlichen Kollektaneen des seel. Hofr. Achenwall, die in CXXI. Mappen, nach dessen Compendien über die Europäische Staaten-Geschichte, über dessen Statistik, Staatshandel, Staatswissenschaft und Naturrecht geordnet und numerirt sind. Unter einer Menge unbedeutender Dinge, wie man in Kollektaneen erwarten muß, stecken auch beträchtliche ihm von Höfen und Ministern kommunicirte Aufsätze: um letzterer willen soll die Königl. Regierung sich entschlossen haben, den Erben 200 Dukaten dafür zu geben.

2) Alte Drucke aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Obgleich nicht besonders zum Zwecke gemacht worden, aus dieser Art von Seltenheiten ein eigen Kabinet zu sammlen, indem was vorhanden ist, zerstreut herum, in denenjenigen Fächern steht, wozu jedes seinem Innhalte nach gehöret, da hingegen in andern Bibliotheken, wie z. B. in Gotha, die alten Drucke abgesondert stehen und ein eigen Zimmer einnehmen: so ist gleichwohl der vorhandene Vorrath, so zahlreich und so beträchtlich, daß, wenn man für besser gefunden hätte, ihn zusammen an einem Orte zu stellen, und eine eigene Klasse von Büchern daraus zu machen, er für sich allein Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich ziehen müßte.

Der seel. Hamberger hat sich die Mühe genommen, ein Verzeichniß darüber zu entwerfen, das er ohngefehr bis zum Jahr 1768 fortgesetzt haben mag. Ich rechne, daß bis zum Jahr 1770 der Vorrath alter Drucke, sich ohngefehr bis auf 800 Werke belaufen habe. Seit jener Zeit aber ist der Vorrath dieser Denkmäler des 15ten Jahrhunderts, außer einzelnen Stücken, die von Zeit zu Zeit aus einzelnen Auktionen mitgenommen worden sind, insonderheit durch ganze Sammlungen, die man anzukaufen Gelegenheit hatte, gar ansehnlich vermehrt worden, als:

1 Aus der Strasburger Doublettenauktion, eine auserlesene Anzahl alter Drucke.

2. Verschiedene schätzbare Stücke, aus der Schwarzischen Bibliothek in Altorf.

3. Aus dem Gebauerschen Nachlasse eine beträchtliche Anzahl alter Drucke für alle Fächer, besonders die ältesten Suiten von Reichsabschieden, deutschen Provinzialgesetzen, Sachsen- und Schwabenspiegeln, und was in andern Theilen der Litteratur insonderheit die ältesten deutschen Werke sind.

4. 200 Stück Doubletten aus der Nürnberger Stadt-Bibliothek.

5. An 700 auserlesene zum Theil höchst seltene alte Drucke, die der Hr. Hofrath und Geheime Kanzley-Sekretair v. Dave, in Hannover, aus Liebhaberey seit vielen Jahren gesammlet, und zuletzt an die hiesige Universität verkauft hatte.

Einige der ältesten Stücke darunter sind:

Liber de miseria humana conditionis A. MCCCCXLVIII.

Psalmorum codex per Jo. Fust. Mogunt MCCCCLVII.

Biblia latina. Mogunt. per Jo. Fust. 2 Vol. 1462.

3) Andere Merkwürdigkeiten.

Ich darf mich auf dieses Meer nicht wagen, ohne den Vorsatz zu haben, eine langwierige Reise zu machen. Am wenigsten das allgemeinste zu wagen, läßt sich versichern, 1) daß in allen Fächern die großen Bücher vorhanden sind: d. h. bey den Bibeln alle Polliglotten, auch die Ximenianische in einem vollständigen und herrlichen Exemplar; in der Kirchengeschichte Vloginii Thesaur. die Baronischen Suiten, Acta sanctor. und dergl. in der Patristik alle Bibliothecae Patrum, auch Gallandi; Im Jure die voluminösen Thesauri Ottonis. Mermanni Opp. Cuninai Ocean. juris, In jure canonico das Bullarium M. und auf gleiche Art in andern Klassen von Büchern. 2. Schätzbar ist auch ferner; daß in denjenigen Fächern von Büchern, worinn es darauf ankommt, Editiones principes, und hernach von diesen angerechnet, vollständige Suiten gesammlet worden sind, wie solches insonderheit von den griechischen und lateinischen klaßischen Schriftstellern, und von den Kirchenvätern gerühmt werden kann. 3. Was man seltene Bücher nennt, davon fehlt, nach einer angestellten Vergleichung mit den darüber herausgekommenen Verzeichnissen, nur wenig; es sind hier aber viel mehrere, die nicht in jenen Verzeichnissen stehen. 4. In der Naturgeschichte, Antiquitäten: und Kunstgeschichte wird nicht leicht eine Bibliothek seyn, die den theuren Vorrath von Kupferwerken besitzt. 5. Das schätzbarste ist ohnfehlbar, daß in allen Klassen und Fächern, ohne Unterschied, die wichtigsten und neuesten Werke gewiß angeschafft worden sind. Dies und der damit verbundene freye Gebrauch, zeichnet ganz ohnstreitig die Göttingische Universitäts Bibliothek unter allen andern Bibliotheken in der Welt aus, und macht sie zur einzigen in ihrer Art.

Druckfehler im ersten und folg. Bogen des LXXXVIII. B. 2ten Stücks.

Seite 3, Zeile 7, lies mittlere. S. 4, Z. 9, l. seine. Z. 11, l. Schultes. Z. 3, von unten l. Schamat. S. 5, Z. 16, streich den aus. S. 6, Z. 17 und S. 15, Z. 26, l. Vessera. S. 6, Z. 22, l. Trostadt. S. 7, Z. 2 und S. 14, Z. 9, l. Irmelshausen. S. 7, Z. 7, l. Wasungen. S. 8, Z. 9, l. Hallenberg. Z. 13 und 31, und S. 10, Z. 5, l. Münnerstadt. Z. 3 von unten, l. Saale. S. 9, Z. 3, l. von statt sie. Z. 21, l. eines. S. 10, Z. 4, l. Bensbausen. Z. 6 von unten, l. Silbers. S. 11, Z. 2, l. Dynasten. Z. 4, l. Orte. Z. 16, l. nachher st. noch Rose. S. 12, Z. 6, l. Daß. Z. 6 von unten, l. von. S. 13, Z. 15, l. sein Sohn. S. 14, Z. 13, l. errichteten. Z. 17, l. Schalkau. Z. 26, l. andre Orte: deren Gemahl verkaufte aber ꝛc. S. 16, Z. 9, l. der. Z. 12, schieb ein, Nachrichten. Z. 22, l. Düngen. Z. 28, l. Waldasche. Z. 32, l. Henneberg. Z. 24, streich den Punkt aus. S. 17, Z. 12, Stoffelstein l. Staffelstein. S. 48, Z. 14, Barth l. Bahrdt. Z. 20, Handlungen l. Handlangern. Auf dem Bogen Q, S. 241 und R, S. 257, muß der Nom. LXXXVIII. 2. heißen. S. 243, Z. 3, Im l. Aus. S. 249, Z. 21, Windock l. Windeck.

